Pütz

Charakteristiken

zur vergleichenden

Erd- und Völkerkunde,

in abgerundeten Gemälden

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Wilhelm Pütz,
Oberlehrer am katholischen Gymnasium zu Köln.

Erster Band.

Köln, 1859.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Die vorliegende Galerie von Gemälden aus dem reichhaltigen Schatze unserer geographischen und Reise-Literatur hat zunächst die Bestimmung, bei dem Gebrauche des vom Herausgeber verfaßten Lehrbuches der vergleichenden Erdbeschreibung (3. Aufl. 1859) als Commentar zu dienen, indem sie einerseits dem Lehrer, dem nur eine beschränkte Zahl von Werken über wissenschaftliche Erdkunde zu Gebote steht, das Material zur Erläuterung des im Lehrbuche in gedrängter Kürze dargestellten Stoffes bietet, andererseits dem Schüler ein Mittel zur Belebung und Ergänzung des Unterrichts in einer seiner Fassungsgabe angemessenen Form an die Hand gibt. Wenn demnach der Hauptzweck dieser Sammlung mehr auf nachhaltige Belehrung, als auf vorübergehende Unterhaltung gerichtet war, so mußte dieselbe sich von den zahlreichen in jüngster Zeit erschienenen „geographischen Charakterbildern" und ähnlichen Werken durch einen mehr wissenschaftlichen Gehalt der einzelnen Aufsätze, durch eine größere Planmäßigkeit in deren Auswahl und durch eine gewisse Vollständigkeit der behandelten Gegenstände unterscheiden. Auch führte die Verfolgung dieses Zweckes von selbst auf die Nothwendigkeit, eine neue Sammlung aus den Originalwerken zu veranstalten und zugleich die vergleichende Behandlung, welche, wie in anderen Wissenschaften, so auch bei der Erdkunde zu so fruchtbaren Resultaten geführt hat, in den Vordergrund treten zu lassen. Daß dabei solche Abschnitte am geeignetsten zur Aufnahme befunden wurden, welche wissenschaftlichen Werth mit anziehender Darstellung möglichst vereinen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie bedeutend aber die Zahl solcher Werke bereits in diesem Zweige unserer Literatur ist, und wie wenig gerade die vorzüglichsten bisher für geographische Lesebücher

benutzt worden, das wird eine auch nur oberflächliche Vergleichung der meisten unter den letzteren mit der vorliegenden Sammlung leicht bekunden. Deshalb hofft der Herausgeber auch durch die gewählten Proben zur allgemeineren Bekanntschaft mit den Hauptwerken auf diesem Gebiete und zu deren weiterer Verbreitung seinerseits nach Kräften mitzuwirken.

Zweierlei Veränderungen hat sich derselbe an den Originaltexten erlauben zu dürfen geglaubt. Die erste und wesentlichste besteht in oft sehr bedeutenden Abkürzungen, theils um eine gewisse Einheit in der Behandlung zu erreichen, theils um die Haupterscheinungen in den einzelnen Länderräumen auch innerhalb eines beschränkten Raumes in einer gewissen Vollständigkeit vorführen zu können; wo einfaches Ausscheiden zu diesem Zwecke nicht hinreichte, hat der Herausgeber mitunter auch die Ueberarbeitung einzelner Aufsätze unternommen und diese als solche bezeichnet. Außerdem versteht es sich von selbst, daß in einem zugleich für Schüler und überhaupt für die reifere Jugend bestimmten Buche alles in religiöser, sittlicher und politischer Beziehung Bedenkliche, selbst in einzelnen Ausdrücken, ferngehalten ist, weshalb dasselbe auch für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten besonders geeignet befunden werden dürfte. — Die zweite, ungleich seltener angewandte Art der Veränderungen im Originaltexte besteht in der Berichtigung veralteter Angaben, und zwar nicht bloß statistischer, sondern auch bei Städte-Beschreibungen u. s. w. Die Prüfung der Richtigkeit der ausgewählten Schilderungen ist dem Herausgeber, namentlich bei diesem ersten Bande, vielfach erleichtert worden durch die eigenen Anschauungen, die er auf seinen seit einer Reihe von Jahren jährlich wiederholten Wanderungen durch Mittel-Europa und angrenzende Länder zu gewinnen Gelegenheit hatte.

Mit dem zweiten Bande, welcher bei ungefähr gleichem Umfange den Rest von Europa und die außereuropäischen Erdtheile enthält, wird diese Reihe von Charakteristiken abgeschlossen sein.

Köln, den 19. Juni 1859.

Uebersicht des Inhalts.

I. Allgemeines.

Seite
1. Die Formen der Erdoberfläche und ihr Einfluß auf den Menschen ... 1
2. Die Bedeutung der Ströme für die Cultur ... 10
3. Die Zonen und ihr Einfluß auf die organische Natur, insbesondere des Menschen ... 12

II. Zur Oceanographie.

4. Vergleichung der drei wichtigeren Weltmeere: des atlantischen, des großen und des indischen Oceans ... 18
5. Der atlantische Ocean als Vermittler zwischen der alten und neuen Welt 20
6. Der große Ocean und seine Bedeutung in der Zukunft ... 22
7. Das Mittelmeer ... 24
8. Das schwarze Meer ... 26
9. Vergleichung der Ostsee (als des nördlichen Mittelmeeres) mit dem (südlichen) Mittelmeer ... 30

III. Länder- und Völkerkunde.

10. Vergleichung der alten und neuen Welt ... 35
11. Die geographische Stellung des Festlandes zum Ganzen der Erdoberfläche 45
12. Die horizontale Gliederung der einzelnen Erdtheile und deren Einfluß auf die Cultur ... 48
13. Die Menschenracen ... 52

A. Europa.

14. Europa's Lage und Weltstellung ... 55
15. Europa's Ueberlegenheit über die andern Erdtheile ... 58
16. Europa's Gebirgsbau im Vergleich mit anderen Welttheilen ... 61
17. Europa's ethnographische, kirchliche und politische Dreitheilung ... 64

a. Südeuropa.

18. Vergleichung der drei südlichen Halbinseln Europa's ... 71

aa. Die griechische Halbinsel (im weiteren Sinne).

19. Landbildung der griechischen Halbinsel ... 73
20. Die Osmanen ... 77

Seite
21. Der Bosporus und die Dardanellen 78
22. Constantinopels Lage und Umgebung 81
23. Griechenlands Lage und natürliche Beschaffenheit im Verhältniß zu seiner Geschichte 85
24. Griechenland sonst und jetzt 92
25. Himmel und Luft in Griechenland 94
26. Der physische, geistige und sittliche Charakter der alten Hellenen 95
27. Die Bewohner des heutigen Königreichs Griechenland: Albanesen und Hellenen 98
28. Nordgriechenland 102
29. Mittelgriechenland (die eigentliche Hellas oder Livadien) 105
30. Südgriechenland (der Peloponnes oder Morea) 112
31. Olympia 124
32. Die griechischen Inseln 127
33. Montenegro (Tschernagora) 131

bb. Die italische Halbinsel.

34. Italien in seinen allgemeinen Beziehungen zum Auslande 133
35. Die Natur Italiens im Allgemeinen 137
36. Die Vegetation Italiens 139
37. Die Italiener 143
38. Das nördliche Italien 146
39. Das Chamounythal in Savoyen 151
40. Turin 153
41. Die Lombarden 155
42. Mailand 156
43. Venedig 160
44. Genua 166
45. Nizza 168
46. Toscana 172
47. Das Arnothal und die toscanischen Maremmen 177
48. Florenz 182
49. Livorno 185
50. Die Campagna von Rom 188
51. Rom, die zweimalige Weltherrscherin, im Vergleich zu andern Culturstätten 193
52. Die Peterskirche und der Vatican 197
53 Tivoli und seine Umgebung 201
54. Die pontinischen Sümpfe 204
55. Die Landschaften des Königreichs Neapel 205
56. Die Campagna felice 207
57. Neapel (im Vergleich zu Rom) 208
58. Die Neapolitaner 211
59. Der Vesuv 214
60. Ischia und Capri 217
61. Pompeji 220
62. Sicilien 224
63. Der Aetna 230
64. Palermo 234

cc. Die iberische Halbinsel (Spanien und Portugal).

65. Geographische Stellung und horizontale Gliederung der iberischen Halbinsel 237
66. Historische Bedeutung Spaniens 240
67. Die Pyrenäen im Vergleich mit den Alpen 241

Seite
68. Der orographische Bau der Halbinsel und dessen Einfluß auf die historischen Verhältnisse ... 244
69. Die Spanier und die Portugiesen ... 247
70. Das Baskenland ... 260
71. Der Monserrat ... 264
72. Madrid ... 267
73. Die Vega von Murcia und ihr Seidenbau ... 270
74. Die Alhambra ... 274
75. Der Fels von Gibraltar ... 279
76. Portugals Weltstellung ... 281
77. Lissabon ... 282

b. Mitteleuropa.

78. Die Alpen ... 285
79. Die Verzweigung und Gliederung des Alpensystems ... 289
80. Vergleichung der Alpen mit anderen Hochgebirgen ... 295
81. Die Gletscher ... 298
82. Die Alpengewässer ... 301
83. Die klimatischen Verhältnisse der Alpen ... 305
84. Der Mensch in den Alpen ... 307

aa. Die Schweiz.

85. Völker und Sprachen in der Schweiz ... 310
86. Die Cantone des Schweizer Alpenlandes ... 312
87. Das helvetische Tafelland ... 322
88. Der Rheinfall bei Schaffhausen ... 329
89. Der Jura ... 331
90. Die Cantone der französischen Schweiz ... 333

bb. Deutschland.

91. Deutschlands Weltstellung und deren Folgen ... 337
92. Deutschlands Bodengestaltung und deren Folgen ... 341
93. Deutschlands Natur ... 347
94. Deutschlands Gewässer im Allgemeinen ... 348
95. Die Deutschen ... 350
96. Die Donau im Vergleich zum Rhein ... 352
97. Weltstellung der oberen Donau ... 354
98. Die baierische Hochebene ... 356
99. München ... 358
100. Die Deutschen im Donaugebiet ... 363
101. Tirol im Vergleich mit der Schweiz ... 367
102. Das Innthal und Innsbruck ... 373
103. Salzburg ... 374
104. Steiermark und seine Hauptstadt ... 377
105. Triest ... 378
106. Wiens geographische Stellung ... 379
107. Böhmen und Mähren ... 381
108. Prag ... 385
109. Brünn ... 386
110. Das österreichische Schlesien ... 389
111. Die Sudeten mit dem Riesengebirge ... 390
112. Die sächsische Schweiz ... 392
113. Dresden ... 394

	Seite
114. Der Harz	395
115. Thüringen	397
116. Franken nach seiner geographischen und historischen Bedeutung	401
117. Nürnberg	405
118. Schwaben	408
119. Der Rheinstrom	410
120. Die oberrheinische Ebene	416
121. Das Rheingau	421
122. Das niederrheinische Bergland und die deutsche Mosel	423
123. Köln	425
124. Die norddeutsche Tiefebene	428
125. Die Weser, Bremen und Bremerhaven	431
126. Hamburg	436
127. Berlin	438
128. Danzig	442
129. Königsberg	443
130. Die Insel Rügen	444
131. Helgoland	448
132. Nord- und Süddeutschland	453

I. Allgemeines.

1. Die Formen der Erdoberfläche und ihr Einfluß auf den Menschen *).

(Nach G. L. Kriegh, Schriften zur allgemeinen Erdkunde.)

Das horizontal Ausgebreitete und das in die Höhe Gerichtete oder Ebene und Berg sind die zwei Grundformen der Erdoberfläche.

Die Ebene, die einfachste Form oder vielmehr das Formlose selbst, kommt in unabsehbarer Ausdehnung mit mathematischer Vollkommenheit nur auf dem Meere vor, wenn in strömungsfreien Gegenden gänzliche Windstille dasselbe umfängt; aber diese Erscheinung ist an keinem Orte der Erde eine bleibende, und man weiß nur einige Stellen des Oceans anzuführen, an welchen sie besonders häufig eintritt.

Das Meer.

Das Meer erscheint dem Menschen als die Mutter und Erhalterin des Lebens. Ursprünglich den ganzen Erdball bedeckend, hat es lange die Keime alles Werdenden in seinem Schooße getragen, und alle Festländer sind nur Inseln, welche aus ihm einst emporstiegen. Noch jetzt enthält dasselbe eine unerschöpfliche Fülle lebender Wesen, umspült alles feste Land, ist die Quelle der Feuchtigkeit, die, aus ihm aufsteigend und auf die Länder sich niederschlagend, in Verbindung mit der Wärme diese allein fruchttragend und bewohnbar macht, nimmt alle fließenden Gewässer in sich auf, um sie in anderer Form durch die Lüfte dem Lande wieder zuzusenden, und ist so noch immer Mutter und Erhalterin des Lebens. Daher erschien so vielen Völkern die See als „heilige

*) Dieser Aufsatz behandelt sowohl die ästhetische, als die culturhistorische Seite der Formen der Erdoberfläche. Der hier gegebene Auszug beschränkt sich auf die culturhistorische Seite. Eine Probe von dieser ästhetischen Geographie findet sich unter Nr. 35.

Salzflut" und als Reinigerin des Befleckten, daher stiegen nach den Sagen derselben Götter, Erde und Menschen aus ihr hervor.

Auch müssen wir des Gefühles der Freiheit und der Kraft gedenken, welches die See in denen erweckt, die auf ihr fortwährend die Stätte ihres Strebens und Schaffens haben. Das freie Meer, wie die freie Natur überhaupt, wo der Mensch keine beengende Schranke fühlt und sich nur von sich selbst abhängig findet, erweckt jenes erhebende, frohe Gefühl, das den Seemann, trotz tausendfacher Gefahren und Entbehrungen, aus den Kreisen des sicheren und geordneten Lebens immer wieder hinaus auf die wogende Flut zieht. Dieses Gefühl und das Bewußtsein der auf sich selbst beruhenden und im Kampfe mit Elementen erstarkten Kraft sind es, die dem Seeleben für Viele den Hauptreiz geben, alle Männer des Meeres aber in größerem oder geringerem Grade durchdringen: so wie eine ähnliche Stimmung aus dem Kriegerleben entspringt und in gewissen Cultur-Verhältnissen ganzen Nationen innewohnt.

Suchen wir in den Seevölkern die gemeinsamen Charakterzüge zu erfassen, welche aus der Einwirkung des Meeres und des Seewesens herzuleiten sind: so sind sie es zunächst, die allein von allen Völkern recht eigentlich an den Grenzen der Menschheit wohnen. Sind die Bewohner einer Seeküste kein Volk für sich, sondern gehören sie als äußerstes Glied einer großen Inlands-Nation an, so sehen wir ihren Blick meistentheils mehr nach außen, über das Meer hin, als nach innen gerichtet, und das Interesse für das Vaterland noch mehr, als bei den Bewohnern der Binnengränzen, mit dem für die jenseit ihres Meeres Lebenden getheilt. So blickt z. B. Bremen mehr nach Amerika, Triest mehr nach der Levante, und Lübeck mehr nach Rußland und den skandinavischen Reichen hin, als nach Deutschland, und eben so lebt in dem sonst so sehr Alles nach einem Centrum hinziehenden Frankreich der Bewohner von Calais und Boulogne mit seinen Gedanken mehr in England, der von Havre mehr in Amerika, und der von Marseille mehr in der Levante, als im eigenen Vaterlande. Unmittelbar an der Küste ist ferner der Mensch eben so dem Meere, wie anderwärts der Scholle, verwandt, und die See, auf welcher der Küstenbewohner als Fischer oder als Seemann den größten Theil seiner männlichen Tage zubringt, ist für diesen so zu sagen amphibischen Menschenschlag nicht allein das eigentliche Element seines Wirkens und Waltens, sondern auch gleichsam das große Ackerland, welchem er, wie der Landmann dem Boden der Erde, für sich und für Andere jährlich reiche Aernten abgewinnt. Die offene See macht aber auch die ganze Welt zum Markte für ihre Anwohner; der Handel derselben ist dadurch der größten Ausdehnung fähig, und von den Phöniciern der vorchristlichen Zeit an bis auf die Engländer unserer Tage herab war deßhalb das erste Seevolk eines Welttheiles immer auch das reichste desselben. Von dem Gewinne der Producte des Bodens und des Kunstfleißes der Erde gehört stets ein großer Theil den Seevölkern, von welchen selbst wieder

diejenigen, die keine eigene Schifffahrt haben, eine Nahrungsquelle der anderen werden. Neben diesem großen National-Wohlstande erhalten alle Seevölker auch eine größere politische Bedeutung von dem Meere her; im neueren Europa haben nach einander die Italiener des Mittelalters, die Hanse-Städte, die Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer als Seemächte ein großes Gewicht in die Wagschale der europäischen Politik gelegt; Nordamerika's Einfluß auf die übrigen Länder des transatlantischen Welttheiles nimmt von Jahr zu Jahr zu; und in Betreff des alten Continents wird man in allen Zeiträumen der Zukunft staunen, daß eine im äußersten Nordwesten Europa's gelegene kleine Insel, welche im Anfange unseres Jahrhunderts nur zehn Millionen Einwohner hatte, für die politischen Angelegenheiten der Welt von allen Staaten lange Zeit der gewichtigste war, und daß sie, in mehrfachem Sinne eine Tochter des Meeres, durch ihre Bedeutung als Seevolk vom Nord- bis zum Südpol entscheidend waltete. Wie der Wohlstand und die innere Kraft, so dauert auch politische Macht und Weltherrschaft von Seevölkern länger, als die continentaler Nationen, weil die letzteren leichter und schneller entarten und verweichlichen, und weil, was im Binnenlande zuweilen geschieht und die Geschichte Alexander's, Dschingiskhan's, Tamerlan's, Napoleon's und Anderer zeigt, wohl die Kraft eines Einzelnen dadurch, daß sie die ganze materielle und intellectuelle Macht eines Staates von sich abhängig zu machen und auf ein Ziel zu richten vermag, die Welt erobern kann, dagegen aber große Eroberungen zur See nicht gemacht werden können, ohne daß das Volk selbst einen hohen Grad von entwickelter innerer und äußerer Kraft besitzt.

Gehen wir von diesen Beziehungen der See zu den äußeren Zuständen der Völker auf das innere Wesen derselben über, so zeichnen sich zunächst alle wahren Seevölker durch Rüstigkeit und Muth aus; denn das Leben zur See ist ein Leben der Kraft und des Kampfes, das auch während einer langen Zeit des Friedens fortwährend anregt, stählt und stärkt, und die Seevölker in dieser Hinsicht den kriegerischen Nationen ähnlich macht. Dieselben zeigen fernerhin gegenüber den Landvölkern einen großen Nationalstolz ohne Nationaleitelkeit, gegenüber anderen Seevölkern aber Nationaleifersucht. Das Seeleben nährt bei Nationen das Romantische, welches entweder in ihrem Stamm-Charakter liegt oder durch Culturverhältnisse und Landesnatur sich ihnen aufdringt; namentlich aber erregt der Seekrieg das Wohlgefallen am Abenteuerlichen und den poetischen Sinn mehr, als das kriegerische Leben des Continentalen: Beispiele sind die Athener im Vergleiche mit den Spartanern und die früheren germanischen Bewohner der Nord- und Ostsee gegenüber den übrigen Gliedern ihres Stammes. Das bloße commercielle Streben eines Seevolkes dagegen tritt, wie allenthalben der Handel, in Ermangelung anderer Anregungen der Entwicklung dieser Seite hemmend entgegen, wie die Phönicier, die Holländer und die Nordamerikaner zeigen. Das Meer regt endlich vorzugsweise

die Kräfte der Völker an, entwickelt und schärft sie, weckt und unterstützt die äußere und belebt die innere Bildung der Nationen; aber es fördert die Veredlung ihrer Individuen nicht nur nicht, sondern es zeigt sich vielmehr der moralischen und höheren intellectuellen Ausbildung nachtheilig, und schon Plato und Strabo haben deßhalb das Meer getadelt, indem sie sagten, es sei ein Lasterlehrer, mache die Menschen schlechter und erwecke in ihnen Krämerschlauheit, Treulosigkeit und Verschmitztheit. Wir können daher sagen, daß das Seeleben allenthalben die Industrie belebt und alle anderen äußeren Zwecke des Intellectuellen fördert, für die höhere Cultur aber nur die Fundamente legt.

Die Wüsten und Steppen.

Dem Meere vergleichbar sind die großen flachen Ebenen des Festlandes, welche, vegetationsleer oder mit bloß krautartigen Pflanzen bedeckt, unabsehbar von einem Ende des Horizonts bis zum anderen sich erstrecken. Wirklich hat auch einerseits die Sprache der Völker die sandigen Wüsten Afrika's und Asiens auf eine in mehr als bloß allegorischem Sinne bezeichnende Weise Sandmeere und das vorzugsweise zu ihrer Durchwanderung geschaffene Thier das Schiff der Wüste genannt; und eben so vergleichen andererseits fast alle Reisenden, welche die wogenden Grasflächen der Prairieen und Pampas von Amerika oder andere ausgedehnte Steppen durchwanderten, diese weiten Räume als grüne Oceane mit den unermeßlichen Flächen des Weltmeeres. Doch liegt diese Aehnlichkeit zwischen großen Land- und Wasserflächen nur in dem Unbegränzten, Einförmigen, nichts Einzelnes, sich Auszeichnendes Enthaltenden beider; neben dem Todten und Starren der Wüsten aber und dem in Farbe und Form sich Gleichbleibenden krautbedeckter Ebenen zeichnet sich das Meer durch die wechselnde Beweglichkeit seiner Oberfläche und die Thierbelebtheit seiner Wassermasse als ein freundlicherer Anblick aus.

In der Wüste*) und an ihrer Grenze hat der Mensch andere Weisen des äußeren und inneren Lebens, andere Genüsse und andere Bestrebungen, als im gesegneteren Lande. Ihm ist ein schattiger Hain, eine grüne Wiese und ein rauschender Strom eine seltene Erscheinung, aber auch ein wonnigerer Anblick, als dem Bewohner glücklicherer Erdstriche. Wasserquellen, in anderen Gegenden ein freies Gemeingut gleich der Luft, sind für ihn ein kostbares Besitzthum, ein Gegenstand des Strebens und oft eine Ursache des Streites und blutiger Kämpfe. Wandelbar, wie der Sand der Wüste, ist sein Wohnsitz und sein äußeres Leben: in ihrem weiten, öden Raume gibt es keine Stätte des Bleibens, sondern nur Ruhepuncte des Wanderers, nur Reisestationen. Sein Leben ist ein bewegliches, sich stets local veränderndes und doch

---

*) Vgl. Alex. v. Humboldt, Ueber Steppen und Wüsten, in dessen: Ansichten der Natur, I. S. 3 ff.

einförmiges Dasein. Wie der Schiffer an sein Fahrzeug, so ist er an das Thier gefesselt, das ihn selbst und seine Habe durch die weite Fläche hinträgt; ja, es steht ihm fast näher als der Mensch, mit dem er nur schwer sich durch Bande des Staates und des größeren geselligen Verkehrs verknüpft. Die Völker, welche die Wüste umwohnen, sind größtentheils Handelsleute, wie die civilisirten Seevölker, oder Corsaren, wie die rohen Bewohner öder Seeküsten; denn die Wüste wie das Meer sind die freien Räume des Handels und des Raubes, aber ungleich der ersteren ist das letztere zugleich auch ein großes Aerntefeld der Fischerei, dessen Producte hier und da ganze Volksstämme und allenthalben Hunderttausende ernähren. Die See wirkt anregend und schärfend auf Sinn und Geist ihrer Anwohner und fördert den Uebergang zur Cultur; aber die Wüste hemmt den bildsamen Sinn der Menschen in seiner Entwicklung, und duldet in ihrer unmittelbaren Nähe selten mehr als ein kriegerisches Nomadenleben und eine mühsam fortschreitende Halbcultur.

Die baumlosen, mit Haide, Gras oder anderen kleinen Pflanzen bedeckten Ebenen, welche man mit dem gemeinschaftlichen Namen der Steppen zu belegen pflegt, kommen in unabsehbarer Ausdehnung in allen Erdstrichen vor, sind aber mehr als eine Eigenthümlichkeit der temperirten Zonen zu betrachten, weil sie hier besonders häufig sind und namentlich ein bedeutendes Uebergewicht über die Wüsten haben.

Die Steppenflächen sind in ihrem individuellen Charakter von einander verschieden: aber nicht bloß nach den vorherrschenden Pflanzenarten und den Bestandtheilen der Bodendecke, sondern auch nach klimatischer und vertikaler Lage, nach der größeren oder geringeren Mannigfaltigkeit ihrer Vegetation, nach dem höheren oder niedereren, dem dichteren oder lockereren Wuchse derselben und der stärkeren oder schwächeren Befeuchtung. Welch großer Unterschied findet zwischen der lüneburger Haide, den verschiedenen ungarischen Ebenen, den südrussischen Steppen, den salzhaltigen Flächen des hohen Hinterasiens, den Graswäldern der Pampas, den einen Theil des Jahres hindurch in vollkommene Wüsten umgewandelten Karroo's in Südafrika, den Llanos in Südamerica u. s. w. Statt!

Der Mangel an Individualität und Mannigfaltigkeit in der Natur, das Formlose derselben, das Abhandensein der Schwierigkeiten, die in Gebirgen und am Meere dem Menschen sich entgegenstellen, die fehlende Gewöhnung an eine bestimmte, abgeschlossene Stätte des Lebens oder der Mangel eines eigentlichen Geburtsortes, d. i. einer besonderen Heimat im Vaterlande, der nicht empfundene Reiz zu verschiedenartigen Beschäftigungen, den ein in Form, Vegetation, Bestandtheilen und Bewässerung abwechselnder Boden ausübt, — alles dies beraubt die Steppe der anregenden, entwickelnden und schärfenden Einwirkung auf Geist und Herz, welche andere Striche der bewohnbaren Erde auszeichnet, und erschwert ihren Bewohnern den Uebergang aus dem Zustande des Jägers und Hirten zu höheren Stufen des Lebens und der Ge-

sittung. Die Steppe ist die eigentliche Wohnstätte des Nomadenlebens, in welcher der Mensch nur schwer stationär wird und zu Ackerbau, Gewerben, Gemeindeverbindung, Staatsleben und Kunstbildung übergeht; und deßhalb sind die Bewohner jener großen mittelasiatischen Weideländer, so wie diese selbst das vollkommenste Bild einer Steppe darbieten, durch alle Zeiträume hindurch wandernde Hirtenstämme geblieben, während die angrenzenden begünstigteren Flächen von Osteuropa schon in alter Zeit feste Grenzen und Wohnsitze, Ackerbau und Dörfer enthielten.

Die fruchtbaren Ebenen.

Die fruchtbaren Ebenen der gemäßigten Zonen gewähren dem Menschen das leichteste Dasein, und sind die gedeihlichsten Stätten alles dessen, was in dem Zusammenleben der Menschen und in der gemeinschaftlichen Entfaltung ihrer Kräfte seine stärksten Wurzeln schlägt; und wenn das Meer die große, die Menschheit aller Räume mit einander verbunden haltende Straße und die dem Welthandel sich ausbreitende Fläche ist, so sind dagegen jene die wahren Wohnsitze der inneren und äußeren Cultur in allen ihren allgemein-menschlichen Beziehungen, und erhalten das geistige Band, das die Menschheit aller Zeiten umschlingt. Aber in ihnen wirkt die Natur nur im Allgemeinen fördernd und begünstigend; was im Einzelnen — sei es in den Productionen eines ganzen Volkes oder in denen eines Individuums — dort sich hervorbildet, das ist viel mehr ein Ergebniß der menschlichen Anlage und Cultur, als das Resultat einer directen Einwirkung der äußeren Natur. Dort kann, durch die mittelbare Begünstigung dieser, individuel und generel Alles sich entwickeln und gedeihen; aber direct in hohem Grade eingreifend, entwickelnd, hebend und haltend ist die Einwirkung der Natur auf das höhere Leben des Individuums nur in der schönsten Form, welche die Erde hat, in dem Gebirge.

Die Gebirge.

Die Gebirgsform, zu welcher wir damit übergehen, ist eben so mannigfaltig an und für sich selbst, als in ihrer Wirkung auf den Menschen, und hängt in Betreff dieser überdies noch sehr von der großen Verschiedenheit des Klima's, der Pflanzenbekleidung, der Vertheilung des quellenden und fließenden Wassers, der Höhe, der geognostischen Bestandtheile, der Bewohnung u. A. ab. Das Gebirge ist zunächst allenthalben das die Landstriche und ihre Bewohner Begrenzende und von einander Abschließende, die vollkommenste Scheide der Länder und Völker und deßhalb oft die Grenzlinie der Heimat oder des Vaterlandes, aber nicht, wie mitunter Steppen und Wüsten, als eine große Lücke der Cultur, sondern als besonderes Zwischengebiet Völker von Völkern trennend.

Hochgebirge zeichnen sich durch Großartigkeit, Mannigfaltigkeit und die Vereinigung der entschiedensten Contraste aus, und übertreffen in

Bezug auf jede dieser drei Eigenschaften alle anderen Formen-Erscheinungen auf dem festen Lande. Ihre kolossale Höhe, ihre ungeheure Masse an und für sich und als Gegensatz gegen die im Einzelnen herrschende Zersplitterung und Verwirrung; das Schroffe und tief Steile ihrer Bergwände; die schauerliche Wildniß ihrer rauhen Felsmassen, welche ganz und gar von dem Begriffe des Regelmäßigen entfernt sind; ihre Gletscher und Schneefelder; ihre stolzen, hoch in den Luftraum hineinragenden Gipfel, welche, wie Schiller sagt, von den Pfeilen der Sonne nur vergoldet, aber nicht erwärmt werden, und von denen herab man durch den Riß der Wolken die grünende, bewohnte Welt in nebeliger Tiefe erblickt; die brausenden Wasserstürze; der Anblick des Unwandelbaren, das auf Hochgebirgen seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben scheint; die schwindeligen Stege, welche über ihre Abgründe führen, und die „Straße der Schrecken", die an ihren Tiefen und drohenden Schneemassen vorüberleitet — alles das erregt Staunen und Bewunderung, wie Furcht und Beengung. Bilder der Trauer und der Lust erfüllen dort wechselnd die Seele des Menschen; die mannigfaltigsten Eindrücke regen sein Inneres an und gewöhnen dasselbe so sehr an sich, daß er oft nur mit Schmerz und erkrankend sie entbehren kann; Schwierigkeiten der größten Art, die reinste Luft und der belohnende Genuß der schönsten Naturscenen stählen seine Kraft, schärfen seinen Sinn und beleben sein Herz; und dieselbe einsam wilde und mannigfaltige Natur, die seine Phantasie aufregt und oft mit Grausen erfüllt, gewährt seinem Gemüthe auch den stillen Frieden einer heiteren Ruhe. Darum sind die Gebirge — und zwar um so mehr, je mehr sie sich dem bezeichneten Charakter nähern — die wahren Wohnsitze der Kraft, des Friedens und der Einfachheit und das echte Land der Poesie; und darum ist es auch natürlich, daß allenthalben der Mensch so gern seine höchsten und heiligsten Ideen personificirend auf die Berge verlegt oder wenigstens historisch daran anzuknüpfen sucht*). Es ist in dieser Hinsicht namentlich der besonders in den Tropenländern so wichtige Temperatur-Unterschied von oben nach unten hervorzuheben, welcher mitunter die Klimate aller Erdzonen auf dem Raume von wenigen Stunden neben einander ausbreitet, dem Reisenden oft in fernen Welttheilen hoch über sonne-verbrannten Ebenen plötzlich europäische Luft und Pflanzenwelt vorführt, und ihm die Möglichkeit gewährt, an Einem Tage durch Schnee und Eis und unter Bananen und Palmen zu wandeln.

In Betreff des eigenthümlichen Wesens der Bergvölker ist zunächst der angedeutete Charakter des Kräftigen und Belebten derselben anzu-

---

*) Wem erwecken die Namen Sinai, Horeb, Morija, Gilead, Zion, Karmel, Golgatha und Tabor nicht heilige Erinnerungen? Unsterblichen Ruhm verlieh die Mythe dem Ida, der Wiege Jupiter's, dem Olymp, den die Götter der alten Hellas bewohnten, den Bergen Helikon, Pindus und Parnaß, deren Haine den Reigen der Musen belauschten. Es dürfte kein Volk geben, in dessen Sagenkreise nicht Berge eine Hauptrolle spielten.

führen. Körperlich und geistig pflegt der Mensch in Gebirgen, besonders Hochgebirgen, kräftiger zu sein, hauptsächlich deßwegen, weil er dort mehr als anderswo auf sich selbst gestellt ist, Schwierigkeiten überwinden muß, stets gesunde Luft einathmet und aus mehr als Einem Grunde dem Luxus und der Verweichlichung schwer zugänglich ist. Von Körper stark und wohlgestaltet, von Geist kräftig und regsam, zeichnen sich die Bewohner der von reinen, elastischeren Lüften umgebenen Alpenhöhen meist auch durch heiteren Sinn und fröhliches Wesen aus: so vornehmlich in Appenzell und anderen Gebirgsgauen der Schweiz, in Tirol, in Steiermark, im Tatra-Gebirge, im Basken-Lande, in Afrika auf den abyssinischen Gebirgen, in Asien auf dem Himalaja und dem Nilgerry und anderwärts. Starke Nerven und enorme Muskelkraft sind ihrem Körper eigenthümlich, und erstaunlich ist die Kraft, mit welcher sie zum Theil die größten Lasten ohne bedeutende Anstrengung bergauf und bergab zu tragen vermögen. Mit dem rüstigen Wesen und der großen, selbstbewußten Kraft der Höhenbewohner hängt es auf natürliche Weise zusammen, daß Muth und Unabhängigkeitssinn in der Regel sie auszeichnen. Es ist nicht nöthig, Beispiele davon anzuführen, da sich durch Europa hin, von den Bergschotten und Norwegern im Norden an bis zu den Mainotten, den Montenegrinern, Albanesen, Tirolern und Basken im Süden, Jedem eine Menge derselben von selbst darbieten. Die große körperliche Gewandtheit und praktisch-intellectuelle Regsamkeit, wodurch die Bergbewohner im Allgemeinen sich auszeichnen, erklärt sich leicht aus den Schwierigkeiten, welche sie vor anderen Menschen zu überwinden haben, und aus der Anregung, die von denselben natürlicher Weise ausgeht.

Ferner isolirt das Gebirge die Menschen mehr, als irgend etwas Anderes auf dem festen Lande. Deßhalb haben ihre Bewohner die meisten Eigenthümlichkeiten in Sitte, Denk- und Lebensweise. Wegen dieser Abgeschlossenheit, der geringeren Ergiebigkeit des Bodens und der darauf beruhenden Genügsamkeit hat außerdem der Mensch in den Gebirgen weniger Bedürfnisse, als in den Ebenen, aber diese sind auch um so dringender. Daher herrscht hier in bald größerem, bald geringerem Grade Armuth, aber auch Gastfreiheit, welche noch überdies von dem einfachen Sinne und dem unverdorbenen natürlichen Gefühle unterstützt wird, und die wir überall auf dem Erdboden in demselben Verhältnisse größer finden, in welchem ein bedürftiges, der behaglichen Sorglosigkeit und des Luxus ermangelndes Leben ihren Werth schätzbarer macht. Ritter spricht in seiner Beschreibung von Abyssinien die Bemerkung aus, Gastfreiheit sei bei aller Armuth in jedem Alpenlande einheimisch; sie ist ein in der Natur dieser Länder und ihrer Bewohner tief gegründeter Zug. Ferner treibt die Aermlichkeit des Bodens, in Verbindung mit der erwähnten Regsamkeit, die Gebirgsbewohner häufig aus ihren Theilen heraus, und veranlaßt sie, temporär in andere Landstriche auszuwandern, theils um statt der daheim fehlenden Gewerbsthätigkeit draußen durch Arbeit sich einen Erwerb zu machen, theils um

die Producte ihrer Gebirgswelt oder ihrer Industrie in der Fremde abzusetzen. Beispiele sind die Savoyarden, Graubündner, Vorarlberger (besonders um Montafon), Tiroler, Schwarzwälder u. s. w. Dies gibt vielen Gebirgsbewohnern den Charakter des Nomadischen, den außerdem auch das Geschäft des Lasttragens oder Saumthiertreibens und die auf den Höhen vorzugsweise herrschende Viehzucht ihnen verleiht. Letztere macht einen großen Theil von ihnen eigentlich zu Berg-Nomaden, indem sie in höheren Gebirgen während der einen Jahreszeit droben in Sennhütten, während der anderen drunten in Dörfern leben, oder auch, wie man im Himalaja fand, für diesen Wechsel besondere Sommer- und Winterdörfer haben. Ein allgemein bekannter Zug ist, in Betreff jener Wanderungen in fremde Länder, die stete Gewohnheit der Gebirgsleute, trotz des bequemeren Lebens drunten, immer wieder hinauf in die Thäler und Schluchten ihrer Berge zurückzukehren. Er hat seinen Grund in der Heimatsliebe, welche bei keiner anderen Art von Menschen allgemeiner und mächtiger ist, und bei ihnen so oft in das bekannte Heimweh übergeht.

Das Gebirge trennt zwar einestheils die Glieder einer es bewohnenden Volksgesammtheit äußerlich sehr von einander, aber es stellt sie anderestheils durch die Gleichartigkeit der Bedürfnisse, der Sitte und der Beschäftigung auch wieder innerlich einander näher, als die Ebene. Keinem ist das Geschäft des Anderen fremd, denn Jeder treibt mehr oder weniger dasselbe; man begegnet sich öfters, denn es gibt nur wenige Wege, man bedarf einander mehr, weil Gefahren und Schwierigkeiten leichter und bei Jedem sich einstellen. Nimmt man zu allem diesem noch den einfachen Sinn und das natürliche Wesen der meisten Gebirgsbewohner, so hat man die Gründe einer anderen sie auszeichnenden Eigenthümlichkeit: daß sich nämlich unter ihnen in der Regel große Willfährigkeit und Freundlichkeit findet und daß sie keinen Unterschied des Standes kennen. Das bekannte, unter den Tirolern und Steiermärkern herrschende Du ist hierin begründet. — Jene äußere Absonderung, zu welcher rauhe und hohe Gebirge nöthigen, hat zur Folge, daß in ihnen Städte selten und die Menschen in einzelne Wohnungen und mehrere, aber kleinere Ortschaften vertheilt sind, während dagegen in Flächen sich Alles mehr in Städte und größere Ortschaften zusammendrängt: eine Erscheinung, welche, durch Naturverhältnisse nothwendiger Weise erzeugt, sich eben so in den europäischen Hochgebirgen, wie in denen anderer Welttheile findet. Ein Volk zerfällt dadurch, theils nach Thälern, theils nach den eine Anzahl derselben mit einander verbindenden und von den übrigen trennenden Gebirgsgauen, in mehrere kleinere und größere Gruppen. Diese Art von Trennung der Gebirgsbewohner unter einander, so wie der entschiedene Charakter der Beschäftigung und des Lebens, den die Natur ihnen aufdringt, und die Schwierigkeit der Berührung mit fremder Individualität und ihrer Verbreitung durch den auf nur wenige Straßen beschränkten Verkehr erschwert das Eindringen der Cultur in die Gebirge, und erhält ihre

Bewohner daher längere Zeit im Zustande größerer oder geringerer Rohheit, als die Ebenen-Menschen. Aber die Isolirung der Gebirgsbewohner von der übrigen Welt und die Eigenthümlichkeit ihres Wesens bewahrt auch andererseits die Einfachheit und Unverdorbenheit derselben länger. Moralische Reinheit, Biederkeit und Redlichkeit sind Tugenden, welche bei allen Völkern am liebsten und am längsten in den Thälern und Schluchten der Gebirge weilen. Sie sind als herrschende Züge der Gebirgsbewohner anzusehen, welche da, wo sie sich bei ihnen nicht mehr finden, gewiß nicht von selbst geschwunden, sondern immer nur durch Einflüsse von außen her verdrängt worden sind.

Auch in Hinsicht auf Kunstsinn und Kunstgebilde lassen sich einige Züge entdecken, welche mehr oder weniger allgemein den Bergbewohnern eigen sind. Der eine derselben ist der Charakter ihrer Musik, welcher auf manchen von einander weit entlegenen Gebirgen sich sehr ähnlich ist und namentlich sich dadurch auszeichnet, daß das Echo häufig in die Melodie mit aufgenommen ist. Ein anderer Zug ist das Wohlgefallen an Farben-Gegensätzen in der Kleidung, selbst in Himmelsstrichen, welche, wie der schottische, nicht gerade durch helle Beleuchtung und lebhafte Farben der Natur sich auszeichnen. Auffallend ist ferner eine gewisse Aehnlichkeit in der Bauart der Wohnungen, wenigstens der hölzernen, welche vielleicht durch den Umstand, daß man beim Ueberflusse an Holz in Gebirgen durchschnittlich fast bloß mit diesem Material baute und meist, statt Fachwerk zu machen, Balken auf Balken legte und eben so das Dach bildete, sich von selbst gab.

---

2. Die Bedeutung der Ströme für die Cultur*).

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Unendlich vielfach ist das Leben der Menschen an das strömende Wasser geknüpft. Schon das stets sich erneuernde Bedürfniß der Nahrung zwingt den einsamen Naturmenschen, seine Hütte am Ufer eines Baches aufzuschlagen. Dasselbe Bedürfniß treibt die Thiere zu den Flüssen, an deren Ufern sie ihre Sammelplätze und Lagerstätten wählen. Den Thieren folgen die Jäger und Fischer, die an den Flüssen auf- und abziehen, um ihre Beute zu verfolgen. So sehen wir denn schon die uncultivirten Jäger- und Fischer-Nationen Amerika's, denen die Flüsse in den Urwäldern als Wegweiser dienen, gewisse Flußgebiete sich aneignen und ihre Stämme, ihre Gemeinwesen, ihre Besitzungen nach Fluß-Systemen abtheilen.

Längs der Flüsse in den von ihnen gekränkten Niederungen bieten sich in der Regel die schönsten Weiden dar. In regenlosen, wüsten

---

*) Vgl. „Geographische Bedeutung der Flüsse" in G. L. Kriegh's Schriften zur allgemeinen Erdkunde, S. 126—129, und über die politische Bedeutung der Flüsse in J. G. Kohl, Der Rhein, I. S. 1—76.

Ländern gibt es oft keine anderen Weideplätze als an den Ufern der Quellen und Flüsse. Und so wird denn der Mensch auch auf der zweiten Stufe seiner Cultur-Entwicklung, als Nomade, an das fließende Wasser gebunden. Fast alle Hirtenvölker Asiens haben ihre Heimat an irgend einem Strome, den sie als ihr Eigenthum betrachten, den sie verehren, von dem sie den Namen tragen und an dessen Ufern sie verkehren.

Auch Ceres wurde, wie Venus, aus dem Wasser geboren. Längs der Flüsse, insbesondere bei ihren Mündungen oder da, wo zwei Flüsse zusammenkommen, setzen sich die fetten Schlammtheile ab. Es bilden sich fruchtbare Landstriche, so daß auch die ackerbauende Bevölkerung zu ihren Thälern und Niederungen herangezogen wird. Vermehrt sich die Anzahl der Bewohner und ihrer Bedürfnisse, entwickelt sich dann der Handel und Verkehr, so bieten sich wiederum die Flüsse als die bequemsten und großartigsten Straßen zum Transport der Waaren und Reisenden, der Kaufleute, der Pilger, der Krieger dar. Die Flußschifffahrt entwickelt sich und lockt Schiffer und Kaufleute zum Wasser heran.

Nun werden Marktplätze und Städte an den Flüssen gebaut. Die größten Niederlassungen erheben sich da, wo zwei mächtige Ströme zusammenkommen, oder an dem Scheitelpunkte eines großen Flußwinkels, wo durch Veränderung des Flußlaufes die Schifffahrt unterbrochen und eine Umladung der Waaren nöthig wird, oder an den Mündungen der Flüsse ins Meer, wo alle Gewässer und Waaren des Flußgebietes zusammenströmen und die Meeres-Schifffahrt beginnt. Legt der Mensch, auf einer höheren Stufe der Cultur angelangt, endlich Maschinen und Fabriken an, so lernt er bald die schwache Kraft der eigenen Hand durch die gewaltige Triebmacht der Natur ersetzen. Von allem, was die Natur ihm hier bietet, ist nichts energischer und bequemer als das fließende Wasser. Und so sehen wir, wie sich selbst die Fabrikorte längs der Flüsse hindrängen und die Ufer mit ihren fleißigen Bewohnern beleben.

Wie in ihrem friedlichen Verkehr, so werden auch in ihren feindlichen Bewegungen die Menschen nirgend häufiger als an den Flüssen zusammengeführt. Mit großen Armeen über Flüsse vorzudringen, ist umständlich und schwierig, erfordert Schiffe und Brücken. Die Flüsse werden daher im Kriege als sehr diensame Operations-Linien aufgesucht. Sie sind leicht zu vertheidigen, so daß Lager und feste Plätze an ihnen aufgeschlagen und die Corps der Krieger an ihren Ufern vertheilt werden. An ihnen ziehen auch die Heere gern hin, weil sie die eine Seite leicht gegen den Feind sichern können. Die größten Schlachten sind sonach meist an den Ufern der Flüsse geschlagen worden. Aus demselben Grunde wählen die Völker und Staaten gern die Flüsse zu Grenzscheiden zwischen ihren Gebieten. Die Flüsse erlangen daher in militärischer und politischer Hinsicht eine eben so große Bedeutung, wie in Bezug auf Ackerbau, Handel, Industrie und alle national-ökonomischen Interessen. Je nach ihrer Größe und Mächtigkeit, nach der Richtung ihres Laufes, nach den Combinationen, die sie mit anderen Fluß-Linien

eingehen, je nach ihrer ganzen Gliederung ist diese Bedeutung geringer oder größer.

Diesem allem nach kann man die Flüsse als die wahren Pulsadern des gesellschaftlichen Lebens bezeichnen. Ihr Lauf deutet die Striche an, welche die Menschen vorzugsweise bewohnen, die Punkte, auf denen sie zu freundschaftlichen Geschäften oder zu Gefechten vorzugsweise zusammenkommen. An den Flüssen liegen die Wiegen der Staaten; sie sind die Wurzeln der großen Städte; sie bilden die Basen politischer Gebäude. Alle Völker haben darum auch ihre Flüsse stets heilig gehalten und im Alterthum sogar als mächtige Gottheiten verehrt. Die Völker, welche ein und dasselbe Stromgebiet bewohnen, sind durch die verschiedenen Zweige des Flusses wie durch starke Bande mit einander verbunden. Sie genießen durch ihren Fluß gemeinsame Vortheile, sie erleiden durch ihn gemeinsame Schicksale. Durch ihre ganze Geschichte zieht sich gleichsam ihr Fluß, wie ein leitender Faden, hin. Nach den verschiedenen Abtheilungen dieses Flusses zerfällt die Bevölkerung selbst in verschiedene Stämme, Provinzen, Staaten. Wie im Laufe der Zeiten die Physiognomie des Stromes der Hauptsache nach dieselbe bleibt, so gestalten sich auch die Ereignisse und Entwicklungen innerhalb seines Gebietes der Hauptsache nach fast immer auf dieselbe Weise. Noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, marschiren die kriegführenden Heere auf denselben Wegen längs der Operations-Linien des Wassers; stets bewegt sich der Handel, vom Wasser gebannt, in denselben Canälen; stets findet er an denselben Punkten seine von der Natur bezeichneten Märkte, seine Tausch- und Auslade-Plätze. Der kühne, hochstrebende Geist des Menschen, der sich von dem Naturzwange frei machen und seine eigenen Bahnen gehen will, bleibt doch mit seinen Schöpfungen oft leise und unmerklich, aber immer unwiderstehlich an die Naturbahnen der Flüsse gebunden.

---

3. Die Zonen und ihr Einfluß auf die organische Natur, insbesondere des Menschen.

(Nach A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde.)

Wegen der Kugelgestalt der Erde empfangen verschiedene Theile ihrer Oberfläche auch eine verschiedene Menge von Sonnenwärme. In abgleitender, stark geneigter Richtung fallen die Sonnenstrahlen auf die Polar-Regionen, sind mehr zur Zerstreuung und Zurückstrahlung geneigt, als zu einem tieferen und dauernderen Eindringen, daher ist ihre Wärme-Entwicklung hier schwach; kräftiger wirken sie aber schon in den gemäßigten Zonen, wo ihre Richtung der lothrechten Lage näher und näher kommt, wo das Abprallen und Zurückstrahlen schon mehr erschwert und das tiefere und andauerndere Eindringen in die Oberfläche der Erde eine nothwendige Folge wird; am stärksten ist endlich ihre

Wärme-Entwicklung in der Nähe des Aequators, wo sie wirklich senkrecht zur Erdoberfläche gerichtet sind und mit geringer Abweichung das ganze Jahr in dieser Richtung verharren.

In den kalten Polarländern des Nordens scheint während des größten Theiles vom Jahre das Leben ganz erloschen zu sein. Die furchtbare ewige Kälte bringt die ganze Natur in einen starren Winterschlaf. Es ist, als wenn hier mit dem Schwinden der Wärme auch das Leben entflohen sei. Eine traurige, farblose, verkümmerte Vegetation! Hier und da zeigen sich wohl vereinzelte niedrige Büsche, aber nirgends gewahrt das Auge jene stattlichen Forsten, welche doch den eigentlichen Schmuck der Landschaft ausmachen. Endlose Flächen sind einförmig bloß mit Moos und Flechten überzogen; und selbst hierbei herrschen von den vielen Species immer nur sehr wenige Individuen vor, als wenn die Natur besorgt gewesen sei, ja den Charakter der todten Einförmigkeit nicht zu stören. Das ist im Allgemeinen das Bild der Flora der kalten Regionen auf Erden. Das Uebergewicht der Kryptogamen, nämlich der Pflanzenformen, welche in der gesammten Vegetation die allerniedrigste Stufe organischer Entwicklung einnehmen, ferner die gänzliche Abwesenheit oder doch starke Verkrüppelung aller Baum-Vegetation gibt dieser ganzen Weltregion den Charakter der Armuth und Langweiligkeit. Auf den von einem anderen Theile der Erde kommenden Wanderer macht dies einen erschütternden, tiefen Eindruck, denn eine solche freudenlose, todte, verkrüppelte und arme Welt hat sein Auge noch nirgends gesehen. Etwas besser ist schon das Thierreich dieser Zone repräsentirt; indeß fehlt doch auch hier die belebende Abwechslung in den Formen, auch herrscht die unsichtbare Welt der Meergeschöpfe stark vor, so daß auch von dieser Seite gar wenig Zeichen des Lebens und der Mannigfaltigkeit auftauchen.

In der gemäßigten Zone nimmt aber die ganze Natur einen viel belebteren, viel geschmückteren, viel heiterern Anstrich an. Die Zahl der Genera und Species ist hier schon mehr als um das Doppelte größer. Die Gestalten der Vegetation treten mit viel mehr Abwechslung, mit viel mehr Entwicklungsfülle, mit viel mehr Bildungskraft auf. Die phanerogamischen Pflanzen, die vegetabilische Form höherer Organismen, besitzen hier das Uebergewicht; herrliche Laubwaldungen und immergrüne Nadelhölzer wechseln mit einander ab und überziehen weite Ebenen und Gebirge; Wiesen, Felder und Gärten erfreuen das Auge in bunter Reihenfolge und schmücken die Landschaft mit Blumen und Früchten. Alles deutet auf einen mächtigen Fortschritt des Lebens in der Natur. Aber auch hier kommen noch starke Unterbrechungen vor; das frische Grün der Wälder und Fluren stirbt alljährlich ab, die ganze Landschaft überdeckt sich mit dem todten, weißen Schneegewande, der Winterschlaf kehrt noch ein und regiert seine langen traurigen Monate hindurch. Alles sagt uns, daß in dieser Zone das organische Leben doch noch nicht seine höchste Stufe erreicht habe. Auch dem Thierleben fehlt in dieser Weltregion der merkliche Fortschritt

nicht; es sind die Landthiere schon im Uebergewichte, und die Thierarten selbst treten viel zahlreicher und mannigfaltiger auf.

Erst in den heißen Regionen der Tropenwelt entfaltet das Leben der Natur seine höchste Kraft, seine größte Herrlichkeit, seinen schönsten Glanz. Alles deutet hier mit stark in die Augen strahlenden Zügen darauf hin, wie die Wärme das wahrhaft belebende Princip der organischen Natur sei. Schon oben sahen wir, was sie mit Hülfe einer nicht fehlenden Feuchte in den glücklichen Indien und dem indischen Archipelagus Großes und Herrliches ins Leben rufen könne, wie auf diesen paradiesischen Plätzen der Erde das physische Leben sich am allerkräftigsten und reichsten entwickle. Die Farnkräuter und andere Kryptogamen, die im Norden nur kriechend den Erdboden bedecken, nehmen hier die Höhe und Stärke unserer Waldbäume an. Die Gräser, welche wir in unserm Klima bloß in der bescheidenen Form auf Wiesen und Feldern kennen, erreichen in Ostindien eine Höhe von 60 bis 70 Fuß und nehmen eine solche Festigkeit an, daß ihre hohlen Röhren das Balkenwerk der Gebäude bilden können. Ganz vorzugsweise zeichnet sich hierbei das elegante, majestätische Bambusrohr aus. Die Waldbäume zeigen sich in noch einmal so großer Höhe, von viel größerem Umfange und stehen so dicht neben einander, wie wir es in unserer gemäßigten Welt kaum für möglich halten. Ein einziger Baum bildet oft einen ganzen Garten von hundert verschiedenen Pflanzen, welche in seinem Stamme wurzeln und sich zwischen seinen Zweigen hindurchwinden, ihren Blüthenglanz aus dem dunkeln Laubgrün ins Freie strahlen lassen und mit ihren bunt durch einander gemischten Formen und Farben das Auge entzücken. Die Anzahl der Species, die Schönheit der Grundformen erregen das Staunen. Wenn das pflanzenreiche Amerika in seinen gemäßigten Zonen beider Hemisphären ungefähr 4000 Pflanzenspecies besitzt, so kommen auf dem noch glücklicheren tropischen Boden dieses Welttheils noch mehr als 13,000 vor. Eine große Zahl — welche aber erst dadurch ihre wahre Bedeutung erhält, daß überhaupt die verhältnißmäßig kleinste Festlandsfläche der Tropenregion weit über die Hälfte aller vegetabilischen Species der ganzen Erdoberfläche in sich schließt.

Auch das Thierreich ist in diesem glücklichen Tropengürtel nicht weniger reich an Fülle, Schönheit und Kraft des Lebens. Unzählig ist auch hierin die Mannigfaltigkeit der Arten; das Lebhafte der Farbenpracht und die Freiheit der Farbenschattirung in der Welt der Vögel und Insecten ist gar nicht zu beschreiben. Die kolossalen Gestalten der Dickhäuter — Nashorn, Elephant, Tapir, Flußpferd —, welche die Wälder und Flüsse beleben und mit ihrer gewaltigen Kraft erschüttern, staunen wir mit hoher Verwunderung an; die blutdürstige, gewandte Kraftnatur der reißenden Thiere, jene unheimlichen Bewohner der Wüsten und Wildnisse von Afrika und Asien, erregen wohl Sorge in dem Bewohner und Wanderer dieser entfernten Weltgegend, aber sie erfreuen auch das Herz der Freunde der Natur. Wer

könnte bei so riesigen, bei so kraftvollen, fein gegliederten, fein beweglichen, elastischen Thier-Naturen, wie sie dem Löwen und Tiger eigen sind, sich nicht des höchsten Triumphs der Schöpfung bewußt werden?

Das eben kennen gelernte Emporsteigen erreicht seine erhabenste Stufe aber erst in dem Menschen, welcher selbst seinem Körper nach der krönende, höchste Glanzpunkt der gesammten Thierwelt, das verwirklichte Ideal eines Thieres ausmacht. Die ganze Zoologie, die ganze organische Natur berechtigt uns nun zu der Schlußfolge, daß auch die Menschenrace in der Tropenwelt ihre größte Vollkommenheit erreichen müsse.

Eine solche Schlußfolge widerstreitet aber aller wirklichen Erfahrung. Ueberall, wo wir in dem Erforschen der Natur auf feste Regeln, auf Gesetze kommen, müssen wir uns auch auf Ausnahmen gefaßt machen. In dem eben entwickelten Gesetze bildet nun der Mensch eine überraschende Ausnahme. Der tropische Naturmensch steht gerade auf der allerniedrigsten Stufe. Er entfaltet ein körperliches und geistiges Leben, welches ihn nur wenig höher stellt, als das Thier, ja, er verräth sogar noch eine dem Instinct untergeordnete, unfreie Natur, wie sie allen Thieren angeboren ist. Er ist ein Wesen, welches wir kaum anders, als mit einem tiefgefühlten, nahe an Abscheu gränzenden Unbehagen anschauen können, welches aber dennoch unser tiefstes Mitleid anregt, wenn wir bedenken, daß es das, was es ist, nicht durch eigenes Verschulden, sondern rein durch den Einfluß der umgebenden, überwiegend materiellen Natur geworden ist. Gerade in dem Indien, wo das gesammte physische Leben in der allerhöchsten Blüthe prangt, war der eigentlich Eingeborne ein ganz roher Schwarzer. Die Geschichte belehrt uns, daß die hier jetzt wohnende weiße Race erst aus den gemäßigten Regionen West-Asiens eingewandert ist.

Während alle Typen der Thiere und Pflanzen auf Erden, von dem Aequator bis zu den Polen, in Hinsicht ihrer organischen Vollendung in beständiger Abnahme begriffen sind, während sie wie die Erd-Temperatur allmählich schwinden und also gerade nur unter dem Aequator ihren Culminationspunkt aufzuweisen haben, — so steht der Mensch in seiner irdischen höchsten Entwicklung im Mittelpunkte der nördlichen gemäßigten Zone. Wir treffen den vollendetsten Menschen im Centralpunkte von Europa-Asien, in den Regionen von Iran, Armenien und des Kaukasus. Und in eben dem Maße, wie wir uns von diesem geographischen Mittelpunkte entfernen, verliert der Typus allmählich an Schönheit der organischen Form. Hiernach treffen wir die niedrigste Stufe gerade in den drei Süd-Continenten an. Der Mensch bildet auf diesen südlichen Erdtheilen eine ungestalte, ganz entartete Race; er steht geistig und körperlich auf dem allertiefsten Standpunkte der Scala wahrer Humanität.

Eine übermäßige Hitze macht den Menschen schwach, schlaff, träge, sie verlockt ihn zur Ruhe, zur Unthätigkeit, zum Schlaf. In der tropischen Welt ist die Macht des Lebens in der physischen Natur zur

höchsten Höhe emporgesteigert. Das gilt auch von dem Eingebornen dieser Länder, daher übermeistert der Körper die Seele; daher nimmt bei ihm der physische Instinct die Obergewalt über seine höheren Seelenvermögen; Leidenschaft, Empfindsamkeit, Einbildung verdrängen die ruhige Vernunft, verdunkeln die klare Einsicht; die passiven Facultäten unterjochen die activen. Eine in ihren Gaben zu reiche, zu verschwenderische Natur fordert den Menschen gar nicht auf, von ihr durch Anstrengung und Mühe sein tägliches Brod zu erringen. Das Wegfallen einer ausruhenden, schlafenden Winternatur und das ewige Gleichbleiben des Klima's macht eine herbstliche Vorsorge und alle damit in Verbindung stehende Bodencultur überflüssig. So kommt es denn, daß der Mensch gar nicht daran denkt, der physischen Natur zu widerstehen; er findet sich in seine scheinbar gar nicht unglückliche Lage, von der Natur besiegt zu sein und ihrer gebieterischen Herrschsucht sich zu unterwerfen. Er überläßt sich dem Naturjoche, gewöhnt sich daran und wird zuletzt in eben dem Verhältniß mehr der entartete, thierische Mensch, als er mehr unterjocht ist von seiner eigenen sinnlichen Natur, und als er seine eigene höhere, moralische Bestimmung mehr aus dem Auge verloren hat.

Ganz anders ist es aber **in der Welt der gemäßigten Klimate.** Da zeigt sich ein rascher Wechsel aller Verhältnisse; Alles deutet auf Thätigkeit, auf Bewegung und Rührigkeit. Die Temperatursprünge zwischen Hitze und Kälte, der Wechsel der Jahreszeiten, die frischere, schärfere Luft und die Mannigfaltigkeit ihrer Strömungen spornen und gewöhnen den Mann zur Lebendigkeit, zu einem beständigen Kampfe mit der Natur, zur herbstlichen Vorsorge und überhaupt zu einer kräftigen Entwicklung aller seiner Geistesgaben. Die ihn umgebende Natur ist ökonomisch, ja, sogar geizig, sie gibt wenig von selbst, sie will sich Alles erst mit dem sauren Schweiße der Menschen abringen lassen und vergilt nur im Maße dieser Anstrengung. Sie ist weniger mächtig, weniger riesig, zeigt sich nicht unbesiegbar im Kampfe mit den Menschen und läßt ihnen sogar überall eine sichere Hoffnung zum Siege durchblicken. Wenn die Natur hier auch nie zur Verschwendung ihrer Gaben gezwungen werden kann, so ist sie doch durch unermüdete, kluge Thätigkeit und überhaupt durch die Intelligenz der Menschen dahin zu bringen, daß sie mehr liefert, als zum täglichen Unterhalte nothwendig ist. Sie läßt dem Menschen Ruhe und Lust zur Cultivirung seiner inneren Geistesanlagen, zur Veredlung seiner moralischen Natur. So wird die physische Natur dem Menschen eine fügsame, vertraute, helfende, treue Lebensgefährtin, der nirgends die übermüthigen, herrschsüchtigen Eigenschaften der tyrannischen Tropennatur in den Sinn kommen. Die wachsamen, ehrlich thätigen Geisteskräfte des Menschen — die Klugheit, der Verstand, die Vernunft — herrschen über die sinnliche Natur in ihm und um ihn. Der moralische Mensch übt hier eine würdige, segensreiche Herrschaft über alle ihn umgebenden materiellen Wesen.

In der kalten Zone kämpft der Mann auch mit der Natur, aber ohne großen Erfolg, denn sie ist rauh und karg, voll eigener drückender Noth und Sorge. Daraus erwächs't ihm ein unglücklicher, verzweiflungsvoller Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod. Mit Ueberwindung tausendfacher Schwierigkeiten, mit übernatürlicher Körperanstrengung glückt es ihm wohl, für seinen eigenen kläglichen Unterhalt nothdürftig Rath zu schaffen, aber nur um sich vor dem Hungertode, vor dem drückenden Elende während der langen, dunkeln, eisigen Wintertage schützen zu können. Wie sollte unter so unglückseligen Verhältnissen eine höhere Civilisation wohl möglich werden können! —

So läßt sich der Eingeborne der Tropenwelt mit dem im Ueberfluß verkommenen und verwöhnten Sohne eines fürstlichen, reichen Hauses vergleichen. In der Mitte der ihn umgebenden üppigen Fülle scheint ihm körperliche und geistige Arbeit unnöthig zu sein. So ganz seinen Neigungen und Lüsten folgen zu können, war schon bei den Eltern und Voreltern eine Lebensregel, welche auf den Sohn mit allen den Körper und Geist entkräftenden Schwächen vererbt worden ist. Sie läßt sich auch leicht erlernen und befolgen, gewährt Anfangs einen angenehmen Zeitvertreib, wird aber bald zu einer gar nicht mehr zu unterlassenden Nothwendigkeit. Ein Sclave seiner Leidenschaften, ein folgsamer Diener tausendfacher Sünden, läßt er die herrlichen, von Gott geschenkten Geistesgaben uncultivirt und unbenutzt verkommen.

Der Eingeborne des eisigen Nordens ist der Sohn einer elenden Bettlerhütte, in der nur Armuth, nur Hunger und Kummer erblich sind. Er ist wie alle seine Vorfahren herzlich froh, wenn er es mit anstrengender körperlicher Arbeit nur dahin bringen kann, das tägliche Brod zu erringen. Ihm vergeht in diesem ewigen Drangsal alle Lust, an die höhere Ausbildung seines Geistes zu denken, auch fehlt ihm dazu meistens die nothwendige innere und äußere Ruhe.

Dagegen ist nun endlich der Mann der gemäßigten Zone ein in geistiger Ruhe und Zufriedenheit geborner Sohn des goldenen Mittelstandes; er ist durch seine Geburt der am meisten begünstigte. Alles um ihn ist arbeitsam, thätig, voll Ehrfurcht vor Gott und fordert ihn auf, diesem Beispiele zu folgen, welches das Glück des Hauses begründet hat und allein nur zu erhalten im Stande ist. Er findet Muße und Gelegenheit, Herz und Geist zu bilden. Alles ist geistiger Fortschritt und körperliches Wohlbefinden.

Wenn also auch die tropischen Continente den üppigen Reichthum der Natur in angeerbtem Besitze haben und die glücklichsten zu sein scheinen, so stehen sie den gemäßigten Festlanden doch wesentlich nach, sobald es auf die Entwicklung und Veredlung des Menschengeschlechtes ankommt, dann stehen sie einander entgegen, wie Leib und Seele, wie die niederen und höheren Racen, wie der Wilde dem civilisirten Menschen, wie die physische Natur der geistigen Welt-Entwicklung.

II. Zur Oceanographie.

---

4. Vergleichung der drei wichtigeren Weltmeere: des atlantischen, des großen und des indischen Oceans.

(Nach Guyot's Grundzügen der vergleichenden, physikalischen Erdkunde.)

Die allgemeine Contourgestalt dieser drei Weltmeere besitzt den gemeinschaftlichen Charakterzug, daß sie sich gegen Süden hin eben so erweitert, wie gegen Norden zu verengt, also gerade das Umgekehrte in Vergleich zur Contourgestalt der Continente. Indeß besitzt doch auch jeder Ocean wieder eine besondere, eigenthümliche Gestalt. Das stille Meer bildet ein Oval, welches im Süden weiter geöffnet, im Norden aber allmählich verengt ist, so daß es zuletzt in die Beringsstraße zwischen Amerika und Asien ausläuft und hier mit dem nördlichen Eismeere in Communication tritt. — Das indische Meer trägt die einfache Form eines Dreiecks, wovon die eine Winkelspitze nach Norden, die anderen beiden dagegen nach Süden gerichtet sind. — Der atlantische Ocean besitzt eine Thalgestalt mit fast parallelen Seiten, im Norden auf eine kurze Strecke stark verengt, dann aber wieder stark erweitert.

Die Weltmeere differiren auch ferner noch in der Art der Gliederung ihrer Uferformen. Diese Biegungen und Einschnitte haben sehr mannigfache Gestalten, welche sich aber auf drei besondere Arten zurückbringen lassen:

1. Meerbusen, wie z. B. der bengalische Meerbusen;
2. Landumschlossene Meere, wie das japanische Meer, das ochotskische Meer, welche von dem Weltmeere abgesondert sind durch Halbinseln und Inselketten;
3. Inland-Meere, wie das mittelländische Meer und die Ostsee, welche rings von Festland umschlossen werden.

In Hinsicht dieser Gliederung besitzt noch jeder der drei Oceane seinen besonderen Charakter und zwar so, daß in jedem eine der drei Normalgestalten vorherrschend ist. Der stille oder große Ocean trägt den Charakter der landumschlossenen Meere; denn fünf solcher Meere von namhafter Größe besitzt er längs der asiatischen Küste: das Berings-Meer, eingeschlossen von der Halbinsel Aljaska und der aleutischen Inselkette; das ochotskische Meer, eingeschlossen von der Halbinsel Kamtschatka und der kurilischen Inselkette; das japanische Meer, eingeschlossen von der Inselkette gleichen Namens und von der Halbinsel Korea; das ost-chinesische Meer, eingeschlossen von den Inseln Lieu-Khieu und von der Insel Formosa; das süd-chinesische Meer, eingeschlossen von den Philippinen, von Borneo und von den Halbinseln Hinter-Indiens.

Das indische Meer ist ein Ocean der Meerbusen. Es gehört dazu der bengalische, der persische und der arabische Meerbusen.

Der atlantische Ocean besitzt die Inland-Meere vorherrschend. Kein Weltmeer dringt tiefer in das Herz der alten und neuen Welt. Ohne die bloß wahrscheinlichen Inland-Meere am Nordpole mitzurechnen, besitzt es vier Mittelmeere. Hiervon liegen zwei in Europa: 1) das mittelländische Meer, welches vorzugsweise diesen Namen trägt und in drei große Bassins zerfällt, in das östliche und westliche Mittelmeer und in das schwarze Meer, wobei mehrere kleinere Theile gar nicht einmal in Betracht gezogen sind; und 2) die Ostsee. Zwei andere, die Hudsons-Bay und der Meerbusen von Mexico, liegen in der neuen Welt. — Indeß fehlt diesem Oceane die Eigenschaft der landumschlossenen Meere auch nicht, so ist z. B. die Nordsee innerhalb der Küsten der alten Welt ein solches Wasser; ferner gehört hieher das karaibische Meer in Central-Amerika, umschlossen von der Halbinsel Yucatan und von den großen und kleinen Antillen; auch die St.-Lorenz-Bay ist ein landumschlossenes Meer, denn sie wird von der Halbinsel Neu-Schottland und von der Insel Neu-Foundland eingeschlossen. Die Meerbusen werden durch die von Biscaya und von Guinea repräsentirt. Aus diesem Ganzen folgt also, daß der atlantische Ocean der gliederreichste, der am meisten eingeschnittene Ocean ist, daß derselbe durch seine vielfache innige Berührung mit dem Festlande dem Charakter eines Inland-Meeres sehr nahe kommt. Er ist der am meisten meerartige Ocean, während das stille Meer mehr den Charakter eines Oceans, eines Weltmeeres besitzt.

Zuletzt darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Inseln der Erde die interessantesten Charakterzüge der Weltmeere abgeben. Es lassen sich hier zwei Arten von Inseln unterscheiden:

1. Die Festlands-Inseln, deren geologischer Charakter in Hinsicht der Gebirgskette eines nahen Festlandes klar an den Tag legt, daß sie naturgemäß dazu gehören.
2. Die oceanischen Inseln. Sie treten vereinzelt oder in Gruppen geeinigt, entfernt vom Festlande, über den ganzen Ocean ausgebreitet auf, sind klein und tragen fast immer die Spuren eines Vulcans oder einer Korallen-Grundlage in sich.

Der große Ocean besitzt den allergrößten Reichthum an Inseln, sowohl von der ersten, als von der zweiten Art. Der indische Archipelagus und der von Neuholland bilden die größte Summe von Festlands-Inseln auf dem ganzen Erdenrund. Und die vielen Tausend von oceanischen Inseln, womit das Centrum dieses Oceans übersäet ist, besitzen nirgends ihres Gleichen.

Das atlantische Meer besitzt nur in den beiden Antillen, in den britischen Inseln und in denen des mittelländischen Meeres einige Festlands-Inseln von Bedeutung; dagegen ist die Zahl der oceanischen Inseln ganz unerheblich; die Gruppe der Azoren, Madeira, die canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges, St. Helena und

einige andere unerhebliche verlassene Inseln ist alles, was dasselbe in dieser Art aufweisen kann.

Das indische Meer ist arm an beiden Inselarten. Madagaskar und Ceylon repräsentiren die Festlands-Inseln. Hier und da kommen darin auch wohl einige vulcanische Inseln vor, wie Mauritius und Bourbon.

Es unterscheidet sich also jeder der drei Oceane auch in Hinsicht seines Inselgehaltes wesentlich von den andern; und es ist leicht zu begreifen, wie gerade diese Eigenthümlichkeiten den Einfluß modificiren können, sobald man nur nicht außer Acht läßt, daß es dadurch leicht oder schwer fällt, den Handel und Verkehr zwischen den Nationen herzustellen.

---

5. Der atlantische Ocean als Vermittler zwischen der alten und neuen Welt.

(Nach E. Kapp, philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Unter den Oceanen ist der atlantische, welcher an den westlichen Gestaden der alten Welt und an den östlichen Gestaden der neuen Welt eine östliche und eine westliche Grenze hat, und so die Brücke zwischen beiden bildet, zuerst der Geographie einverleibt worden, und ist darum und weil er die Weltmeerseite Europa's gliedert, der wichtigste. Für den atlantischen Ocean sind Osten und Westen die Culturseiten; diese sind feste und unverrückbare Grenzen, welche das Land am Meere, das Meer am Lande hat. Nach Norden und Süden hat dieser Ocean seine Grenzen nur an einer durch die polare Kälte veränderten Form seiner Fortsetzung, am Eise, einer Grenzlinie, welche mit dem von den Jahreszeiten abhängigen Temperaturwechsel selbst vorrückt oder zurücktritt, also wechselt. Die Eisregionen an den Polen bilden einen zweiten und dritten Ocean.

Die Wassermassen, südlich und östlich der alten Welt, freilich nur unvollkommen geschieden durch Polynesien, zeigen einen gewissen Parallelismus in ihrer Küstenbegrenzung, indem sie gegen Norden sich verengen und gegen Süden bis zum Eismeer sich erweitern. Sie erscheinen gleich den Eismeeren als ein Paar, wogegen der atlantische Ocean in eigenthümlicher Gestaltung dasteht, die eine gegen die der übrigen um so vollkommnere ist, als er eines Theils in einem allseitigeren Zusammenhang mit ihnen steht, anderen Theils die culturfähigsten Seiten der alten wie der neuen Welt bespült. Was Europa in Bezug auf Culturfähigkeit unter den Continenten ist, das ist das atlantische Meer unter den Oceanen.

Der atlantische Ocean besitzt das Moment der Vermittlung in viel höherem Grad als die übrigen Oceane. Da nämlich das Meer seine

Geltung zunächst durch seine Beziehung zum Land erhält oder vielmehr zum Menschen, der auf dem Lande wohnt, weßhalb also das Wasser stets nur in seinem Verhältniß zu dem von Menschen bewohnten Land Bedeutung hat: so ist dieses Verhältniß hier das ausgedehnteste, von Norden nach Süden über die Zonen beider Halbkugeln sich erstreckend mit größtmöglichster Aneignungsfähigkeit durch den Menschen. Die für den Menschen verhältnißmäßig nur geringe Zugänglichkeit der Polarmeere schließt diese selbstredend von einer Vergleichung mit jenem aus, und kann eine solche nur in Bezug auf den stillen und indischen Ocean Statt finden. Da springt sogleich das Ebenmaß in der Gestaltung der atlantischen Gestadeeinfassung in Bezug auf die einander gegenüberliegenden und sich entsprechenden Vorsprünge und Einbiegungen in die Augen, während die Entfernungen von Osten nach Westen fast überall gleiche sind, indem sie durchschnittlich fünfzig Grade betragen. Das Gleichgewicht der Erreichbarkeit bei diesem Parallelismus der östlichen und westlichen Küsten, gleich dem der Ufer eines Stroms, erscheint nirgends auffallend gestört. Dem Vorsprung der Küste von Labrador entspricht die Einbiegung der Nordsee in Europa, der Ausbauchung Nordafri a's gegenüber tritt das Land von der Halbinsel Florida an zurück, und der Vorsprung Brasiliens reckt sich dem Meerbusen von Guinea entgegen. Die Inselreihe aber Westindiens von Florida bis zur Orinoko-Mündung umschließt einen dem Mittelmeer der alten Welt entsprechenden binnenmeerartigen Theil des Oceans, die karaibische See und den mexikanischen Golf. Die Verbindung im Süden um die Spitzen der Continente nach Osten und Westen ist zu keiner Jahreszeit gehemmt. Nördlich ist die Schifffahrt bis zum weißen Meer und die nordasischen Gestade entlang bis zur Behringsstraße nur einen kleinen Theil des Jahres frei. In westlicher Richtung scheint sie bis eben dahin wenigstens dem wissenschaftlichen Interesse gelingen zu wollen. Dennoch ist ein Zusammenhang des atlantischen Oceans nördlich und südlich mit den beiden Polarmeeren, östlich und westlich mit dem indischen und stillen Ocean vorhanden, so daß die Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt nirgends beeinträchtigt ist.

Die Thalassa, aus der man durch die Säulen in den Ocean tritt, war für das antike Europa der Ausgangspunct aller Cultur; das westindische Binnenmeer, in welches man aus dem Ocean gelangt, sah und gestaltete eben so die ersten Anfänge der Gesittung in der amerikanischen Welt. Daß aber der atlantische Ocean dazu bestimmt war, den Fortschritt der Weltgeschichte, für welche das mittelländische Meer zu klein geworden war, nicht allein an einen neuen Continent, sondern auch über die ganze bewohnte Erde weiter zu tragen, daß von den entferntesten Puncten derselben die Rückkehr nach Europa stets über ihn führt, dies sichert ihm für alle Zeiten seine Bedeutsamkeit.

6. Der große Ocean und seine Bedeutung in der Zukunft.

(Nach K. Andree's geographischen Wanderungen.)

Zwischen Amerika's westlichem Gestade und den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes, des indischen Archipelagus und des australischen Continents dehnt sich ein ungeheures Wasserbecken mit einer Oberfläche von mehr als drei Millionen Geviertmeilen aus; dasselbe bedeckt also reichlich den dritten Theil unseres Erdballes. Diesen großen Ocean erblickte, zuerst von allen Europäern, der Spanier Vasco Nunnez de Balboa im September des Jahres 1513 von einem Hügel der Darien-Landenge. Vor ihm lag der Raum, welchen die Seefahrer als stilles Weltmeer oder als Südsee bezeichnen. Sechs Jahre später wurde von Ferdinand Magellan, dem ersten Erdumsegler, diese Fläche in der Richtung nach Nordwesten bis zu den Philippinen beschifft, und eine neue Fahrbahn, eine bis dahin unbekannte Weltstraße, war gefunden.

Seitdem sind nahe an vierthalb Jahrhunderte verflossen. Aber bis auf unser Menschenalter hinab hat diese herrliche Südsee gleichsam todt dagelegen. Zwar die Gestadeländer waren zumeist bekannt; aber die meisten Inseln und Eilandfluren, mit welchen die Südsee gleichsam übersäet ist, sind erst seit Cook aus langem Dunkel hervorgetreten, und für den großen Weltverkehr hat dieser Meeresraum seine rechte Bedeutung erst in unseren Tagen gewonnen. Er ist durch die oceanische Allgegenwart der germanischen Seefahrer, denen das atlantische Meer zu enge geworden war, aus seinem tiefen Schlafe erweckt, und damit ist die Weltgeschichte und die Entwicklung des Menschengeschlechtes in eine neue Phase getreten.

Der Austausch an Gedanken wie an Waaren ist nun erst recht eigentlich kosmopolitisch geworden; die Cultur- und Handels-Bahnen umfassen heute unseren ganzen Planeten. In die geringe Spanne Zeit von nur anderthalbhundert Monaten drängen sich die wichtigsten Thatsachen, Erfindungen und Entdeckungen zusammen: die Anwendung der Dampfkraft auf die oceanischen Fahrten, die Benutzung des elektrischen Telegraphen, für welche auch das Meer kein Hinderniß bildet, die Eröffnung China's und Japans für den Verkehr, die neue Völkerwanderung über See auch von Osten nach Westen, die wichtigsten technischen Erfindungen und Entdeckungen, die Verallgemeinerung der Eisenbahnen, die Vervollkommnung der großen und kleinen Schießwaffen, die Auffindung der unerschöpflichen Goldgruben in zwei Regionen an der Südsee, und endlich der gewaltig gesteigerte Verbrauch von Colonialwaaren; — das Alles fällt in Tage, die wir erlebt haben.

Durch die Dampfschifffahrt und die Belebung der Südsee hat der ferne Orient unserer Erdhälfte seine alte Bedeutung für den Weltverkehr nicht nur wieder gewonnen, sondern auch gesteigert. Diese ganze indische und chinesische Welt mit ihren vier- oder fünfhundert

Millionen Menschen, die weite Region vom Ausgange des arabischen Meerbusens bis zum japanischen Archipelagus wird ihre große Wichtigkeit für unser Europa stets behaupten; sie ist aber auch heute schon von nicht geringem Belang für das ihr gegenüberliegende Westamerika und sieht sich dadurch, sammt der Südsee, aus vereinsamter Ferne in die Mitte des Weltverkehrs gerückt. So wurde sie gleichsam elektrisirt; sie kann ihre ungeheuere Productenfülle leichter abgeben. Das pacifische Gestadeland Asiens ist nun nicht mehr einseitig gestellt, sondern ein Nebenstück, eine Ergänzung zum pacifischen Gestadelande des westlichen Continents, und die Verbindung zwischen beiden wird vermittelt durch die Südsee.

Dieses Becken, als ein jetzt in hohem Grade actives Wasser, erscheint gleichsam als ein asiatisch-amerikanischer Golf, oder ein Mittelmeer, ein mediterraneischer Ocean, und alle in demselben zerstreuten Inselfluren empfinden commercielle Pulsschläge. Ueberall in der Südsee hat das Dampfschiff seine Eroberungen gemacht; es fährt vom Nutkasunde bis zum südlichen Chile, von San Francisco nach den Sandwich-Inseln, bald auch nach Schanghai und Japan; von Panama nach Sydney, von Ningpo bis Singapore, und berührt viele wichtige Häfen. Diese Fahrten und Linien sollen demnächst allesammt in einander greifen. Und die Natur hat im nördlichen wie im südlichen Theile des stillen Weltmeeres zwei, ich möchte sagen Brückenpfeiler oder Halteplätze geschaffen, da wie dort paradiesische Eilande; die Gruppe von Otaheiti und jene von Hawaii. Beide werden als fertig gegebene Mittelpuncte des Verkehrs immer wichtiger werden; nicht minder Australien, das gewisser Maßen einen Abschluß der hinterindischen Eilandfluren bildet. Dazu kommt Neuseeland, dessen große Zukunft schon unser Georg Forster wahrschauete, als er mit Cook die Südsee befuhr. Er schrieb 1787: „Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein, als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt.“ Zwei Jahre später erhielt das benachbarte Australien seine ersten Ansiedler und Neuseeland hat sein Parlament.

Der friedliche Verkehr, die freundschaftliche Berührung und Ausgleichung der Interessen, welche derselbe im Gefolge hat, entwickelte sich auch in der Südsee aus kleinen Anfängen und schritt langsam fort, bis dann die Goldentdeckungen elektrisch wirkten. Nach jenen Entdeckern, welche nicht nach Handelsvortheilen oder edlen Metallen trachteten, sondern ein höheres Ziel verfolgten, indem sie noch unerforschte Räume zu erkunden und einen großen Theil des Erdballs gleichsam zu enthüllen strebten, — nach ihnen, den Bahnbrechern, kamen der wagende Kaufmann, der unverzagte Walfischjäger und der glaubenseifrige Sendbote. Der Handelsmann legt vor dem Bewohner der Eilande Waaren aus, deren Zierlichkeit oder Verwendbarkeit

im täglichen Leben die Aufmerksamkeit und den Wunsch nach Besitz bei den Wilden erregt. Indem er Bedürfnisse kennen lehrt und sie zugleich befriedigt, bindet er den Wilden an den Europäer. Oftmals muß auch der Missionär vermöge des Handels festen Fuß zu gewinnen suchen, und sich durch ihn den Weg zum Gemüthe jener Menschen bahnen, welchen er eine neue milde Lehre bringt.

Der Schiffer ist ein unstäter Wanderer auf dem Ocean; sobald er sein Geschäft beendet hat, lichtet er die Anker und segelt weiter; doch der Sendbote bleibt. Ihm war der Güteraustausch nur Nebenzweck. Er möchte den Heiden statt der Götzen einen Gott und einen Erlöser geben, und statt der Anthropophagie die Liebe zum Nächsten.

Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts lag die ganze Südsee in starrem Schlafe; jetzt ist sie erwacht und pulsirt mit frischem, gesundem, vollem Schlage. Sie ist in die Geschichte eingetreten, und mit Riesenschritten. Sie wird nach jeder Richtung hin von Schiffen aller Völker befahren; sie hat viele Stapelplätze für den Welthandel und steht mitten im großen Verkehr. Wo das Kängeruh weidete, brennt Gas, wo der Indianer seinem Feinde die Schädelhaut nahm, steht ein Universitätsgebäude, und den Platz des bluttriefenden Morai hat die Schule oder Kirche eingenommen. Aus Verbrecherhöhlen sind Staaten geworden; in der Wildniß haben Capitalen von 70- bis 100,000 Einwohnern sich erhoben, wie Melbourne, Sydney und San Francisco; Panama gewinnt neuen Aufschwung; überall ist man thätig mit Pflug und Axt, mit Dampf, Hammer und Säge. Europa setzt sich bei den Antipoden fort, aber in einer neuen Entwicklungsphase. Es hat ihnen seine Dampfmaschinen und seine Dampfschiffe, seine Telegraphen und Eisenbahnen, seine Schauspiele und Pferderennen, seine wissenschaftlichen Vereine und Schulen, seine Künste und Zeitungen, seine Literaturen, Kirchen und politischen Einrichtungen gegeben, nebst einer Weltsprache.

---

7. Das Mittelmeer.

(Aus Alex. von Humboldt's Kosmos.)

Ganz in dem Sinne einer großen Weltansicht schildert Plato im Phädon die Enge des Mittelmeeres. „Wir," sagt er, „die wir vom Phasis bis zu den Säulen des Hercules wohnen, haben inne nur einen kleinen Theil der Erde, in dem wir uns, wie um einen Sumpf Ameisen oder Frösche, um das (innere) Meer angesiedelt haben." Und dieses enge Becken, an dessen Rande ägyptische, phönicische und hellenische Völker zu einem hohen Glanze der Cultur erblühten, ist der Ausgangspunct der wichtigsten Weltbegebenheiten, der Colonisirung großer Länderstrecken von Afrika und Asien, der nautischen Unternehmungen gewesen, durch welche eine ganze westliche Erdhälfte enthüllt worden ist.

Das Mittelmeer zeigt noch in seiner jetzigen Gestaltung die Spuren einer ehemaligen Unterabtheilung in drei geschlossene, an einander grenzende kleinere Becken. Das ägäische ist südlich begrenzt durch die Bogenlinie, welche, von der carischen Küste Kleinasiens an, die Inseln Rhodus, Kreta und Cerigo bilden und die sich an den Peloponnes anschließt unfern von dem Vorgebirge Malea. Westlicher folgt das ionische Meer, das Syrten-Bassin, in dem Malta liegt. Die Westspitze von Sicilien nähert sich dort auf 12 geographische Meilen der Küste von Afrika. Die plötzliche, aber kurz dauernde Erscheinung der gehobenen Feuerinsel Ferdinandea (1831) südwestlich von den Kalksteinfelsen von Sciacca mahnt an einen Versuch der Natur, das Syrten-Bassin zwischen Cap Grantola, der von Capitän Smyth untersuchten Adventure-Bank, Pantellaria und dem afrikanischen Cap Bon wiederum zu schließen und so von dem westlichsten, dritten Bassin, dem tyrrhenischen, zu trennen. Letzteres empfängt durch die Hercules-Säulen den von Westen her einbrechenden Ocean und umschließt Sardinien, die Balearen und die kleine vulcanische Gruppe der spanischen Columbraten.

Diese Form des dreimal verengten Mittelmeeres hat einen großen Einfluß auf die früheste Beschränkung und spätere Erweiterung phönicischer und griechischer Entdeckungsreisen gehabt. Die letzteren blieben lange auf das ägäische und auf das Syrtenmeer beschränkt. Zu der homerischen Zeit war das continentale Italien noch ein „unbekanntes Land". Die Phocäer eröffneten das tyrrhenische Bassin westlich von Sicilien; Tartessusfahrer gelangten zu den Säulen des Hercules. Man darf nicht vergessen, daß Carthago an der Grenze des tyrrhenischen und Syrten-Beckens gegründet ward. Die physische Gestaltung der Küsten wirkte auf den Gang der Begebenheiten, auf die Richtung nautischer Unternehmungen, auf den Wechsel der Meeresherrschaft; letztere wirkte wiederum auf die Erweiterung des Ideenkreises.

Das nördliche Gestade des inneren oder Mittelmeeres hat den, schon von Eratosthenes nach Strabo bemerkten Vorzug reicher geformt, „vielgestalteter", mehr gegliedert zu sein als das südliche libysche. Dort treten drei Halbinseln hervor, die iberische, italische und hellenische, welche, mannigfach busenförmig eingeschnitten, mit den nahen Inseln und den gegenüber liegenden Küsten Meer- und Landengen bilden. Solche Gestaltungen des Continents und der, theils abgerissenen, theils vulcanisch, reihenweise wie auf weit fortlaufenden Spalten, gehobenen Inseln haben früh zu geognostischen Ansichten über Durchbrüche, Erdrevolutionen und Ergießungen der angeschwollenen höheren Meere in die tiefer stehenden geführt. Der Pontus, die Dardanellen, die Straße von Gades und das inselreiche Mittelmeer waren ganz dazu geeignet, die Ansichten eines solchen Schleusen-Systems hervorzurufen.

Was aber, wie schon oft bemerkt worden, die geographische Lage des Mittelmeers vor Allem wohlthätig in ihrem Einfluß auf den Völkerverkehr und die fortschreitende Erweiterung des Weltbewußtseins ge-

macht hat, ist die Nähe des in der kleinasiatischen Halbinsel vortretenden östlichen Continents; die Fülle der Inseln des ägäischen Meeres, welche eine Brücke für die übergehende Cultur gewesen sind; die Furche zwischen Arabien, Aegypten und Abyssinien, durch die der große indische Ocean unter der Benennung des arabischen Meerbusens oder des rothen Meeres eindringt, getrennt durch eine schmale Erdenge von dem Nil-Delta und der südöstlichen Küste des inneren Meeres. Durch alle diese räumlichen Verhältnisse offenbarte sich in der anwachsenden Macht der Phönicier und später in der der Hellenen, in der schnellen Erweiterung des Ideenkreises der Völker der Einfluß des Meeres, als des verbindenden Elementes. Die Cultur war in ihren früheren Sitzen in Aegypten, am Euphrat und Tigris, in der indischen Pentapotamia und in China an reiche Strom-Landschaften gefesselt gewesen; nicht so in Phönicien und Hellas. In dem bewegten Leben des Griechenthums, vorzüglich im ionischen Stamme, fand der frühe Drang nach seemännischen Unternehmungen eine reiche Befriedigung in den merkwürdigen Formen des mittelländischen Meerbeckens, in seiner relativen Stellung zu dem Ocean im Süden und Westen.

---

8. Das schwarze Meer.

(Nach der [anonymen] Monographie: Das schwarze Meer und die Ostsee.)

Dieses durch seine oft wechselnde Witterung und plötzlich eintretenden Stürme bei den Seefahrern verrufene und gefürchtete Binnenmeer, der Pontus Euxinus der Alten, dessen weiter Spiegel die verschiedenartigsten Uferbildungen, von der niederen Schlammdüne bis zur sonnigen, rebengekrönten Felsenwand, ja, im Osten hochgethürmte Schneegipfel zurückstrahlt, dessen Wellen, zwei Welttheile scheidend, nördlich und östlich russische Besitzungen, südlich und westlich aber Theile des türkischen Reiches bespülen, erstreckt sich vom 40° bis zum 46° 37′ nördl. Breite und vom 45° bis zum 59° 15′ östl. Länge von Ferro. Bei einer von West nach Ost gerichteten Länge von 140 Meilen und einer Breite von 60 Meilen, beträgt die Ausdehnung der es umgebenden Ufer ungefähr 400 Meilen und seine Oberfläche etwa 8- bis 9000 Q.-M. Es erhält seine meisten Zuströmungen aus Europa, von wo mehrere der größten Flüsse, wie die Donau, der Dniester, der Dniepr, der Don u. s. w., in sein Bett sich ergießen, und nimmt somit den Niederschlag von 32,000 Q.-M. in sich auf. Das Wasser dieser Flüsse ist meist brackig. Die Tiefe des schwarzen Meeres ist im Allgemeinen sehr bedeutend; an vielen Orten findet man bei 140 Faden Tiefe noch keinen Grund. An einigen Stellen nur, wie in der Nähe der Meerenge von Jenikaleh, steigt der Boden bis zu 10 Faden herauf, während an der Mündung der Donau das Wasser vom Gestade ab sich so schnell vertieft, daß man es nur etwa eine Achtelmeile weit durch Sondiren messen kann. Es sind auch, jedenfalls in Folge des-

sen, nur sehr wenige Klippen anzutreffen und fast überall vortreffliche Ankerplätze.

Eine Haupteigenschaft dieses Binnenmeeres, welche es unvortheilhaft vor allen anderen eingeschlossenen Wasserflächen auszeichnet und ihm schon vor alter Zeit die Beinamen des sturmvollen Pontus und des ungastlichen Meeres erwarb, sind die häufigen und plötzlichen Stürme. Es ist viel über die Ursachen dieser Luftströmungen nachgeforscht und debattirt worden, aber noch immer ist man zu keiner ganz genauen Lösung der Aufgabe gelangt, und Vieles dabei bleibt noch Hypothese. Kohl ist der Ansicht, daß die langgedehnten Ebenen und Steppen nördlich und nordöstlich vom schwarzen Meere, welche sich über ganz Nordasien bis Kamtschatka erstrecken, ohne daß ein schützender Gebirgszug sie unterbräche, eine der Hauptursachen seien. Wenn der Kaukasus, meint er, so wie er sich um die östliche Spitze des Pontus windet, auch eben so im Nordosten und Norden die ganze Hauptmasse mit seinen schützenden Armen umfaßte, so würde er ein großer Wohlthäter desselben geworden, und der ganze Zustand, das Klima und die Geschichte dieses Meeres eine andere sein. Diese Ansicht nun, daß die physikalische Beschaffenheit der nördlichen Küstengegenden, daß die große Lücke zwischen dem Kaukasus und dem Uralgebirge, durch welche die sibirischen Stürme freien Zugang erhalten, die Ursache von dem stürmischen Charakter dieses Meeres seien, wäre wohl anzunehmen, wenn diese nördlichen und nordöstlichen Stürme die herrschendsten und die gefährlichsten wären. Aber wohl alle pontischen Schiffer sind darin einig, daß die gefürchtetsten und schrecklichsten Orkane nicht aus dem Norden, sondern von Osten, von den Schneegebirgen Kaukasiens, und von Südosten von den armenischen Höhenzügen herunterkommen, weßhalb sich die meisten Unglücksfälle an der West- und Südwestküste, die wenigsten an der Nord- und Südküste ereignen. Ritter meint, daß durch das Zusammentreffen der Nordwinde, die aus den sarmatischen Ebenen kommend, ungehinderten Zutritt bis an die asiatische Küste haben und der auf dem armenischen Plateau häufig herrschenden Süd- und Ostwinde sich die gefürchtete Zone der heftigsten, zahlreichsten pontischen Stürme bilde, die schon von jeher die Schiffer des schwarzen Meeres in Schrecken gesetzt habe. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß in keinem Meere die Winde und Strömungen so häufig wechseln und die tobenden Wellen so gefährlich sind, so scheint doch auch diese Ansicht nicht unbedingt maßgebend zu sein, denn man hat auch heftige Stürme aus Südosten ohne das Entgegentreten anderer Luftströmungen beobachtet, und viele, ja, die meisten Stürme scheinen ihre Entstehung im Pontus selbst zu haben. Es ist eine bekannte physikalische Thatsache, daß zweierlei Lufttemperatur Wind erzeugt, und wir finden diese Erscheinung selbst in Gegenden, die rings von Bergen umgeben sind. Nun sind die schneebedeckten Spitzen des Kaukasus und auch das armenische Plateau, wo im Winter eine Kälte bis zu 20 Grad nichts Ungewöhnliches ist, von den Ufergestaden des schwarzen Meeres, wo, wie bei Trapezunt, der

Olivenbaum kräftig gedeiht und, wie bei Wigse, der Orangenbaum im Freien ausdauert, so verschieden, daß diese Verschiedenheit der Temperatur dem Entstehen der Winde sehr gewiß günstig ist, wenn man gleich die eigenthümlich wilde, gefährliche Natur dieses Meeres hiedurch noch nicht genügend erklären kann. Die Stürme selbst sind meist von kurzer Dauer und währen ohne sichtliche Abnahme selten länger als zwölf Stunden, und vom Frühjahr bis zum Sommer herrschen die Nordwinde vor, beim Beginn des Herbstes und Frühlings die Südwinde. Noch immer ist die Zahl der Schiffe, welche der Pontus jährlich verschlingt, eine bedeutende zu nennen, obgleich in neuester Zeit von der russischen Regierung durch eine genaue Entwerfung von Seekarten und Erbauung von Leuchtthürmen viel gethan worden ist. Selbst die Griechen, welche man zu den kühnsten und unerschrockensten Seeleuten zählen kann, werden ängstlich und kleinmuthig, wenn sie in der stürmischen Jahreszeit den thracischen Bosporus verlassen und sich den aufgeregten Wellen des Pontus übergeben sollen, und oft weigerten sich die Matrosen, diese Fahrt zu beginnen, wenn sie erst im November den Bosporus erreichten. Hier ist nun auch die Anwendung der Dampfkraft der Schifffahrt sehr günstig gewesen; denn die Dampfschiffe, die den Winden weniger Segel wie die Segelschiffe, oder auch gar keine entgegenstellen und sich durch innere Kraft vorwärts bewegen, durchschneiden dann noch die Wogen, um Reisende und Handelsgüter nach den verschiedenen Häfen zu bringen, wenn es Segelschiffen unmöglich geworden, und nur, wenn die Wassermasse zu tief aufgeregt, die Wellen zu Bergen aufthürmt, zwischen welchen sich Abgründe in die Tiefe wühlen und das Rad nicht greifen kann und nutzlos wird, beugt sich diese großartigste Erfindung des Menschengeistes der Naturgewalt.

Im Frühjahr entstehen bedeutende Strömungen im schwarzen Meere von Norden nach Süden, welche bis zum Beginn des Sommers anhalten und durch die ungeheuern Wassermassen erzeugt werden, welche die großen Flüsse des Nordens beim Schmelzen des Schnees dem Meere zuführen. Die beständigste und stärkste dieser Strömungen ist die, welche von der Mündung des Dnieprs längs der Westküste bis zum Bosporus fließt. Diese Wasserbewegungen sind nun der Schifffahrt von der Krim und Odessa nach Konstantinopel sehr günstig, würden es aber noch mehr sein, wenn die südlichen Fallwinde nicht zu oft hinderlich wären, wogegen sie der Schifffahrt von Süden nach Norden und Nordosten selbst bei dem günstigsten Winde hemmend entgegentreten.

Eigentliche Ebbe und Flut kennt der Pontus nicht, denn die fast beständige leichte Bewegung des Wassers wird nur durch Winde und Strömungen erzeugt.

Die Gestade sind sehr verschieden. Von der Donaumündung im Nordwesten, längs dem Norden bis zum Fuße des Kaukasus im Nordosten, sind die Ufer, mit Ausnahme der großen weit und breit in das Meer vortretenden Halbinsel Krim, flach und oft, vorzüglich im Nord-

west, so niedrig, daß sie für die Schifffahrt gefährlich werden können, da man sie oft nur in sehr kurzer Entfernung erkennen kann. Um so höher steigen die Küsten im Osten an und dehnen sich erhöht, oft sehr steil von Ost nach West, längs der anatolischen Küsten fort. Die Südküste der Krim, die Küsten von Kaukasien und Anatolien, wo der Boden oft vom Ufer zu hohen Gebirgen aufsteigt, haben ausgezeichnete Landmarken.

Hafen und Buchten sind zahlreich und viele davon sehr gut und tief, aber die meisten von geringer Ausdehnung. Die am tiefsten in das Land eindringenden sind der Golf von Kerkinet im Norden zwischen der Krim und dem Festlande, von dem asow'schen Meere nur durch einen schmalen Isthmus getrennt, die Meerbusen von Namsin und Burgas im Westen und die von Samsun und Sinope im Süden.

So hat das schwarze Meer auch keine bemerkenswerthen Landvorsprünge oder Vorgebirge, außer denen, welche die westlichen und südlichen Ausläufer der Krim bilden, wozu noch das Cap Indieh und das Cap Bozdebeh in Anatolien kommen. Eine Eigenheit dieses Meeres ist ferner, daß es nur eine einzige Insel, die Schlangeninsel, besitzt.

Berühmt und wegen seiner schönen Ufer allgemein gekannt ist die Meerenge, welche den Pontus vermittels des Marmorameeres und der Dardanellen mit dem griechischen Archipel und dem Mittelmeere verbindet und auch unter dem Namen Bosporus und Canal von Konstantinopel bekannt ist. Eine andere enge Straße, die Meerenge von Jenikaleh, verbindet das schwarze Meer im Norden mit dem asow'schen Meere, einem seichten, vielgebuchteten Binnensee, der eine Oberfläche von ungefähr 1000 Q.-M. hat.

Der Fischfang wird wenig im Großen betrieben, obgleich dies Meer fast in allen Gegenden einen Ueberfluß von Fischen der verschiedensten Art besitzt.

Die Temperatur der Gestade ist nicht überall so mild und warm, wie es von der südlichen Lage des schwarzen Meeres erwartet werden könnte, und die nördlichen Ebenen haben einen langen und strengen Winter, so daß die Häfen der Nordküste oft drei bis vier Monate, vom December bis zum März, vom Eise verschlossen sind.

Es scheint erwiesen, daß der Pontus in sehr frühen Zeiten sich weit nach Norden und Osten erstreckte und die weiten Ebenen und Steppen zwischen dem caspischen See und dem Aralsee überflutete, so daß beide Seen nebst der tatarischen Niederung Theile von ihm bildeten, bis nach und nach das Wasser zurückfiel und verdunstete und die jetzige Begrenzung entstand.

Lange blieb die relative Erhebung des schwarzen Meeres und des caspischen See's gegen den Ocean unbestimmt, ist aber jetzt ziemlich genau berechnet. Man hat gefunden, daß der caspische See 101 Fuß tiefer liegt, als das schwarze Meer, während letzteres mit dem Ocean gleich hoch steht. Daß es trotzdem etwas erhaben sei über dem

mittelländischen Meere, welches durch fortwährendes Verdunsten etwas niederer liegt, als der Ocean, scheint aus dem immerwährenden Strömen durch den Bosporus und die Dardanellen nach dem griechischen Archipel hervorzugehen. Das Verdunsten des schwarzen Meeres muß aber ebenfalls sehr bedeutend sein, da der Abfluß durch den Bosporus doch zu gering ist, um die ungeheuern Massen Wasser abzuführen, welche ihm die vielen Ströme zubringen. Wie es ungeachtet des reichen und steten Zuflusses frischen, süßen Wassers seinen Salzgehalt beibehalten kann, ist noch nicht gehörig ermittelt.

Schon in sehr frühen Zeiten wurde der Pontus Euxinus von den Griechen besucht und erforscht, bei ihren kleinen Fahrzeugen und ihren geringen nautischen Kenntnissen aber als ein Meer voller Gefahren der schrecklichsten Art dargestellt. Sie gaben ihm auch deßhalb den Namen des schwarzen Meeres, wie sie auch die nördlichen cimmerischen Ufer von ewiger dicker Finsterniß bedeckt glaubten. Sie gewannen jedoch nach und nach durch Erfahrungen Muth, und gründeten später längs den Küsten des Pontus zahlreiche Colonieen, von welchen aus sie einen ausgebreiteten Handel mit Sclaven, Vieh und Getreide trieben. Noch heute sind in der Küstenfahrt ihre Schiffe die zahlreichsten und werden die meisten davon zur Ausfuhr von Getreide, Fellen, Bauholz, Eisen und russischen Pelzen und zur Einfuhr von Wein und Früchten, französischen und englischen Manufactur-Waaren verwandt. Den größeren Handelsbetrieb hat jedoch Odessa in Händen, und der Seeweg von dieser Stadt nach dem Bosporus und den anderen größeren Häfen war in den letzteren Jahren immer mit großen Handelsschiffen belebt.

Die Dampfschifffahrt hat aber auch dem Reisenden seit vielen Jahren alle Küsten des schwarzen Meeres zugänglich gemacht und nicht nur dem Westeuropäer Gelegenheit gegeben, diesen Theil des Orientes zu besuchen, sondern auch durch die Verbindung Odessa's mit Konstantinopel viele Söhne des russischen Nordens zum Besuche des Südens und vorzüglich Syriens und Palästina's verlockt.

---

9. Vergleichung der Ostsee (als des nördlichen Mittelmeeres) mit dem (südlichen) Mittelmeere.

(Nach E. Kapp, philosophische oder vergleichende Erdkunde.)

Die Geologen behaupten, daß in vorgeschichtlicher Zeit die Ostsee kein Meerbusen, sondern ein großer Sund, Skandinavien keine Halbinsel, sondern eine Insel gewesen sei. Den Beweis für diese Ansicht soll die Natur des die Ostsee von dem weißen Meere scheidenden Finnlands führen. Finnland, sagt man, mit seiner von unzähligen Seen, Flüssen und Sümpfen überdeckten Oberfläche kann nur emporgehobener vormaliger Meeresgrund sein. Das Steigen der Küsten Schwedens

und Finnlands ist unwiderleglich nachgewiesen. Auch an den norwegischen Küsten ist eine solche Erhebung bemerkt worden, doch nicht so durchgehends, sondern mehr vereinzelt. Die Gegenden, welche keine Erhebung erkennen lassen, können deßhalb nicht zum Beweis dienen, daß überhaupt eine solche in Bezug auf Norwegen nicht Statt gefunden habe. Daß dieselben Naturkräfte, welche Finnland aus dem Schooße des Meeres, welche Skandinavien emporgehoben haben, sich nicht bloß auf das sichtbare Land beschränken, daß sie vielmehr auch an dem Meeresgrunde der Ostsee in ähnlicher Weise thätig seien, wird mit Recht vermuthet. Nimmt man an, daß die Ostsee im Durchschnitte nur 200 Fuß Tiefe hat, so kann die Möglichkeit, wenn auch gerade nicht ihres gänzlichen Eingehens, doch ihrer Reducirung im Laufe der Zeiten auf einen großen Landsee nicht geradezu abgeläugnet werden. Gibt man die Hypothese über die Entstehung Finnlands zu, dann kann allerdings über die Insel Thule der Alten, deren Größe nach ihrer Angabe die Britanniens übertraf, kein Zweifel mehr obwalten. Nicht Island, sondern Skandinavien ist Thule.

Die Ostsee reicht mit ihrem südlichsten Busen an der Odermündung bis auf den 54. Grad, ihre nördlichste Gränze ist die Torneamündung unter dem 66. Grad. Sie hat demnach eine Länge von 180 Meilen. Die größte Breite von der jütländischen Küste bis zum kurischen Haff beträgt nicht über 90 Meilen, sonst ist die Durchschnittsbreite ungefähr 36 Meilen. Der Flächeninhalt der Ostsee wird zu 6400 Geviertmeilen angegeben. Das mittelländische Meer ist also siebenmal so groß.

Die Gestalt dieses Binnenmeeres ist eine lang von Süden nach Norden gestreckte. Das Hauptbecken ist der südliche Theil, aus dessen Mitte die 49 Geviertmeilen große Insel Gothland hervortritt. Nach Norden tritt die Ostsee gabelförmig in zwei großen Busen aus einander. Zwischen beiden liegt Finnland. Der Zusammenhang des bothnischen Meerbusens mit der eigentlichen Ostsee ist durch die Gruppe der Alandsinseln unterbrochen. Das östliche Gebiet des Binnenmeeres besteht aus dem finnischen und dem rigaischen Meerbusen.

In den Bezeichnungen Ostsee oder baltisches Meer, bothnischer, finnischer und rigaischer Meerbusen ist das Verhältniß eines Ganzen und seiner Theile angedeutet, oder vielmehr eines Stammes und seiner Glieder. Doch ist das Verhältniß weniger rein, als beim mittelländischen Meere, wo die Glieder ihrer räumlichen Ausdehnung nach dem Stamme mehr untergeordnet sind. Wie Finnland sich zwischen den bothnischen und finnischen Meerbusen, so drängt sich Esthland zwischen diesen und den rigaischen. Die Küsten von Schweden und Finnland sind mit einer großen Anzahl kleiner felsiger Inseln und Klippen eingefaßt, welche Skären heißen. Von den Küsten des bothnischen Meerbusens erstrecken sich unter Anderem unter dem 64. Grade der Breite die Skären so weit einander gegenüber ins Meer, daß hier im Meerbusen selbst ein Sund, Quarken genannt, durch sie gebildet wird. Die Alandsinseln sind gleichfalls Skären. Mit der Südküste des finni=

schen Meerbusens beginnen südlich bis zu der deutschen Tiefebene die Flachküsten der Ostküste im Gegensatze zu den meist hohen Skärenküsten. Dort erschweren Klippen, hier Sandbänke die Schifffahrt.

Vor dem Eingange in den Busen von Riga liegen die Inseln Dagden und Oesel. Andere Inseln der Ostsee sind Oeland, südwestlich von Gothland, längs der schwedischen Küste gestreckt, Rügen an der deutschen Küste, gegenüber der Südspitze Schwedens, und mitten zwischen beiden Bornholm.

Der Zugang aus der Nordsee in die Ostsee wird durch das Skagerrack und Kattegat gebildet, einen Meerarm zwischen der Nord- und Ostküste Jütlands einerseits und Skandinavien andererseits, welcher mit den correspondirenden Aus- und Einbiegungen seiner Küsten der Mündung eines großen Stromes gleicht. Durch die beiden Inseln Seeland und Fünen wird das Kattegat in drei schmale Straßen getheilt, den Sund, den großen und den kleinen Belt. Der Sund ist die Hauptstraße für die großen Schiffe aus und in die Ostsee.

Der Ostsee strömen eine Menge Flüsse zu. Die bedeutendsten sind von Westen der Ausfluß des Mälarsees, der Dal-Elf, der Angermannä-Elf, der Umea, Pitea, Lulea, von Norden der Tornea und Kemi, von Osten die Newa, Narwa, Düna, der Niemen und der Pregel, von Süden die Weichsel und die Oder.

Die Einmündung so vieler Flüsse in das sehr geschlossene Binnenmeer mag mit die Ursache sein, daß dessen Wasser im Ganzen kälter und heller ist, als das des Oceans, auch wegen seines geringen Salzgehaltes leichter eine Eisdecke erhält. In den Jahren 1323, 1459 und 1709 war die ganze Ostsee zugefroren, so daß die lange andauernde und lebhafte Verbindung zwischen der preußischen, dänischen und schwedischen Küste einst sogar die Anlegung von Herbergen für Fußgänger, Schlitten und Reiter auf dem Eise nöthig gemacht hatte. Natürlich gehören solche Ereignisse immer zu den Ausnahmen, nicht aber das öfter vorkommende Ueberfrieren einzelner Theile, wie des bothnischen Meerbusens, der Belte und des Sundes. Auch wenn dies nicht Statt findet, ist doch die Schifffahrt in jedem Jahre auf Monate durch das Eis unterbrochen. Ebbe und Flut zeigt die Ostsee eben so wenig wie das mittelländische Meer. Eine Veränderung des Wasserstandes wird zunächst nur durch die Flußschwellen bewirkt. Die Winde auf der Ostsee sind sehr veränderlich und stürmisch, die Wellen sind in Folge der schmalen Binnenlage sehr kurz, weßhalb dem Schiffer hier manche Gefahren drohen, die durch die klippenreichen Küsten Schwedens und durch die Dünen der germanischen Flachküste noch sehr erhöht werden.

Eingefaßt ist die Ostsee von Ländern sehr verschiedenartiger Natur. Ihre südöstlichen Gestadeländer sind flach und sandig, ihre nordwestlichen gebirgig und felsig. Jene sind von Flüssen durchschnitten, welche bis tief in das Land hinein schiffbar sind. Diesen fehlt jede Flußbahn. Die Ostsee beginnt im Süden an Ländern, welche als Kornkammern gelten können, welche reiche Obstärnten erzeugen, welche das Wachsthum

der Laubhölzer ganz vorzüglich begünstigen, und berührt im Norden Gegenden, wo kein Hafer und kein Roggen mehr gedeiht, wo die Haselnuß nicht mehr fortkommt, wo Linden und Eichen verschwinden und selbst die Birke verkümmert. Das Ostseegebiet zeigt so einen ziemlich grellen Gegensatz von Norden und Süden. Das mittelländische Meer dagegen läßt in dieser Beziehung bei Weitem mehr Gleichartigkeit erkennen. Alle seine Gestade, mit Ausnahme etwa einiger Gegenden an der afrikanischen Küste, sind von fast gleicher Fruchtbarkeit, alle geben sie ihren Erzeugnissen das Gepräge der Südlichkeit, natürlich mit denjenigen Unterschieden, welche an der verschiedenen Natur der Continente, welche die Thalassa begrenzen, haften. Selbst an den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres noch lebt das Kameel als Hausthier und reifen Trauben. Die Thalassa erstreckt sich von Westen nach Osten, die Ostsee von Süden nach Norden. Jedoch zeigen das baltische und das mittelländische Meer auch manche Uebereinstimmung. Wo nämlich die Ostsee im Norden endigt, da beginnen Länder, welche allmählich in die polarische Schnee- und Eisdecke übergehen, und auf sich auch die Thätigkeit der Menschen erstarren machen, wo das mittelländische Meer im Süden buchtet, da berührt es Küsten, über welche hinaus die Wüsten Afrika's, von der tropischen Sonne durchglüht, gleichfalls eine Grenze der geistigen Entwicklung des Menschen zu bilden scheinen. Dort endigt das Leben am Eise, hier am brennenden Sande.

An dem Mittelmeere berühren sich jetzt vorzüglich die romanische Völkerfamilie und die Berbern Afrika's, an der Ostsee der germanische und der finnische Stamm. Dort haben sich von Osten die Türken, hier die Russen eingedrängt. Während die Thalassa in alter Zeit ein ausreichender Schau- und Tummelplatz für ihre Seeleute war, und bis zur Entdeckung des Oceans eigentlich nur einzelne Kauffahrer über den hispanischen Sund hinauskamen, wurden die nördlichen Binnenmeere Europa's, die Nordsee und besonders die Ostsee, zu klein und beschränkt für ihre Anwohner. Schon früh, vielleicht lange vor Christi Geburt, waren die später unter dem Namen Normannen bekannt gewordenen großen Bruchstücke der Bevölkerung Skandinaviens aus ihrer Heimat gezogen und hatten sich in südlicher gelegenen Ländern Europa's niedergelassen, in Gegenden, von denen sie durch die Kaufleute Kunde erhalten haben mochten, welche des Bernsteins halber die Ostsee besuchten und ihnen selbst anlockende Gegenstände einer vorgerückteren Cultur zuführten. Bei Gothen, Longobarden und Schweizern erhielten sich Sagen ihres skandinavischen Ursprunges.

Die Ostsee mit ihren Stürmen und Klippen, umgeben von im Ganzen unwirthbaren Küsten, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Eis und kalten Nebeln bedeckt, durchfegt von Schnee und Regenschauern, ohne gleichmäßigen Wechsel in der Tageslänge, bildet einen Gegensatz zum mittelländischen Meere, dessen Klima ein liebliches ist, dessen Küstengebiete durch Heiterkeit des Himmels und Fruchtfülle einladend sind, dessen Gefahren von dem vorsichtigen Schiffer leicht ver-

mieden werden können. Daher erzogen aber auch die nordischen Binnengewässer ein starkes, gegen Sturm und Wetter abgehärtetes, gefahr- und todesmuthiges Geschlecht von Seehelden, welches, vertraut und eins mit seinem Elemente, den sicheren Blick kühn über die heimischen Gewässer hinausrichtend, fremde Gestade mit seinen Raub- und Kriegsschaaren überschwemmte.

Andererseits aber bietet die Ostsee, was die übrigen der Schifffahrt günstigen Bedingungen angeht, so wenig sie auch in dieser Beziehung einen Vergleich mit dem mittelländischen Meere aushalten kann, doch genug Inseln, Buchten, Landungsplätze, Mündungen schiffbarer Ströme, tief eindringende, auch entfernte Länder in Verbindung setzende Meerbusen, überhaupt genug von all diesen natürlichen Voraussetzungen der Schifffahrt, um in den Augen der Anwohner dem Seeleben jenen unwiderstehlichen Reiz zu verleihen, der die Verluste über der Hoffnung des Gewinnes vergessen läßt, der die Schrecken und Gefahren dem Hochgenusse unterordnet, sie glücklich durch eigene Kraft und Geschicklichkeit bestanden zu haben.

Nicht allein Skandinavien, sondern auch Dänemark und wahrscheinlich auch die deutschen Küsten der Ostsee waren Wohnsitze der Normänner. Sie stifteten aber auch als Waräger unter Rurik ein Reich zu Nowgorod am Ilmensee, zu Kiew am Dnjepr und zu Polozk an der Düna, der Wiege des späteren Fürstenthums Litthauen. Jene von Rurik gestiftete Herrschaft war der erste Stamm des russischen Reiches und begriff unter anderen auch die Gebiete des heutigen Gouvernements Petersburg und Esthland, womit sie die Ostsee berührten. Diese Staatengründung fällt also noch nicht außerhalb des den Normannen ursprünglich von der Natur angewiesenen Wohnbereiches, des Gestade-Umfanges der Ostsee. In Erwägung freilich, daß Finnen im nördlichen Theile Skandinaviens wohnen, dürfte die bothnische, ohnehin ungeschichtliche Region der Ostsee selbstredend auszuschließen sein.

Schon in jenen ältesten Zeiten also erscheint die Ostsee als die die Völker gemeinsamer Abstammung vereinigende physische Macht. Sie hat diese Macht durch alle Zeiten hindurch bewährt. Diese Einigung thut sich, abgesehen von der Allen gemeinsamen Sprachverwandtschaft, nicht minder in dem politischen, wie in dem religiösen Dasein der Völker kund. Nur in der neueren Zeit erst, seitdem den Slawen gestattet wird, von Osten her ein Uebergewicht geltend zu machen, ist ein Riß in jene Einigung gekommen. Die Hansa, deren Heerd und Ausgang die Ostsee war, schlang ihr Handelsband um die Gestade dieses Meeres, die Union von Kalmar vereinigte einen großen Theil derselben, Schweden besaß die gegenüberliegende Küste, Finnland, Esthland, Liefland, Kurland, wußte Pommern zu erwerben und strebte in Bezug auf die Ostsee an, was einst Rom in Bezug auf die Thalassa. Das Zusammengenanntwerden der nordischen Reiche läßt stets die Ostsee als den zusammenhaltenden Grund erkennen.

Vor Allem aber bewährt sich die bindende, einigende Macht der Ostsee in Bezug auf die kirchliche Gemeinschaft. Der Protestantismus hat von jeher eine sichere Wohn- und Zufluchtsstätte in diesen Gegenden gehabt. Schweden, Dänemark, Norddeutschland, Finnland, die deutschen Provinzen Rußlands, sie alle sind, wie einst die Normannen durch den Odinsglauben, vereinigt in dem Glauben, daß es zur Vermittlung der religiösen Erkenntniß nicht des römischen Stuhles, sondern vor Allem der prüfenden Vernunft bedürfe. Man mag immerhin einwenden, mit dieser kirchlichen Gemeinschaft habe die Ostsee nichts zu thun, sie würde nicht Statt finden, wenn die Völker nicht ohnehin in der Gemeinschaft einer Abkunft ständen. War aber nicht der Uferring der Ostsee der Wegweiser für die Wahl ihrer ursprünglichen Wohnsitze? War diese eine zufällige oder nothwendige? Eben so wenig zufällig, wie die Ansiedlungen der Hellenen um das Ostbecken der Thalassa, wie die Ausbreitung der römischen Herrschaft in ihrem ganzen Rundbereich! Die Ostsee hinderte die Zerstreuung jener nordischen Bevölkerung. Als Gewässer schon und besonders als ein Mittelmeer wirkte sie als vermittelnde und bindende Macht auf die Anwohner!

III. Länder- und Völkerkunde.

10. Vergleichung der alten und neuen Welt.

(Nach Guyot, Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde.)

Die alte und die neue Welt sind ungleich in der Zusammenstellung, in der Anzahl und Größe der zugehörigen Continente; sie sind ungleich in Hinsicht ihrer astronomischen Lage und der daraus hervorgehenden Klima-Zonen; sie sind ungleich in der Richtung ihrer Länder und der inneren Structur derselben. Diese Summe von ungleichen, ja, entgegengesetzten Eigenschaften sichern einer jeden von ihnen ein besonderes Klima, eine besondere Vegetation und ein besonderes Thierreich.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die ungleiche Zusammenstellung.

Die alte Welt ist aus vier Continenten zusammengesetzt. Lassen wir Australien außer Acht, welches nicht viel mehr als ein in der Mitte der oceanischen Hemisphäre gelegenes Inselland ist, so besteht sie nur aus drei Continenten, welche alle sehr dicht bei einander gelegen, eine ovale compacte Masse von gewaltiger Ausdehnung bilden. Sie stellt eine fest zusammenhangende Land-Ausdehnung vor und zwar die allergrößte, die am wenigsten unterbrochene und die den Einflüssen

des Oceans in ihrem Innern am wenigsten zugängliche. So ist also die alte Welt ganz vorzugsweise eine Continental-Welt.

Die neue Welt besteht dagegen nur aus zwei Continenten, Nord- und Süd-Amerika. Diese beiden Continente sind nicht, wie in der alten Welt, zu einer zusammenhangenden Masse gruppirt, noch sind sie mit Seite an Seite einander nahe gebracht, sondern sie hangen mit einer Winkelspitze wenig zusammen. Sie liegen in zwei entgegengesetzten Hemisphären und erscheinen so viel mehr in fremder Entfernung von einander als in eng verwandter Nachbarschaft. Kein Theil des Innern ist sehr weit von der Seeküste entfernt. Ueberall gewährt das Land dem Oceane Zutritt und Einfluß. Gleich einem Eilande ist es mitten im Weltmeere gelegen. Diese Gestaltung, Gliederung und Lage bilden also einen Gegensatz zu denen der alten Welt, sie geben ihr einen entschieden entgegengesetzten Charakter. Die neue Welt ist daher ganz vorzugsweise eine oceanische Welt.

Die alte Welt ist auf die Nordseite des Aequators zusammengedrängt; oder sie gehört ihrem größten Theile nach zu der nördlichen Hemisphäre und zur gemäßigten Zone. Von den drei Haupt-Continenten, welche dieselbe bilden, sind die beiden, deren Geltung bei weitem die überwiegendste ist, nämlich Europa und Asien, gemäßigt. Asien dringt nur mit seinen südlichen Halbinseln in die Region der Tropenwelt; Europa bleibt ganz außerhalb. Afrika allein ist wirklich tropisch, sein größter Theil liegt zwischen den Wendekreisen. So ist denn die alte Welt wesentlich eine Welt der gemäßigten Zonen.

In der neuen Welt sind die Länder ziemlich gleichmäßig auf zwei Zonen und zwei Hemisphären vertheilt. Wir finden auch, daß die Festlandstheile, welche von Natur am reichsten gesegnet sind, unter dem Einflusse der tropischen Sonne liegen. Im Vergleich mit der alten Welt ist also die neue Welt durchschnittlich eine tropische.

Die Hauptrichtung der Lande, oder die Richtung ihrer größten Längen-Ausdehnung ist auch in der einen Welt gerade das Umgekehrte der andern. Die alte Welt besitzt ihre größte Länge von Ost nach West in der Lage der Parallelkreise; die neue Welt dagegen von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane. Beide haben eine Länge von ungefähr 1900 geogr. Meilen, indeß ist die Breite der alten Welt fast das Doppelte von der der neuen Welt. Die wandernden Völkerstämme konnten also in der alten Welt von dem einen Ende bis zu dem andern über einen fast zwei Tausend Meilen weit ausgedehnten Raum ihren gewohnten, abenteuerlichen Wanderungen nachgehen, ohne einen großen Wechsel in der sie umgebenden Thier- oder Pflanzenwelt zu gewahren. Sie wechselten den Wohnsitz, das Land, ja, sogar den Erdtheil, aber nicht das Klima, nicht die Lebensweise.

In der neuen Welt ist gerade umgekehrt die Ausdehnung der Gegenden gleicher Klima nur klein, aber die Zahl der Abwechslungen sehr groß. Und durchwandern wir die ganze Länge der beiden Amerika, so kommen wir successive zwei Mal durch alle Temperaturen der

Erde; von dem eisigen Klima des Nordpols bis zu der verzehrenden Hitze des Aequators, und von dieser wieder zur Frostkälte des Südpols. Eine so mannigfaltige Klima-Verschiedenheit gibt dem amerikanischen Continente auch wieder einen eigenthümlichen Charakterzug.

Was charakterisirt nun die innere Structur der neuen Welt? Ihre Einfachheit. Statt der großen Mannigfaltigkeit der alten Welt — in der, einige gemeinschaftliche Charakterzüge ungerechnet, jeder Continent in eine besondere Reliefgestalt gebracht ist — sind die beiden Festlande der neuen Welt nach ein und demselben Schnitte construirt. Zwei Dreiecke, wovon jedes eine Winkelspitze nach Süden und eine Seite nach Norden hinkehrt, sind so zusammengefügt, daß das eine im Nordwest des andern gelegen ist. Die lange Kette der Rocky-Mountains und der Anden läuft längs der Westküste hin und bindet die beiden Continente an einander. Große Ebenen auf der Ostseite machen den bei weitem größten Theil der ganzen Oberfläche aus. Eine mäßig erhobene Kette längs des atlantischen Oceans kommt in beiden vor, nämlich das Alleghani-Gebirge in Nordamerica, — die Serra do Espinhaco und die Serra do Mar in Südamerika.

Das, was den Reichthum der Organisation in den Continenten begründet, besteht in der Anzahl und Ueberfülle innerer Contraste, welche gleichzeitig die Thatkraft der Natur und der Menschen herausfordern. Die alte Welt ist hiermit sehr reich gesegnet. Amerika besitzt nur eine geringe Zahl davon, alle Gegensätze stehen hier im Begriff, zu verschwinden, und das hauptsächlich aus dem Grunde der inneren Landesstructur selbst.

In Asien und Europa theilt die Hochlandslinie, welche aus dem Himalaya, den Alpen und den Pyrenäen zusammengesetzt ist und ganz passend die Continental-Axe genannt wird, die beiden Continente in zwei ungleiche Theile, einen nördlichen und einen südlichen, wovon jeder dem andern schroff entgegensteht, sowohl in Hinsicht des Klima's, als der Vegetation und Thiere. Es ist hier kaum an einer Stelle ein allmähliger Uebergang von dem einen Theile zu dem andern; fast überall macht sich der Gegensatz sprungweise schroff bemerkbar. Das Tafelland Tibet und die eisigkalte Mongolei stoßen mit den tropischen Ebenen Indiens und China's zusammen; der Reisende, welcher die Schweizeralpen übersteigt, verläßt die ernste Landschaft, den kalten Tannenwald des Nordens und steigt in einem einzigen Tage hinab in die immer grünen Gärten, Fluren und Orangenhaine des anmuthigen Italiens; er vertauscht die unfreundlichen, kalten Nebel des Nordens gegen den heitern warmen Sonnenschein des Südens, ja, er verläßt oft auf der einen Seite den Schnee und Frost des Winters und findet auf der andern Seite den warmen beseligenden Hauch des Frühlings mit all seinem frischen Grün und seinen duftenden Blumen.

Die schlagenden Contraste zwischen Nord und Süd reflectiren ihre Wirkung auf den Charakter der Nationen Asiens und Europa's und auf ihre Geschichte. In Amerika fehlen sie, das weiß man nirgends

besser, als in diesem Lande selbst. Bei allem, was hier zur Natur gehört, sind die Gegensätze durch allmählige Ausgleichung so gut wie gar nicht da. Zwischen Nord und Süd fehlen die Gebirgsbarrieren, welche den schroffen Wechsel herbeiführen könnten; überall besteht das innige Band der Einheit und der sanften Uebergänge. In Hinsicht der Continentalflächen sehen wir den Natur-Charakter des Nordens allmählich in den des Südens hineinschmelzen. Von den Ufern des Eismeeres bis zum Golf von Mexico liegt der ganze Klima-Abstand zwischen der kältesten und heißesten Temperatur. Jedoch ist dieser Unterschied auf ein sehr großes Land vertheilt. Von der, durch die vernichtende Kälte, baumlosen Tiefebene der Polarwelt, wo der Mackenzie seine Wasser gen Norden treibt, deren Oberfläche nur mit Moos und Haide überwachsen ist, kommen wir nach und nach zu den Nadelwäldern des Obern-See's; dann zu den Eichenwäldern von Wisconsin; die Wallnuß- und Castanien-Bäume zeigen sich in der Gegend von Ohio und Kentucky; noch weiter gegen Süden deuten die Magnolien und Palmen schon auf die Tropenluft und verkünden die Nähe des mexicanischen Meerbusens. Hier trennt eine Fläche von sechshundert Meilen Länge die Extreme einer Vegetations-Scala, welche in der Nähe des Himalaya sich fast berühren.

Den großen Flächenräumen, welche der Ausbreitung und freien Wanderung der Pflanzen- und Thierspecies kein Hinderniß entgegenstellen, so wie der Abwesenheit großer Gebirgszüge, welche eine Quer-Richtung von Osten nach Westen verfolgen, ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß im Norden Pflanzen und Thiere zum Vorschein kommen, welche eigentlich ihre Heimat nur in den Tropenländern haben. Wenn die Europäer in Nordamerika landen, so sind sie nicht wenig überrascht, an den Ufern dieses Landes den Colibri, den Diamant der tropischen Vogelwelt, umherflattern zu sehen und in den Strahlen der Sonne das schillernde Farbenspiel dieses zarten Thieres bewundern zu können, — und dies in einem Lande, das mehrere Monate des Jahres in einen dicken Mantel von Schnee und Eis gehüllt ist! —

Eben so gegen Süden hin sehen wir die Palmen und die Papageyen der Tropen selbst noch in den Pampas von Buenos-Ayres, also weit von ihrem naturgemäßen Heimatlande entfernt.

Amerika ist durch die Anden in zwei Theile getheilt, in ein Osten und ein Westen, wie Asien und Europa durch die Himalaya- und die Alpenkette in ein Norden und ein Süden. Aber auch die hierdurch in Amerika entstehenden Contraste sind durch andere Umstände fast ganz wieder neutralisirt.

Die bloß räumliche Ungleichheit ist nämlich so groß, daß die Größe des einen Theils verschwindend klein ausfällt im Vergleich des andern, er verliert in seiner Kleinheit alle Kraft der Reaction. Der Westen beider Amerika ist bloß ein schmaler sehr langer Streifen größtentheils unfruchtbaren Landes, welcher mit dem sehr breiten und eben so langen Osten gar nicht in Vergleich kommen kann. Amerika's Osten tritt

überall so überwiegend hervor, daß er dem ganzen Welttheil fast ausschließlich die charakteristische Bedeutung gibt.

Das Klima der neuen Welt zeichnet sich im Vergleich mit dem der alten Welt durch Regenüberfluß, oder allgemeiner, durch eine größere Feuchtigkeit aus. Eine Folge der offenen Lage der großen Flächen für den wasserreichen Seewind, eine Folge der Abwesenheit von hohen östlichen Gebirgsketten, — mit Einem Worte, eine Folge der höchst günstigen Configuration und Lage dieses Welttheils. Während die alte Welt mit ihrer zusammengedrängten, compacten Figur, mit ihren gewaltigen Hochebenen und Gebirgen im Osten nur durchschnittlich 77 Zoll jährlichen Regens unter den Tropen bekommt, empfängt America 115 Zoll, also um die Hälfte mehr. Die gemäßigten Regionen in Europa haben 34 Zoll jährlichen Regens, in Nordamerika 39 Zoll.

Man füge zu dieser Ueberfülle an atmosphärischem Wasser noch die große Ausdehnung der Ebenen, welche die freie Entwicklung der umfangreichsten Systeme gewaltiger Ströme in jeder Hinsicht begünstigen, hinzu, und es wird die Ursache klar werden, warum Amerika so charakteristisch reich versorgt und begünstigt sein kann mit einer unendlichen Menge von Flüssen und Seen. Obgleich die Ausdehnung der neuen Welt viel geringer ist als die der alten Welt, so besitzt sie doch viel bedeutendere Flüsse als diese. Ihre Ströme sind die wasserreichsten, die verzweigtesten und längsten auf der ganzen Erde. Denn wo auf der Oberfläche der Erde findet der Amazonenstrom seines Gleichen, der seine Wasser auf einer Fläche von 84,000 Q.-M. zu einem Systeme vereinigt und eine Länge von 730 geogr. Meilen besitzt. Dieser Riesenstrom nimmt in seinem Fortgange Nebenströme von solcher Wichtigkeit in sich auf, daß sie in den größten Continenten noch als selbständige größte Ströme Anerkennung finden würden, ja, sogar im Stande wären, einen solchen ganzen Continent vollkommen ausreichend mit Wasser zu versorgen. Wir nennen hier nur den Ucayale, den Rio Parus, den Negro und vor allen den Madeira, — sie alle sind so wasserreich, so tief, breit und lang, daß sie in Hinsicht der Größe mit dem Stammflusse um die Ehre der Namengebung ihrer Vereinigung rivalisiren könnten. Je weiter dieser majestätische Strom in seinem Laufe sich von der ersten Quelle entfernt, um so gewaltiger wächs't seine Breite; und in der Nähe des Oceans ist seine Fläche so breit, daß das Auge nicht einmal von ihrer Mitte ab die Ufer erspähen kann; er scheint viel eher ein weit über den Gesichtskreis hinaus ausgedehnter Landsee als ein Festlandsfluß zu sein, denn er bewegt sich nur langsam dem Meere zu.

In Nordamerika ist das Stromgebiet des mächtigen Mississippi, des zweiten Stromes der ganzen Erde, dem des Maranon fast ganz gleich. Denn des Hauptstroms windender Lauf ist ebenfalls 730 Meilen lang und er überdeckt mit seinen Zweigen eine Landfläche von 50- bis 60,000 Q.-M. Zunächst folgen dann noch des Stromes Zweige,

der Missouri, der Ohio und der Arkansas, in der Reihe großer Continentalströme. Dieses ganze Stromsystem hebt und belebt den ganzen Westen Amerika's; schon jetzt ist es von gewaltiger Bedeutung für Handel und Wandel, trägt aber überall die deutlichsten Spuren einer noch viel höhern zukünftigen Wichtigkeit. — Und diese beiden amerikanischen Flußriesen stehen nicht isolirt da, es fehlt ihnen nicht an ebenbürtigen Genossen ihres Landes. Neben dem Amazonenstrome fließt in Südamerika auch der Laplatastrom, dessen Lauflänge nicht weniger denn 470 Meilen ausmacht und der mit seinen Zweigen eine Landfläche von 60,000 Q.-M. reichlich mit Wasser versorgt. An der Seite des Mississippi in Nordamerika steht der St.-Lorenzstrom mit einer Lauflänge von 460 Meilen und auch fast 60,000 Q.-M. Stromgebietsfläche.

Die alte Welt vermag es nicht, etwas Aehnliches aufzuweisen; denn der allergrößte ihrer Flüsse, der Yan-tse-Kiang in China, besitzt nur eine Stromlänge von 600 Meilen. Der Ganges und der Nil sind noch viel weniger im Stande, sich mit Amerika's Stromfürsten zu messen. Die Wolga, der größte Fluß Europa's, entwickelt doch nur eine Lauflänge von etwa 400 Meilen. Und wollten wir uns die Mühe nehmen, in America Ströme aufzusuchen, welche mit dem Vater Rhein von gleicher Größe wären, so würden wir sie zu Hunderten zählen können.

Die Zahl der Seen ist in Amerika auch sehr groß, besonders im Norden. Die Gruppe der großen canadischen Seen, so charakteristisch für diesen ganzen Continent, findet nirgends ihres Gleichen. Sie enthält zugleich die größten Seen der Welt und die größte vereinigte Menge süßen Wassers der sämmtlichen Festlande. Die gewaltigen Süßwasserseen in Verbindung mit dem Seesystem des St. Lorenz bilden eine Oberfläche von mehr als 6000 Q.-M., ja, man hat ausgerechnet, daß sie ungefähr die Hälfte des gesammten süßen Wassers der ganzen Erde ausmachen. Auch sie stehen nicht allein in diesem wasserreichen Welttheile. Ein Blick auf die Karte wird uns lehren, daß im Norden noch eine Menge anderer Seen vorkommen, welche nur etwas geringere Ausdehnung besitzen. Der Athapescow-, Winnipeg-, Sklaven- und Bären-See sind alle würdige Seitenstücke zu den canadischen und St.-Lorenzo-Seen.

Flüsse und Seen sind überhaupt in einem Lande die sprechendsten Beweise des Wohlstandes. In Amerika bilden sie aber ganz vorzugsweise den Punct des ausgezeichnetsten Glückes, des viel gerühmten Stolzes. Kein anderer Erdtheil besitzt das Wasser so vielfach, so ausgedehnt, so massenhaft und so schiffbar. All dieser Wassersegen dient aber nicht bloß zur beständigen üppigen Befruchtung des Bodens, sondern er bildet schon jetzt die Handels- und Verbindungswege zwischen allen Theilen dieser großen Welt und wird es in Zukunft noch viel mehr sein.

So herrscht also das flüssige Element, das Wasser, in der neuen

Welt vor. Lassen Sie uns nun wieder hinzudenken, daß die Hälfte ihrer Länder auch noch unter der Tropensonne gelegen ist, und daß unter übrigens gleichen Bedingungen das gesammte Amerika nur um ein Geringes kälter ist, als die gesammte alte Welt, so besitzen wir die wesentlichen Grundlagen ihres Klima's, nämlich die des oceanischen Klima's. Das ist ein wesentlicher Charakterzug, den Amerika hauptsächlich seiner Fundamentalform und der relativen Lage seiner Festlande verdankt; während die alte Welt eben dieser Form und Lage ihre vorherrschende Trockniß und ihr durchschnittlich continentales Klima zuzuschreiben hat.

Die Wärme und Feuchtigkeit sind die beiden Hauptfactoren in der Erzeugung einer üppigen und kräftigen Vegetation. Darum ist die vegetabilische Hülle nirgends so allgemein vorherrschend, als in der neuen Welt. Unter demselben Parallel, unter dem Afrika nichts als vertrocknete und versengte Tafelländer besitzt, erfreut sich Amerika der ins Unendliche ausgedehnten mächtigen Urwälder des Amazonen-Gebietes, Urwälder von 400 geogr. Meilen Länge, welche mit ihren wild in einander verwachsenen gigantischen Baumkolossen eine undurchdringliche Wildniß bilden, wie sie in keinem andern Welttheile ähnlich existirt. Und welche Riesenkraft, welche üppige Ueberfülle läßt hier überhaupt die Vegetation erkennen! — Die Palmen mit ihren schönen, schlanken Formen erinnern unwillkürlich an die charakteristische Gestalt des gesammten Amerika's, sie erheben ihre obersten Gipfel zu einer Höhe von 150 bis 200 Fuß über dem Boden; sie beherrschen alle anderen Bäume der Wildniß sowohl durch ihre Höhe, wie durch ihre überwiegende Anzahl und durch ihre majestätischen Blätterformen. Eine unzählige Menge Gebüsch und Bäume füllen den tiefern Platz aus, wo dieser erhabenen Baumgestalt die von Natur versagten Zweige fehlen. Emporkletternde, baumstarke, in einander verflochtene Lianen umgeben in unendlicher Mannichfaltigkeit mit ihren elastischen Zweigen dieses dichte Gebüsch und diese kolossalen Bäume entfalten ihre Blüthenpracht über das grüne Blattmeer und verbinden das Ganze zu einer so stark zusammenhangenden dichten Masse, daß sie von den Menschen nicht anders, als mit der kräftig aufräumenden Axt zu durchdringen ist. Die Flüsse, welche ihre stillen Wasser unter dem grünen Dome der schauerlichen Tiefe dieser unendlichen Waldmasse hindurchbewegen, bilden die einzigen von Natur geöffneten Verbindungswege für die in dieser großen Einöde zerstreut umherwohnenden Völker, Gemeinden und Missionen. An einem anderen Orte, in Mexico und Yucatan, erlaubt die überall mit Riesenkraft sich eindrängende Vegetation keinem Menschenwerke eine dauernde, ruhige Existenz; die Monumente einer verhältnißmäßig alten amerikanischen Civilisation, welche der Alterthumsforscher mit so großer Umsicht und Sorgfalt zu enträthseln trachtet, sind bald in grüne Hügel verwandelt, bald ganz verwüstet; Stein auf Stein wird durch die mit unwiderstehlicher Gewalt in die Ritzen und Spalten eindringenden Pflanzen zur Seite geworfen; die unaufhaltsam

tiefer und tiefer greifende Kraft der Pflanzenwurzeln zerbricht und vernichtet jedes von Menschenhand ihr entgegengestelltes Hinderniß. In Amerika ist also ganz vorzugsweise die Uebermacht der Pflanzennatur eine unbesiegbare Feindin aller Kunst.

Südamerika, und vor Allem sein Amazonengebiet, ist das wahre Reich der Palmen. Nirgends auf der Erde zeigt sich diese edle Form der Vegetation vollendeter, nirgends unter einer solchen Fülle von Species. Darin erkennt man ein sprechendes Zeichen des starken Uebergewichtes der Blatt-Entwicklung über alle andere vegetabilische Functionen; jener Expansion der Blätterüberfülle, welche dem warmen feuchten Klima so charakteristisch eigenthümlich ist.

Nordamerika nimmt, ungeachtet seines mehr continentalen Klima's, dennoch sehr stark mit Theil an dem Gesammt-Charakter der neuen Welt. Die Schönheit und Größe der gewaltigen Waldungen, welche den Boden überdecken, — die Mannichfaltigkeit der Baumarten, woraus sie zusammengesetzt sind, — die mächtige Dicke und Höhe der darin vorkommenden Bäume — sind lauter wohl bekannte Thatsachen. Wegen der dem Boden dieses Continents beständig innewohnenden oder in reichem Maße neu zugeführten Nässe und wegen der verhältnißmäßig sehr geringen Gebirgigkeit desselben, herrscht überall eine ziemlich gleiche Fruchtbarkeit durch, und es kann der Landwirth fast ohne Ausnahme immer mit Sicherheit auf eine sehr reiche Ernte rechnen.

Die Vegetation der neuen Welt ist aber nicht bloß voll Kraft und großer Ergiebigkeit, sondern sie zeigt sich auch als eine universelle, und gerade hierin besteht ein neuer charakteristischer Unterschied im Vergleich mit der alten Welt. Wir finden in ihr keine jener großen, den alten Festlanden so eigenthümlichen Wüsten. Die Llanos des Orinocogebietes, welche ihrer geologischen Natur nach gerade zu dem verhängnißvollen Schicksal der Wüste Sahara verurtheilt werden mußten, sind während der Regenzeit so vollauf bewässert, daß sie einen großen Theil des Jahres mit einer bewunderungswürdig üppigen Vegetation überdeckt erscheinen. Das Leben, welches zu schlafen, ja, fast erloschen schien, rührt sich, und entwickelt sich mit neuer Schönheit und frischer Kraft. Dem vom Winde emporgewirbelten Sandstaube entwachsen plötzlich reiche Grasfluren, in denen eine Menge einheimischer Thiere, mit Heerden von verwilderten europäischen Pferden und Eseln untermischt, umherschwärmen und ihre reichliche Nahrung finden. Und Tausende und aber Tausende von kriechendem Gewürm, welches während der Dürre in dem wässerigen Schlamme begraben liegt, kommt wieder zum Vorschein und erfüllt die temporären Flüsse und Seen, welche zur Zeit der Regen alle Thäler und Ebenen überziehen, mit regem Leben. An den Ufern der ausgetrockneten Sümpfe wirkt der erste Regenfall erweichend auf den hart zusammengetrockneten Boden; der befeuchtete Letten erhebt sich und fällt schollenweise auseinander; mit heftigem Getöse sieht man es sich oft regen in diesen klaffenden Spalten; Erdmassen

werden emporgeschleudert, wie beim Ausbruch eines Schlammvulcans; und aus dem tiefen Innern kriecht eine riesige Wasserschlange, ein gepanzertes Crocodil hervor, welches zur Zeit der Dürre seinen unterirdischen Sommerschlaf hier abgehalten hat. Selbst die Pampas sind nicht ohne Vegetation und ernähren zu allen Zeiten zahllose Heerden. Und die großen Prairien des Mississippi und des Missouri erzeugen alljährlich vegetabilische Ueberfülle, an der sich die Büffelochsen und die anderen wilden Bewohner dieser Länder weidlich thun.

Die üppige Vegetation scheint in Amerika das höhere Leben der Thierwelt zu ersticken. Das Reich der Animalien ist durch das der Vegetabilien überwältigt, geschwächt; es kann hier den ihm eigentlich gebührenden ersten Rang nicht einnehmen, denn das, was seinem Gedeihen günstig ist, trockne Hitze, das eigentliche continentale Element, fehlt ihm hier sehr.

Aus der gesammten Stufenleiter der Thiere scheinen nur die Familien diesen Ländern ihren animalischen Charakter durch zahlreiche Species und verhältnißmäßige Fülle zu verleihen, welche in ihrer Lebensweise mit dem Wasser oder dem vegetativen Elemente genau verbunden sind.

Daher gibt es in Amerika keine glänzendere Thierpracht, als die der Welt der Insecten. Die unendliche Mannichfaltigkeit ihrer Arten, der schillernde Glanz ihrer Farben, die ungewöhnliche Größe ihrer Körper machen sie zu dem schönsten Schmucke dieses Welttheils.

Unter den Vertebraten ist keine Familie so zahlreich repräsentirt, als die der Reptilien, denn die Nässe ist ihr Element. Die Flüsse und Sümpfe, welche die Regenzeit entwickelt, sind mit den Caymans, den Crocodilen der neuen Welt, bevölkert; die Iguanen, die größte Rieseneidechse, die Basilisken und andere Arten, welche sich in den warmen stillen Gewässern vermehren, haben hier ihre behagliche Heimat. Die Wälder verbergen in ihrem unzugänglichen Dunkel eine große Zahl von Schlangen aller Art und Größe; hier treiben auch die großen Riesenschlangen ihr vernichtendes Leben. Gerade den Schlangen scheint dieses Land die wahre Heimat zu sein.

Unter den Thieren höherer Organismen kommt diese gedeihliche Entwicklung aber gar nicht vor; wenigstens scheint sie in eben dem Maße mehr zurückzubleiben, als die körperliche Ausbildung der Geschöpfe eine vollendetere Stufe einnimmt. Statt der Elephanten, der Rhinocerosse und Nilpferde, der gewaltigen Riesen der alten Welt, hat die neue Welt nichts weiter als die verhältnißmäßig winzigen Tapire und Pecari der Pachydermen aufzuweisen. Unter den Wiederkäuern erreicht das Lama der Anden nicht halb die Größe der Kameele und Dromedare. Statt des afrikanischen königlichen Löwen und des wilden Tigers auf den Inseln des Ganges besitzt Amerika die Unze und den Jaguar in den brasilianischen Wäldern, welche für kaum mehr als große Katzen zu nehmen sind. Unter den Affen sind hier gerade die Familien mit langen Schwänzen vor=

herrschend und charakteristisch, welche aber zugleich zu den am wenigsten höher entwickelten gerechnet werden dürfen; sie besitzen die Organisation des Affengeschlechtes vom niedrigsten Grade.

Aber nicht bloß in organischer Ausbildung stehen die höheren Thierarten denen der alten Welt nach, sondern es fehlt ihnen auch die Kraft der Seele, die unbezähmbare Wildheit, der feurige Muth und die Intelligenz, wie wir sie bei den ähnlichen Thieren unserer Heimat zu bewundern und zu fürchten gewohnt sind.

In dem tropischen Amerika steht also das ganze Thierreich auf einer viel niederen Stufe, als in der alten Welt, und wir sind überzeugt, daß dies als eine Folge des vorherrschenden nassen und vegetabilischen Elementes anzusehen ist. Ueberall, wo das vegetabilische Leben die Oberhand errungen hat, ist das animalische Leben am meisten davon verdrängt und erniedrigt.

Anders verhält es sich nun aber mit Nordamerika. In Folge seines mehr continentalen Charakters besitzt dasselbe einige höhere Thier-Entwicklungen, welche uns stark an die alte Welt erinnern. Der majestätisch kräftige Büffel, das stattliche Rothwild, das Elennthier und der Bär sind Beweise von der thierischen Nordnaturstärke dieses Landes, welche in den Continenten der alten Welt vorherrscht, von der also Nordamerika auch einen Theil besitzt.

Selbst der Mensch, der amerikanische Indianer, trägt in seinem ganzen Charakter den unverkennbaren Stempel einer hervorragenden vegetabilischen Natur. Da er fast ununterbrochen in dem Schatten jener gewaltigen Urwälder haus't, welche den Boden seiner Heimat überziehen, so hat sich sein ganzes Wesen danach geregelt und zu einer entsprechenden Natur gestaltet. Sogar die Kupferfarbe seiner Haut deutet entschieden darauf hin, daß er seinen Körper nicht so oft und so viel dem brennenden Feuer der Zenithsonne aussetzt, als der schwarze Afrikaner. Das vorherrschend melancholische, ernste Temperament dieses Menschenschlages ist ein sprechendes Zeichen des überlegenen vegetabilischen Einflusses. Es herrscht eine unheimliche Kälte und Unempfindlichkeit in dem Charakter dieser Race. „Fremd unsern Hoffnungen, unsern Freuden, unserm Kummer," sagt ein scharf beobachtender Reisender, „ist es selten, daß eine Thräne ihr Auge befeuchtet, daß ein Lächeln durch ihre Mienen zuckt." — Die schrecklichsten Qualen erduldet dieser merkwürdige Mensch, ohne eine Klage laut werden zu lassen, seine stoische Kraft der Beherrschung weicht nur der furchtbaren Wuth der Rache und der Eifersucht. Legt er auch zuweilen den Beweis einer starken Muskelkraft an den Tag, so ist dies doch immer nur während eines rasch vorüberfliegenden Zeitmomentes, denn andauernd strenge Arbeit erträgt sein Körper gar nicht. Als die ersten Entdecker und eroberungssüchtigen Besitznehmer der neuen Welt, die arglosen Indianer, welche die Weißen wie Götter verehrt und empfangen hatten, mit roher Gewalt zu den schweren Arbeiten in den Bergwerken und auf den Feldern antrieben, so waren diese unglücklichen Menschen einer solchen Anstrengung gar nicht gewach-

sen, und viele Tausende wurden von dem furchtbaren Joche erdrückt und kamen jämmerlich um. — Die später einwandernden Europäer überzeugten sich endlich, daß die Eingebornen wirklich nicht die Körperkraft und Ausdauer zu den großartigen Culturen besaßen, daher entschlossen sie sich, die viel abgehärteteren und viel kräftigeren Wilden der alten Welt, die Neger, einzuführen. Selten hat der amerikanische Indianer sich zu einer höheren Lebensweise, als der des Jagens emporschwingen können. Und in der Reihenfolge der Civilisation steht das bloß jagdtreibende Volk auf der alleruntersten Stufe. Die üppige Fruchtbarkeit des Bodens hatte für ihn nie Werth, denn er verlangte gar nicht nach selbstgezogenen Früchten der Erde, er bestellte nie den Acker. Auch verstieg er sich gar nicht zu dem Range eines Hirten, wie die Urvölker der alten Welt; daher fehlten ihm auch die Hausthiere, welche ihn hätten nähren können mit Milch und Fleisch, oder kleiden mit Wolle und Häuten. So finden wir denn von einem Ende bis zum andern durch ganz Amerika dasselbe klägliche Schauspiel; nur die wenigen Bergvölker auf den Hochebenen Mexiko's und Peru's machen eine schwache Ausnahme. Wenn aber diese Völker nicht dieselbe niedere Lebensweise an den Tag legen, wenn sie sich wirklich etwas emporgeschwungen haben in der Sphäre der Humanität, — so kann die Ursache wohl nur in ihrem Leben auf höheren Regionen, auf den erhabenen Luftinseln gesucht werden, wodurch sie sich über die heiße und wasserreiche Atmosphäre emporgehoben und somit auch der überwältigenden Macht der von ihr ins Leben gerufenen Vegetation entzogen haben.

Die wunderbare Verknüpfung der Natur-Phänomene tritt also laut redend vor unsere Seele. Die Configuration und Lage gibt der neuen Welt ein heißes und nasses Klima, und dieses Klima prägt der gesammten organischen Schöpfung ihren eigenthümlichen Charakter auf. Selbst der Mensch, das freieste aller beseelten Geschöpfe, ist unlöslich fest an diesen Einfluß gebunden, und das um so mehr, als er die Uebung jener höheren Geisteskräfte vernachlässigt, womit ihn der Schöpfer zum siegreichen Kampfe mit der Natur und zu ihrer Unterwerfung ausgerüstet hat; denn es liegt in der Bestimmung der gesammten Natur, dem Menschen zu dienen, nicht aber ihn zu beherrschen.

---

11. Die geographische Stellung des Festlandes zum Ganzen der Erdoberfläche.

(Nach C. Ritter*) bearbeitet von dem Herausgeber.)

Den größten Gegensatz, den es auf unserer Erdoberfläche gibt, bildet die Vertheilung von Land und Wasser (der starren und

*) C. Ritter über geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile, in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1826.

der flüssigen Form). In dieser Beziehung kann man die Erdkugel in eine Landhalbkugel und eine Wasserhalbkugel eintheilen; jene umlagert den Nordpol, diese den Südpol. Die feste Form (Continente und Inseln) liegt zum größeren Theile auf der nördlichen Halbkugel, kaum ein Drittheil auf der südlichen. Auf jener ist das Verhältniß von Land zu Wasser wie 2 : 3, auf der Südhälfte des Erdballs wie 1 : 3. Da zugleich die östliche Halbkugel das meiste Land, die westliche das meiste Wasser hat, so ist der Nordosten das Gebiet der festen, der Südwesten das der flüssigen Form. Auf der Landhalbkugel liegen die Meere innerhalb der Länder, auf der Wasserhalbkugel umgekehrt die Länder innerhalb der Meere. Europa, das kleinste Festland, liegt in der Mitte der Landwelt, Australien, die größte Insel, in der Mitte der Wasserwelt, als Hauptstamm der größten Inselwelt. Den Uebergang von der Landhalbkugel zur Wasserhalbkugel bilden schmale Gestadeländer (welche?) und sporadisch zerstreute Inseln, als letzte Vertreter der Continentalform. Denn auf der Landhalbkugel findet sich der Gegensatz zwischen der Massen-Anhäufung gegen ihre Mitte (d. h. den nördlichen Polarkreis) einerseits und der Zersplitterung in Halbinseln und Inseln gegen die Peripherie hin andererseits. So umlagern den nördlichen Polarkreis die beiden großen Continente der alten und neuen Welt fast in ihrer größten Breite und nähern sich nach der oceanischen Seite auf den Raum einer Tagesreise (Behringsstraße), während nach den nichtarktischen Seiten (Osten, Süden, Westen), besonders aber nach Süden hin eine zunehmende Verengung der Continente, ein Auslaufen derselben in keilförmige Halbinseln erscheint.

Einfluß dieser geographischen Stellung auf die Entwicklung der Cultur. Die Landhalbkugel hat im Vergleich mit der Wasserhalbkugel günstigere Verhältnisse, sowohl in der Wärme-Vertheilung, als in der Cultivirung ihrer Bewohner durch größere Leichtigkeit der gegenseitigen Berührungen, durch vielseitigern Austausch der Erzeugnisse des Bodens, wie des Geistes. Daher erlebte die Landwelt schon früh eine culturgeschichtliche Entwicklung, während die Wasserwelt Jahrtausende hindurch einen Haufen in Rohheit verharrender Völkergruppen beherbergte, ehe die vervollkommnete Weltschifffahrt sie erreichte und ihr die Cultur der Landwelt zuführte. Wie folgenreich dieser Einfluß der Lage auf die Cultivirung sei, zeigt Europa im Vergleich mit Australien. Während nämlich Europa in der Mitte der Landhalbkugel durch die vielseitigste Berührung mit der Continentalform unseres Planeten theils die größte Aneignungsfähigkeit für die mannichfaltigen Gaben der übrigen Landwelt in sich entwickelte, theils die entschiedenste Einwirkung auf den übrigen Continent entfaltete, stand Australien so sehr außerhalb aller natürlichen Berührungen mit der Continental-Halbkugel, daß es erst jetzt, da in Folge der hohen Vollendung der oceanischen Schifffahrt die Oceane nicht mehr Völker und Staaten scheiden, sondern verbinden, in den Kreis allgemeiner Civilisation und des gemeinsamen Weltverkehrs eingetreten ist; doch nimmt die Civilisa-

tion in diesem jüngsten Erdtheile (den die Geologen für den ältesten halten) auch nun einen viel rascheren Gang als in Amerika oder gar in der alten Welt.

Auch die angegebene Gestaltung der Landhalbkugel ist nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung und die Gleichartigkeit (weniger auf den Grad) der Cultur gewesen. Die Ausdehnung der Ländermassen nach der gemeinsamen Mitte (dem Polarkreis) und die Verengung nach der Peripherie hin hatte nämlich zur Folge, daß, je näher die einzelnen Länder der gemeinsamen Mitte stehen, sie desto früher in Berührung kamen, und daher mehr verwandte Erscheinungen in Bezug auf Bevölkerung und Cultur darbieten, während die von jenem Mittelpunkte (dem Boden der alten Geschichte) entfernten Länder, d. h. die Peripherie-Länder, eben weil sie durch weite Meeresräume von einander getrennt sind, in sich abgeschlossen, eigenthümliche Welten darstellen. Wie dies im Großen bei den Südenden der drei großen Erdtheile, Amerika, Afrika, Asien, sich bewährt, so wieder in kleinerem Maßstabe bei den drei südlichen Halbinseln sowohl Asiens als Europa's — sechs verschiedenen Ländersystemen, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet.

Die Vortheile der continentalen Länderstellung mit denen der Peripherie-Länder vereinigt der Nordwesten der alten Welt (Europa) und der Nordosten der neuen Welt (Nordost-Amerika), indem ihnen durch den atlantischen Ocean — abgesehen von der günstigen Form der Gegengestade auf weite Küstenlinien hin — der Weg sowohl zu der südlichen Wasserhalbkugel als zu den Gestadeländern der Peripherie geöffnet ist. Und an diesen Vortheilen sind in Europa nicht bloß die an den Ocean grenzenden Länder, sondern in Folge der zahlreichen Binnenmeere und Buchten, insbesondere aber vermittelst der Meeresdurchbrechungen (Meerengen) auch die meisten Binnenländer betheiligt. Der Einfluß der Natur und somit die Weltstellung ist aber nicht zu allen Zeiten dieselbe geblieben. So hat die Landhalbkugel im Laufe der Jahrhunderte ihre Culturseite von innen nach außen gekehrt. Die Länderbreiten Asiens stehen heut zu Tage viel weniger in gegenseitiger Verbindung, als im Alterthume und Mittelalter: jetzt verbindet sie die oceanische Peripherie. So ist auch Europa nur in einer Durchgangs-Periode Abendland gewesen, und, nachdem es seine Bestimmung als vermittelndes Glied erfüllt hatte, ist die neue Welt (Amerika) oder das neue Abendland das Ziel der Völkerzüge geworden, welches bei der durch seine insularische Natur erhöhten Zugänglichkeit leicht die Gaben der alten Welt aus der gemeinsamen Mitte empfangen konnte.

12. Die horizontale Gliederung der einzelnen Erdtheile und deren Einfluß auf die Cultur.

(Nach C. Ritter, Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie.)

Afrika bietet in dieser Hinsicht die einfachsten Erscheinungen dar; es zeichnet sich unter den drei Erdtheilen der alten Welt durch seine fast inselartige Abgeschiedenheit von den übrigen aus, nur mit einer sehr schmalen (wahrscheinlich jüngeren) continentalen Verbindung, mit Westasien, durch die Landenge Suez. Seine mehr abgeschlossene Erdgestalt nähert sich einer elliptisch zugerundeten Figur, mit im Ganzen sehr einförmiger Küsten-Peripherie; der Längen-Durchmesser dieser Figur ist dem Breiten-Durchmesser fast gleich, und eben so klimatisch gleichartig (bis zum 35. Parallel) auf der Nord- wie auf der Südseite des Aequators hingestreckt. Ohne tiefere Buchten, Einschnitte oder Meeresarme, ist der Umfang seiner Küstenkrümmung, von etwas über viertehalbtausend (3800 M.) Längen-Meilen, die einförmigste Küstenumsäumung aller Erdtheile; Afrika hat daher seiner insularischen Lage und seines großen Areals ungeachtet, verhältnißmäßig die kürzeste Küste unter den Erdtheilen, und sein Binnenland hat durch die kärglichste Gestadeform die möglichst geringste Berührung mit dem Ocean erhalten.

Asien, nur nach drei Seiten vom Meere umflossen, macht in seiner horizontalen Ausdehnung mit Europa gegen Westen hin noch einen gemeinsamen Stamm aus. Zumal seine Ost- und Südküsten laufen in weit vorspringende Landzungen, Vorländer und Halbinseln aus, welche als eben so viele, mehr oder weniger getrennte Glieder des großen und breiten Erdkörpers zu betrachten sind. Von der Halbinsel der Tschuktschen und Kamtschatka, rund um den Erdtheil über Korea, das chinesische Vorland, die beiden Indien, Arabien, auch gegen West hin bis Kleinasien, nehmen diese Gliederformen, welche Afrika gänzlich fehlen, einen sehr bedeutenden Flächenraum ein, und selbst das sibirische Nordgestade hat noch, wiewohl im kleineren dort vorzüglich ungünstigeren Maßstabe, dennoch stärkere Buchtenbildung und dadurch mehr und tiefere horizontale Spaltungen erhalten, als die afrikanische Küste. Dennoch bleibt im Binnenlande Asiens noch immer ein breiter und langer Erdraum übrig, welcher nicht unmittelbar von einschneidenden Meeren und den Einwirkungen ihrer zugehörigen Formen berührt wird, der sich als der eigentliche Stamm des Ganzen zeigt. Dieser geschlossen gebliebene Theil ist, dem Areale nach, noch immer sehr vorherrschend vor dem, welches seine Verzweigungen und seine Glieder einnehmen, Afrika bleibt aber nur als Stamm ohne Verzweigung und Gliederung zurück. Der große Einfluß einer so mannigfaltig entwickelten Küstenform auf den Reichthum und die Vervielfältigung aller Natur- und Völkerverhältnisse des Erdtheils springt von selbst in die Augen; dessen gesammte Peripherie hat durch diese Gliederung eine ganz andere Individualisi-

rung und Steigerung aller Verhältnisse gewonnen, für jeden besonderen Ländertheil wie für das Ganze.

Europa, der kleinste der drei Erdtheile der alten Welt, ist, seiner horizontalen Dimension nach, am allermannichfaltigsten gestaltet. Verzweigung, Gliederung, Individualisirung seiner Länderräume und nicht bloß seiner Umsäumungen, ist sein Hauptcharakter. Denn sein von Osten nach Westen langgedehnter aber verhältnißmäßig sehr schmaler Stamm nimmt gegen West immer mehr an Breite ab, und ist durch einschneidende Meeresarme und Mittelmeere in viele große und kleine Halbinseln getheilt, von denen einige wieder in sich gegliedert erscheinen, z. B. die in dieser Hinsicht ganz einzige und sehr merkwürdige Gestaltung Griechenlands, welches die Gestadebildung in höchster Entwicklung zugetheilt erhalten hat. Nicht nur, wie Asien, gegen zwei Meeresseiten, sondern auch noch gegen den polaren Norden, zeichnet diese Zertheilung Europa's sich im alten Continente charakteristisch aus, so daß dort seine zum Theil sehr mächtigen Glieder, völlig im Contraste mit dem benachbarten Asien, zweierlei eigenthümlich gebildete Mittelmeere größtentheils einschließen, die Ostsee und die Nordsee. Durch diese charakteristische Trennung und Abscheidung so vieler Theile seines Festlandes ist die Küstenumsäumung von Europa zu einer Küstenkrümmung von außerordentlicher Länge geworden. Seine eingeschlossenen Binnenmeere machen etwa die Hälfte des Areals seiner trockenen Länderräume aus. Ungeachtet sein Flächeninhalt etwa dreimal kleiner ist, als der von Afrika, so ist die Entwicklung seines Küstenrandes fast um das Doppelte größer (an 5400 geographische M.), also das Zwölffache seiner Landgrenze gegen Asien. Die Küstenentwicklung Asiens ist allerdings noch um ein Drittel größer, als die von Europa, etwa 7000 Längen-Meilen, aber das Areal dieses Erdtheils auch mehr als vier Mal bedeutender. Europa ist daher der Erdtheil mit der relativ größten Küstenbegrenzung, mit der reichsten Entwicklung der Gestadeform auf der Erde; er ist also der zugänglichste von der Seeseite geworden.

In seiner Gestaltung ist die vollkommenste Ausgleichung und günstigste Scheidung der flüssigen und festen Formen auf dem Planeten realisirt, ohne die Nachtheile der völligen insularischen Zerspaltung, die wir, in einem etwa gleich großen Raume wie der europäische, am Südostende Asiens, in der sundischen Inselgruppe wahrnehmen, welche nur eine Steigerung und Fortschritt derselben Bildung durch noch größere Abscheidung darbietet, und in so fern durch zu große Gliederung den vollkommensten Gegensatz zum Mangel aller Gliederung wie in Afrika bildet, zwei Extreme, welche gleichartig hemmende Formen für die Entwicklung und den Fortschritt ihrer menschlichen Bewohner waren, die dadurch nur bis zur Stufe der bloß continentalen oder bloß litoralen Cultur sich erheben konnten, wie Neger und Malayenvölker gethan. Europa erhielt in dieser Mitgabe der Küstengestaltung zu jenen

oben bezeichneten Stellungen noch die Vervollständigung aller räumlichen Natur-Bedingungen zur Realisirung des merkwürdigen Factums, daß auf dem kleinsten der Erdräume sich die größte historische Mannichfaltigkeit im Menschengeschlechte entwickeln konnte, und daß der kleinste die Herrschaft der größten erlangen sollte.

Bei Afrika kann von keinem Verhältniß der Glieder zum Stamme des Erdkörpers die Rede sein, denn diese fehlen dort gänzlich; keine seiner Küsten hat bei dem Mangel günstiger Formen die Verschiedenartigkeiten und Reichthümer anderer Gestadeländer im höheren Maße erhalten, und alle einheimischen Bewohner dieses Erdtheils bilden in ihrer großen Verbreitung gegen diejenigen anderer Erdtheile eine sehr einförmige Völkergruppe, und sind überall in ihren beschränkteren, bloß continentalen Verhältnissen zurückgeblieben. Asien ist, in seinen Länderräumen gegliedert, und zumal gegen Südost und Süd, in die reichsten und größten Halbinseln getheilt, deren jede für sich eine eigenthümliche Welt von Erscheinungen darbietet, die den Erdtheil unerschöpflich bereichert haben (so die chinesische Welt, die hinterindische der Malayen, die hindostanische, die arabische, die kleinasiatische). Aber die länderthei-lenden Meere dringen bei ihm doch noch nicht individualisirend bis in die Mitte seines geschlossenen Körpers ein. Diese breite Mitte erhält sich immer in ungeheurer, fast unnahbarer Ausdehnung; das Areal der Glieder tritt noch immer sehr gegen die Masse des Erdkörpers zurück. Die Natur und die Völkerverhältnisse entwickelten sich höchst mannigfaltig und jedesmal ganz eigenthümlich auf dem verschiedenartigen Boden seiner Glieder; aber weit einförmiger in der Mitte, und es konnten jene, schon vermöge der großen scheidenden Form in ihrer gemeinsamen Mitte (wenige temporäre Ausnahmen ungerechnet), zu keiner vollkommneren gegenseitigen historischen Vermittlung, Berührung, Verkehr, Austausch der Gaben und Kräfte gelangen, und — das mittlere Asien blieb noch immer vom Aeußeren des Erdtheils vielfach geschieden und gesondert. Bei Europa hat sich das Verhältniß dieser Ländertheile ganz anders gestellt; wenn bei Asien das Areal der Glieder zum Stamm wie 1/5 zu 4/5 Theilen betragen mag, so verhält es sich dagegen in Europa wie 1/3 zu 2/3 Theilen. Die Wirksamkeit der Meere und die Gestadebildung verbreitete dadurch ihren Einfluß auf und durch den ganzen Continent; kein anderer Erdtheil ist ihm darin gleich. Sein Binnenland hat dadurch die größtmöglichste Berührung mit dem Ocean erlangt, und die centralen Länder zugleich die Anregungen und Vortheile der Seegestade. Die reichhaltigste, geschichtliche Entwicklung des reichgegliederten europäischen Bodens und seiner Völker und Staaten entsprach dieser natürlichen Grundlage. Nicht bloß durch die halbgetrennten Glieder des Erdtheils, sondern auch durch die ganz getrennten, durch die Inselbildung, ist Europa's Gestade vor vielen anderen charakteristisch bereichert. Nicht durch die Menge der fernen oceanischen zerstreuten, welche keinem der Erdtheile, vielmehr dem Ocean angehören, sondern durch die bedeutende Größe und Zahl der benachbarten

Inseln, welche das Gestade begleiten und als wahre insularische Erweiterungen des Continents anzusehen sind, wodurch der Reichthum der Glieder sich verdoppelt und verdreifacht.

Diese fehlen Afrika fast gänzlich; Asiens Südost-Gestade begleiten sie in so außerordentlich großer Zahl, daß jenes Labyrinth der tausend Inseln, von denen die sundischen nur die flächenreichste Gruppe ausmachen, ohne bedeutendere Wechselwirkung mit dem Continent, seine Welt für sich gestalten mußte.

Nur Amerika ist in dieser Reihe der Betrachtungen noch kürzlich zu erwähnen übrig, denn es schließt gewisser Maßen die Progression des Kreises dieser räumlichen Umgestaltungen aller möglichen, dem Wesen nach verschiedenen horizontalen Entwicklungen des Planeten, indem es in sich die Gegensätze und die Verdopplungen der Formen der alten Welt wiederholend vereinigt. Im Gegensatze des afrikanischen Erdtheils ist der amerikanische durch ein mittelländisches Meer, das mexikanische in seiner Mitte, fast gleichmäßig in einen verdoppelten Continent verwandelt, dessen verbindende Mitte, die Landenge, an sich zwar immer breit genug, relativ für den Erdtheil nur gering zu achten ist, und durch die, jede Communication hemmende Form ihrer Oberfläche, zur Scheidewand des Nordens und Südens werden mußte, der nur durch die Meere in Wechselverkehr treten konnte, sowohl für Natur wie für die Geschichte des Erdtheils.

Für diese Verbindung der im Uebrigen geschiedenen continentalen Hälften im Norden und Süden spielt die große centrale Inselgruppe, welche Amerika auszeichnet, die Rolle der Vermittlung, wenigstens seit ihrer ersten Entdeckung durch die oceanischen Fremdlinge und Einwanderer. Der übrige getrennte Norden und Süden Amerika's haben beide in den horizontalen Dimensionen sehr viel Analoges, größere Breiten im Norden, Breitenabnahme gegen den Süden, eine dem afrikanischen Dreiseit genäherte Gestalt, die sich zwei Mal wiederholt und durch die Landenge verknüpft ist. Auch ist wenigstens theilweise hiedurch eine gewisse Einförmigkeit der Küstenumsäumung bedingt, und der Süden Amerika's steht in dieser Hinsicht dem einförmigsten der Erdtheile, Afrika, am nächsten, von dessen innerer Oberfläch-Entwicklung die seinige indeß völlig abweicht wegen ihres gänzlich verschiedenen hydrographischen und orographischen Systems. Eine größere Mannigfaltigkeit der Küstenumsäumung zeigt der Norden des Erdtheils, dem die günstige Gliederung zu Theil ward, zumal gegen den atlantischen Ocean hin. Die größten Baien und mittelländischen Meere, welche so tief und mannichfaltig in den Norden Amerika's einschneiden, verschaffen diesem einen großen Vorzug vor dem Norden Asiens und geben ihm an seinen Süd- wie an seinen Nord-Enden, von Binnenmeeren bespült und mannichfaltig gestaltet, der mehr polaren Annäherung ungeachtet die größere Zugänglichkeit, und seiner ganzen Ausbreitung den Naturcharakter Europa's, welchen die klimatische Stellung unterstützte; eine Ausbreitung der Planetenstelle, welche mit dieser Vorbildung, bei dem Verhält-

niß der Gegengestade und der dadurch bedingten Meeresbewegungen, in der möglichst kürzesten Zeit zu einem verjüngten Europa sich umgestalten sollte und die Civilisation bis in den höchsten Norden der Erde zu verpflanzen berufen zu sein scheint.

---

13. Die Menschenracen.

(Nach Mary Somerville, Physische Geographie.)

Mehr als 1200 Millionen*) menschlicher Wesen sind über die Oberfläche der Erde verstreut, von allen Nationen und Stämmen und Zungen und auf allen Stufen der Civilisation, von einem hohen Standpunkte sittlicher und geistiger Ausbildung bis herab zu den Wilden, die sich nur wenig über die Thiere erheben, welche mit ihnen um den Besitz der Wüsten und Wälder streiten, durch welche sie schweifen.

Ungeachtet der außerordentlichen Verschiedenheit des Menschengeschlechtes, der physischen sowohl als geistigen, haben die Anatomen gefunden, daß keine specifischen Unterschiede obwalten: daß der häßliche Eskimo, der verfeinerte und geistvolle Kaukasier, der dicklippige Neger und der schöne blauäugige Skandinavier bloße Varietäten derselben Species sind. Das Menschengeschlecht bildet fünf große Abarten, welche durch stark unterscheidende Charaktere bezeichnet sind. Jede derselben umfaßt viele Nationen, die wiederum durch verschiedene Sprachen, Sitten und geistige Befähigung vor einander ausgezeichnet sind, aber doch in der allgemeinen Gesichtsbildung und dem äußeren Ansehen so viel Aehnlichkeit zeigen, um eine anscheinend regellose Classification zu rechtfertigen.

Die kaukasische Race, welche den schönsten und in geistiger Beziehung am höchsten stehenden Theil des Menschengeschlechtes umfaßt, bewohnt ganz Europa, mit Ausnahme von Lappland, Finnland und Ungarn; sie nimmt Nordafrika bis zum 20° N. B., Arabien, Kleinasien, Persien, den Himalaya bis zum Brahmaputra, ganz Indien zwischen diesem Gebirge und dem Ocean und die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Die ihr zugehörigen Nationen sind ausgezeichnet durch einen schöngestalteten Kopf, regelmäßige Gesichtszüge, feines Haar und symmetrische Gestalt. Die Griechen, Georgier und Circassier sind die Muster für eine Vollendung in der Form, namentlich die letzteren, welche man als den Typus dieser Classe des Menschengeschlechtes aufgestellt hat, von der es augenscheinlich ist, daß die Farbe kein charakteristisches Merkmal abgeben kann, da sie in allen Schattirungen, von der schönen weißen und rothen Hautfarbe bis zum reinen Dunkelbraun

---

*) Die Verfasserin sagt: 800 Millionen, — eine offenbar zu gering angenommene Zahl. Vgl. Petermann's Mittheilungen über wichtige neue Erscheinungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie, 1859, S. 1 ff.

und fast gänzlichen Schwarz vorkommen. Dieser Menschenschlag war stets und ist noch jetzt der civilisirteste Theil des Menschengeschlechtes. Die Bewohner Hindostans, die Aegypter, Araber, Griechen und Römer waren in alten Zeiten, was jetzt die europäischen Völker sind. Die Ursache dieser merkwürdigen Entwicklung der geistigen Kraft ist unbezweifelt eine natürliche Anlage; denn die Verschiedenheit in den Fähigkeiten der Nationen scheint eben so groß zu sein, als bei den Individuen. Der Ursprung einer aus sich selbst heraus bewirkten Civilisation und Ueberlegenheit kann im Allgemeinen auf die Begabung eines hervorragenden Geistes zurückgeführt werden, der ein Uebergewicht über seine Nebenmenschen erlangte. Natürliche Ursachen haben sich also zu geistigen gesellt: Milde des Klima's und Fruchtbarkeit des Bodens; Flüsse und Binnenmeere begünstigten durch Erleichterung des Verkehrs den Unternehmungsgeist und den Handel; und das Doppelstrom-System in Asien näherte entfernte Nationen und sänftigte jene feindlichen Antipathieen, welche die Völker scheiden, die Sprachen vervielfältigen und Alles zur Barbarei zurückführen. Die geistige Rührigkeit dieser Völkerfamilie hat sie geleitet, von diesen Vortheilen Nutzen zu ziehen, wogegen die amerikanischen Indianer bis auf den heutigen Tag noch als barbarische Horden in einem der schönsten Länder der Welt umherwandern. Auch kann man wahrnehmen, daß eine ursprüngliche Aehnlichkeit oder selbst Identität vieler Sprachen, die im Umgange und Verkehr gesprochen wurden, in sehr alten Zeiten die gegenseitige Mittheilung und den geistigen Aufschwung bei den mannichfaltigen Stämmen der kaukasischen Race erleichterte.

Die mongolisch-tartarische Race bildet die zweite Gruppe von Völkerstämmen. Sie haben ganz Asien nördlich von der persischen Hochebene und dem Himalaya, das ganze östliche Asien vom Brahmaputra bis zur Behringsstraße inne, sammt den arktischen Gegenden Amerika's nördlich von Labrador. Diese große Familie umfaßt die Turkomanen, die Mongolen und Tartarenstämme, die Chinesen, Indo-Chinesen, Japanesen, die Eskimos und die Ungarn, die jetzt im eigentlichen Herzen Europa's ansässig sind. Diese Nationen sind durch breite Schädel, hohe Backenknochen, kleine, schwarze, schiefliegende Augen, langes, schwarzes Haar und eine gelbe oder fahle olivenfarbige Gesichtsfarbe ausgezeichnet; einige sind von einnehmendem Ansehen und viele schön gebaut. Ein Theil dieser Familie ist hoher Cultur fähig, namentlich die Chinesen, das civilisirteste Volk des östlichen Asiens, wenngleich sie niemals die hohe Stufe der kaukasischen Race erreicht haben, wahrscheinlich in Folge ihres ausschließenden socialen Systemes, welches sie von der übrigen Menschheit absonderte und Jahrtausende lang in demselben Bildungszustande erhielt; die Eigenthümlichkeit und Schwierigkeit ihrer Sprache haben auch dazu gedient, sie zu isoliren. Die Kalmücken, welche in den Steppen Centralasiens ein nomadisches Hirtenleben führen, und die Eskimos haben ihre Niederlassungen auf weiteren Gebieten, als sonst ein Stamm dieser Völkergruppe. Die Kalmücken sind ein ziemlich

hübsches Volk, und wie alle, die ein wildes Leben führen, mit scharfem Gesichts- und Gehörssinne begabt. Die Bewohner Finnlands und Lapplands sind den Eskimos nahe verwandt, die über die sämmtlichen hohen Breiten beider Continente verbreitet sind: ein kleiner Menschenschlag, gleich häßlich von Gesicht und Körpergestalt.

Die malayischen Völkerstämme nehmen den indischen Archipelagus, Neuseeland, Chatam-Eiland, die Gesellschafts-Inseln und etliche andere Inselgruppen Polynesiens mitsammt Neu-Guinea, dem Continent von Australien und Tasmanien oder Vandiemensland ein. Die Australier und die Papuas, welche einige von diesen Inseln bewohnen, stehen vielleicht auf der niedrigsten Stufe der Menschheit. Sie sind sehr dunkel, haben schlichtes, grobes, schwarzes Haar, flaches Antlitz und schiefliegende Augen. Mit großer Lebendigkeit und hohem Scharfsinn begabt, sind sie sanft und leutselig und an einigen Orten in den Künsten des gesellschaftlichen Lebens weit vorgeschretten; an anderen sind sie wild und rachsüchtig, verwegen und räuberisch, und zufolge ihrer Wohnplätze in der Nachbarschaft des Meeresgestades und ihrer Geschicklichkeit zur See sind sie eine wandernde Race. Einige Zweige dieser Classe von Nationen besaßen eine sehr frühe aus ihnen selbst hervorgegangene Civilisation, so wie eine Original-Literatur in ihnen eigenthümlich angehörenden Schriftzügen.

Die äthiopischen Völkerstämme sind weit verbreitet; sie nehmen ganz Afrika südlich von der großen Wüste und halb Madagaskar ein. Die unterscheidenden Merkmale dieser Gruppe sind eine schwarze Gesichtsfarbe, schwarzes, wolliges oder gekräuseltes Haar, dicke, wulstige Lippen, hervorstehende Kinnladen, hohe Backenknochen und große, vorliegende Augen. Es herrscht jedoch ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit in dieser schwarzen Race: einige sind schön sowohl an Gesicht als Körperbau, namentlich in Aethiopien; und selbst in Westafrika, wo die Negerhorden leben, gibt es Stämme, bei welchen die unterscheidenden Charaktere nicht so stark und abstoßend hervortreten. Diese große Familie hat bis jetzt noch keinen hohen Rang unter den Nationen erreicht, obgleich sie keineswegs der Cultur unfähig ist; ein Theil Aethiopiens scheint in sehr alten Zeiten einen bedeutenden Fortschritt in der Civilisation gemacht zu haben. Aber die in einigen Theilen des Continentes so ausgedehnten furchtbaren Wüsten und das ungesunde Klima in anderen Theilen haben den Verkehr mit gebildeten Nationen abgeschnitten; und unglücklicher Weise hat der schmachvolle Sklavenhandel zur Schande der Christenheit die Nationen des tropischen Afrika's noch barbarischer gemacht, als sie ehedem waren: während im Gegentheile die Fulahs und andere Stämme, die vor 400 Jahren zum Islam bekehrt wurden, jetzt große Handelsstädte, wohlbestellte Gefilde und Schulen für den Unterricht besitzen.

Die amerikanische Race, welche diesen ganzen Continent vom 62° N. B. bis zur Magellansstraße einnimmt, ist fast durchaus von rothbrauner oder Kupferfarbe, mit langem, schwarzem Haar, tiefliegenden, schwarzen

Augen, Adlernasen und oft von hübschen, schlanken Formen. In Nordamerika leben sie von der Jagd, sind dem Ackerbau abhold, langsam im Lernen, aber äußerst scharf von Sinnen, tapfer und dem Kriege zugethan, und obschon rachsüchtig, doch des Edelmuthes und der Dankbarkeit fähig. In Südamerika sind manche halbcivilisirt, aber die größere Zahl lebt noch im Zustande der äußersten Barbarei. In einer so weit verstreuten Familie macht sich eine große Verschiedenheit des Charakters bemerkbar; doch herrscht durch das Ganze eine Aehnlichkeit der Sitten und Gewohnheiten, welche allen Einwirkungen der Zeit und des Klima's widerstanden hat.

A. Europa.

14. Europa's Lage und Weltstellung.

(Nach Albrecht von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Lage.

Europa liegt in der Mitte der nordöstlichen Land-Halbkugel; drei Erdtheile umlagern es auf drei verschiedenen Seiten, aber nur mit einem hängt es unmittelbar zusammen, von den übrigen ist es durch Meere, aber durch verhältnißmäßig schmale Meerestheile gesondert.

Auf diese Weise steht Europa allen Erdtheilen sehr nahe; aber nirgends berührt Europa den freien Austral-Ocean, während alle anderen Erdtheile unmittelbar von ihm berührt werden. Die nordwestlichen Grenzen berührt der atlantische Ocean, welcher zwar, im Vergleich mit den unermeßlichen Räumen der Austral-Gewässer, nur eine schmale Straße bildet, aber allein die Binnenmeere und Gestade Europa's überhaupt in Zusammenhang mit den freien Oceanen der Erde setzt. Das mittelländische und das schwarze Meer im Süden, das baltische im Norden des Erdtheiles, Binnenmeere von einer Bedeutung, wie sie kein anderer Continent aufzuweisen hat, dringen mit ihren Theilen vielfältig und tief in denselben ein; — das nördliche Eismeer bespült seine äußersten nördlichen Küsten in eben solcher Länge, wie die nördlichen Gestade des amerikanischen Festlandes.

Europa's Nord- und Westgrenzen sind ganz oceanisch; die Südgrenzen zwar ebenfalls größtentheils maritim, aber an Binnenmeeren gelegen, und an drei Stellen nur durch schmale Straßen von den Nachbar-Continenten geschieden, an einer vierten, am Kaukasus, völlig continental, aber eigenthümlich gestaltet und fest geschlossen durch die Lage jenes Gebirgswalles zwischen den beiden rings vom Lande umgebenen Wasserbecken des schwarzen und des kaspischen Meeres. Die Ostgrenze muß ganz continental genannt werden, obgleich sie den Nordwest- und Westgestaden des kaspischen Sees folgt; außerdem wird

sie durch die Uralkette auf natürliche Weise bezeichnet, aber zwischen dem Südende dieses Gebirges und dem Nordufer des kaspischen Sees bildet der Uralfluß nur eine Grenzmarke, keine natürliche Grenzscheide; eine solche fehlt hier, weßwegen auch die Annahmen über die Ausdehnung Europa's verschieden sind.

Europa ist der Occident der alten Welt. Es liegt zwischen der Tropen- und der Polarwelt der Erde; aber es gehört weder der einen, noch der anderen ausschließlich an, sondern es hat ein vorherrschend gemäßigtes Klima. Dies ist nicht so in den anderen Erdtheilen. Europa hat daher weder die Naturwunder Indiens, Afrika's und des tropischen Amerika's, noch die Lebensarmuth des polarischen Asia's und Amerika's; den Luxus der Thier- und Pflanzenwelt, die Energie tropischer Thiergeschlechter, die Farbenpracht und die riesenmäßigen Formen der indischen, afrikanischen und amerikanischen Vegetation suchen wir vergebens in Europa, aber auch die Herrschaft des eisigen Pols. Eben so vermissen wir sowohl das Uebermaß des continentalen, als des oceanischen Klima's. Der Erdtheil hat vielmehr, vermöge seiner Lage, die glücklichste Mischung beider; ihm fehlen daher sowohl die glühenden Sandwüsten Afrika's, die salzigen Steppen Asia's, als die undurchdringlichen Urwälder Amerika's und des asiatischen Archipelagus. Europa ist deßhalb, im Gegensatze zu allen übrigen Erdtheilen, durch eine gewisse Gleichartigkeit aller seiner Naturverhältnisse charakterisirt, eine Gleichartigkeit, welche indeß, entfernt von todter Einförmigkeit, vielmehr in dem harmonischen Einklange aller Verhältnisse besteht; — eine Gleichartigkeit, die durch die Lage, die Gestalt und die geringe räumliche Ausdehnung des Erdtheiles bedingt wird.

Weltstellung.

Zuerst ist es von Bedeutung, daß drei andere Erdtheile Europa auf drei Seiten in größerer oder geringerer Ferne umlagern: Asien, Afrika und Nordamerika; drei große Continente, welche, zum größeren Theile von den freien Oceanen der Erde umwogt, selbst keinen solchen Reichthum von nachbarlichen Beziehungen aufzuweisen haben. — Europa konnte daher auf eine für die Entwicklung seiner Bewohner höchst bedeutungsvolle und wohlthätige Weise mit ihnen allen in gleichmäßigen Verkehr und Austausch treten; es war eben deßhalb, durch diese seine Weltstellung, zum Mittelgliede des Weltverkehrs, zum gemeinsamen Berührungspunkte für die gemeinsamen Interessen der Menschheit voraus bestimmt.

Im innigen Zusammenhange mit dieser ersten Eigenthümlichkeit seiner geographischen Lage steht die zweite, daß das auf drei Seiten von Meeren umspülte Europa doch nirgends von den ungeheuren, durch polynesischen Inselreichthum charakterisirten Austral-Oceanen der Erde unmittelbar berührt wird; denn selbst der seine nordwestliche Meeresgrenze umflutende nord-atlantische Ocean bildet, vermöge seiner von Continenten umschlossenen Lage und im Vergleich mit den großen südlichen und westlichen Wasserbecken der Erde, nur eine verhältnißmäßig

schmale Straße. Diese für die Entwicklung seiner Bewohner ebenfalls höchst bedeutungsvolle Abwendung von offenen inselreichen Oceanen hinderte polynesische Zerstreuung und Versprengung der Bevölkerung, da europäische Auswanderungen zunächst immer auf den befreundeten Gegengestaden nachbarlicher Continente Wurzel schlagen und deßhalb auch im steten Zusammenhange mit der fortschreitenden Cultur des Mutterlandes bleiben konnten, dem sie selbst neue Entwicklungskeime aus einer neuen märchenhaften Natur zur weiteren Verarbeitung und darum auch zu eigener innerlicher wie äußerlicher Bereicherung zuführten.

Dies geschah eben mit Hülfe eines dritten eigenthümlichen Verhältnisses, in welches Europa durch seine geographische Lage zu dem Erdganzen gestellt ist: es ist — bei jener nachbarlichen Umlagerung durch die anderen Continente, bei dieser Abwendung von den großen Oceanen — die große, die besonders gegen S. und W. hin Statt findende Küstenentwicklung Europa's, der große Reichthum an Binnenmeeren und Meeresgliedern, von denen es berührt, die große Mannichfaltigkeit von Meeresstraßen, durch welche es in Verbindung gesetzt wird mit den freien Gewässern der Erde, mit der Südwelt des Planeten. Daß Europa's geschlossene und halbgeschlossene Meere, vermöge dieser zahlreichen Straßen, unter sich und mit den fernsten Küsten in freien Verkehr treten konnten, daß die verhältnißmäßig große Länge der Gestadelinie nicht allein die Zugänglichkeit, sondern auch das Ausströmungsvermögen des Erdtheiles bedeutend steigerte: dies hob seine Abscheidung, selbst seines Innern, auf das Entschiedenste wieder auf, und hat, wie die Geschichte der Culturländer am Mittelmeere hinreichend darthut, der Entwicklung seiner Bewohner die wesentlichsten Vortheile gebracht. Denn jene Gegenküsten der Binnenmeere, denn diese zahlreichen Meeresengen, durch welche sie mit einander und mit dem Ocean communiciren, waren und sind die von der Natur für die ersten Anfänge des Meerverkehres angewiesenen Straßen, welche auf die Wogen hinauslockten zu den oft sichtbaren oder aus sicheren Anzeichen gemuthmaßten Gestaden gegenüberliegender Länder, wogegen die sich in unermeßlicher Einöde ausbreitenden Weltmeere ihre Küstenanwohner zunächst mehr auf den Continent zurückscheuchten, — bis der durch die Erfahrung erstarkte Culturmensch endlich auch die Gefahren des Oceans überwinden lernte.

Zu diesen drei durch die Weltstellung Europa's gegebenen, für die Entwicklung und Gestaltung seiner Völkerzustände höchst bedeutenden Verhältnissen kommt ein viertes, nicht minder wichtiges: der breite continentale Zusammenhang mit der Hauptmasse der alten Welt, dem Osten der Erde, der Heimath des Menschengeschlechtes. Mit dieser ist es in unmittelbarer continentaler Verbindung geblieben, während seine eigenthümlich gestalteten Meeresbegrenzungen es absondern von dem Süden der alten, wie von dem Occidente der neuen Welt, aber ohne es von ihnen zu trennen, vielmehr es auffordern zu einer mittelbaren Verbindung, welche — in den damit verknüpften geistigen An-

strengungen und sittlichen Kämpfen, Erfolgen und Verirrungen — zu der gegenwärtigen Gestaltung, nicht bloß der europäischen Völkerzustände, sondern der Menschheit überhaupt, auf höchst wesentliche und einflußreiche Weise beigetragen hat.

Wer sich diese heutigen Zustände recht lebendig vor die Seele ruft und zu ihren uranfänglichen Motiven hinaufsteigt, der wird sogar nicht anstehen, in den dargelegten vier Hauptverhältnissen der Weltstellung Europa's die Grundmomente für die Entfaltung seines ganzen historischen Geschickes, also auch aller seiner geographischen Erscheinungen zu erkennen, in so fern diese von jenen bedingt, d. h. in so weit sie von dem Menschen ausgegangen und von ihm auf sich zurückbezogen worden sind.

Diese Grundmomente sprechen sich daher auf höchst erkennsame Weise auch in allen den Haupt-Kategorieen aus, unter welchen die politische Geographie den Menschen zu betrachten hat. Abstammung und Sprache, Religion und Gesittung, gesellschaftliche und politische Zustände mit allen daran sich knüpfenden Erscheinungen und Einrichtungen werden in Europa nicht allein unter der segensreichen Einwirkung seiner mathematisch-geographischen Lage und der daraus erwachsenden, alle Extreme glücklich vermeidenden klimatischen Verhältnisse, sondern auch im Zusammenhange mit jenen physischen Hauptverhältnissen seiner Weltstellung: — continentaler Zusammenhang mit dem Orient, maritime Sonderung, doch nicht Trennung von dem Occident und dem tropischen Süden der Erde, eigenthümlich günstige Gestaltung der Meeresgrenzen und darin liegende Aufforderung zur Ausbildung der Schifffahrt und des Weltverkehres, — gedacht werden müssen, wenn wir sie ganz verstehen wollen.

---

15. Europa's Ueberlegenheit über die anderen Erdtheile.

(Nach A. Guyot's Grundzügen der vergleichenden Erdkunde und A. H. L. Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel u. s. w.)

In dem frühesten Alter der geschichtlichen Welt glänzt Asien noch ganz allein. Es ist zugleich die Wiege der Civilisationen und der Nationalitäten, welche die wahren Repräsentanten der Cultur ausmachen. Die großartigen, ja, sogar riesigen Verhältnisse in der Mannichfaltigkeit seines Bodens, verbunden mit einer vielfach günstigen centralen Lage, haben dasselbe eben so geschickt gemacht zum zarten Aufkeimen feiner Kräuter, wie zum kräftigen Wurzelschlage der gewaltigsten Bäume. Doch sind es nun schon volle 2000 Jahre, daß Asien das Scepter der Civilisation an Europa abgetreten hat. An keinem anderen Punkte der Oberfläche unserer Erde hat der Menschen Geist sich zu einer so erhabenen Höhe emporgeschwungen; nirgends hat der Mensch so geschickt verstanden, über die Natur zu herrschen und sie zum Werkzeuge

seiner geistigen Ausbildung zu machen. Europa's Nationen repräsentiren nicht bloß die höchste intellectuelle Größe, welche das Menschengeschlecht sich je angeeignet hat, sondern sie beherrschen auch fast alle andere Nationen des Erdenrundes und stehen im Begriff, ihre Eroberungen noch immer weiter zu treiben. Hier liegt offenbar der Centralpunkt, in welchem alle edelsten Kräfte des Menschen in der regsten Thätigkeit zusammenwirken. So ist denn Europa der mächtigste aller Erdtheile, der Glanzpunkt des ganzen Planeten, die vollendetste Blume der irdischen Schöpfung.

Und dennoch, welcher Contrast zwischen dieser moralischen höchsten Bedeutsamkeit und der materiellen Kleinheit dieses Erdtheils! — Nichts überrascht mehr, sobald man nur die Aufmerksamkeit darauf lenkt. Europa erregt unser Staunen, aber nicht durch so ungeheure Ausdehnungen, wie sie Asien und Amerika besitzen. Seine höchsten Gebirge erreichen kaum die Hälfte der Höhe des Himalaya und der Anden. Seine größten Hochebenen in Baiern und Spanien verdienen kaum der Erwähnung im Vergleich zu denen in Tibet und Mexiko. Und was sind seine Halbinseln gegen Indien und Arabien, wovon jede fast ein halbes Europa an Größe ausmacht! — Seine Seen, sein Mittelmeer und seine Meerbusen sind weit davon entfernt, mit den großen Oceanflächen, welche die asiatischen Halbinseln umspülen, in Vergleich gebracht zu werden. Nirgends besitzt es so große Flüsse, so gewaltige Ströme, wie die, welche Asiens und Amerika's unermeßliche Landflächen reich mit Wasser befruchten und beleben; nirgends solche Urwälder, welche Regionen von mehr als Frankreichs Größe so dicht überdecken, daß es dem Menschen unmöglich wird, sich einen Weg hindurch zu bahnen; nirgends solche Wüsten, vor deren Unendlichkeit der Ausdehnung wir zurückschaudern. Wir gewahren in Europa weder die üppige Fruchtfülle der Tropen, noch die furchtbaren ewigen Frostspuren Sibiriens; wir fühlen hier weder die überwältigende Hitze des Aequators, noch das Grause der Kälte, welche alles organische Leben vernichtet. Europa ist so das Bild der bescheidenen Mitte, der Mäßigkeit. Und dasselbe Maßhalten finden wir auch eben so wieder in den Erzeugnissen der organischen Natur. Die Pflanzen und Bäume erreichen in Europa nie den kräftigen Wuchs, die riesige Höhe und Dicke, wie sie in der Tropenwelt überall unser Staunen erregen. Weder Blumen, noch Insekten, noch Vögel zeigen in Europa die unendliche Mannichfaltigkeit und die feurig glänzende Farbenpracht, wie sie in den ätherischen Wogen des Lichtmeers am Aequator ohne Unterlaß zum Vorschein kommen. So sind die europäischen Verhältnisse auch in dieser Hinsicht mild und gemäßigt.

Wie wollen wir nun aber alle diese bescheidene Kleinheit und Schwäche Europa's in einen verständigen Zusammenhang bringen mit der Alles überstrahlenden Glanzrolle, welche dasselbe unter allen anderen Erdtheilen gespielt hat? — Sollte dieses merkwürdige Zusammentreffen der höchsten geistigen Entwicklung des Europäers mit der ihn umgebenden, überall

stark verkleinerten und gemäßigten physikalischen Natur — ein bloßer Zufall sein?

Für den Forscher der Geschichte der Menschheit gibt es kaum eine wichtigere, aber auch kaum eine schwerer zu erklärende Erscheinung, als die Ueberlegenheit Europa's über die anderen Theile unserer Erde. Wie gerecht und unparteiisch man auch in der Würdigung anderer Länder und Völker sein mag, so bleibt es doch eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: das Edelste, das Herrlichste jeder Art, was die Menschheit aufzuzeigen hat, keimte oder reifte wenigstens auf europäischem Boden. In der Menge, in der Mannigfaltigkeit, in der Schönheit ihrer natürlichen Producte stehen Asien und Afrika über Europa; aber in Allem, was das Werk des Menschen ist, ragen die Völker Europa's vor denen der anderen Welttheile hervor. Bei ihnen war es, wo die häusliche Gesellschaft, indem Ein Mann sich nur mit Einem Weibe verband, allgemein die Form erhielt, ohne welche die Veredlung so vieler Anlagen unserer Natur unerreichbar scheint; und wenn Sclaverei und Leibeigenschaft bei ihnen Eingang fand, so waren sie doch wiederum die einzigen, bei denen die Forderung sie aufzuheben durchdrang, weil sie ihre Ungerechtigkeit erkannten. Bei ihnen war es vorzugsweise und beinahe ausschließend, wo sich Verfassungen bildeten, wie sie für Völker, die zum Bewußtsein ihrer Rechte gekommen sind, passen. Wenn Asien bei allem Wechsel seiner großen Reiche dennoch in ihnen nur die ewige Wiedergeburt des Despotismus zeigt, so war es auf europäischem Boden, wo der Keim der politischen Freiheit sich entwickelte und in den verschiedensten Formen in so manchen Theilen desselben die herrlichsten Früchte trug, die wiederum von dort aus in andere Welttheile verpflanzt werden sollten. Die einfachsten Erfindungen der mechanischen Künste mögen zum Theil dem Orient gehören; aber wie sind sie nicht alle durch Europäer vervollkommnet worden! Von dem Weberstuhl des Hindus bis zu der Baumwoll-Spinnmaschine durch Dämpfe getrieben, von dem Sonnenzeiger bis zu der Seeuhr *), die den Schiffer über den Ocean führt, von der irokesischen Barke bis zum britischen Orlogschiff welch' eine Entfernung! Und wenn wir vollends unsere Blicke auf jene edleren Künste richten, welche die menschliche Natur gleichsam über sich selber erheben, — welch' ein Abstand zwischen dem Jupiter eines Phidias und einem indischen Götterbilde **), zwischen der Verklärung von Raphael ***) und den Werken eines chinesischen Malers!

*) Seeuhren oder Chronometer, auch Zeitmesser und Längenuhren genannt, sind tragbare Uhren von großer Vollkommenheit, die zur Bestimmung der geographischen Länge gebraucht werden.

**) Der Entwicklung der indischen Bildnerei trat ein religiöses Gesetz hemmend entgegen, welches die hergebrachte Form der Götterbilder zu ändern verbot und die durch die epischen Gedichte veranlaßten allegorischen Darstellungen der Götterwelt mit Abweichungen von der menschlichen Gestalt und mit Ueberladungen in Attributen und vielgliedrigen Formen als eine unverletzliche Norm für alle Zukunft festsetzte.

***) Die Verklärung Christi, jetzt in der vaticanischen Gemäldesammlung, war

Der Orient hatte seine Annalisten, aber nie brachte er einen Tacitus, einen Gibbon hervor; er hatte seine Dichter, aber nie erhob er sich zur Kritik; er hatte seine Weisen, die nicht selten mächtig durch ihre Lehren auf ihre Nationen wirkten; aber ein Plato, ein Kant konnten an den Ufern des Ganges und des Hoangho dennoch nicht reifen.

Und ist sie weniger bewundernswerth, diese politische Ueberlegenheit, welche die Völker dieses kleinen Welttheils, kaum aus der Rohheit hervorgehend, auch sofort über die weiten Länder der großen Continente gründeten? Auch der Orient sah große Eroberer; aber nur in Europa traten Heerführer auf, welche eine Kriegskunst erfanden, die wirklich diesen Namen verdient. Kaum war in Macedonien ein Reich beschränkten Umfangs der Kindheit entwachsen, so herrschten auch Macedonier am Indus wie am Nil. Erbin dieses weltherrschenden Volkes wurde die weltherrschende Stadt; Asien und Afrika beteten vor den Cäsars an. Umsonst suchten selbst in den Jahrhunderten des Mittelalters, als die geistige Ueberlegenheit der Europäer gesunken zu sein schien, die Völker des Ostens sie zu unterjochen. Die Mongolen stürmten bis Schlesien vor, nur die Wüsten Rußlands gehorchten ihnen eine Zeit lang; die Araber wollten den Westen überschwemmen, das Schwert Karl Martell's zwang sie, sich mit einem Theile Spaniens zu begnügen; und bald trotzte der fränkische Ritter unter dem Panier des Kreuzes ihnen in ihrer eigenen Heimat. Und wie überstrahlte der Ruhm der Europäer die Erde, seitdem durch Columbus und Vasco de Gama für sie der Morgen eines schöneren Tages anbrach! Die neue Welt ward sofort ihre Beute, um einst, durch sie angebaut, ihre Nebenbuhlerin zu werden; mehr als der dritte Theil Asiens unterwarf sich dem russischen Scepter; Kaufleute an der Themse und der Zuyder-See rissen die Herrschaft Indiens an sich; und wenn es bisher noch den Osmanen gelang, ihren Raub in Europa zu behalten, wird er ihnen immer, wird er ihnen noch lange bleiben? Es mag sein, daß jene Eroberungen mit Härte, mit Grausamkeiten verbunden waren; aber Europäer wurden doch nicht bloß die Tyrannen, sie wurden auch die Lehrer der Welt; an ihre Fortschritte scheint die Civilisation der Völker immer enger geknüpft; und wenn sich in den Zeiten der allgemeinen Umkehrungen noch eine tröstende Aussicht für die Zukunft eröffnet, ist es nicht die siegende europäische Cultur außer Europa?

---

16. Europa's Gebirgsbau im Vergleich mit anderen Welttheilen.

(Nach Adam Schaubach, die deutschen Alpen.)

Wohl nicht mit Unrecht ist der Gebirgsbau unseres Planeten mit dem Knochenbau der Thiere verglichen worden. Wie man aber aus den äußern, bald schlankern, bald plumperen Umrissen eines Thieres

---

Raphael Sanzio's († 1520) letztes Gemälde und hat lange als sein vorzüglichstes Werk gegolten.

auf dessen Knochenbau schließen kann, so läßt sich auch aus den Umrissen der aus den Fluthen der Oceane auftauchenden Ländermassen ihr Gebirgsbau beurtheilen. Je ungegliederter ein Welttheil erscheint, je einfacher seine Umrisse sind, desto massiger treten gewiß auch seine Erhebungen auf: Afrika. Im entgegengesetzten Falle besteht die Ländermasse fast nur aus Gliedern (Halbinseln), welche dem Rumpfe wenig Raum lassen; dann fehlt auch die Massenerhebung, dann laufen von einzelnen Gebirgsgruppen die Gebirge als langstrahlige Ketten mit scharfen Rücken aus, und die Hochländer, wenn man sie hier so nennen dürfte in Vergleich mit anderen, bestehen aus einer Anhäufung von Gebirgsketten ohne Hochebenen-Bildung. Bloß in einzelnen Gliedern kann sich jene Erscheinung im Kleinen darstellen. Nur wo diese Gebirgsrücken hinliefen, oder sich zu Gruppen anhäuften, konnten sie als schmale, scharfe Gräten den Sturmfluthen des Oceans widerstehen. In jede Lücke drang die Fluth und spülte hinweg, was nicht dem Innern der Erde entkeimte. Doch bald führten in ruhigeren Zeiten die zu beiden Seiten herabströmenden Gewässer wieder Land und Leben auf den starren Boden und gewannen dem Meere wieder ein Gebiet ab. Diese Gliederung, den wahren Gegensatz Afrika's, finden wir in unserem schönen Europa, der schlanken, zartgegliederten Jungfrau, welche schon Jupiter entführte. Europa ist die Pallas, welche dem Haupte Jupiter's entsprang, der Sitz der Weisheit, der höchsten menschlichen Ausbildung, geistiger und dadurch auch physischer Macht. Es streckt allseitig seine Fühlfäden aus, um geistiges Leben einzusaugen und mitzutheilen. Diese seine erhabene Weltstellung verdankt das kleine Europa seinem Gebirgsbau.

Das große angrenzende Asien hat Rumpf und Glieder, eine Folge eines im Innern ausgebreiteten Hochlandes und vieler von diesem auslaufenden Glieder, Gebirgsketten, welche seine Halbinseln bedingen. Amerika, die neue Welt, aus mehr als Einer Rücksicht so genannt, ist ein noch unentwickeltes Welttheilsystem. In der ganzen langen Gebirgskette der Andes, welche als längstes Kettengebirge den Welttheil seiner Erstreckung nach durchzieht, hämmert und tobt Vulkan noch in frischer Jugendkraft und schafft dort, während er hier zerstört. Wie neu gezimmert, ragen die stolzen symmetrischen Trachytpaläste mit ihren silbernen Schneedomen in den tiefblauen Aether empor. Noch sind hier die Stufenländer mit großen Seespiegeln bedeckt, deren Abflüsse in Riesenwasserfällen in tiefere Becken stürzen, wie einst auch in Europa; der Rheinfall und Bodensee ist noch ein Modell jener Gebilde. Noch liegen endlich im Tieflande der neuen Welt die Stromgebiete im Zustande der Anarchie, und die größten Ströme rechten um ihre Grenzen miteinander. Amerika ist das Land der Uebersiedelungen, wie einst Italien und Griechenland, kurz, die von der Natur und den Menschen neugeschaffene Welt. Die große Längenerstreckung seines Gebirgsgürtels von Nord nach Süd bedingte seine Längenausdehnung in dieser Richtung; die von diesem ostwärts postirten Gebirgsgruppen seine östlichen Ausdehnungen, so wie die auf seinen schwächsten Theil gerichtete Aequatorial-

strömung und die daselbst wüthenden Orkane und alles Land in seinen Grundfesten erschütternden Erdbeben, seine Trennung in ein Nord- und Südamerika. Australien endlich, das Inselland, bietet in seinem Festlande, Neuholland, ein Afrika ähnliches Gebilde dar.

Kehren wir nach Europa zurück und betrachten seine Halbinseln, so finden wir in ihnen zum Theil die andern Welttheile vertreten. Dort im äußersten Südwest, das Vorgebirge Europa's; die Pyrenäische Halbinsel ist der Sudan Europa's, Afrika, sehr wenig gegliedert bei massigem Umfange, im Innern die weiten, öden und starren Hochebenen von dürren Gebirgsmauern durchzogen und umrandet; nur seine heißen Tiefländer prangen durch die Glutsonne des Südens in üppiger, fast tropischer Fülle, gepflegt von maurischem Blute und geschmückt mit dem Baustyle des Islams. Italiens langgestreckte Halbinsel war den Griechen einst die neue Welt, das Land der Uebersiedelung, durchzogen von der langen Kette der Apenninen; und wenn auch manche Werkstätten Vulkans ruhen, weil er seine Gesellen über den Ocean nach Amerika sandte, so hat er selbst seine alte Werkstätte noch nicht verlassen.

Nicht so weit getrennt, als Nord- und Südamerika, liegt von Italien nördlich Skandinavien. Sein Steilabfall gegen Westen, wie seine mit Seen bedeckten östlichen Thalstufen und sein Seenreichthum in Süden mag als kleines Nachbild Nordamerika's erscheinen.

Im Südosten Europa's endlich streckt die massige und doch auch gegliederte Halbinsel ihre Arme aus nach dem Orient, die griechisch-türkische Halbinsel; der große Rumpf und die Glieder, mit zahllosen Halbinseln und Inseln umringt, verkünden Asiens Ebenbild und das Volk Asiens Nähe.

Europa ist eine Modellkammer der Erdgebilde, die es beherrscht.

Hochebenen, die wir in den anderen Welttheilen von so großer Erstreckung und Erhebung antreffen, gibt es hier nur im kleineren Maßstabe (Spanien), und dieses sagt uns schon sein Küstenumriß. Der Charakter der europäischen Erhebungen stellt sich demnach nur in eigentlichen Gebirgen und zwar scharfzugeschnittenen Gebirgsketten und Rücken dar, wo dieselben der verhüllenden und abrundenden Pflanzendecke entsteigen. Selbst das ganze Alpenland ist nur in so fern ein Hochland zu nennen, als die zwischen vielen Gebirgsrücken sich hinanziehenden Thäler zuletzt in ihren höchsten Thalstufen eine bedeutende Erhebung erreichen, ohne deßhalb eine Hochebene zu bilden. Das ganze Alpenland, in welchem Europa am höchsten in dünnere Luftschichten aufgipfelt, ist eine Anhäufung von zahllosen Gebirgsketten. Es ist das Herz, die silberne Krone des Welttheils, in welchem sich der europäische Erhebungscharakter am stärksten und schärfsten ausgeprägt hat. Die ganze Gebirgswelt zackt in wild zerrissenen Hörnern, Nadeln und Wänden empor mit oft kaum schrittbreiten Kämmen; nur die Steilwände des Kalkes tragen bisweilen Hochflächen auf ihrer Höhe.

Die europäische Alpenwelt ist aber eine der Hauptbedingungen der geschichtlichen Entwicklung unseres Welttheils.

17. Europa's ethnographische, kirchliche und politische Dreitheilung.

(Nach Albrecht von Roon's Grundzügen der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Wenn man die Erdtheile in Bezug auf die Anzahl ihrer Bewohner mit einander vergleicht: so erscheinen die menschenreichsten Theile der Erde — Asien und Europa — hinsichtlich der Sprache und Stammverschiedenheit ihrer Bevölkerungen gerade am homogensten, die übrigen Continente dagegen in solchem Bezuge desto mannichfaltiger, je geringer die Anzahl ihrer Bewohner ist.

Erwägt man nun, daß von den 275 Millionen*) Menschen Europa's 262 — oder 18/19 der Bevölkerung — Einer Varietät und Einem Haupt-Sprachstamme angehören; zieht man, außer den genetischen und sprachlichen, noch andere, weiter unten zu erörternde ethnographische Momente (Religion, Gesittung, Lebensweise, Staatseinrichtung 2c.) mit in die Betrachtung: so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß alle übrigen Festländer, Asien nicht ausgeschlossen, in allen diesen Beziehungen eine bei Weitem minder homogene Bevölkerung besitzen.

Noch evidenter erscheint die Homogenität der europäischen Bevölkerung, wenn man die einzelnen stammverschiedenen Gruppen und Zweige hinsichtlich der Größe ihrer Kopfzahl und ihres Landbesitzes mit einander vergleicht. Alsdann ergibt sich, daß in beiden Beziehungen drei große Familien des indisch-europäischen Stammes unbedenklich als die herrschenden erscheinen, und dies Resultat wird, wie später zu erörtern, durch die Gestaltung der religiösen und politischen Verhältnisse in Europa gleichfalls bestätigt.

Die drei südlichen Halbinseln des Erdtheils, die drei anstoßenden Ebenen und Hügellande, die walachischen, lombardischen und französischen: in Summa der ganze continentale Südwesten Europa's — von der untern Donau bis zu der Straße von Calais, vom südlichsten bis zum westlichsten Punkte des europäischen Festlandes und von der Straße von Gibraltar bis zur Enge des Bosporus — wird, ebenso wie die Nachbar-Eilande, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorherrschend von Völkern der griechisch-lateinischen Familie bewohnt.

Im Herzen Europa's, dann auf seinen nördlichen Halbinseln und Inseln haben fast ausschließlich die Nationen der germanischen Familie ihre Heimat gefunden.

Der breite, flache, fast gliederlose Osten des Erdtheils ist das Eigenthum der slawischen Völker geworden.

So wie sich am Fuße des europäischen Alpenlandes die verschiedensten Formen der physischen Boden-Plastik „Hoch- und Mittelgebirgs- und Tiefland" begegnen und berühren, — so begegnen und berühren sich

*) Der Herausgeber hat sich erlaubt, die Zahlen des Originals nach dem neuesten Standpunkte der Statistik zu berichtigen.

auch die Söhne dieser drei in Europa herrschenden Völkerfamilien am Fuße und in den Thälern jenes Hochgebirges. Von Süden und Westen her sind lateinische, von Osten slawische, von Norden her germanische Nationen in jenen centralen Felsenkern Europa's eingedrungen, der, nachdem er Jahrhunderte hindurch die Rolle einer Völkerscheide gespielt, in der neuesten Zeit die andere eines Völkerknotens, eines Völker-Centrums dafür eingetauscht hat. Von hier, wo sie sich allseitig begegnen und berühren: Germanen und Slawen, Slawen und Romanen, germanische und romanische Stämme, — von hier, von diesem Centrum aus breiten sich die Nationen der drei herrschenden und Hauptfamilien Europa's fächer- und strahlenförmig über den ganzen Erdtheil aus. Ein Blick von dem Schneerücken der Alpen schweift südwestwärts über die engen, meerumgürteten, von der mittäglichen Sonne heiß beschienenen Gebiete der griechisch-romanischen Völkerfamilie, — ostwärts über die weitere, breitere, aber kältere, ödere Erde der Slawen, — nordwärts über die vielgestaltige, klimatisch wie orographisch mannichfaltige, durch eine reiche Verknüpfung von Meer und Land wechselvolle Heimat der Germanen.

Fast alle von den Hauptstämmen über ihre Grenzen versprengten Zweige, besonders aber alle übrigen, nicht zu den drei Hauptfamilien gehörenden Nationen wohnen als Knechte, als Fremdlinge, als politisch Abhängige, höchstens als Adoptiv-Kinder jener in dem Gebiete der einen oder der andern. Und zwar finden wir fast alle Nationen mongolischen Stammes, alle tschudischen und tartarischen Völker im slawischen Ost-Europa; nur die osmanischen Türken haben ihre kriegerische Ansiedelung in der Sphäre der griechisch-lateinischen Familie gegründet, und die Heimat der germanischen wird an ihrer äußersten Ost-Mark, am Ost-Fuße der mittel-europäischen und skandinavischen Alpen von Völkern mongolischen Stammes, von zwei tschudischen Nationen, von Magyaren und Finnen, nur eben berührt. Dem slawischen Osten, welcher auf diese Weise fast alle stammverwandten Elemente des Erdtheils sich einverleibt hat, fehlt dagegen fast jede andere dem indisch-europäischen Stamme angehörige Bevölkerung: denn alle kleineren Völkerschaften dieses Stammes sitzen höchstens an den West-Grenzen des slawischen, vorherrschend aber im germanischen oder romanischen Europa, wo ihnen jedoch — wie Letten und Basken — entweder nur beschränkte Küstenlandschaften an Meeresbuchten des Festlandes, oder — wie den an die äußersten West-Enden des Erdtheils gedrängten (i. W. des 15° O. L.) celtischen Völkerresten — fast nur meerumflossene, felsige Halbinseln und Inseln oder abgelegene Gebirgsöden geblieben sind.

Keins jener nicht zu den drei europäischen Hauptfamilien gehörigen Völker, weder unter den mongolischen noch unter den kaukasischen Stämmen, ist durch Anzahl, Ausbreitung und politisches Gewicht zu einer Bedeutung gelangt, welche ihm, mit dem Anspruch auf Mitherrschaft, einen Platz neben jenen drei Völkergruppen anwiese; selbst Magyaren

und Türken, die hervorragendsten unter ihnen, haben heute für Europa, welchen Maßstab man auch anlegen möge, nur noch eine sehr untergeordnete Bedeutung.

Bleiben wir bei der erwähnten Dreitheilung stehen, so umfaßt das Land der Slawen die kolossalen Gebiete jener kolossalen Ströme, die den allseitig landumschlossenen Wasserspiegeln des kaspischen und schwarzen Meeres zufließen, jedoch mit Ausnahme des obern Donau-Gebiets; ferner das ganze Gebiet des arktischen Oceans und sehr ansehnliche Theile (über $^3/_5$) des Ostsee-Gebietes. — Die griechisch-lateinische Völker-Familie herrscht dagegen ausschließlich in den Gebieten der Flüsse, die dem Mittelmeere, und außerdem an den Festlandsgewässern, die dem freien atlantischen Ocean zugehen. — Dem germanischen Europa gehört dagegen ungetheilt nur das kleinere Gebiet des deutschen Meeres, ferner das obere Donau- und Antheile am Ostsee- und atlantischen Meergebiet.

Hieraus ergibt sich, daß, in Betreff der räumlichen Ausdehnung, das germanische und romanische Europa einander fast genau gleichkommen, während das eine wie das andere (32,000 □ Mln.) kaum ein Drittel des slawischen Landgebietes (ca. 100,000 □ Mln.), dieses dagegen mehr als drei Fünftel des ganzen Areals von Europa einnimmt.

Aber wie verschieden sind diese Gebiete in Bezug auf ihre physische Lage und natürliche Ausstattung! — Drei Viertheile (24,000 □ Mln.) des romanischen sind Halbinsel- und Inselland, während der Rest sich ebenfalls in einer dem Meere sehr genäherten Lage befindet, und fast dasselbe gilt von dem germanischen Gebiete, wenn man Island und ganz Skandinavien hinzurechnet; von dem weiten Slawenlande ist dagegen, selbst wenn man Kola mit veranschlagt, nur etwa der vierundvierzigste Theil, sonst kaum der zweihundertste Theil Halbinsel- und Inselland. — Von der 4300 Meilen langen Linie, auf welcher der europäische Continent vom Meere benetzt wird, gehören kaum 1200 Meilen dem slawischen Europa an, so daß hier etwa 80 □ Meilen, in dem übrigen Europa dagegen durchschnittlich nur ca. 20 □ Meilen auf eine Meile Küstenlänge gerechnet werden können, wenn dem germanischen Gebiete auch seine fernsten Inseln hinzugezählt werden. Folglich ist das slawische Europa, vermöge seiner Lage, zunächst am continentalsten, das romanische am reichsten an oceanischen Berührungspunkten, während das germanische in dieser Beziehung zwischen beiden in der Mitte steht. — Welch eine andere, für die Entwicklung des Völkerlebens nicht minder bedeutende Verschiedenheit erwächs't nun aber zugleich aus der geographischen Lage jener drei Theile, wenn man die klimatischen Verhältnisse mit in die Betrachtung zieht!

Wirft man ferner einen Blick auf die Vertheilung der Oberflächenformen in den bezeichneten Gebieten, so ergibt sich, daß in dem slawischen die größte Einförmigkeit, in dem der griechisch-lateinischen Nationen die größte Mannichfaltigkeit herrscht, während das germanische wiederum die Mitte hält, jedoch in dem angeregten Bezuge die slawi-

schen Gebiete weit hinter sich läßt. Hält man sich nämlich bloß an die beiden Hauptgegensätze der Bodengestalt, so bildet die Ebene im südlichen Europa wenig mehr als den vierten Theil, im germanischen fast die Hälfte, im slawischen aber wenigstens das Zwanzigfache des betreffenden Gebirgslandes.

Eine ähnliche Verschiedenheit ergibt sich endlich, wenn man die Vertheilung des Fließenden überblickt. In dem breiten slawischen Nordosten ersetzen kolossale Landströme theilweise den aus der dürftigen Berührung von Land und Meer hervorgehenden Mangel an natürlichen Verbindungen, Aus- und Zugängen für den Verkehr; auf den engen, allseitig meerumspülten Landflächen des romanischen Südens erlangen dagegen die meisten Flüsse in dieser Beziehung kaum eine nennenswerthe Bedeutung; im germanischen Mittellande bilden sie, — weder so kolossal als dort, noch so dürftig als hier, — namentlich in dem breiteren continentaleren Theile, und sogar in den insularen Gebieten desselben, besonders den britannischen, sehr bedeutende, doch, vermöge der reichen Küstenentfaltung, keineswegs die einzigen natürlichen Verkehrsbahnen.

Unter den 275 Millionen, welche Europa bewohnen, befinden sich nur 8 Millionen Nicht-Christen. Von diesen sind die Juden ($2^1/_2$ Million) fast, wenn auch nicht gleichmäßig, über den ganzen Erdtheil zerstreut, — bilden die auf die griechische Halbinsel und die Uferlande des schwarzen und kaspischen Meeres beschränkten Muhamedaner ($5^1/_2$ Million), ungeachtet ihrer nicht unbedeutenden Anzahl, kaum irgendwo eine compacte Bevölkerungsmasse, weil diese entweder, wie im südlichen Rußland, über weite Landflächen zerstreut ist, oder selbst da, wo sie, wie auf der griechischen Halbinsel, am zahlreichsten ist, von einer mindestens eben so zahlreichen christlichen Nebenbevölkerung vielfältig durchlöchert ist; — und noch viel weniger haben die heidnischen Bewohner Europa's zu bedeuten, die in sehr geringer Zahl über die weiten Flächen an der unteren Petschora und am kaspischen See, über die unwirthbaren uralischen und lappischen Gebirgshöhen und die eisigen Küsten von Kola zerstreut sind, und den in genetischer Beziehung dem Erdtheile fremden Völkerschaften des tartarischen und finnischen Stammes angehören.

Sämmtliche Nicht-Christen Europa's erscheinen daher, durch ihre räumliche Isolirung, Zersprengung, Porosität nicht minder, als durch ihre verhältnißmäßig geringe Anzahl, die sich zu der der christlichen Bevölkerung verhält fast wie 1 : 34, dieser letztern gegenüber, beinahe bedeutungslos; — es zeigt sich mithin in religiöser Beziehung eine noch entschiedenere Gleichartigkeit des europäischen Völkerkreises, als in sprachlicher und genetischer.

Es ist mit der religiösen Gleichartigkeit der europäischen Völker genau wie mit der sprachlichen und genetischen. — Neben der vorwaltenden Masse indisch-europäischer Völker kaukasischen Blutes zahlreiche aber schwache, versprengte Trümmer des mongolischen Stammes; ebenso neben einer durchaus überwiegenden christlichen Bevölkerung dürftige

Musterproben der bedeutendsten asiatischen Religionsparteien, vom samojedischen Schamanen- und kalmückischen Lama-Anbeter bis zu den Jüngern Muhamed's und den Anhängern des alten Bundes. — Aber außerdem welche Mannichfaltigkeit der Confessionen und religiösen Parteien selbst in den Reihen des Christenthums! — Also auch hier das Ergebniß: bei einer im Ganzen überraschenden Homogenität, — auf dem sprachlichen wie auf dem religiösen Gebiete, — zugleich eine ungemein reiche, lebenvolle Mannichfaltigkeit der Erscheinungen.

So wie der Erdtheil in genetischer und sprachlicher Beziehung in drei große Hauptabtheilungen zerfällt, so auch, — mit Beiseitsetzung der zerstreuten, auf die fernsten Enden beschränkten, oder doch vielfach durchlöcherten nicht-christlichen Bevölkerung, — in kirchlicher Hinsicht; nämlich in das römisch-katholische, griechisch-katholische und protestantische Europa, — das erstere im S.-W., das zweite im O., das dritte in der Mitte des Erdtheils. — Im Allgemeinen umfaßt daher die römische Kirche die romanischen, die griechische die slawischen, die protestantische die germanischen Völker. Doch gehören der römischen Kirche auch die Iren und ansehnliche Theile der Schotten, die Hälfte der Deutschen, die Mehrzahl der Magyaren, die Polen und ein Theil der Litthauer, — der griechischen die neugriechische und christlich-albanesische Bevölkerung der griechischen Halbinsel und des Archipelagus, so wie die walachische der unteren Donau-Ebene und eines Theils von Siebenbürgen und Ungarn, — der protestantischen, außer geringen romanischen und slawischen Stämmen (in den Alpen, in Ungarn, in der nord-deutschen Ebene), die Mehrzahl der finnischen und ein Theil der lettischen Bevölkerung Europa's an. Die kirchliche Dreitheilung fällt daher nur im Großen, nicht im Einzelnen, mit der sprachlichen zusammen.

In Bezug auf die räumliche Ausdehnung der verschiedenen kirchlichen Gebiete stellt sich nun heraus, daß das der griechischen fast doppelt so groß ist, als das der beiden andern zusammengenommen, während das der protestantischen Kirche dem der römischen an Ausdehnung nicht unbedeutend nachsteht. — Betrachten wir indeß zugleich die einer jeden dieser confessionellen Haupt-Parteien zugehörige Seelenzahl, so ergibt sich, daß nicht die griechische, sondern die römisch-katholische mit etwa 136 Millionen Anhängern die in Europa der Zahl nach entschieden vorwaltende, die bei Weitem mächtigste sei, während die Zahlen der auf dem kleinsten Gebiet lebenden Protestanten (65 Millionen) und der auf dem größten wohnenden griechischen Christen einander fast gleich sind.

Nur germanische, lateinisch-griechische und slawische Nationen, also nur die herrschenden Völker des indisch-europäischen Stammes — wenngleich nicht alle — sind in Europa zu großen, selbständigen Staatsbildungen gelangt. Außer diesen erblicken wir nur am Bosporus noch den Schatten einer asiatischen Macht, die dem Erdtheile fremde Türken-Herrschaft, und an der mittleren Donau,

aber unter der Hegemonie einer großen deutsch-slawischen Macht, das Staatswesen eines christlich-finnischen Volkes, den Magyaren-Staat. — Alle übrigen, nicht zu den drei herrschenden Völker-Familien gehörenden Nationen sind den Staatsbildungen der letzteren einverleibt worden, indem dieselben entweder niemals oder doch nur sehr vorübergehend zu einem eigenen politischen Dasein gekommen sind.

Aber in jenen drei herrschenden Völker-Familien selbst zeigt sich zugleich der Drang nach politischer Sonderung und eigener nationeller Individualisation in sehr verschiedenen Graden.

Demgemäß sind unter den Slawen gegenwärtig fast nur die Russen im Besitz einer selbständigen staatlichen Existenz. Alle übrigen Slawen-Völkerschaften haben, mit der Einverleibung in irgend ein fremdes Staatswesen, namentlich in das verwandte russische, oder auch in benachbarte germanische, selbst in das fremde magyarische und das ihnen in jedem Betracht feindliche türkische, die eigene politische, seltener die in Sitte und Sprache fortlebende nationelle Existenz eingebüßt. Auf der andern Seite haben sie aber zugleich, namentlich der große Slawen-Staat im Osten, ein sehr bedeutendes Einverleibungs-Vermögen bewiesen, indem viele der zahlreichen, wenngleich in sich schwachen Völkerschaften finnischen und tartarischen Stammes, welche das benachbarte Asien auf ost-europäischen Boden hinübergestoßen, ebenso die lettischen Stämme der russischen Monarchie beigethan, obschon bisher noch nicht völlig assimilirt worden sind.

Viel kräftiger zeigt sich das Streben nach politischer Sonderung und Gestaltung in den Völkern der griechisch-lateinischen Familie. Die kleine italische Halbinsel hat gegenwärtig allein 7 unabhängige Staaten, die hesperische deren zwei: Spanien und Portugal; dazu kömmt der Staat der Franzosen, der mächtigste in dieser Völkergruppe; ferner der in unsern Tagen zur Emancipation gelangte neu-griechische und 4 kleine Schweizer-Staaten; — rechnen wir endlich das aus sehr bunt gemischten Elementen bestehende Belgien hieher, so zählen wir 16 der lateinisch-griechischen Familie angehörige unabhängige Staaten auf einem Raum, der kaum den dritten Theil des einzigen slawischen ausmacht, während indeß die Bevölkerung dieses letztern die Volkszahl der erstern nicht erreicht. — Die Einverleibung fremdartiger Elemente in die Staatsbildungen der lateinischen Völker hat zugleich nur in geringem Umfange Statt gefunden; denn nur die schwachen moriskischen und baskischen Volksreste, ein Theil der celtischen (die Armorikaner und Wallonen) und einige germanische (deutsche und flämische) Volkszweige sind in die Staaten dieser Völker-Familie, vornehmlich in den französischen, aufgenommen worden. — Ebenso sind nur verhältnißmäßig geringe Theile der lateinisch-griechischen Völkergruppe anderen europäischen Staaten einverleibt worden; Spanier und Portugiesen haben ein solches Geschick gar nicht, die Rhätier und die mit den Provençalen zu Einem Staatswesen vereinigten Franzosen nur in sehr unbedeutendem Grade erfahren; nur

ein ansehnlicher Theil der (nördlichen) Italiener und ein geringerer der Walachen hat einen deutschen, die Mehrzahl der letztern und ebenso beträchtliche Theile der Neu-Griechen und Albanesen einen türkischen Oberherrn erhalten, während der Ueberrest beider letztgenannten Völker neuerdings im griechischen Königreich vereinigt worden ist.

Den bei Weitem kräftigsten Individualisations-Drang, die mannichfaltigsten und zahlreichsten politischen Gestaltungen zeigen drittens die germanischen Völker; es ist sogar nicht zu läugnen, daß die damit verknüpften, vielfältigen politischen Trennungen wenigstens dem äußeren Geschick der Nationen dieses Völkerkreises keineswegs förderlich gewesen, ihnen vielmehr einen großen Theil des Glanzes vorenthalten haben, der denselben ohnedies bestimmt zu sein schien. — Allein die deutschen Völker bilden gegenwärtig über 50 verschiedene, wenngleich in zwei große Bundesgenossenschaften (die deutsche und schweizerische) vereinigte, selbständige Staaten, von denen eben darum nur drei (Oesterreich, Preußen und Holland) eine Welt-Bedeutung gewonnen haben; — die skandinavischen gleichfalls drei gesonderte Monarchien (Schweden, Norwegen, Dänemark); ungetheilt ist nur das Reich der Anglo-Briten, welches eben deßwegen auch zu der größten Bedeutung gediehen ist.

Die germanischen Staaten haben zugleich durch bedeutende Einverleibungen aus dem Kreise der benachbarten Nationen sehr an Macht und Ansehen gewonnen; am wenigsten die skandinavischen, indem Schweden und Norwegen nur finnische Colonieen und einen Theil der schwachen lappischen Völkerschaft beherbergen, die Dänen aber, durch Aggregation der Isländer, nur verwandtes Blut in sich aufgenommen haben; — bedeutender sind die europäischen Einverleibungen der Anglo-Briten oder Engländer, indem ihr Reich die drei insularen celtischen Völkerschaften der Gälen oder Hoch-Schotten, der Wälschen oder Walliser und der Iren oder Irländer in sich aufgenommen hat; am bedeutendsten endlich sind die in der Mitte des Continents und von allen seinen historischen Frictionen am stärksten berührten Staaten deutscher Nation, namentlich Oesterreich und Preußen, in dieser Beziehung und zwar vornehmlich durch Einverleibungen aus dem slawischen Völkerkreise bereichert worden: denn Preußen hat nicht nur die schwachen sorbischen oder wendischen Volksreste, sondern auch, wie Oesterreich, einen ansehnlichen Theil der polnischen Stämme, Oesterreich außerdem sämmtliche czechische und — durch politischen Verband mit dem Magyaren-Staat — auch die Mehrzahl der illyrisch-slawischen Völkerschaften in sich aufgenommen. Ueberdies sind dieser Monarchie zum größeren Theile die Nord-Italiener und ein Theil der Walachen einverleibt worden.

Auf der anderen Seite haben aber auch unter den germanischen Völkern die deutschen, durch Entfremdung einzelner ihrer Stämme und Einverleibung derselben in die nachbarlichen Staaten der Franzosen und Belgier, am meisten Einbuße erlitten, während Skandinavier und Briten,

wie die Portugiesen und Spanier, mit Hülfe ihrer heimatlichen Isolirung, einem solchen Geschick bisher entgangen sind.

Wenn sich nun im Allgemeinen annehmen läßt, daß — der Kopfzahl nach — ein starkes Drittel der Mitglieder der slawischen Völker-Familie und etwa der neunte Theil der lateinisch-griechischen unter fremder Botmäßigkeit steht, während keine dieser Völkergruppen — am wenigsten die slawische — für diese Entfremdungen durch die ihnen zugefallenen Aggregationen in vollem Maaße entschädigt worden ist, so haben die germanischen Völker dagegen auf diese Weise kaum ein Zwanzigstel ihrer Gesammtzahl eingebüßt und dafür den von ihnen gebildeten Staaten fast ein Drittel ihrer Gesammt-Bevölkerung aus benachbarten europäischen Völkerkreisen einverleibt.

Auf solche Weise sind Europa's Boden und Bevölkerung in zahlreiche politische Einheiten von sehr verschiedener Größe und Bedeutung und ebenso von sehr verschiedener nationeller Zusammensetzung, und zwar nicht willkührlich, sondern auf dem Wege historischer Entwicklung, zerlegt worden.

---

a. Süd-Europa.

18. Vergleichung der drei südlichen Halbinseln Europa's.

(Nach J. Fr. Schouw, Europa, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie Asien seine reichste Gliederung im Süden durch drei weit in's Meer hineinragende Halbinseln erhält, so auch Europa. Denn das Festland von Süd-Europa besteht ebenfalls aus drei großen Halbinseln: der griechischen, italischen und iberischen, die sich alle in gleicher Hauptrichtung in das mittelländische Meer erstrecken und von dessen feuchter Atmosphäre abgekühlt werden. Da sie einander weit mehr benachbart sind, als die asiatischen, so konnten sie in eine weit engere und vortheilhaftere Gemeinschaft treten, als jene. Während daher die drei asiatischen Halbinseln eben so viele von einander geschiedene Erdräume geblieben sind, hat unter den europäischen seit den ersten Zeiten ihrer Entwicklung eine vielfache gegenseitige Berührung Statt gefunden.

Alle drei Halbinseln werden durch Hochgebirge (Hämus, Alpen, Pyrenäen) vom Hauptstamme Europa's getrennt und nähern sich dem gegenüberliegenden Welttheile in der Richtung von O. nach W. immer mehr und fast in gleichem Grade, je entschiedener sie sich von dem Continente Mittel-Europa's ablösen. Denn Spanien hängt nur vermittelst eines breiten Isthmus mit dem Kerne seines Erdtheiles zusammen und ist von dem gegenüberliegenden Afrika nur durch eine schmale Meerenge getrennt, während die griechische Halbinsel, welche am weitesten von dem afrikanischen Gegengestade absteht, sich in so ausgedehnter Breite an

den europäischen Continent anlehnt, daß sie kaum den Charakter einer Halbinsel zu tragen scheint. Italien nimmt in diesen beiden Beziehungen die Mitte ein.

Vergleicht man die horizontale Gliederung der drei Halbinseln, so zeichnet sich die östliche, jedoch nur in ihrer ungleich schmaleren südlichen Hälfte, vor den beiden andern durch die größte Zerrissenheit ihres Umfanges und durch Reichthum an Inselbildung aus, während die westliche durch ihre massenhafte Gesammterhebung und den Mangel an insularischer Erweiterung an afrikanische Landbildung erinnert; dennoch bietet die mittlere, vermöge ihrer langgestreckten, zungenartigen Gestalt, auch ohne Küstenzersplitterung, den verhältnißmäßig größten Theil ihres Areals der Berührung und dem Einflusse des Meeres dar und verläugnet also auch in dieser Hinsicht nicht ihre wesentlich europäische Bildungsform. Das Verhältniß des Flächeninhaltes zur Küstenlänge ist bei der iberischen 25, bei der griechischen 10, bei der italischen 8 zur Einheit. Nicht minder verschiedenartig ist die vertikale Gliederung ihrer Oberfläche, je nachdem die Plateaubildung vorherrscht, wie auf der iberischen, deren Hauptmasse durch ein von Randgebirgen umgeschlossenes und durchzogenes Tafelland ausgefüllt ist, oder ein mehrgliederiges Kettensystem, wie auf der italischen, oder beide Bodenformen neben einander, wie auf der griechischen.

Ferner haben diese drei Glieder Europa's die südliche Lage mit einander gemein, die durch die heißen Winde Afrika's gesteigerte, aber durch kühle Seewinde gemäßigte Temperatur, weßhalb sie zugleich die Vortheile der heißen und die der gemäßigten Zone genießen; denn ihr glückliches Klima ist warm genug da, wo es an Bewässerung nicht fehlt, die edelsten Früchte des Südens zur Reife zu bringen, selbst die Palme fehlt keiner derselben.

Der wärmste Strich des südlichen Europa scheint die Küste der großen Bucht des mittelländischen Meeres zwischen Spanien, Frankreich und Italien, gerade Afrika's heißer Wüste gegenüber. Der größte Unterschied der Jahreszeiten findet in den östlichen Gegenden der griechischen Halbinsel und auf dem spanischen Hochlande statt. Auf dieser Hochfläche fällt nur wenig Regen; am reichlichsten scheint er auf der Südseite der nördlichen Apenninen sich zu ergießen.

Die Schneelinie zeigt sich auf der Sierra Nevada etwas unter den höchsten Gipfeln, und berührt die erhabensten Spitzen des Aetna und der Apenninen. Nur hier und auf den höchsten Bergen Corsika's und Griechenland's findet sich eine Region der Gebirgskräuter.

Drei große Gebirgsmassen: die Pyrenäen, die Alpen und der Balkan, scheiden, wie schon erwähnt, die drei südeuropäischen Halbinseln von dem nördlichen Europa; nur an einer Stelle, nämlich im südlichen Frankreich, wird dieser Wall unterbrochen, und hier theilt sich die Oeffnung in zwei verschiedene, nämlich eine zwischen den Alpen und Sevennen (das Rhonethal) und eine andere zwischen diesen und den Pyrenäen; durch diese beiden tiefen Einsenkungen steht das südliche Europa

in unmittelbarer Verbindung mit dem nördlichen. Wo die Alpen in die sogenannten dinarischen Alpen übergehen, findet eine ähnliche, jedoch viel weniger beträchtliche Senkung statt. Auf diesen Verbindungswegen zwischen Nord und Süd wüthen oft heftige Stürme; in der ersten Oeffnung ein heftiger Nordwest (Mistral), den man in Toscana und Sardinien noch spürt; beim Beginn der dinarischen Alpen ein gewaltsamer Nordost (Bora), welcher oft große Verwüstungen in den Gefilden anrichtet, und eben so sehr von den Seeleuten auf dem adriatischen Meere gefürchtet wird.

Endlich kann in historischer Beziehung hervorgehoben werden, daß von allen drei Halbinseln eine Weltherrschaft ausgegangen ist, zum Theil sehr verschiedener Art: von der griechischen und italischen sogar eine doppelte, und zwar von verhältnißmäßig kleinen Räumen aus: Macedonien hat eine politische, Athen eine geistige Weltherrschaft ausgeübt; Rom ward zweimal der Mittelpunkt einer weit ausgebreiteten Herrschaft, zuerst einer politischen, dann einer kirchlichen; Spanien, welches nächst Großbritannien am meisten vom Continente ab- und dem Ocean so wie den fernen Erdtheilen zugewandt ist, ward in Folge der oceanischen Entdeckungen ein Reich, in welchem „die Sonne nicht unterging."

---

aa. Die griechische Halbinsel (in weiterm Sinne).

19. Landbildung der griechischen Halbinsel.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Die ganze westgriechische Ländermasse ist durch eine Kette von Hochgebirgen, die sich in großem Bogen vom adriatischen zum schwarzen Meere hinzieht, von allen zum Donaugebiete gehörigen Landschaften gesondert, um sich als eine Welt für sich nach eigenen Gesetzen südwärts zu entwickeln. Der thrakische Hämus macht mit seinem unwegsamen Rücken gegen die Donaulandschaften eine schwierige und allen Völkerverkehr absperrende Naturgrenze, während von Asien her der Zugang leicht und offen ist. Ebenso läßt sich in der Entfaltung der ganzen südlichen Landmasse zwischen dem adriatischen und ägäischen Meere das Gesetz erkennen, daß immer die östliche, die asiatische Landseite die bevorzugte ist, d. h. daß alle Landschaften dieser Seite für ein geordnetes Staatsleben besonders günstig organisirt sind und durch hafenreiche Küsten einen besonderen Beruf zum Seeverkehre empfangen haben. So ist zunächst Albanien und Illyrien nichts als ein Gedränge nahe gereihter Felskämme und enger Thalschluchten, die kaum für Wegebahnung Raum lassen; die Gestade sind wild und unwirthlich. Wenn daher auch alte Karavanenzüge das Gebirge überstiegen, um in der Mitte zwischen beiden Meeren die Erzeugnisse der ionischen Inseln und des Archipelagus auszutauschen und dann auch die Römer von Dyrrhachium aus eine Hauptstraße quer

durch das Land legten, so ist dennoch Illyrien durch alle Zeit hindurch ein Barbarenland geblieben.

Wie ist Alles anders, wenn man über den Skarduspaß nach der Ostseite hinübersteigt! Hier bilden sich aus zahlreichen Quellen am Fuße der Centralkette mächtige Flüsse, die in breite Niederungen strömen, und um diese Niederungen legen sich in großen Ringen die Gebirgsarme, welche die Ebenen umgürten und den Flüssen des Landes nur schmalen Ausweg in das Meer gestatten. Das innere Macedonien besteht aus einer Folge von drei solchen Ringebenen, deren Gewässer vereinigt in die Ecke des tief eingeschnittenen Golfs von Thessalonich sich zusammendrängen. Denn nicht nur die großen Saatebenen des Binnenlandes hat Macedonien vor Illyrien voraus, sondern auch ein zugängliches, gastliches Gestade. Anstatt einförmig wilder Küstenlinien springt hier zwischen den Mündungen des Axios und Strymon eine breite Bergmasse vor und streckt sich weit in das Meer mit drei buchtenreichen Felszungen, deren östlichste in den Athos ausläuft.

Durch diese griechisch geformten Küsten stehen Macedonien und Thracien mit der griechischen Welt in Verbindung, während sie im Innern eine von dem eigentlichen Hellas durchaus verschiedene Beschaffenheit haben. Es sind Hochgebirgsländer, wo die Völker vom Meere abgesperrt, in abgeschlossenen Thalringen gleichsam gefesselt gehalten werden.

Der vierzigste Breitengrad schneidet den Gebirgsknoten, mit dem gegen Süden eine neue Gliederung eintritt. Die Landschaften verlieren den Charakter der Alpenländer; die Berge werden nicht nur niedriger, zahmer, culturfähiger, sondern sie ordnen sich mehr und mehr in übersichtliche Bergzüge, welche die Culturebenen umgeben, das Land gliedern und schützen, ohne es unzugänglich, wild und unfruchtbar zu machen. Dieser Fortschritt im Organismus des Landes macht sich aber wieder nur an der Ostseite geltend, wo das fruchtbare Thalbecken des Peneios von Bergen umgürtet sich ausbreitet; auch an der Meerseite ist es abgesperrt durch das Ossagebirge, das sich als Pelion, dem Athos parallel, einem Felsdamme gleich, in die See streckt. Aber zweimal sind die Berge durchbrochen und dadurch Thessalien zugleich entwässert und gegen Osten dem Verkehre geöffnet, an der Wasserpforte des Tempethals und dann südlich, wo zwischen Pelion und Othrys sich tief und breit der pagasäische Golf in das Land hineinzieht.

Nun wird gegen Süden die Gliederung immer reicher; der Verzweigung der Gebirge entsprechen die Meeresbuchten, welche von Osten und Westen eindringen. Dadurch wird die Landmasse so aufgelockert, daß sie zu einer Reihe von Halbinseln wird, die durch Landengen mit einander zusammenhangen. Damit beginnt, unter dem neununddreißigsten Breitengrade, das mittlere Griechenland, Hellas im engeren Sinne, wo zwischen dem ambrakischen und malischen Golfe sich über siebentausend Fuß der Bergkegel des Tymphrestos erhebt und die Ost- und Westhälfte von Hellas noch einmal in der Mitte bindet. Gegen Westen überragt

er das Wassergebiet des Acheloos, welches mit seinen Landschaften von der feineren Gliederung des Ostens gänzlich ausgeschlossen bleibt. Gegen Osten zieht das Oetagebirge und bildet am Südrande des malischen Meerbusens den Paß der Thermopylen, wo zwischem Sumpf und jähem Fels nur eines Weges Breite übrig bleibt, um nach den südlichen Landschaften zu gelangen. Von Thermopylä quer hinüber zum korinthischen Meere beträgt der Abstand keine sechs Meilen. Dies ist der Isthmus, von dem aus sich die Halbinsel des östlichen Mittelgriechenlands bis zum Vorgebirge Sunium hinstreckt.

Das Stammgebirge dieser Halbinsel ist der Parnaß, dessen siebentausend fünfhundert Fuß hohe Kuppe die umwohnenden Menschengeschlechter als die einzige, von der Fluth nicht erreichte Höhe, als den Ausgangspunkt eines neuen Menschengeschlechts heilig hielten. Von seinem nördlichen Fuße strömt der Kephisos in den großen Thalkessel Böotiens, den der Helikon mit seinen Verzweigungen begränzt. An den Helikon schließt sich der Kithäron, von Neuem ein Quergebirge von Meer zu Meer, Attika von Böotien trennend. Nicht leicht gibt es ungleichere Nachbarländer. Böotien ist ein in sich abgeschlossenes Binnenland, wo des Wassers Ueberfülle in tiefen Thalgründen stockt, ein Land feuchter Nebel und üppiger Vegetation auf fettem Boden. Attika, ganz in das Meer vorgeschoben, dem es sich mit seinen Buchten öffnet, von trocknem Felsboden, den eine dünne Erdschicht bedeckt, umgeben von der durchsichtig hellen Atmosphäre der Inselwelt, der es durch Lage und Klima angehört. Seine Gebirge setzen sich im Meere fort, sie bilden die innere Reihe der Cykladen, eben so wie die äußere Reihe die Fortsetzungen von Euböa sind. Attika war einmal das südlichste Glied des griechischen Continents, bis aus den Fluthen die schmale, niedrige Landbrücke auftauchte, welche die Pelopsinsel als die vollkommenste Halbinsel, als Schlußglied dem Stamme des Festlandes anreihen sollte. So geschieht es, daß ohne den stetigen Zusammenhang des Landes zu zerreißen, inmitten desselben zwei breite, hafenreiche Binnenmeere sich begegnen, das eine nach Italien geöffnet, das andere nach Asien.

Der Peleponnes ist ein Ganzes für sich; er hat sein Stammgebirge in der eigenen Mitte, das mit mächtigen Brüstungen das hohe Binnenland Arkadien umgürtet und durch seine Verzweigungen die herumliegenden Landschaften gliedert. Diese sind entweder nur Abdachungen des innern Hochlandes, wie Achaja und Elis, oder es gehen neue Bergzüge aus, die nach Süden und Osten laufend den Stamm neuer Halbinseln bilden; so entstehen die messenischen, lakonischen, argivischen Halbinseln und zwischen ihnen die tiefgeschnittenen Meerbusen mit ihrem breiten Fahrwasser.

Die innere Beschaffenheit zeigt nicht geringere Mannichfaltigkeit als der äußere Umriß. Auf den einförmigen Hochebenen Arkadiens glaubt man sich in der Mitte eines ausgedehnten Binnenlandes; seine Thalkessel haben die Organisation und die schwere Nebelluft Böotiens, wäh-

rend die dichten Bergzüge Westarkadiens der rauhen Alpennatur von Epirus gleichen. Die peloponnesische Westküste entspricht den flachen Gestaden der Acheloosländer, die reichen Ebenen des Pamisos und Eurotas sind Geschenke des Flusses, der durch Bergspalten herausströmt gleich dem thessalischen Peneios; Argolis endlich mit seiner gegen Süden offenen Inachosebene und seiner an Felshäfen und vorliegenden Inseln so reichen Halbinsel ist nach Lage und Beschaffenheit ein zweites Attika. So wiederholt die schöpferische Natur von Hellas im südlichsten Gliede des Landes noch einmal alle ihre Lieblingsbildungen, auf engem Raume die größten Gegensätze zusammendrängend.

Bei dieser verwirrenden Mannichfaltigkeit der Bodenverhältnisse gehen dennoch mit voller Strenge gewisse einfache und klare Gesetze durch, welche dem ganzen europäischen Griechenlande das Gepräge eines eigenthümlichen Organismus geben. Dahin gehört das stete Zusammenwirken von Meer und Gebirge, um die Glieder des Landes zu bezeichnen, ferner die Reihe der von dem Centralgebirge auslaufenden Querriegel, welche zusammen mit den illyrisch-macedonischen Hochlanden darauf hinwirken, die Wohnsitze der Griechen von Norden unzugänglich zu machen, sie vom Continente zu isoliren und ganz auf das Meer und die jenseitigen Küsten hinzuweisen. Die nördlichen Hochländer sind dazu geschaffen, daß die Völker daselbst in engen wasserreichen Thälern als Bauern, Hirten und Jäger wohnen, daß ihre Kraft in Alpenluft gestählt, in einfachen Naturzuständen gesund erhalten werde, bis ihre Zeit gekommen ist, daß sie in die südlicheren Landschaften hinabsteigen sollen, welche durch ihre feinere mannichfaltigere Gliederung berufen sind, ein Schauplatz der Staatenbildung zu werden und ihre Einwohner nach Osten hin in den See- und Küstenverkehr einer neuen, größeren Welt hereinzuziehen. Denn dies ist endlich von allen Gesetzen der europäisch-griechischen Landbildung das unverkennbarste und wichtigste, daß vom thrakischen Gestade an die Ostseite als die Vorderseite der ganzen Ländermasse bezeichnet ist. Das westliche Meer bespült, mit Ausnahme zweier Buchten und des korinthischen Golfs, von Dyrrhachium bis Methone nur schroffe Klippenküsten oder ein angeschwemmtes, durch Lagunen entstelltes, flaches Uferland; wer aber vermag die tiefen Buchten und Ankerplätze zu zählen, welche von der Strymonmündung bis Cap Malea sich öffnen, um die Bewohner der nahen Inseln zur Anfahrt einzuladen und zu eigener Ausfahrt zu reizen! Die Form der Felsküsten, welche an der Ostseite vorherrscht und fast auf allen Punkten einer langen Uferlinie den Seeverkehr möglich macht, ist zugleich für die Gesundheit des Klima's die günstigere, für Stadtgründungen die geeignetere. So hat sich alle Geschichte von Hellas auf die Ostküste geworfen, und die nach der Rückseite des Landes hingeschobenen Stämme, wie z. B. die westlichen Lokrer, sind dadurch zugleich aus dem lebendigen Zusammenhange fortschreitender Entwicklung hinausgedrängt worden.

20. Die Osmanen.

(Nach Lorenz Riegler: Die Türkei und deren Bewohner.)

Der Stolz des türkischen Volkes ist seine Religion, und es hält mit blindem Eifer daran fest, da der Koran dieselbe als die einzig wahre und allein seligmachende darstellt. Damit verbindet sich Verachtung aller Andersgläubigen. Erst während der letzten Jahrzehende wurde eine größere Toleranz gegen andere Religionsculten sichtbar. Allerseits entstehen katholische, protestantische, armenische, griechische, israelitische Kirchen, und die jüngsten an den Christen verübten Gräuel in Albanien, Syrien und Kurdistan sind als die letzten Regungen des Fanatismus gegen die milderen Grundsätze des Großherrn zu betrachten. An und für sich können dem Türken Herzensgüte und Wohlwollen nicht abgesprochen werden; aber er ist vorsichtig in der Aeußerung derselben, er prüft lange und urtheilt spät. Hat er sich von der Rechtlichkeit und Biederkeit Jemandes überzeugt, so ist er der treuesten Anhänglichkeit und der aufopferndsten Dankbarkeit fähig. Sieht er sich später enttäuscht, so weiß er sehr klug seine Gesinnungen zu verbergen; er vermag den Schmerz über ein ihm angethanes Unrecht oder eine Verletzung seines Ehrgeizes lange unter der Maske der größten Freundlichkeit zu verbergen, bis ihm Zeit und Gelegenheit günstig scheinen, dem langgehegten Groll freien Lauf zu lassen. Gegen arme Glaubensgenossen ist er mitleidig, eben so gegen unschädliche Thiere, und er wird bei sich gefundenes Ungeziefer lieber wegwerfen, als es tödten. Gastfreundschaft empfiehlt ihm der Koran. Im gewöhnlichen Leben einsylbig und ernstblickend, wird er in gesellschaftlichem Umgange leicht belebt, heiter und durch seinen Mutterwitz unterhaltend. Er weiß seiner Sprache sehr feine Wendungen zu geben, die bald wegen ihres Doppelsinnes, bald wegen der daran geknüpften zarten Schmeichelei überraschen. Für seine Günstlinge kann er Alles wagen und fühlt in der Beglückung seiner Untergebenen das höchste Vergnügen. Er zeigt sich zart, zuvorkommend und dienstfertig gegen Hohe und Niedere, wenigstens ist es nicht Sitte, ein Ansuchen geradezu abzuschlagen; kann demselben nicht Folge geleistet werden, so findet die Zeit Entschuldigungsgründe. In Amtsverhandlungen läßt er sich leicht durch die Umstände bestimmen; er vermag selbst im heftigsten Zornanfall seine Würde zu behaupten; aber seine Flüche stehen den italienischen nicht nach. Er hat bei scharfen Sinneswerkzeugen ein scharfes Beobachtungsvermögen und sieht oft ein politisches Ungewitter herannahen, wo der Uneingeweihte noch keine Gefahr ahnet. Durch ein gutes Gedächtniß und eine schnelle Auffassungsgabe bevorzugt, ist er gelehrig und eifrig, weßhalb sich Viele, welche Gelegenheit zu höherer Ausbildung fanden, durch gründliche Kenntniß fremder Sprachen, der Medicin, Physik, Mathematik, Mechanik, Kriegs- und Schifffahrtskunde auszeichnen. Der ungebildete Haufe ist dagegen von allerhand seltsamen Vorurtheilen befangen. Man glaubt an Hexen

und Zauberei, an Geister und das Erscheinen Verstorbener, sieht in Irrlichtern die Anzeigen verborgener Schätze, und zeigt überhaupt Empfänglichkeit für alles, was außerordentlich, geheimnißvoll, wunderbar klingt. Man liebt überall in Farbe der Kleidung, Zimmereinrichtung, Verzierung das Grelle, Bizarre und Lebhafte, insbesondere Blumen, glänzendes Spielzeug, Musik. Beim Tanze ergötzt man sich lieber durch Zusehen, als durch Selbstantheil. Man ist genügsam und verzichtet lieber auf einige Bequemlichkeiten, als daß man dieselben durch große Mühe erkaufte. Man scheut alle heftige Bewegung und Anstrengung. Wer dem Glücke im Schooße sitzt, liebt äußerliches Gepränge, namentlich durch bedeutende Dienerschaft; übrigens freut er sich ruhiger Behaglichkeit im Familienkreise. Die allgemeine Sorglosigkeit der Nation mag ihren Hauptgrund in dem angenehmen Klima und in den reichen Aernten haben, welche selbst nach oberflächlicher Bearbeitung des Feldes erfolgen. Außerdem bewirkt der Glaube an eine unabänderliche Vorherbestimmung des Schicksals (Fatalismus) einen unzerstörbaren Gleichmuth, der sich mit stiller Ergebung in das bitterste Mißgeschick fügt. Der Minister stürzt, der Vater verliert seinen einzigen Sohn, seine theuerste Gattin, Verarmung nöthigt ihn, den langgewohnten Genüssen zu entsagen: nie wird er murren, sondern die Worte: „Gott ist groß! Er gab es, er nahm es auch!" beruhigen ihn vollkommen und bewahren ihn vor übermäßigem Schmerz, der auf Geist und Körper einen so zerstörenden Einfluß ausübt.

---

21. Der Bosporus und die Dardanellen.

(Nach der [anonymen] Monographie: Das schwarze Meer und die Ostsee.)

Der Bosporus (d. i. Ochsenfurth) trennt ziemlich drei deutsche Meilen entlang Asien und Europa von einander und bildet auf dieser Strecke eine der interessantesten und romantischsten Wasserstraßen. In ihr werden die fast neun Monate lang von der Nordküste des schwarzen Meeres nach dem Eingange des Bosporus zuflutenden Strömungen, die sich in der Meerenge selbst fortsetzen, dem Marmorameer und den Dardanellen, und durch diese dem Mittelmeere zugedrängt. Ueber die Entstehung dieser Wasserstraße ist schon Vieles aufgestellt worden, und es erscheint mehr als wahrscheinlich, daß einer der griechischen Sagen von Weltfluten ein wirkliches historisches Ereigniß, nämlich der Durchbruch des schwarzen Meeres durch die Landenge, die jetzt vom Bosporus und von den Dardanellen durchschnitten wird, zu Grunde liege. Dem Schiffer, der vom Pontus dieser Meerenge naht, macht sich der Eingang durch die beiden Leuchtthürme bemerkbar, die auf asiatischer und europäischer Seite gewisser Maßen eine Einfassung bilden, hinter denen sich die Berghöhen Thraciens und Anatoliens so dicht an einander drängen, daß der Weg wie gesperrt erscheint. Diese Gebirge bilden

auch durch ihr wechselseitiges Vordringen die sonderbare schlangenförmige Bewegung der Meerenge, deren Krümmungen dem Auge sich wie Seen darstellen. Siebenmal werden die Fluten durch die asiatischen Ausläufer des Alalem Dagh und Bulgurlu nach Europa herübergedrängt, und müssen eben so oft den Felsenvorsprüngen des Hämus nach dem asiatischen Gestade zu ausweichen. Die Entfernung der Ufer von einander wechselt daher oft, ist an den engsten Stellen ungefähr 1500 Schritte, an den weitesten etwa dreifach so breit. Die wohl anderthalb tausend Fuß hohen Bergwände beider Ufer fallen oft schroff ab, bald machen sie, zurücktretend, anmuthigen Wiesen Platz. Reizende Thaleinschnitte ziehen sich nach den Gipfeln empor, mit Pinien, Platanen und schlanken Cypressen besetzt, welche die still unter ihnen dahin fließenden Quellenabflüsse und kleinen Gießbäche bergen, so daß das Ganze die lieblichsten Landschaften für das Auge bietet. Fast ununterbrochen, namentlich am rumelischen Ufer, reiht sich eine Ortschaft an die andere, über denen Landhäuser und Kioske aus dem saftigen Grün der Wäldchen, Gärten und Weinpflanzungen hervorschauen, während auf den höchsten Punkten Burgen und Ruinen aus der byzantinischen und genuesischen Vorzeit thronen. Am Leuchtthurm des rumelischen Ufers zeigen sich die Inseln der Symplegaden, die den Kolchisfahrern Jasons schon gefährlich waren, niedrige Basaltklippen, welche von jeder hochgehenden Flut überdeckt werden. An der Bucht von Bujukdere (Großthal) befinden sich die Lieblingssitze der europäischen Diplomaten. Hier und in Terapia (Heildorf) bringen fast alle Gesandten der verschiedenen Mächte bei der Pforte ihre Sommermonate zu, um die Reize dieser wundervoll schönen, üppigen Landschaft, welche auch die Ansicht des dichtbelaubten Riesenberges, des höchsten Gipfels der Umgegend, bietet, zu genießen. Dabei hat Bujukdere, welches etwa eine Meile vom pontischen Eingange entfernt liegt, einen der besten Ankergründe der Meerenge. Die beiden letzten Windungen des Bosporus entstehen durch die auf der europäischen Seite vortretenden Gebirge Akindi und Defterdar. Von hier an bietet die Meerenge einen sehr belebten Anblick dar. Auf dem Wasser segeln zahlreiche Schiffe und Kähne auf und ab, am Ufer stehen zahlreiche Lusthäuser und Paläste des kaiserlichen Hofes, welche die Uferorte zu einer fortlaufenden Reihe von Gebäuden verbinden.

Außer den Naturschönheiten und Lustorten sind es aber die vielen und starken Befestigungen, welche den Bosporus berühmt machen und ihm eine besondere strategische Wichtigkeit verleihen; denn diese Befestigungen sind so stark armirt und so richtig angelegt, daß es einer Flotte geradezu unmöglich gemacht worden ist, vom schwarzen Meere aus in feindlicher Absicht der Hauptstadt zu nahen. Die zahlreichen Trümmer gescheiterter Schiffe, welche das ganze Jahr hindurch die beiderseitigen Ufer vor dem Eingange bedecken, zeigen, daß schon die Natur die Einfahrt erschwert. Der Eingang ist wegen der Untiefen und Klippen so gefährlich, daß er nur bei ganz günstigem Winde gewonnen werden kann. Um diesen Eintritt, wenn er in feindseliger Absicht geschehe, noch

zu erschweren, strecken auf den beiden Küsten wohlbesetzte Batterieen dem Feinde ihre Feuerschlünde entgegen. Die stärkste dieser vier Befestigungen ist Madschjar-Tabia, Bujukdere gegenüber, und deßhalb am gefährlichsten, weil die Untiefe am europäischen Ufer alle größeren Schiffe zwingt, sich bis auf 200 Schritt den Batterieen des letztgenannten Forts, welches allein 70 Geschütze zählt, zu nähern und ein jedenfalls verderbliches Feuer auszuhalten, so daß eine Flotte, die den Durchgang erzwingen wollte, buchstäblich mit Kugeln gesiebt würde. Unterhalb dieser Fortificationen setzt sich dieses System in weiteren vier Batterieen auf dem europäischen Ufer fort. Im Ganzen zählt man auf beiden Seiten der Meerenge 21 Batterieen mit 451 Stück schwerem Geschütz, welches von einer trefflich geübten Artillerie-Mannschaft bedient wird, die unter dem Namen „Brigade vom schwarzen Meere" aus zwei Regimentern von je sechs Compagnieen zu 150 Mann, also aus 1800 Kanonieren besteht. Sie sind gut eingeübt und wurden durch den preußischen Obersten Kuckowsky, der eine Anzahl Unterofficiere mitbrachte, so trefflich organisirt, daß Kaiser Nikolaus zum General Wrangel geäußert hat, es würde harter Zähne bedürfen, diese Nuß zu knacken. Einige der erwähnten Batterieen oder Forts sind auf plattem Grunde angelegt, so daß sie die Fläche des Wassers bestreichen, andere, auf Felsen errichtet, beschießen die Schiffe von oben. Die Kanonen stehen auf einer steinernen Plattform, um den Temperaturwechseln weniger ausgesetzt zu sein; über jeder Batterie ist ein symmetrisch gebautes Holzdach angebracht, aus dem eine lange Flaggenstange hervorragt. Diese Stangen dienen als Telegraphen zur Beförderung von Ordres und Signalen längs der ganzen Bosporuslinie. Zu obigen Vertheidigungsmitteln ist noch die Aufstellung der türkischen Flotte zu rechnen. Sie hat in Kriegsfällen ihren vorgeschriebenen Standpunkt vor Bujukdere, am Rande der Strömung, so daß sie ihre Schiffe in jede beliebige Stellung werfen und mit vollen Breitseiten jedes große Fahrzeug bestreichen kann, das, den Bosporus herabkommend, dicht an ihr vorbei muß, um den Untiefen am asiatischen Gestade auszuweichen. Gegenüber und unterhalb dieser Sandbank liegt dann eine 60 Kanonen führende Fregatte mit zwei kleineren vor Anker, um die Schiffe in Empfang zu nehmen, die Terapia passirt haben.

Wie der Bosporus Constantinopel vor einem vom schwarzen Meere kommenden Angriff zur See schützt, so schirmen die Dardanellen vor feindlichen Schiffen, die aus dem Mittelmeere heranziehen würden.

Die Dardanellen, die am entgegengesetzten Ende des Marmorameeres, gegenüber dem Hafen von Gallipoli beginnen, haben eine Länge von zwölf Stunden und sind in Vielem dem Bosporus ähnlich, aber weniger malerisch. Sie sind dreifach so breit, als dieser, und ihre europäische Seite, der thrakische Chersones, trägt einen rauhen Gebirgsrücken, während das asiatische Ufer mit seinen Weingärten und saftigen Waldungen einen anmuthigen Anblick darbietet. Kurz nach dem Eingange, hinter der Mündung des Ziegenflusses, beginnen die eigentlichen

Engen mit der Flut des Hellespontes, wo einst die Burgen Sestos und Abydos standen. Hier schlug Xerxes seine Brücken, hier bewirkten die Griechen unter Parmenio und der furchtbare Soliman auf einem Floße den Uebergang. — Von hier windet sich die Meerenge in verschiedenen Krümmungen fort und endet an der Beschika-Bai. — Zu den Vertheidigungsmitteln der Dardanellen gehört vor Allem die enorme Strömung des Hellespontes, welcher außer der aus dem Bosporus kommenden Wassermenge auch noch die abzuführen hat, welche zahlreiche Flüsse in das Becken des Marmorameeres ergießen. Diese Strömung, die im Bosporus einer eindringenden Flotte günstig ist, tritt einer aus dem Mittelmeere kommenden Flotte sehr hemmend entgegen und ist nur mit Hülfe eines tüchtigen Südwestwindes zu überwinden. Am Eingange und Ausgange dieses Passes liegen die Dardanellen-Schlösser. Die „neuen Schlösser" am Eingange vom Mittelmeere her, Kumkaleh an der sandigen Mündung des Mendere oder Simois und Seddul-Bahr (Grenze der See), sind etwa 2000 Klafter von einander entfernt und wurden durch Mohammed IV. in der Mitte des 17. Jahrhunderts als Schirm der türkischen Flotte gegen die Venetianer gegründet. Vier Meilen aufwärts, an der engsten Stelle des Canales, liegen einander gegenüber die „alten Schlösser" Chanak-Kalessi (Scherben-Schloß) und Kilid-Bahr (Schlüssel der See), und südlich von jenem Namazieh. Der Abstand zwischen diesen festen Punkten beträgt nicht über 750 Klafter. Sie wurden von Mohammed II. kurz nach der Eroberung von Constantinopel errichtet, und obgleich anfänglich durch ihre Werke furchtbar, verfielen sie doch nach und nach, so daß im Jahre 1770 auf der asiatischen Seite nur noch eine Batterie existirte, welche überdies zur Hälfte versandet war. Aber nach jener Wendung der orientalischen Angelegenheiten, wo die Türkei mit Rußland ein inniges Bündniß einging und ihren alten Verbündeten, Frankreich und England, feindlich gegenüber stand, wurde an der Befestigung der Dardanellen Jahre lang mit dem größten Eifer gearbeitet. Die alten und neuen Schlösser haben gut construirte Batterieen erhalten, die mit mehr als 200 Kanonen vom stärksten Kaliber besetzt sind. Neuere Forts und Befestigungen, von russischen und preußischen Ingenieurs erbaut, decken auf beiden Ufern die Meerenge, und man hat dabei besonders auf den schmalsten Punkt, den Hellespont im engsten Sinne, Rücksicht genommen. Dieser Punkt, wo früher keine Befestigungen waren, starrt gegenwärtig von Batterieen, und die Dardanellen sind gegenwärtig für eine Flotte eben so unangreifbar geworden, wie der Bosporus.

---

22. Constantinopels Lage und Umgebung.

(Nach Jos. v. Hammer, Constantinopel und der Bosporus, und Anderen.)

Als die herrlichst gelegene aller Hauptstädte ward Constantinopel schon von Dichtern und Rednern, Sophisten und Rechtsgelehrten, Erd-

beschreibern und Geschichtschreibern des Alterthums und des Mittelalters hochgepriesen. — —

Sie preisen mit Einer Stimme die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, als die geborene Beherrscherin Asiens und Europa's an beider Grenze, auf sieben Bergen thronend. Von drei Seiten flutenumgürtet, schaut sie von den sieben Gipfeln ihres Thrones gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derselben, den fischreichen Hellespontos, gegen Osten auf den schlangengewundenen Bosporus und den als stürmisch übel berüchtigten Pontus hin. An der Mündung desselben halten die kyanäischen Felsen *), welche nach der Heldensage gegen einander und von einander schwimmend, den Argonauten den Durchzug verwehren wollten, und in der Propontis die Inseln der Seligen **) (heute die der Prinzen genannt) die Vorwache; von der Nordseite krümmt sich das goldene Horn des Ueberflusses ***), der geräumigste und überall ankerbarste Hafen, den alle Winde mit Schiffen bevölkern und der wider alle derselben Sicherheit gewährt. Die Nord- und Ostwinde führen ihm die Getreide- und Holzladungen aus den Häfen der Krim und von den östlichen Küsten des schwarzen Meeres und der Mäotis zu, die Süd- und Westwinde bringen die Handelsflotten des weißen †) und mittelländischen Meeres, den Reichthum des Archipels und Aegyptens, die Kunsterzeugnisse der afrikanischen und europäischen Seeküste, während Karavanen, mit den Gütern des Ostens und Westens befrachtet, aus Kleinasien und Thracien daherziehen und

*) Die Kyanäen oder Symplegaden sind eine Reihe von Felsen unter der Meeresflut, welche ehemals wahrscheinlich wegen größerer Höhe und bedeutenderen Umfangs Eilande hießen und auf der europäischen Seite der Mündung des Bosporus liegen. Diese Felsen waren nach der Ansicht der Mythographen beweglich, indem sie sich einander näherten und wieder trennten (Apollon. Rhod. II., 320). Seit die Argo hindurch fuhr, stehen sie unbeweglich still (Orph. Argon. V. 680).

**) Die Prinzen-Inseln, südlich von Konstantinopel am Eingange der Propontis gelegen, waren zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums ein Verbannungsort für abgesetzte Kaiser und Kaiserinnen, gestürzte Feldherren u. s. w., sind jetzt aber ein Frühlingsparadies der Bewohner der Hauptstadt und besonders der reichen Griechen, welche, indem sie hier wie Fürsten und Selige leben, noch heute den älteren und neueren Namen dieser Inseln, welche ehemals die Inseln der Seligen, später die der Prinzen hießen, bewähren. (v. Hammer.)

***) Der durch einen großen Meerbusen an der Mündung des Bosporus in die Propontis gebildete Hafen von Constantinopel ward wegen seines Reichthums an Schiffen und Fischen von den Alten das goldene Horn (χρυσόκερας) genannt.

†) Die moslimische Hydrographie kennt sieben große Meere der Erde und unterscheidet dieselben nach Farben, indem sie den Archipel und das mittelländische Meer das weiße, den Pontus das schwarze, die caspische See das grüne, den arabischen Meerbusen das rothe, den persischen das blaue, die sinesische See das gelbe und den atlantischen Ocean das dunkle oder finstere Meer nennt. (v. Hammer.) An dieser Stelle versteht der Schriftsteller unter dem weißen Meere den Archipel.

sich auf den Märkten dieser großen, einzigen Stapelstadt des Handels dreier Erdtheile begegnen.

Von fischreichen Meeren umflossen, von fruchtbarem Lande umgeben, ist sie durch ihre Lage wider Mangel und Noth an den Bedürfnissen des Lebens, wie durch ihre dreifachen Landmauern, und noch mehr durch den sie von drei Seiten umringenden Wassergraben des Meeres und des Hafens und durch die Wasserpässe des Hellesponts und des Bosporus vor feindlichen Ueberfällen und Angriffen hinlänglich gesichert; die alten und neuen Schlösser des Canals des schwarzen Meeres *), die alten und neuen Schlösser der Dardanellen **) sind die Brückenköpfe der beiden Meerengen, dieser Wasserbrücken, wodurch Asien und Europa eben sowohl von einander getrennt, als mit einander verbunden wird. An diesem Vereinigungspunkte des goldenen Ringes des Handels morgenländischer und abendländischer Völker sitzt Constantinopel als ein großer Karfunkel auf drei Seiten in Diamanten des herrlichsten Wassers, und auf der vierten in den Smaragd grünender Thäler gefaßt, ein wahrer Talisman des handelnden und geistigen Verkehrs des Morgen- und Abendlandes; jenes goldenen Ringes Edelstein, worin das Loos die Worte: Herrin beider Meere, beider Erdtheile (des Ostens und des Westens) eingrub, mächtige Worte, durch deren Zauberkraft Constantinopel zur Ehre gelangt ist, das zweite, neue Rom und Istambol, das ist die Fülle des Islams, zu heißen, und die Hauptstadt beider Kaiserthümer, des östlich römischen und westlich tartarischen, des byzantinischen und osmanischen Reichs-Kaisersitz zu sein.

Zu diesen Vorzügen der Lage kommt ein herrliches Klima. Unter dem 41. Grade nördlicher Breite erfreut sich die Stadt eines lieblichen Wechsels der Jahreszeiten, angenehmer und erfrischender Winde und gemäßigter Hitze wie Kälte, und wenn sie in ihrer gesunden Lage oft durch die Pest heimgesucht wird, so ist das nicht die Schuld der Natur, sondern der schlechten Medicinal-Policei. Der Frühling tritt in den schönen Tagen des Februars ein und wird oft durch den schnellen Wechsel der südlichen und nördlichen Winde um die Tag- und Nachtgleiche herum den rheumatischen Naturen lästig, aber mit Anfang Mai's wird er des Winters sicher Herr und dauert nun mit steter Milde bis zur Sonnenwende, weßhalb denn der erste Mai von der griechischen Jugend anmuthigst mit Tänzen gefeiert wird, indeß in allen griechischen Dörfern große Feuer mit ihrem Widerscheine die Hügel und Fluten des Bosporus röthen.

---

*) Canal des schwarzen Meeres heißt der nördlichste Theil des Bosporus.

**) Von den vier festen Schlössern, welche den Eingang des Hellesponts beherrschen und Dardanellen heißen, waren die beiden nördlichen (die alten) schon unter den griechischen Kaisern Staatsgefängnisse und wurden von Mohammed II., dem Eroberer Constantinopels, hergestellt und stärker befestigt, die beiden südlicheren (die neuen) erbaute im 17. Jahrhundert Mohammed IV. Vergl. S. 81.

Am 1. Mai versammeln sich die griechischen Mädchen vor Sonnenaufgang auf den Wiesen, um die Primeln des Frühlings im Morgenthau zu lesen; der ganze Tag ist der Freude und dem Vergnügen geweiht, und noch mit sinkendem Abend kreisen auf den Fluren die Reigen der Romaika, deren Tänzerinnen wie Nymphen und Grazien mit einander verschlungen, das sprossende Grün mit wechselndem Fuße schlagen.

Iam Cytherea choros ducit Venus,
Imminente Luna,
Iunctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiunt pede.
Horat. I. 4.

Die Hitze des Sommers wird vom Nordwinde gekühlt, welcher sich regelmäßig gegen 10 Uhr Morgens oder spätestens bis 3 Uhr Nachmittags erhebt und die köstliche Kühle der Nächte vorbereitet, deren die Anwohner des Bosporus mit Spazirgängen und Wasserfahrten längs den Ufern genießen. Zu Ende Augusts, wenn die Hitze aufs höchste gestiegen, aber doch nie unerträglich geworden, wird die Luft durch Regengüsse erfrischt, die gewöhnlich nur ein paar Tage dauern, und wenn Gewitter kommen (gewöhnlich ziehen sie von Osten nach Norden), so hält der Regen nicht über zwei Tage an. Mit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche treten auch die gewöhnlichen Stürme, doch nicht so heftig als beim Frühlings-Aequinoctium, ein, und die darauf folgende Regenzeit dauert oft über die Hälfte des Octobers. Dann aber folgt der herrlichste Herbst mit ungetrübter Heiterkeit bis an das Winter-Solstitium und oft über solches hinaus mit wahren kalkydonischen Tagen. Der Winter beginnt in der Regel erst mit dem Anfange des Jahres, dauert aber kaum sechs Wochen, und die thracischen Winde bringen dann oft Schnee, welcher jedoch selten über drei Tage liegen bleibt. Bei Tage friert es selten, und nur während der Nacht fällt das Thermometer 2 bis 3 Grade unter den Gefrierpunkt. Es gehört daher unter die reichsgeschichtlichen Seltenheiten, daß der Bosporus gefriert, nicht so die vulkanischen Erschütterungen der Erde. Die Geschichte der Byzantiner ist reich an solcher Calamität (zumal die Periode der Justinianischen Regierung, unter welcher die Erde sieben Mal fürchterlich bebte), und auch bei den osmanischen Geschichtschreibern ist Erdbeben ein stehender Artikel, welchen sie oft mit wunderlichem Bombast herausheben.

Die Grenzen der eigentlichen Stadt Constantinopel werden durch ihre Mauern bestimmt, welche nicht mehr ganz die alten, aber doch noch auf der alten Stelle befindlich sind, so daß das jetzige Istambol ganz denselben Umfang wie die alte Constantinopolis hat. Oft durch die vielen Belagerungen *) und Erdbeben unter den Byzantinern und durch

*) Keine Stadt der Welt hat so vielfache und berühmte Belagerungen erlitten, dreimal durch Griechen (Pausanias, Alcibiades und Philipp von Macedonien), dreimal durch römische Kaiser (Severus, Maximinus und Constantinus M.),

letzteres auch unter den Osmanen beschädigt, wurden die Mauern zuletzt erneuert und ausgebessert unter Ahmed III. (1721 u. folg.), sind aber jetzt wieder hier und da durch die Erderschütterungen baufällig geworden. Von der Landseite sind die Ringmauern dreifach, und auf den beiden hinteren stehen Thürme, welche fast über und über mit Epheu umzogen sind und mit den aus den Mauergraben (wo man meistens Gärten angelegt hat) hervorgewachsenen Bäumen malerische Gruppen bilden. Von einer Ausdauer derselben gegen die neuere Belagerungskunst, so wie von regelmäßiger Fortification ist gar nicht die Rede, so wie die Stadt und der Hafen von allen Seiten durch dominirende Höhen feindlichen Geschützen völlig preisgegeben sind: doch wenn es bei jetziger Lage der Dinge dahin kommen sollte, daß der Feind bis an die Mauern von Constantinopel dringen sollte, würde man es vorziehen, mittels Blokade und Sperrung der Dardanellen die volkreiche Capitale durch Hungersnoth zu bezwingen.

Die eigentliche Stadt bildet ein Dreieck oder vielmehr ein Dreihorn, auf zwei Seiten vom Meere umflossen. Die Landseite beträgt eine Stunde gemessenen Schrittes, eben so viel die Hafenseite, und um eine halbe Stunde mehr die Seite gegen die Propontis, so daß man nicht viel über drei Stunden braucht, um zu Wasser und zu Lande das Ganze zu umkreisen.

Nimmt man aber Constantinopel im weitesten Umfange an, so muß man nicht bloß die Stadt und den Hafen und die daran auf beiden Seiten liegenden Vorstädte, sondern auch Skutari und Kadikoi (das alte Chalcedon) in Asien und alle Ortschaften auf beiden Ufern des Bosporus bis an die nördliche Mündung dazu rechnen, wodurch sich das Weichbild um neun Stunden verlängert.

23. Griechenlands*) Lage und natürliche Beschaffenheit im Verhältniß zu seiner Geschichte.

(Nach J. W. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Je mehr ein Volk durch die Gunst der Natur und die Gabe des Geschicks dazu bestimmt zu sein scheint, der freien Regung seines We-

einmal durch die Lateiner oder die Kreuz-Armee (unter Dandolo), einmal durch die Perser, deßgleichen durch die Avaren, durch die Slawen und durch die Byzantiner selbst (unter Michael dem Paläologen), zweimal durch die Bulgaren, zweimal durch Rebellen, siebenmal durch die Araber und zweimal durch die Osmanen, zusammen vierundzwanzig Mal, doch wurde sie nur siebenmal (durch Pausanias, Alcibiades, Severus, Constantin, Dandolo, Michael den Paläologen und Mahomed II.) erobert. Die größte Verheerung erlitt sie bei den Eroberungen durch Severus und durch die Lateiner.

*) Griechenland ist hier nach den natürlicheren Grenzen, die es im Alterthum hatte, also mit Einschluß von Epirus und des unbestritten hellenischen Thessaliens, genommen. Dem neuen Königreiche Griechenland hat man

sens in vielseitiger Thätigkeit eine kräftige Entwicklung zu geben, desto bestimmter ist die richtige Auffassung seiner Geschichte von der genauen Würdigung der Verhältnisse bedingt, welche fördernd und hindernd auf jene Entwicklung einwirkten. Als entscheidend hiefür tritt des Landes Art und Lage hervor, das dem Volke als Schauplatz seiner Wirksamkeit dienen soll. Stellen wir diese in gegenseitige Beziehung zu seiner inneren und äußeren Geschichte, so ist uns der Schlüssel zum Verständnisse der geistigen und politischen Bildung des Volkes, nach ihrem periodischen Steigen und Fallen, gegeben. Nach diesen läßt sich dann die Bedeutung des einzelnen Volkes für das Ganze der Weltgeschichte würdigen, und leicht das Verhältniß angeben, in welchem es für die Gegenwart und selbst für die Zukunft zu den Völkern und Staaten stehen mag, welche durch natürliche oder politische Verhältnisse mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung stehen.

Unter den Ursachen von Griechenlands Größe in seiner schönsten Zeit findet man gewöhnlich seine Lage und natürliche Beschaffenheit als die vorzüglichste genannt. Alles, was im griechischen Leben der Nachwelt als musterhaft erschien, Kraft in That und Tugend, jene Höhe und Vielseitigkeit geistiger Bildung, die nie wieder erreichte Schönheit und Mannichfaltigkeit in den Werken der Kunst, des öffentlichen Lebens freie Anmuth und würdiger Ernst, gelten uns zuletzt als nothwendige Erzeugnisse des Einflusses, welchen günstige, natürliche Verhältnisse auf die Entwicklung des menschlichen Geistes und die Richtung menschlicher Thatkraft äußern. Gewährte auf der einen Seite des Landes Lage, durch die leichte Verbindung mit den Ländern, welche schon in der frühesten Zeit einen hohen Grad der Cultur erreicht hatten, namentlich Kleinasien und Aegypten, dem griechischen Volke die Mittel, welche dem schnell und lebendig auffassenden Geiste eine nach allen Richtungen hin fast bis zur Vollendung gesteigerte Ausbildung möglich machten, so war es auf der andern der wohlthätige Einfluß des schönsten, gemäßigten Klima's, welcher dem griechischen Leben seine herrliche Eigenthümlichkeit und die stets neubelebende Kraft bei der Auffassung und Ausbildung fremder Elemente gab.

Auf gleiche Weise hatte die den Griechen so charakteristische Vielseitigkeit der Ideen und deren geeignete Anwendung auf die Verhältnisse des Lebens ihren Grund in der eigenthümlichen Gestaltung des Landes an sich, welche jene Einförmigkeit in Leben und Sitte nicht gestattete, die den asiatischen Staaten im Allgemeinen den Charakter großer, durch einmal bestehenden Mechanismus schwach belebter Massen gibt. Verschiedenheit des Bodens, vielfältiger Wechsel von rauhem Gebirgsland und fruchtbaren Ebenen, die Nähe des offenen Meeres bei wenig gewährenden Küstenstrichen, die strenge Abgeschlossenheit des Binnenlandes gaben nach der Verschiedenheit des Bedürfnisses der mensch-

Grenzen angewiesen, die weder strategisch noch politisch zu rechtfertigen sind, vgl. Brandis, Chr. Aug., Mittheilungen über Griechenland. I. S. 1 f.

lichen Thätigkeit verschiedene Richtungen; an diese knüpften sich die Ansichten über die höheren Interessen des gesellschaftlichen Lebens, Werth des Menschen, Religion und Staat an; und da bei gegenseitiger Mittheilung, durch Wechselwirkung auf einander, Ansicht und Thätigkeit immer mehr gesteigert wurden, so war es natürlich, daß das kleine Griechenland in kurzer Zeit die verschiedenen Zweige der gesammten Lebensthätigkeit zu einer Höhe ausbildete, welche, an sich wahr und tief begründet, das griechische Alterthum der einseitigen Auffassung späterer Zeiten fast zum unerreichbaren Ideal machte. Dennoch wird sich leicht erweisen lassen, daß Griechenlands Lage und natürliche Beschaffenheit, bei veränderten äußeren Verhältnissen, für seine späteren traurigen Schicksale von entscheidendem Einflusse waren.

Im Allgemeinen kommen für unseren Zweck bei einer geographischen Würdigung Griechenlands zwei Fragen in Betracht: In welchem Verhältnisse steht es durch seine Lage zu den übrigen Theilen der Erde? — und dann: In wie fern ist durch seine natürliche Beschaffenheit sein innerer politischer Zustand und die von diesem abhängige Bildung bedingt?

Für die Lösung der ersten der oben aufgestellten Fragen ist es nöthig, die natürliche Begrenzung des griechischen Festlandes genau zu erwägen. Scharf bestimmte, natürliche Grenzen haben Griechenland den Charakter der Länder gegeben, welche, als in sich abgeschlossenes Ganze, zur Entwicklung eines eigenthümlichen Lebens am geeignetsten sind.

Griechenland, von drei Seiten durch das inselreiche Meer umgeben, zeichnet sich durch eine in mehreren Beziehungen höchst günstige Formation seiner Küsten vor den übrigen es umgebenden Küstenländern aus. Eine Menge sich weit in das Land hinein erstreckende Buchten befördern eines Theiles die das Ganze belebende Verbindung zwischen dem inneren und äußeren Verkehre, andern Theiles bieten die scharf hervorragenden Gebirgspässe eben so viel natürliche Vertheidigungspunkte gegen feindlichen Angriff dar. Am bestimmtesten ist hiedurch die Ostküste des eigentlichen Griechenlands und die mit ihr in Verbindung stehende Südküste von Thrakien und Macedonien charakterisirt. Beide erhielten durch die heftigen Strömungen des ägäischen Meeres, denen der Abfluß des Wassers vom schwarzen Meere eine wenig abweichende Richtung von Nordosten nach Südwesten gibt, ihre auffallende Bildung.

Der strymonische, singitische, toronäische und thermäische Meerbusen wurden durch den Widerstand gebildet, welchen die Gebirge der chalkidischen Halbinsel dem Andrange der Meereswogen in dieser Gegend leisteten. Südlicher erhielt der große pelasgische Meerbusen, der die heutigen Golfe von Volo und Zeituni umfaßt, seine Gestalt durch den die magnetische Halbinsel durchlaufenden Gebirgszug, welcher in dem Vorgebirge Acantium endigt, und erstreckt sich mit mehreren größeren Einschnitten bis zu dem ehemaligen knemidischen Vorgebirge. Kleinere Buchten bildet die von hier mit Euböa fast parallel fortlaufende Küste bis zum Vorgebirge Sunium, welches dann mit dem gegenüber lie-

genden Vorgebirge Skylläum in Argolis (Cap Skylli) den weiten saronischen Meerbusen, jetzt Golf von Egina, mit seinen kleineren Buchten und Inseln umfaßt. Hieran schließt sich der von der Westküste des gebirgsreichen Argolis und der Ostküste Lakoniens eingeschlossene argolische Meerbusen, jetzt Golf von Nauplia. Zwei große Meerbusen, der lakonische und messenische, die jetzigen Golfe von Kalokythia und Koron, bilden die äußerste Südgrenze und geben dem Peloponnese an diesem Punkte die Gestalt, welche die Alten veranlaßte, diesen Theil Griechenlands mit einem Palmblatte zu vergleichen.

Weniger busenreich, als die Ostküste, ist die von dem ionischen und adriatischen Meere gebildete Westküste. Am bestimmtesten tritt hier der große korinthische Meerbusen, jetzt Golf von Lepanto, hervor, welcher den Peloponnes von dem übrigen Griechenland trennt und dadurch nicht weniger zu verschiedener Bildung des öffentlichen Lebens in den verschiedenen Theilen Griechenlands, als zur Beförderung des inneren gegenseitigen Verkehrs beigetragen haben mag. Nächst diesem ist der nördliche ambrakische Meerbusen, Golf von Arta, von einiger Bedeutung, während die, dem ehemaligen kyparissischen und kyllenischen Meerbusen entsprechenden Golfe von Arkadia und Clarenza, so wie einige kleinere Buchten nur als sanftere Wölbungen der Küsten betrachtet werden können. Finden wir also Griechenland auf drei Seiten von Gewässern natürlich begrenzt, so gibt ihm eine nicht weniger bestimmte Begrenzung von der Landseite her im Norden natürlichen Schutz für die eigenthümliche Entwicklung seines inneren Lebens, mag man nun Thessaliens nördliches Hochland als die Grenze des eigentlichen Griechenlands betrachten, oder dieses, nach späteren Annahmen, bis zu den Nordgebirgen Makedoniens ausdehnen.

Seine nördliche Begrenzung ist wohl vorzüglich Ursache, daß Griechenland nie mit den Ländern Europa's, welche ihm am nächsten liegen, in bestimmtere Beziehung gekommen und daß ihm überhaupt europäische Art und Weise bis auf die neueren Zeiten fremd geblieben ist. Fühlten die Griechen in der Zeit ihrer Blüthe kein Bedürfniß, ihren Gesichtskreis über ihr nördliches Hochland, die bestimmteste Grenzscheide nationeller Eigenthümlichkeit, zu erweitern, so waren die späteren Berührungen mit europäischem Leben von dieser Seite fast nur passiv und feindlicher Art, und steigerten, durch ihren störenden und vernichtenden Einfluß, bei den dem Leben des Orients verwandteren Griechen die Abneigung gegen europäische Bildung; selbst unter dem Drucke der osmanischen Gewaltherrschaft blieb die Empfänglichkeit für orientalische Sitte und Art bei dem griechischen Volke überwiegend.

Weit natürlicher, als zu seinen nördlichen Grenzländern, sind die Beziehungen des griechischen Festlandes zu dem westlichen Europa begründet. Griechisches Leben ward in frühester Zeit nicht nur auf die Inseln des mittelländischen Meeres, sondern auch in die Küstenländer des Westens verpflanzt; allein da die Colonieen auf dieser Seite von den Interessen und der Art des Mutterlandes zu sehr getrennt blieben,

so gewannen sie entweder, unter dem Einflusse fremder Eigenthümlichkeit, eine ganz verschiedene Entwicklung, oder fanden nach kurzer Blüthe einen zeitigen Untergang. Später trat der Westen durch die Römer dem griechischen Leben feindlich entgegen, und so sehr man sich auch bemühte, den griechischen Geist mit römischer Tapferkeit zu vereinigen, so waren doch die Elemente des inneren Lebens beider Völker zu fremdartig, als daß eine glückliche Ausgleichung auf die Dauer zu erwarten gewesen wäre.

Aehnliche Verhältnisse verhinderten, bei gleicher Leichtigkeit natürlicher Verbindung, die bestimmtere Beziehung Griechenlands zu den *südlichen* Küstenländern des mittelländischen Meeres. Was Griechenland in frühester Zeit aus *Aegypten* erhalten haben mag, bekam eine ägyptischer Art und Weise ganz fremde, eigenthümliche Ausbildung; und als dann das griechische Volk bei gesteigerter Vervollkommnung des inneren Lebens seinen Gesichtskreis nach außen erweiterte, war Aegypten zu sehr in sich selbst abgeschlossen, als daß sein finsterer Geist für die frische Regsamkeit des griechischen Lebens freie Empfänglichkeit gehabt hätte.

Ganz anders gestalteten sich dagegen Griechenlands Verhältnisse zum *Osten*. Nicht nur die natürlichste Verbindung mit der asiatischen Westküste, sondern auch Ursprung, Verwandtschaft des Geistes und der Sitte, große Erinnerungen aus einer thatenreichen Vorzeit, alles, was eine gegenseitige Beziehung zwischen Ländern und Völkern fest begründet, wies die Griechen fast zu jeder Zeit auf den Orient hin und machte den Gang ihrer Bildung und ihrer Geschichte in vieler Beziehung von diesem abhängig.

Je mehr Griechenland durch seine natürliche Begrenzung zur Einheit in Bildung und Lebensweise seiner Bewohner bestimmt zu sein scheint, desto auffallender ist die Erscheinung, daß sein natürlicher Zustand im Innern der Einheit geistiger und formeller Entwicklung unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Nur wenn wir beides, die natürliche Begrenzung Griechenlands und seine innere Beschaffenheit, in gegenseitige Beziehung zu einander bringen, wird es sich erklären lassen, warum die erstere nicht immer ihrer natürlichen Bestimmung als Schutzwehr freier Eigenthümlichkeit im Leben des Staates und der Familie entsprochen hat. Verschiedenheit der Interessen, natürliche Folge verschiedener örtlicher Verhältnisse und die dadurch herbeigeführte gegenseitige Abneigung der einzelnen Landschaften gegeneinander machte die thätliche Einheit nach außen fast zu allen Zeiten unmöglich. Zwei Dinge wirkten in dieser Beziehung entscheidend: die *Bildung der Oberfläche* des griechischen Festlandes, und die von dieser zum großen Theile abhängigen *klimatischen Verhältnisse*.

Griechenland, in weiterer Bedeutung, ist durch die Natur in drei Theile getheilt, von denen jeder geeignet scheint, unabhängig von den andern, ein eigenthümliches Leben in sich entwickeln zu können. Die Bergkette des Oeta und Pindus trennt Thessalien und die nördlicheren

Theile von dem eigentlichen oder Mittel-Griechenland, während der südliche Theil, die peloponnesische Halbinsel, von dem übrigen Festlande durch den korinthischen Meerbusen getrennt, ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet. Die größeren und kleineren Inseln, so sehr sie auch durch ihre Lage in näherer Beziehung zu einem der drei Haupttheile des Festlandes stehen, können bei der natürlichen Getrenntheit des Ganzen, welche mehr individuelle Entwicklung begünstigt, als das Bedürfniß gegenseitiger Annäherung erregt, ebenfalls nur als für sich bestehende Theile betrachtet werden. Da Griechenland größten Theils Gebirgsland ist, so bilden sich von selbst eine Menge kleiner Landschaften, welche, natürlich begrenzt, zur Bildung selbständiger Gemeinwesen am geeignetsten scheinen. Größere Ebenen fehlen gänzlich, und die meisten der vorhandenen sind von Hügelreihen durchflossen, welche mit den Höhenzügen der benachbarten Gebirge in Verbindung stehen.

Der schnelle Wechsel dieser an sich unbedeutenden Thalebenen mit den zum Theil beträchtlichen Hochgebirgen begründet zugleich den so auffallenden Contrast klimatischer Verhältnisse in Griechenland, der sich in keinem Lande ähnlichen Umfanges wiederfindet. Denn wenn auch die Bemerkung des Herodot, daß, indem die äußersten Theile der Erde die schönsten Gaben der Natur erhalten, Hellas bei Weitem das schönste Klima zu Theil geworden sei, in so fern wahr und begründet ist, als die im Allgemeinen über Griechenland herrschende Wärme, welche durch frische Bergluft und den Einfluß der nahen Meere gereinigt und gemäßigt wird, Geist und Körper freundlich anspricht und ihre freie Entwicklung zu naturgemäßer Vollendung fördert, so sprechen doch sowohl die Andeutungen alter Schriftsteller, als auch die Bemerkungen neuerer Reisenden dafür, daß sich die höheren Gebirgsgegenden durch unfreundliche Kälte, und die tieferen, eingeschlossenen Thäler durch ungesunde, schnellem Wechsel unterworfene Luft auszeichnen. Am auffallendsten ist dieser Contrast klimatischer Verhältnisse auf der Halbinsel des Peloponnes, welche durch die schroffsten Gegensätze von Höhenzügen und Thalebenen in der Bildung ihrer Oberfläche charakterisirt ist. Die Schneegebirge des Taygetos machen das Klima von Lakonien selbst kälter und rauher, als im nördlichen Hellas. Nach den Versicherungen neuerer Reisenden sieht man in Morea in einem Monate drei Jahreszeiten vereint, indem in Lakonien Frühling, in Messenien Sommer, und in Arkadien Winter in dem einen Monat März zusammenfallen.

Daß sich bei so großer Verschiedenheit klimatischer Verhältnisse, selbst in einem Lande von geringem Umfange, charakteristische Verschiedenheiten der Bewohner erzeugen, ist eine nothwendige Folge natürlicher Ursachen. Denn hat man auch bisweilen den Einfluß des Klima's auf die Aeußerungen der menschlichen Geisteskräfte, die auf gewissen Punkten der Entwicklung den Einwirkungen äußerer Verhältnisse ganz entzogen sein dürften, zu hoch angeschlagen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Klima und Oertlichkeiten für die formelle Bildung des Volkslebens

von hoher Wichtigkeit sind, daß diese formelle Bildung in beständiger Wechselwirkung zu dem Geiste, der sie belebt, stehen muß, und auf diese Weise kimatische und örtliche Verhältnisse als wesentliche Bedingungen der Verschiedenheit in den Volks-Charakteren betrachtet werden können. So bestimmt, um nur auf das Nächstliegende hinzudeuten, das Klima die Kleidung des Volkes, die Kleidung bedingt die Art der Bedürfnisse, die Bedürfnisse die Beschäftigungen des Lebens, und diese geben eben dem Geiste des Volkes seine individuelle Richtung. Gleiches gilt bei den zur Erhaltung nöthigen Mitteln, welche, als Erzeugnisse des verschiedenen Bodens und klimatischen Einflusses, verschiedene Pflege und verschiedenen Genuß bedingen.

Daß in Griechenland eine durch dergleichen Verhältnisse bestimmte Verschiedenheit der Bewohner in den einzelnen Landschaften zu einer Zeit Statt gefunden, wo der naturgemäßen Ausbildung individueller Eigenthümlichkeiten keine äußeren Hindernisse im Wege standen, ist durch die Denkmale griechischen Alterthums jeder Art genugsam erwiesen. Daß sie sich in ihren Grundzügen unter dem Einflusse wechselnder Schicksale bis auf unsere Zeiten erhalten hat und jetzt, bei der neuerworbenen Selbständigkeit des griechischen Volkes, selbst mit dem Grade der zur eigenthümlichen Entwicklung gestatteten Freiheit in gleichem Verhältnisse wieder steigen dürfte, liegt in der Natur der Sache selbst. Auch geben schon die Alten, außer dem allgemeinen Unterschiede dorischer und ionischer Eigenthümlichkeit, gewisse charakteristische Merkmale der einzelnen Völkerstämme Griechenlands an. Die Aetoler, eingeschlossen in wilden Bergwäldern, gelten ihnen als wild und räuberisch; die Böotier, durch ihre Gestalten vor den Uebrigen ausgezeichnet, für groß am Körper, aber klein am Geiste; die Thessaler als sarkastisch und schmähsüchtig; die Arkader als einseitig, unbeholfen und beschränkt, indem sie zu nichts fähig wären, als ihre Herden zu hüten und auf der arkadischen Syrinx zu blasen, worin sie jedoch erst in späteren Jahren einige Fertigkeit erlangten, und selbst unter den Attikern wird bloß den Athenienſern das Lob einer vielseitigen Bildung gegeben.

Wenn wir daher Griechenlands natürliche Bestimmung, bedingt von seiner Lage und physischen Beschaffenheit, an sich betrachten, so war wohl kein Land so sehr geeignet, die reichste Mannichfaltigkeit des gesellschaftlichen und politischen Lebens neben den schönsten Blüthen des menschlichen Geistes hervorzurufen, zu nähren und zu pflegen; es hat diese Bestimmung erreicht in der Zeit seiner Größe, und diese Größe ward eben dadurch vernichtet, daß seine spätere Geschichte nicht jener natürlichen Bestimmung entsprach.

Es ist wahr, Griechenland war nicht geschickt, der Gewalt materieller Kraft eine gleiche Kraft in erzwungener Einheit entgegen zu stellen; was es erreicht hat, beruhte aber auch nicht auf dieser, und ward nicht durch diese erreicht. Vielmehr ging es aus von jenem einzig durch sich selbständigen Geiste, der das griechische Alterthum belebte, jede materielle Kraft für die höheren Zwecke geistiger Schönheit

fruchtbar zu machen wußte, und, gleichsam unsterblich, selbst über den Trümmern ehemaliger Größe fortlebte. Dieser Geist war es eben, welcher die schönsten Blüthen des griechischen Lebens, die Kunst und Wissenschaft, noch lange nach dem Untergange der politischen Kraft und Selbständigkeit der griechischen Staaten in gleicher Vollkommenheit und neubelebter Entwicklung erhielt. Dieser Geist, keiner materiellen Gewalt unterthan, ward selbst von den Besiegern Griechenlands mit Eifer erfaßt, auf eine eigenthümliche Weise gepflegt und auf die späte Nachwelt übertragen, wo er sich, obgleich oft verkannt und auf ihm ganz fremdartige Verhältnisse angewendet, unter den Stürmen der Jahrhunderte bis zu einer Zeit erhielt, deren freier Aufschwung im Stande ist, ihn in seiner ursprünglichen Reinheit zu erfassen, in passender Anwendung das, was er erschuf, Kunst und Wissenschaft, durch ihn neu zu beleben, und ihn in der jugendlichen Frische seiner Wiedergeburt hinüberzutragen auf das Land seines Ursprungs und seiner ersten, schönsten Entfaltung.

Hierin liegt Griechenlands höhere Bedeutung für die Weltgeschichte. Gewaltherrschaft zu üben über die Länder der Erde, und durch diese groß zu sein in der Geschichte der Menschheit, war nie Griechenlands Bestimmung, und sie konnte es nicht sein; aber geistig sollte es herrschen, und diese Herrschaft, nicht vergänglich wie jene, sondern gleichsam frei von den Banden der Zeit und des Raumes, hat es behauptet durch alle Jahrhunderte.

24. Griechenland sonst und jetzt.

(Nach Fr. K. H. Kruse, Hellas.)

Eben so schön als wahr singt unser durch die Griechen und Römer mehr als irgend ein anderer Dichter der neueren Zeit ausgebildeter Schiller von der Blüthezeit der Hellenen:

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern, das ist nicht zu streiten;
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen:
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt;

denn jetzt ist alles Hohe und Herrliche der Vorzeit in Griechenland verschwunden, und nur in seinen Trümmern noch wieder zu erkennen. Allein

Was geistig ist, sinkt nie zum Staube nieder;

und so ist der Saame, den in Griechenland die Tyrannei unterdrückt hat, in allen anderen Ländern des cultivirten Europa herrlich emporgekeimt und trägt noch jetzt die schönsten Früchte. Nachdem der Genius der Kunst und Wissenschaft von den verödeten, zerfallenen und zerstörten Tempeln, die einst Griechenland verschönerten, sich hinweg

gewandt hatte, um in Italien sich neue Reiche zu gründen, kam mit der Hierarchie der Römer auch zu uns das Licht der Wissenschaft und der das Leben erheiternden Kunst. Von Rom aus erhielten wir, wie aus der zweiten Hand, den Saamen einer höheren geistigen Ausbildung. Daher kann man wohl mit Recht sagen, daß wir, der Barbarei entwachsen, von Griechenland aus die schönere Weihe des Lebens empfingen, und nicht halb so hoch auf den Stufen der geistigen Vervollkommnung stehen würden, wenn es nicht ein Griechenland gegeben hätte, in welchem sich die Blume des Geistes so schön hätte entfalten können. Deßhalb schon kann uns Griechenland nimmer gleichgültig sein, und jedem, der den Werth geistiger Cultur zu schätzen weiß, muß es angenehm sein, dieses merkwürdige Land näher kennen zu lernen. Es ist wahr, daß es nicht die Scholle ist, welche wir in Griechenland dankbar verehren sollen; allein wir müssen bedenken, daß doch auch die Lage und die Eigenthümlichkeiten des Landes selbst nothwendig erforderlich waren, um das Volk zu der Höhe empor zu heben, auf welcher es in seinen schönsten Zeiten stand.

Die Verschiedenheit der Sitten und Staatseinrichtungen in den alten Staaten Griechenlands erklärt sich durch den Anblick des Bodens als nothwendig. So konnte Athen nur als Handelsstaat, Sparta nur mit großer Selbstverläugnung als Krieger-Staat bestehen, und beide mußten schon, vermöge ihrer Lage, die herrschenden Staaten werden, wenn auch einige andere auf kurze Zeit sich des Ruders bemächtigten.

Griechenland, umringt von Meeren, welche durch tiefe Einschnitte gleich ungeheuern Strömen sich ins Innere des Landes hinein drängen, wurde von der Natur zum Seehandel bestimmt. Geschützt durch die das Land von allen Seiten umwogenden Meere und durch die dasselbe durchschneidenden und begrenzenden Gebirge, in seinem Innern reich an Producten aller Art, die in dem herrlichen Klima bei geringer Arbeit unglaublich wuchern, mußte es seinen Einwohnern eine ungleich größere Vaterlandsliebe einflößen, als die Sandwüsten Afrika's, die Salzsteppen Asiens und die eisigen Gefilde des Nordens dieses vermögen. Denn mit der Fülle des Besitzes wächst die Liebe zum Vaterlande, und ein Leonidas, der den Eingang zu den Einöden Libyens vertheidigt, ist eben so wenig denkbar, als solche Charaktere in den freien Bergen Griechenlands natürlich sich ausbilden.

Leider ist aller Glanz der Vorwelt von dem Lande gewichen. Nur in traurigen Ruinen zeigt sich noch die ehemalige Größe der Hellenen; aber selbst hieran sieht man, daß Hellas ein Land war, in dem die schöpferische Phantasie der Künstler nur von der schöpferischen Kraft einer noch herrlichern Natur übertroffen wurde. Die Tempel der Götter stehen zerstört da, umrankt von wildem Gestrüppe, oder zu unförmlichen christlichen Kirchen und Moscheen umgeschaffen. In die Kalkgruben wanderten die Werke eines Phidias, Alcamenes, Myron und Praxiteles, welche die frühere Raubsucht verschonte; zu Leichensteinen, deren einzige Verzierungen geschmacklose Turbane sind, werden die

schönsten Säulen und Statuen verbraucht, die Schiffer nehmen als Ballast die Reste der Kunst mit sich hinweg, die Reisenden zerschlagen sie, um Andenken mit sich in ihre Heimat zu nehmen, und die Arnauten und Türken machen sie zur Zielscheibe ihrer Büchsen, wenn ihnen nicht ein unglücklicher griechischer Bauer als ein edleres Ziel ihrer Mordlust erscheint. Was der Friede übrig läßt, zerstört der Krieg. Dieser vernichtete die schönsten Gebäude Griechenlands, wie das Parthenon und die Propyläen in Athen, indem diese, als Pulvermagazine gebraucht, halb in die Luft gesprengt, oder zu vertheidigenden Bastionen umgeschaffen wurden. So reicht ein Tag dem andern die Hand, um die Verwüstung Griechenlands zu vollenden, und schon ist von den vielen Resten, welche Wheler und Stuart auf Delos, dem heiligen Sitz des Apollo, größtentheils noch recht gut erhalten sahen, auch kein einziger Stein mehr vorhanden.

---

25. Himmel und Luft in Griechenland.

(Nach W. Wachsmuth, hellenische Alterthumskunde.)

Gleichwie wenige hellenische Landschaften ganz vom Meere abgeschnitten waren, so entbehrten auch nur wenige des unvergleichlich glänzenden Himmels, dessen Farbe mit der eben so dunkeln Bläue des Archipelagus im anlockendsten Wechselscheine steht, und bei den Hellenen bewährt hat, daß es von hoher Bedeutung sei und in des Herzens Tiefe dringe, wenn dem aufschauenden Blicke des Volkes der Himmel entgegenlacht. Eben so genießt die größere Zahl der Landschaften des stärkenden und befruchtenden Nordwestes, der, wohl gemischt aus reiner Bergluft und nährendem Seehauch, die Hitze der Hundstage kühlt und Herz und Sinne frisch erhält; aus den Bergkesseln aber, wohin er nicht dringen konnte, war auf den Höhen Kühlung zu finden, so daß Herodotos mit Recht die herrliche Mischung der Jahreszeiten in Hellas rühmte. Vorzugsweise vom Himmel begünstigt ist Attika; hier ist er am reinsten und trägt daher von hier den Blick am weitesten über das Meer. Dagegen drückt feuchte nebelige Luft besonders auf die Thäler von Böotien und Arkadien und auf Eretria. Ueberhaupt aber ist Hellas' Himmel und Luft weit entfernt von stehender Gleichmäßigkeit; gleichwie auf dem benachbarten häufig sturmbewegten Meere, ist hier das Bewegliche, nie schlaff und behaglich Ruhende vorherrschend; strenge Winter mit tiefem Schnee folgen auf glühende Sommerhitze, Orkane auf heiteres Fächeln des Nordwestes. Nur wenige Orte waren daher wegen dauernder bösartiger Einflüsse der Natur verrufen; wo jetzt sich tödtliche Dünste erzeugen, wie um Korinth, waren einst lachende Sitze der Lust, und erst durch jahrhundertlangen giftigen Aushauch eines entartenden Geschlechts, das auf jenem Boden lastet, konnte die Luft mit Unheilsstoff so geschwängert werden, daß böse Fieber über ganz Griechenland herrschen, die Pest

leicht Eingang findet und manche Landschaft, z. B. Böotien, von dem Reisenden nicht ohne Grauen betreten werden kann.

---

26. Der physische, geistige und sittliche Charakter der alten Hellenen.

(Nach K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer.)

So wenig die Beschaffenheit des Bodens das griechische Volk in der Art begünstigte, daß sie dasselbe zur Fristung seiner Existenz der Arbeit und Anstrengung überhoben hätte, so stellte dagegen der Himmelsstrich und die sonstige Lage des Landes durch ihre großen und einzigen Vorzüge ein Gleichgewicht her, in welchem das Alterthum selbst schon eine der wesentlichsten Ursachen der Auszeichnung erblickte, die seine Bewohner vor allen ihren Nachbarn in Anspruch nahmen. Eine reine und doch milde Luft bewahrte es eben so sehr vor der Erschlaffung der südlichen wie vor der Rauhheit der nördlichen Barbaren; ein klarer und durchsichtiger Himmel zog das Gemüth aufwärts zu heiterer und freier Stimmung; und während das glückliche Klima des Binnenlandes jede Production beförderte, die der Beschaffenheit des Bodens irgend entsprach, lud das Meer, welches einen unverhältnißmäßig großen Theil seines Gebietes bespült, die Küstenbewohner zu fernen Unternehmungen ein und gewährte den Erzeugnissen der Natur wie des Kunstfleißes sicheren und bequemen Absatz.

Wenn schon die Gebilde der griechischen Kunst auch bei dem Volke, aus dessen Mitte solche Ideale hervorgingen, im Ganzen auf einen ungemeinen Grad körperlicher Schönheit und Gesundheit schließen lassen, so bestätigt sich diese Voraussetzung eben so sehr durch die Uebereinstimmung jener Kunstwerke mit bestimmten Angaben des Alterthums selbst, als durch neuere Beobachtungen, welche eine solche Schönheit unter jenem Himmelsstriche keineswegs als bloße Ausgeburt künstlerischer Phantasie zu betrachten erlauben. Selbst der von manchen älteren Gelehrten bezweifelte Gesichtswinkel, der das sogenannte griechische Profil bildet, läßt sich noch in der Natur nachweisen; und so bekannt es ist, daß die spätere Kunst zum Zwecke eines Scheineffects die Proportionen der Menschengestalt modificirt hatte, so werden wir doch die Höhe des Wuchses, die schon der Sprachgebrauch als Begleiterin wahrer Schönheit ansah, auch dem wirklichen Menschenschlage eben so gewiß beilegen dürfen, als die Verhältnißmäßigkeit der Gliedmaßen, die den eigentlichen Begriff dieser Schönheit ausmachte. Als sonstige Eigenschaften der reinen hellenischen Race werden uns im Alterthume selbst die weiße Hautfarbe, das tiefblonde, sanftgelockte Haar, das feste Fleisch, die geraden Schenkel, die wohlgebildeten Extremitäten, der runde

Kopf von mäßiger Größe, der gedrungene Hals, die feinen Lippen, die gerade Nase, vor Allem endlich das schöne Auge mit dem leuchtenden und seelenvollen Blicke genannt; und auch die natürliche Verschiedenheit der Individuen in einzelnen dieser Stücke, Auge, Haar u. s. w., thut dieser allgemeinen Charakteristik keinen Abbruch; sogar die Achtung, deren die durch Körperübungen und Aufenthalt im Freien erworbene Bräune im Gegensatze kränklicher Stubenfarbe genoß, hinderte nicht, daß natürliche Weiße der Haut als eine Göttergabe gepriesen ward, und wie die vergoldeten Haare auf manchen Vasenbildern schon von selbst darauf führen daß die entsprechende Farbe auch in der Natur geschätzt worden sei, so werden wir auch nach griechischen Begriffen dem Auge, welches das Wort γλαυκὸς bezeichnet, den Vorzug geben müssen. Im Einzelnen mochten darüber freilich die Ansichten eben so verschieden sein, wie über das Vaterland der schönsten Frauen, das bald nach dieser, bald nach jener Gegend verlegt wird; eine Hauptsache dagegen bleibt die Gesundheit, die wir in Folge der herrschenden Lebensweise als ein vorzügliches Erbtheil des griechischen Volkes ansehen dürfen.

Noch ungleich mehr offenbarte sich jedoch der günstige Einfluß, welchen das griechische Volk den Vorzügen seiner Lage und seines Himmelsstrichs verdankte, in den sittlichen und intellectuellen Grundzügen seines Lebens, dessen ewiger Ruhm insbesondere gerade auf der oben angedeuteten Mittelstellung zwischen Rauhheit und Erschlaffung, Entbehrung und Ueppigkeit, Unbändigkeit und Hingebung beruhete und das bei solcher Gewißheit des Erfolgs auch durch die dort gleichfalls erwähnten Schwierigkeiten nur an Spannkraft und Selbstgefühl gewinnen konnte. Wie vieles davon freilich den Umständen allein, wie vieles ursprünglicher Anlage in Rechnung zu bringen ist, bleibt wie bei jeder menschlichen Größe schwer zu ermessen; jedenfalls aber entsprach auch die innere Begabung des Griechen seiner äußern mit derselben Harmonie, die den Grundton seines ganzen Wesens ausmachte: was sein eigener Sprachgebrauch als die wesentlichen Bestandtheile einer guten Natur aufstellte, schnelle Fassungsgabe, Lernbegierde und Gedächtniß, charakterisirt das geistige Erbtheil des Volkes selbst; und dazu gesellte sich in ethischer Hinsicht eine Maßhaltigkeit und Besonnenheit, die alle Aeußerungen seines Lebens von den Anfängen seiner Erziehung an bis zu der höchsten Entwicklung bürgerlicher Freiheit sittigend durchdrang, und wovon die Schönheit seiner Leistungen in Kunst und Poesie nur das Spiegelbild war. Das beste Zeugniß dafür geben die an das Wunderbare grenzenden Wirkungen der Musik auf das griechische Gemüth und die hohe Bedeutung, welche dieser für das ganze Volksleben zukam; aber auch in jeder sonstigen Beziehung fühlte sich der Grieche allem Schönen und Großen geistesverwandt und öffnete allen sittlichen Regungen der Freundschaft, Pietät u. s. w. aufs willigste seine Brust; so daß auch die Leichtigkeit, mit der er zu rühren war, ja, die Thränen, die er keines Mannes für unwürdig achtete, in solcher Verbindung nur als ein Beweis mehr für die zarte und bewegliche

Organisation seines Innern gelten können. Sein Maßstab war allerdings noch kein höherer, als der rein menschliche, und was er bewundern oder verehren sollte, mußte er sich erst in menschliche Formen und Analogieen einkleiden, wie dieses namentlich von der umgebenden Natur und ihren Kräften gilt; dafür hat er aber auch die Gewalt des Menschengeistes über den Stoff aufs herrlichste begründet und seine Religion gerade in ihrer anthropomorphischen Richtung zur Trägerin einer Humanität gemacht, an welcher sich der Mensch selbst zur Gottähnlichkeit emporhob. Ja, auch was zunächst nur den praktischen Bedürfnissen der augenblicklichen Existenz oder des nationalen Lebens zu dienen bestimmt war, gewann in seinen Händen eine Gestalt, die noch unter ganz veränderten Umständen reines Wohlgefallen zu erwecken geeignet bleibt; und so wenig wir die Originalität des griechischen Volkes bis zu gänzlicher Unabhängigkeit von ausländischen Einflüssen steigern dürfen, so gewiß ist es auf der andern Seite, daß dasselbe alles von außen Empfangene vervollkommnet und ihm den Stempel eines Geistes aufgeprägt hat, der auch der fortgeschrittensten Technik des barbarischen Alterthums stets fremd geblieben ist.

Nur verbanden sich freilich mit dieser reichen und seltenen Ausstattung des griechischen Volkes auch alle die Fehler, welchen eine kräftige Menschennatur im Bewußtsein ihrer angebornen Mittel so leicht erliegt; und je mehr dasselbe berufen war, alle Keime des menschlichen Innern zu einer nie gesehenen Blüthenpracht zu entfalten, desto weniger konnte es auch den mit diesen Keimen eng verwandten Schwächen entgehen, die wir darum nicht verkennen dürfen, weil sie uns mit einer Unbefangenheit entgegentreten, die ihnen von ihrem Standpunkte aus sogar einen Schein von Berechtigung verleiht. Denn das Alterthum, sagt ein geistreicher Schriftsteller, hatte keine anderen, geschweige besseren Menschen oder Sitten als die heutige Welt; es war nur ehrlicher, weil es eine größere Jugendfrische besaß und wie die noch neue Erde üppiger und kolossaler in der Productionskraft seiner Triebe; und gerade in Griechenland vermischt sich nicht selten die Begehrlichkeit eines jugendlichen Geschlechts mit der geistigen Schärfe einer hochbegabten Nation zu einem Raffinement der Selbstsucht, welches selbst das sittliche Gefühl des Volkes irre zu leiten verstand. Je höher der Grieche den Gehorsam gegen die Gesetze, die Achtung fremden Rechtes, die Pflichten der Pietät und Dankbarkeit anschlug, desto mehr glaubte er, wo keine dieser Rücksichten ihn band oder gar das Gegentheil Statt hatte, seinen Lüsten und Leidenschaften freien Lauf lassen zu dürfen: Hinterlist und Grausamkeit im Kriege begegnen uns bis in die Zeiten der höchsten Civilisation, und erlittenes Unrecht mit Gleichem zu vergelten, wie dem Freunde Gutes, so dem Feinde Böses zu thun so viel man könne, galt als eine Tugend und Mannespflicht, der erst spät die reinere Ansicht sokratischer Moral entgegentrat. Insbesondere aber war es der Eigennutz, der sich im Leben der Einzelnen um so mehr Luft machte, je mehr das öffentliche ihn beschränkte, oder richtiger ausgedrückt,

demselben mit seinem eigenen Beispiele vorausging. Besitz mache den Mann, ist ein Spruch, in welchem sich das individuelle Selbstgefühl weit früher ausprägte, als dasselbe bei edleren Geistern zur Entwicklung des Verstandes oder Verewigung des Namens führte; der Arme gilt als der schlechte, der Vermögende als der gute Bürger; und je deutlicher sich in solchen Aeußerungen die Entstellung moralischer Begriffe kund gibt, desto weniger kann es auffallen, zum Zwecke der Bereicherung Betrug und Hinterlist selbst bis zur Entheiligung des Eides getrieben zu sehen. Schon in den glänzendsten Zeiten der griechischen Geschichte sind Bestechlichkeit, Unterschlagungen, falsches Zeugniß eben so häufig wiederkehrende als von den Besseren beklagte Erscheinungen; auch im täglichen Verkehre kannte der Grieche kein Vertrauen oder verlangte doch schriftliche Sicherheit, wo dem Römer das Manneswort genügte; und nimmt man dazu die Richtung auf vollen sinnlichen Lebensgenuß, der die Gesetzgebung sogar durch positive Bestimmungen begegnen mußte, so begreift man leicht, wie zuletzt, als der Untergang ihrer politischen Existenz das sittliche Gleichgewicht der Nation vollends zerstört hatte, der griechische Name für Weichlichkeit und Schwelgerei sprichwörtlich werden und das natürliche Ueberlegenheitsgefühl des siegenden Römers in eine so gründliche Verachtung des Leichtsinnes und der Charakterlosigkeit der Besiegten ausschlagen konnte, daß selbst Gegenstände ihres gerechten Stolzes, wie die Leibesübungen ihrer Jugend und die Ueberlieferungen ihrer Vorzeit, diesen Verunglimpfungen nicht entgingen.

---

27. Die Bewohner des heutigen Königreichs Griechenland: Albanesen und Hellenen *).

(Nach Chr. Aug. Brandis, Mittheilungen über Griechenland.)

Daß mindestens zwei grundverschiedene Volksstämme das gegenwärtige Griechenland bewohnen, davon überzeugt man sich, sobald man den Piräeus und Athen durchwandert. Verschiedenheiten des Baues und der Gesichtsbildung, der Sitten und der Sprache, und einer durchaus eigenthümlichen Sprache, die keine Gemeinschaft mit der griechischen, weder der älteren noch der neueren, hat, bezeichnen die Albanesen fast beim ersten Blick als fremde Ansiedler. Aus Illyrien und Epirus im 14. und 15. Jahrhundert eingewandert, haben sie den größten Theil Attika's, Böotien, Korinth und die angrenzenden Küstenstriche des Peloponnes, auch bedeutende Striche im Inneren der Halbinsel, später die Inseln Hydra, Spetzä, ein Drittheil von Andros und einen Theil von Euböa besetzt und bis auf den heutigen Tag bewahrt; aber auch das volle griechische Bürgerrecht sich nunmehr durch die Tapferkeit und

*) Vgl. die Charakteristik der Griechen in „Morgenland und Abendland" vom Verfasser der Cartons (K. v. Hailbronner), I. S. 322 ff.

Ausdauer erworben, mit der sie, gleichwie ihre Stammgenossen von Suli, vom Chimaragebirge und von verschiedenen anderen Districten Albaniens, im Befreiungskriege gefochten. Albanesen haben den größeren Theil der glorreichen Seeschlachten entschieden; Albanesen auf eigene Kosten Hunderte von Schiffen gegen die Türken ausgerüstet; Albanesen unter Marko Botzaris, Tzavelas und Anderen die Siege bei Karpenitzi, Salona, Missolongi u. s. w. erfochten. Sie haben die Tracht der Fustanella, des Fessi und was dazu gehört, geadelt, so daß die kriegerische Mannschaft des ganzen Landes, die nichtalbanesische so gut wie die albanesische, seit dem Befreiungskriege mit Stolz diese Palikarentracht anlegt, wiewohl sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit ursprünglicher griechischer Kleidung hat. Mochten früher immerhin die Albanesen als gewaltsam Eingedrungene von dem anderen Hauptstamme der Bewohner Griechenlands gehaßt werden, jetzt betrachten sie einander als Bruderstämme eines und desselben Vaterlandes; und wie sehr auch das junge Reich an und durch Parteiungen fortwährend leidet, die beiden Hauptbestandtheile der Bevölkerung stehen nicht mehr feindselig einander gegenüber. Was sie trennt, ist glücklicher Weise über den Bereich politischer Befehdung hinausgerückt und wird nach und nach, wenigstens zum Theil, verschwinden.

Der männliche Theil der albanesischen Bevölkerung spricht gegenwärtig fast durchgängig beide Sprachen, und auch unter den Albaneserinnen findet man nur noch wenige, die des Griechischen gänzlich unkundig wären. In den Sitten und Gebräuchen scheinen die beiden Volksstämme gleichfalls mehr und mehr einander sich anzunähern. Musik und Tanz (Romaika und Albanitika) sind bei beiden bereits gegenwärtig so ähnlich, daß unterscheidende Merkmale kaum mehr sich festhalten, geschweige anschaulich bezeichnen lassen; wie denn noch weniger gelingen möchte anzugeben, was des Gemeinsamen ursprünglich Griechisch, was ursprünglich Albanesisch gewesen. Bestimmter tritt der Unterschied in der Männer- und Frauenkleidung der Landleute hervor, aber auch wiederum in bunter Mannichfaltigkeit, je nachdem sie einer der verschiedenen Inseln oder dem Festlande angehören. Auch auf dem Festlande scheint es an Verschiedenheit nicht zu fehlen. Die albanesischen Bauern und Arbeiter gelten für träg; die sorgfältige Bestellung ihrer Aecker zeugt vom Gegentheil, und oft hatte ich Gelegenheit, ihren Fleiß und ihre Ausdauer, selbst in den heißen Sommermonaten, bei den Neubauten in Athen und im Piräeus, zu bewundern. Gegründeter möchte die Beschuldigung der Indolenz und des Starrsinns sein, und gewiß ist ihnen der Grieche an Betriebsamkeit und Gewandtheit überlegen.

Hellenen und Romäer nennen sich zwar gegenwärtig auch die Albanesen; aber auf ursprünglich griechische Abstammung Anspruch zu machen, kann ihnen nicht in den Sinn kommen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Hauptstamme der gegenwärtigen Griechen; sie halten sich für die echten Nachkommen Derer, die in ununterbrochener Folge von den Zeiten der thebanischen und trojanischen Kriege bis auf Kai-

ser Justinian I. das Land inne hatten, und mit Unwillen weisen sie eine neuere Hypothese zurück, die ihr Geschlecht von anatolischen Colonisten ableitet, ihre Sprache für eine barbarische Verunstaltung des Altgriechischen hält.

Der griechische Volkscharakter.

Nicht ohne Scheu wende ich mich zu einigen Bemerkungen über die sittlichgeistigen Eigenthümlichkeiten der gegenwärtigen Griechen; nicht wie wenn ich in Abrede stellen möchte, daß sie als Bestandtheile des Nationalcharakters, wenn auch nach Verschiedenheit der Gegenden und Verhältnisse der Nation sehr verschieden bestimmt, bei den Griechen sich bereits finden, sondern weil wesentlich eigenthümliche Merkmale, wie überhaupt, so besonders bei einer aus grundverschiedenen Elementen hervorgehenden und noch im Werden begriffenen Nationalität schwer festzustellen sind, und es noch schwieriger ist zu sondern, was ursprünglich und was entweder durch Hebekraft oder durch Druck der Verhältnisse bedingt wird. Unter fast beispiellosem Druck der Verhältnisse aber haben die verschiedenartigen Bestandtheile, aus denen die gegenwärtigen Griechen bestehen, sich zur Nationalität emporarbeiten sollen. Wir wollen nicht verhehlen, daß Bestechlichkeit, Erpressung, Mangel an Wahrhaftigkeit und List moralische Uebel sind, die als Brandmale des früheren Zustandes der Entwürdigung einem Theile der Nation noch gegenwärtig anhaften. Aber fest überzeugt sind wir zugleich, daß sie keineswegs so weit verbreitet sind, wie Viele behauptet haben, und daß sie mit nichten gleich einem krebsartigen Uebel den Nationalcharakter angefressen haben.

Keuschheit und eheliche Treue wird, wie bei den Deutschen, in Ehren gehalten und den Ausbrüchen wilder Triebe, mehr als die südliche Gluth es erwarten läßt, durch Strenge der Sitte und der öffentlichen Meinung gewehrt.

Rührend spricht sich die Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern aus; auch Geschwisterliebe findet man in Griechenland, wie ein deutsches Herz sie zu fordern gewohnt ist, und oft leben große Familien ohne Streit und Hader in sehr beschränkter Häuslichkeit zusammen.

Wie oft auch die Gastfreundschaft von Türken, Franken und Griechen mißbraucht worden, noch immer findet sie sich als Regel, gegen welche einzelne Ausnahmen, oft durch die sie in Anspruch Nehmenden verschuldet, nicht in Betracht kommen; hier und da findet sie sich in alter homerischer Form. Erst nachdem man den Gast bewirthet, befragt man ihn um seinen Namen. Aermere lassen sich eine Gabe der Vergeltung gefallen; aber nie habe ich, so oft ich Gastfreundschaft anzusprechen auch veranlaßt war, Unzufriedenheit und unfreundliche Gesichter beim Abschiede gesehen; die Gabe ward immer mit Dank empfangen, auch wohl als zu reichlich zurückgegeben.

Wohl dürfen wir unter den Bürgschaften für die oben ausgesprochene Hoffnung die Freudigkeit aufführen, mit der die Griechen ihre

Feste begehen; denn ein Volk, das mit so kindlichem Sinne der Freude sich hingibt, ohne künstlicher Reizmittel der Eitelkeit, ausgesuchter Speisen und Getränke, oder anderer noch schlimmerer zu bedürfen, hat nicht nur geistige Frische — und schon damit welchen Quell aufstrebender Thätigkeit! —, sondern zugleich eine Unbefangenheit des Gemüthes sich bewahrt, die mit grundverderbter Natur nicht bestehen kann. Die meisten Feste der Griechen knüpfen sich an religiöse Feier. Der Liebeskuß, mit dem Freunde, nicht selten auch persönliche Feinde, zur Feier der Auferstehung des Herrn einander begrüßen, geht aus dem Bewußtsein höherer Gemeinschaft hervor, oder ist geeignet, es zu wecken. Dem Gottesdienste sich anschließend, nimmt er die Morgenstunden des Oster-Sonntags in Anspruch. Nachmittags, oft bis spät in die Nacht, sind die Plätze mit Gruppen von Menschen bedeckt, die in ihren besten Feierkleidern, mit wahrer Begeisterung und unermüdlich ihre ernstpathetischen Tänze aufführen oder ihnen zuschauen. Religiöse Feier mit Tanz zu beschließen, mag dem Nordländer anstößig erscheinen; doch die griechischen Tänze, frei von sinnlich leidenschaftlicher Aufregung, stören selbst ihn in der Andacht des Tages nur wenig.

Gewöhnlich bilden sich Reihen, entweder nur von Jünglingen und Männern, oder nur von Mädchen und Frauen; selten von beiden Geschlechtern zugleich. Der vortanzende Mann zeigt seine Kunst in oft seltsamen Sprüngen; die vortanzende Frau die ihrige in anmuthig abgemessenen Wendungen; die Uebrigen bewegen sich in einfachen Tanzschritten. Einander die Hände reichend, oder auch zur Verlängerung der Reihe durch Tücher mit einander verbunden, bilden sie in der Regel einen kreisförmigen oder vielmehr elliptischen, jedoch nicht geschlossenen Reigen, der sich beim Tanze mehr in die Länge zu ziehen pflegt. Tanzfiguren (Touren) und Tänze einzelner Paare sieht man bis jetzt nur auf den fränkischen Bällen; auch scheinen sie bei den Eingeborenen, die Fanarioten ausgenommen, noch wenig Beifall zu finden. Die griechischen Tanzschritte sind sehr einfach und wechseln nur nach den wenigen und immer sehr eintönigen Musikweisen. Die Augen der Zuschauer heften sich vorzugsweise auf den Vortänzer oder die Vortänzerin, und bei ihnen kommen Bewegungen der Arme, mit oder ohne Tuch, denen der Füße zu Hülfe. Leichtfertiges wird man bei griechischen Tänzen höchst selten bemerken, wohl aber einen eigenthümlich ergreifenden Ernst der Begeisterung. Die Musik der Lyra, Cither und Geige wird hin und wieder von Gesang, mit oder ohne Worte, begleitet.

Anziehender noch sind die ländlichen Feste zur Feier der Namenstage der Schutzheiligen. Frühmorgens ziehen die Scharen, die Männer und Mädchen zu Fuß, die Frauen oft mit Säuglingen im Arme, zu Pferde oder zu Esel, dem Kloster oder der einsam gelegenen Capelle zu. Nach dem Gottesdienste lagern sich dann die Familien- und Freundschaftskreise, wo möglich unter dem Schatten von Bäumen, und nun werden die Speisekörbe geöffnet und die Weingefäße (Tzitza's) zur Hand genommen. Nichts ist ergötzlicher, als zwischen diesen bunten und fröh-

lichen Gruppen herumzuwandeln; von Bekannten und Unbekannten wird man angerufen oder mit einem ζήτω (er lebe!) begrüßt; hier muß man von den Oliven (die ausgesuchtesten werden für solche Feste aufbewahrt), dort von dem Käse und Brod oder von den Früchten kosten, oder auch einem aus dem großen hölzernen Gefäß Zutrinkenden Bescheid thun. Dabei lodern rund umher große Feuer, und ganze Lämmer oder Hämmel werden an den aus dem ersten besten Strauch oder Baum geschnittenen Spieß gesteckt, und mit Salz, Pfeffer und anderen Gewürzen wohldurchrieben, gebraten. Verläßt eins der Thiere den Spieß, da werden Bekannte und Freunde angerufen und eingeladen, davon zu kosten. Bald aber erheben sich auch hier die Tanzlustigen, und ihren Reigen wenden sich die Schaulustigen zu. Das Mahl ist nur die Würze, nicht der Zweck des Festes. Der Unterschied der Stände, der überhaupt nur noch wenig festgestellt ist, verschwindet an solchen Tagen gänzlich; die Kapitanis und Obristen schmausen, trinken und tanzen mit ihren Untergebenen, die Reichen mit den Armen. Solche Feste an Plätzen gefeiert, wie die Felshügel über dem Ilissus, oder der wohlbewässerte, von hohen Pappeln beschattete Rain vor dem Kloster am Fuße des Pentelikon, oder beim Kloster Käsarianin, in einer schattigen Bergschlucht des Hymettus, ergötzen und erfreuen durch ihr buntes Leben und ihre patriarchalische Einfachheit, wie nicht leicht irgend ein anderes Schauspiel es vermag. Wahrhaft ergreifend war die Jahresfeier des Befreiungskrieges, im April 1838, in der die Erinnerung an die im Kampfe Gefallenen die Freude über den mit Gottes Beistand errungenen Sieg zu verklären schien. Von Morgens nach dem Gottesdienste bis Abends spät sah man Tanzreigen auf allen Plätzen Athens, in denen die Landleute, die, ihre Demarchen an der Spitze, aus allen benachbarten Orten herangezogen waren, mit den Städtern sich mischten, — Alle von ein und demselben Gefühle ergriffen, das oft mit ergreifendem Ernst sich aussprach. — Man würde Unrecht thun, die in der Festfeier sich zeigende Lebensfrische der Griechen als eine bloß sinnliche zu bezeichnen; sie ist kein Sinnenrausch, und die Sinnenlust nicht Zweck, sondern Folge der inneren Belebtheit.

---

28. Nordgriechenland *).

(Aus Fr. Jacobs' Hellas.)

Nordgriechenland (jetzt Janiah und Jenischeher) umfaßt die Landstriche von Epeiros und Thessalien. Von den kambunischen Gebirgen, die es nördlich begrenzen, zieht sich ein südlicher Arm nach dem Meere hin, dessen höchste Spitze, der Olympos, über die Wolken erhaben, die alte Welt der Götter herbergte. An diesen schloß

*) Vergleiche die Behandlung desselben Gegenstandes in W. Wachsmuth's hellenischer Alterthumskunde I. Bd. S. 11 ff. (2. Aufl.).

sich eine andere Kette, der Oeta, an, welche Thessalien südlich von dem eigentlichen Hellas abschnitt und nur durch einen engen Bergpaß, das durch spartanische Heldengröße verherrlichte Thermopylä, öffnete. Auf der westlichen Gränze Thessaliens erhob sich der Pindos, ein anderes vieläſtiges Gebirg, und nicht minder als der Olympos in den Gesängen der Dichter hoch gefeiert. Viele Ströme stürzten von diesen Höhen in die weiten Thäler von Thessalien herab, vorzüglich der poetische Peneios, welcher das ganze weite Land von Westen nach Osten durchströmt und, mit vielen anderen Strömen vermählt, seine spiegelnden Wasser durch das reizende Tempe ergießt. Dieses Thal, durch ein Erdbeben zwischen dem Olympos und Ossa geöffnet, um einen Zugang nach Makedonien zu bahnen, hat seinen Namen, als eine allgemeine Bezeichnung schöner Natur, auch auf die neue Welt fortgepflanzt. Schlanke Pappeln und schattenreiche Platanen strebten auf beiden Seiten an den Bergen hinauf, von krystallhellen Bächen gewässert, die überall aus den Felsen quollen und dem Flusse zueilten, der majestätisch, einem Spiegel ähnlich, unter dem Schatten der Bäume dahinschwebte und eine Menge grünender Inseln umfing. An seinen Ufern hin zogen sich Laubgänge von Lorbern, die an Daphne's Verwandlung und ihre Flucht an denselben Ufern erinnerten. Alle Felsen waren mit Epheu bekleidet; aus allen Gebüschen sangen Chöre von Vögeln; und die Altäre umher dampften von dem Weihrauch der Feiernden, deren Processionen und Opfer dieses anmuthige, von Göttern bewohnte, Thal belebten.

Schön und fruchtbar bis zur Ueppigkeit war die ganze Landschaft Thessalien in dem Schoße seiner weiten Thäler. Große Herden trefflicher Rosse weideten hier, welche der thessalischen Reiterei einen so großen Ruhm verschafften, und den Heeren des makedonischen Philippos einen so siegreichen Zuwachs gaben. Hier entstand die Fabel von den Kentauren, einem berittenen Bergvolke; hier war die Wiege der hellenischen Stämme, die von ihren Gebirgen nach Süden zogen und überall die alten Bewohner des Landes verdrängten; hier der Schauplatz der deukalionischen Flut. Kein Land ist reicher an alten Mythen, als dieses; hier zogen, von Jason geführt, die Minyer aus *), um die furchtbaren Pforten des Pontus Euxinus zu öffnen, und die östliche und westliche Grenze der Erde in abenteuerlichen Irren aufzusuchen; von hier folgten die Myrmidonen dem Sohne der Thetis, dessen Name allein schon

*) Der Ruf von den Seefahrten der Minyer hat die Veranlassung zur Argonautensage gegeben, welche sowohl in Bezug auf die Theilnehmer an der Fahrt, als auf das Ziel derselben in der Folge erweitert worden ist. Denn ursprünglich waren es nur Helden der Minyer, welche mit Jason die Fahrt von Jolcus aus unternahmen; erst die spätere Auffassung ließ die berühmten Helden aller Stämme Theil nehmen. Eben so ward das ursprünglich auf Lemnos und Thasos beschränkte Ziel mit der erweiterten Landeskunde nach Kolchis hinausgerückt, noch mehr aber die Rückkehr in abenteuerlicher Weise (durch den fabelhaften Fluß Eridanus übers Mittelmeer und Afrika) ausgedehnt.

eine ganze Epopöe von Sagen umschließt. Hier streute die kolchische Medeia ihre giftigen Kräuter aus und vererbte auf die Weiber Thessaliens die Künste der Zauberei; hier bildete Cheiron, der untadlige Kentaur, die Söhne der Helden durch ritterliche Uebungen; hier sang Thamyris, der blinde Sänger, und Andere, ehe die Künste der Musen über die Berge in den Süden von Hellas hinabstiegen.

Wie früher ein Schauplatz der Sagen, so ward Thessalien, seiner Ebenen halber, in späteren Zeiten oft ein Schauplatz blutiger Kriege. Hier lag in der Mitte des Landes Kynoskephalä, berühmt durch Philippos' Niederlage, ein Vorspiel der Schlacht bei Pydna, an der nördlichen Grenze, durch die Makedonien ein Raub der Römer ward. Unfern von Kynoskephalä dehnten sich hier die Ebenen von Pharsalos aus, wo Cäsar's Glück zugleich den Ruhm des Pompejus und die römische Republik zu Boden warf.

Die Einwohner dieser Provinz zeichneten sich durch einen unruhigen Freiheitssinn aus, der nicht aus edeln Quellen, sondern aus der Gesetzlosigkeit entsprang; daher ihr Land ohne Unterlaß von Zwietracht zerrissen war. Sie galten bei anderen Hellenen für ungebildet, ungehorsam und frevelnd gegen ihr eigenes Wort, dem sinnlichen Genuß ergeben, Freunde geräuschvoller Gastmähler, üppiger Tafeln, roher Unzucht und jener wilden Lustigkeit, die von der geistvollen Fröhlichkeit gebildeter Menschen am weitesten abliegt.

Westlich hin von dem Gebirge des Pindos zieht sich Epeiros, längs dem ionischen Meere hin, wo die Vorgebirge der keraunischen Felsen die Landung erschwerten. Diese Provinz, in alten Zeiten von Graecis bewohnt, die in Italien einen Namen gemein machten, den die Hellenen selbst nicht anerkannten, war größtentheils in dem Besitz von Nichtgriechen, die sich in kleine Reiche zusammenfügten. Das älteste und berühmteste derselben war das Reich der Molosser, welches in dem Laufe von fast neunhundert Jahren, von Aeakiden, Neoptolemos' Enkeln, beherrscht ward; das einzige dauernde Königreich in dem Umfange der östlichen Welt, in welchem griechische Humanität das Scepter führte, wo die Könige ihrer unbegrenzten Gewalt freiwillig Schranken gesetzt und sich einen Senat zugesellt hatten, welcher das Gesetz vertrat, dessen strenge Handhabung der König beim Antritt seiner Regierung beschwor.

In diesem Lande, am Fuße des Tomaros, in Thesprotiens Eichenhainen, ruhte das alte Dodona, das älteste Orakel des Zeus, dem die Priester einen ägyptischen Ursprung liehen. Hier verkündigte das lautere Rauschen der Eichen, das stärkere Murmeln der Bäche oder der hellere Klang aufgehangener Becken den Willen der Götter und die Begebenheiten der Zukunft. Auch den Eichen selbst legte die alte Dichtung eine Sprache bei, und als die Minyer die Argo erbauten, fügte Athene dem Schiffe ein Stück dieses redenden Holzes ein, das in dringender Noth den Beängsteten den Weg der Rettung verkündete.

29. Mittel-Griechenland *) (die eigentliche Hellas oder Livadien).

(Nach Ernst Curtius, der Peloponnes, und Fr. Jacobs, Hellas.)

1. Allgemeine Uebersicht.

Diese Halbinsel Mittel-Griechenlands zerfällt wieder in zwei ungleichartige Hälften. Gegen Westen breitet sich die Doppel-Landschaft Aetolia und Akarnania aus; sie theilt die Natur des nördlichen Festlandes, mit welchem sie der gemeinsame Strom des Acheloos verbindet. Die Wurzeln vom Typhestros und Oeta treffen hier mit den Fortsetzungen der epirotischen Gebirge zusammen und bilden ein wüstes Hochland, das zu allen Zeiten der Wohnsitz räuberischer Stämme geblieben ist. Der ganze Küstensaum, durch schlammablagernde Küstenflüsse entstellt, ist ein hafenloses, ungesundes Vorland. Nur in der Mitte des Landes breiten sich fruchtbare und wasserreiche Niederungen mit Saatfluren und Weideland aus.

Diese Westhälfte Mittel-Griechenlands wird von der östlichen durch ein mächtiges Gebirgsland gesondert, welches sich vom Oeta zum korinthischen Meere quer hinüberzieht. Es ist der unwegsame Korax und das Gebirge der ozolischen Lokrer, welches mit steiler Klippenküste die krissäische Bucht umgürtet und nur eine sehr beschwerliche Verbindung mit dem Osten gestattet; im Norden stürzen die oetaischen Felsen schroff gegen den malischen Meerbusen ab. Die Straße, welche von Thermopylä bei Herakleia hinaufgeht, die obere Ecke des dorischen Landwinkels schneidet und dann über hohe Pässe in die Meerebene von Amphissa niedersteigt, mißt in gerader Linie von Norden nach Süden die Breite des Isthmos, welcher die beiden Hälften des mittleren Griechenlands, die halbbarbarische von der rein hellenischen sondert.

Als das Stammgebirge der letzteren erhebt sich dem Korax gegenüber die breit gelagerte Masse des Parnassos, an welchen sich in südöstlicher Fortsetzung der Helikon, an diesen der Kithairon anschließt. Um den Parnassos legt sich die Landschaft Phokis herum, der Helikon umfaßt mit seinen Verzweigungen das Becken Böotiens, der Kithairon endlich mit dem Parnes ist die Grundlage des Dreiecks von Attika. Beide zusammen bilden wiederum eine querlaufende Kette von Meer zu Meer, und die Landbreite zwischen Oropos und der tiefen Bucht von Aigosthenä (die Entfernung ist eben so groß wie von Kirrha nach Thermopylä) können wir als den Isthmos betrachten, von welchem sich gegen Südost die dritte und vollkommenste der Halbinseln Mittel-Griechenlands in das inselreiche Meer vorstreckt.

---

*) Vergleiche die Behandlung desselben Gegenstandes in Heeren's historischen Werken. XV. S. 30. ff.

2. Die einzelnen Landschaften.

Aus Molossis steigt man am Ambrakischen Meerbusen herab nach Akarnanien, der westlichen Provinz, reich an Städten und Dörfern, aber fast immer im Kampfe mit dem benachbarten Aetolien begriffen und dadurch in dem Fortschritte der Cultur gehemmt. Von hier zog sich die Halbinsel Leukadia in das ionische Meer, ausgehend in einen schroffen Fels, von wo unheilbar Liebende in die Fluten sprangen, um in denselben das Ende ihrer Leidenschaft oder des Lebens zu suchen. Im Angesichte dieses Felsens, den ein alter Tempel Apoll's krönte, wurde bei Aktion (Actium) der Kampf über die Herrschaft der Erde entschieden, die von nun an (31 vor Chr.) in die Hände August's fiel.

Akarnanien wird durch den Acheloos von Aetolien getrennt. So berühmt war dieser Fluß in dem Alterthume, daß ihn Homeros den königlichen nennt und sein Name für Wasser überhaupt gebraucht wurde. Mit der Gabe, jede Gestalt zu wählen, gerüstet, freite der Flußgott um Deianera, des Oeneus Tochter, und verlor durch den Mitbewerber Herakles im Kampfe um die Braut eines seiner Hörner, das, von den Nymphen aufgenommen, in ein Horn des Ueberflusses verwandelt ward.

Aetolien, das in seinen Grenzen einige fruchtbare Districte hegt, war von mehreren Völkerschaften bewohnt, deren einige keine Hellenen waren; alle aber waren kriegerisch, trotzig und raubgierig. Unter ihren verschiedenen Städten bestand ein Verein, wie in mehreren Provinzen, zu gemeinsamer, aber freier Berathung, dessen Abgeordnete sich jährlich unter vielen Festlichkeiten und feierlichen Spielen zu Thermos versammelten. Im Süden von Aetolien lag Kalydon, berühmt durch die Jagd des Eber, die eine Schaar von Helden versammelte, das Vaterland Meleager's, den Altheia durch den verhängnißvollen Feuerbrand tödtete, und des Tydeus, der vor Theben, wie Diomedes, sein edlerer Sohn, vor Troja glänzte.

Die Aetoler haben in der Geschichte der römischen Kriege in Hellas eine bedeutende, wenn schon nicht immer ehrenvolle Rolle gespielt. Eifersüchtig auf den achäischen Bund, dem die Vereinigung mit Makedonien eine neue Stärke gegeben hatte, verbanden sie sich mit den Römern gegen die makedonische Macht. Rom benutzte die tapferen Bundesgenossen zum eigenen Vortheil, bezwang Makedonien und schonte Achaia, auf dessen Vernichtung die Aetoler gehofft hatten. Diese Täuschung ihres Stolzes — denn auch ihre Verdienste erkannte Rom, wie sie meinten, nicht an — erzeugte bittere Feindschaft und eine durch den ätolischen Bund vermittelte neue Coalition, an deren Spitze der König von Syrien, Antiochos, stand. Antiochos ward bei Thermopylä und Magnesia auf das Haupt geschlagen; die Aetoler verloren eine Schlacht bei Naupaktos; und nachdem sie einen Waffenstillstand gebrochen hatten, blieben sie unter den härtesten Bedingungen sich selbst und ihrer Verzweiflung überlassen.

Die fortgesetzten Bergketten des Pindos, denen die Gebirge des Oeta begegnen, trennen Aetolien von Doris und den Ozolischen Lokrern. Doris, eine der kleinsten Provinzen von Hellas, war die Wiege tapferer Männer. Von dem Fuße des Oeta zogen diejenigen aus, die, von den Herakliden geführt, in den Peloponnes hinabstiegen, die alten Bewohner der südlichen Halbinsel verdrängten und die Beherrscher von Lakonien, Messene und Argolis wurden. Von hier ging jenes Heer aus, das Athen bedrängte und das Selbstopfer des Kodros veranlaßte; von hier die Pflanzvölker, die ein neues Dorien auf den Küsten von Asien gründeten. In früheren Zeiten standen sie fast immer auf der Seite der Spartaner, ihrer Stammesgenossen; späterhin aber fielen sie der Uebermacht der Aetoler anheim.

Die Lokrer werden in der Geschichte von Hellas nur selten genannt. Oestlich grenzte Phokis an Lokrien, das sich von dem nördlichen Oeta bis an den korinthischen Meerbusen herabzieht. In seiner ganzen Breite wird es durch den Kephissos durchströmt, berühmt durch den Schutz der Charitinnen, deren alter Tempel sich an seinen Ufern erhob. Seine Thäler waren fruchtbar an Oel und Wein; und die Gebirge, die es von drei Seiten umgaben, hegten ein fleißiges Volk, das sich durch Freiheitsliebe und Tapferkeit auszeichnete.

In der westlichsten Gegend dieser Provinz erhebt sich der doppelte Gipfel des Parnassos, an dessen Fuße und von dessen steilen Klippen geschützt, Delphi mit seinen Tempeln ruhte: das gemeinsame und reichste Orakel aller Griechen. Hier hatte der fromme Glaube naher und ferner Gegenden die mannichfaltigsten Werke der Kunst vereinigt, in denen oft der Reichthum des Stoffes mit der Schönheit der Form wetteiferte, so daß ganz Delphi einer Schatzkammer der Kunst glich, dergleichen die neue Welt nirgends zusammengekauft oder geraubt hat. Der Tempel selbst wird als ein Muster der Architektur gerühmt. In seinem inneren Heiligthume war der Schlund, über welchem der heilige Dreifuß stand, den die Pythia bestieg, wenn sie die begeisternden Dämpfe der Erde in sich aufnahm. Nur zu gewissen Zeiten sprach der Gott. Dann kamen aus allen Gegenden von Hellas und Asien Gesandtschaften der Städte, die in feierlichen Zügen zu dem Tempel wallfahrteten und mit Gesängen, Opfern und Tänzen die Gunst des Gottes erflehten. Hier wurden die pythischen Spiele gefeiert, die mit den olympischen im Range wetteiferten und die Leibesübungen mit poetischen Wettstreiten paarten. Unfern von dem Tempel sprudelte aus dem Felsen die Quelle Kastalia, ein heilig geachteter Bach, an welchem die Musen ihre Tänze feierten. Das ganze Gebirg schien von Göttern bewohnt. In der weiten koryzischen Grotte erhoben sich Altäre des Pan und des Bakchos, und in den Hainen umher wurden die Nymphen und die Götter der Wälder verehrt. Mit dem milderen Dienste der Musen wechselte die ungestümere Feier der Mänaden ab, die hier, auf einem der Gipfel des Parnassos, den Tempel des Bakchos umschwärmten.

Westlich von Phokis lag Böotien, gegen Norden und Westen und einem Theile des Süden vom Meere, zum größten Theile aber im Süden von Megaris und Attika begrenzt: die größte Landschaft des eigentlichen Hellas, nördlich rauh von Gebirgen, im Süden fruchtbar, obgleich von einer schweren Nebelluft belastet, von Flüssen und Seen unterbrochen und von der Natur mit mannichfaltigen irdischen Gütern, mehr als mit geistigen, gesegnet. Daher es auch — bei den feinsinnigen Athenern vornehmlich — keine Empfehlung war, unter Böotiens schwerem Himmel geboren zu sein. Vielleicht aber war es weniger das Klima, als die den Böotern fast ausschließende Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht, was sie hinter anderen Griechen zurücksetzte. Von den Künsten liebten sie fast nur die Musik, und nach Pindaros hat sich unter ihnen kein großer Dichter erhoben.

Theben forderte den Rang vor den anderen böotischen Städten, die in einem freien Bunde vereinigt waren und keine Herrschaft über sich erkennen wollten. Mancherlei Streitigkeiten und Bedrückungen waren die Folgen dieser Ansprüche. Reich an alten Sagen war auch dieses Land, wo in uralter Zeit die Musen auf den aonischen Bergen gewohnt und am Fuße des Helikon den Hesiodos zum Dichter geweiht hatten. Hier hatte Amphion's Leier die Steine zu Thebens Mauern herbeigerufen, und jeder Berg und jede Quelle des benachbarten Landes erinnerte an die Geschichte des Laios, des Oedipus, der streitenden Brüder, des Krieges der sieben Helden gegen die Stadt, in welcher die Kadmea durch ihren Namen schon an Kadmos, ihren Erbauer, erinnerte, dessen Hochzeitfest mit der Tochter des Ares und der Aphrodite die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrt hatten.

Auch in der historischen Zeit hat Theben eine wichtige Rolle gespielt. Als die Perser zur Unterwürfigkeit aufforderten, begünstigte Theben allein den fremden König und ward dadurch anderen Hellenen verhaßt. In den Zeiten des peloponnesischen Krieges stand es, eine ewige Nebenbuhlerin Athens, auf Sparta's Seite, bis endlich der spartanische Uebermuth die Freundschaft in Haß verwandelte. Treuloser Weise nahm einstmals ein spartanisches Heer die Burg von Theben in Besitz, führte eine aristokratische Tyrannei ein, verjagte viele Bürger, entriß vielen Vermögen und Leben und ängstete sie mit mancherlei Schrecken. Da erzeugte die Größe des Uebels auch seine Heilung. Zwei Männer traten auf, die größten, welche Theben jemals erzeugt hat, Pelopidas und Epaminondas, stifteten eine Verschwörung an, ermordeten die im Glücke trunkenen Tyrannen und stellten die demokratische Verfassung wieder her. Erhoben durch Epaminondas' Geist, schlug hier auch Theben den Stolz von Sparta in der Schlacht bei Leuktra zu Boden, errang den ersten Platz unter den Staaten Griechenlands, drang mehrmals in den Peloponnes ein und erschreckte die Lakedämonier in ihrem Eigenthume, wo sie nie den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen hatten.

Zu den merkwürdigen Städten Böotiens gehört Lebadeia, berühmt

durch das Orakel des Trophonios, zu dem die Wißbegierigen in eine tiefe, dunkle Grotte hinabstiegen, aus der sie mit einem düstern Ernste zurückkehrten; Chäroneia, das Grab der griechischen Freiheit nach den letzten ruhmvollen Anstrengungen des Gemeingeistes; Platää, die Nebenbuhlerin von Theben, die treue Freundin von Athen und seine Gehülfin in der Schlacht bei Marathon. Diesen der Freiheit geleisteten Dienst belohnte das Schicksal, indem im zweiten persischen Kriege das Heer des Mardonios vor den Mauern von Platää besiegt wurde, das hiedurch eine unvergängliche Dauer erhielt, auch nachdem es durch der Thebaner wüthende Eifersucht bis auf die letzte Spur vernichtet war.

Südlich von Böotien zieht sich das schmale Megaris zwischen dem korinthischen und saronischen Meerbusen und Attika hin, zum Theil von den skironischen Felsen eingefaßt, auf denen in alter Zeit mordlustige Räuber die vorbeiziehenden Wanderer quälten und verstümmelten. In diesem gebirgigen Lande, vordem zu Attika gehörig oder ihm unterthan, ließen sich zur Zeit der herakliḋischen Wanderung Dorer nieder, die auch immer ihren Stammesgenossen ergeben blieben; daher wir sie im peloponnesischen Kriege stets auf der Seite der Spartaner, und von dem benachbarten Athen mit bitterem Hasse verfolgt sehen. So groß war diese Erbitterung, daß eine Zeit lang jedem Megarer der Tod drohte, welcher die Grenzen von Attika betrat. Dennoch schreckte dieses Gebot den Eukleides nicht. In Weiberkleider gehüllt, kam er täglich nach Athen, um aus dem Munde des Sokrates Lehren der Weisheit zu hören, und des Abends kehrte er eben so verlarvt nach Hause zurück. In älteren Zeiten schickte Megara viele Pflanzvölker aus, nach Sikelien und an die Küsten der nördlichen Meere; aber nach dem peloponnesischen Kriege sank sein Ansehen, und nur ein leerer Stolz auf den alten Ruhm blieb ihm noch. Als die Megaräer da einst das Orakel fragten, welcher Staat von Griechenland der erste sei, lautete die Antwort:

Aller Länder vortrefflichstes ist das pelasgische Argos.
Trefflich auch sind die Rosse der Thraker, die Weiber von Sparta.
Aber trefflicher sind noch die Männer, welche die Mitte
Zwischen Tiryns bewohnen und Arkas' weidenden Fluren,
Argos' linnengepanzerte Schaar, die rüstigen Kämpfer.
Aber, o Megarer, ihr seid weder die Dritten noch Vierten,
Noch die Zwölften — in keinem Credit, noch geltendem Ansehn.

Oestlich von Megaris, durch das Gebirge Kerate (*Κέρατα*) getrennt, zieht sich das Dreieck von Attika*) in das ägäische Meer weit hinab, an seiner äußersten Spitze von dem Vorgebirge Sunion begrenzt, wo der Tempel der Minerva Sunias den Ankommenden entgegenstrahlte. Ein gebirgiges Land, im Norden von Böotien durch den Parnaß abgeschnitten, von dem herab sich mehrere Zweige bis an das Vorgebirge Sunion hinziehen; sein Boden mager, aber durch den Fleiß seiner Ein-

*) Vgl. die Schilderung Attika's in E. Curtius' griech. Gesch., I. S. 242 ff.

wohner sorgfältig angebaut: doch nicht genug, um fremder Zufuhr der nothwendigen Bedürfnisse entbehren zu können. Die ganze Länge dieses Landes zieht sich fünfzehn deutsche Meilen hin, seine größte Breite 6, so daß, da es ziemlich ein Dreieck ist, der ganze Inhalt seiner Oberfläche nicht mehr als 45 Meilen beträgt. Und auf dieser schmalen Basis ward durch den Geist, die Industrie und den Muth der Einwohner ein Reich der Macht aufgeführt, das eine Zeit lang auf dem ägäischen Meere unumschränkt gebot, alle Küsten desselben bis in die innersten Winkel des Pontos Euxeinos berührte, und zugleich ein Reich des Geistes gründete, das mit dem milden Scepter der Humanität noch nach Jahrtausenden den Gang der Cultur bestimmt und in den besten und edelsten Menschen immer befruchtend und beglückend fortwirkt. Keine andere Provinz hat sich so hoch erhoben; gleichsam als ob alle Bäche der Humanität und Wissenschaft aus dem übrigen Hellas sich in diese schmale Landzunge ergossen und sich hier in einem See vereinigt hätten, dessen Oberfläche den reinsten und stillsten Spiegel und dessen Tiefe die reichste und mannichfaltigste Fülle zeigt.

Früh hatten die Götter dieses Land lieb gewonnen; Athene und Poseidon stritten um seinen Besitz, und jene verlieh dem ihr zugesprochenen Lande das herrliche Geschenk des Oelbaums. Hier kehrte Demeter auf ihren Irren ein, fand eine gastfreundliche Aufnahme, und sandte den Triptolemos aus, den Menschen die unschätzbare Gabe der Früchte zu bringen, durch die sie zuerst unauflöslich an den vaterländischen Boden gefesselt, mit dem Eigenthum und dem Rechte bekannt wurden. Großer Männer ruhmvolle Thätigkeit führte die jugendliche Humanität weiter; vor allen Theseus, der das Land von Räubern reinigte und den zerstreuten Bewohnern einen Sammelplatz in Athen gründete. Da geschah, was der Dichter [Schiller's Spazirgang, Th. II, S. 167] singt:

Näher gerückt wird der Mensch dem Menschen; enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund. — —
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bakchos die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Kybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit.
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst;
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten hinaus, u. s. w.

So ward Athen von Alters her die Pflanzschule der Heldentugend, der Vaterlandsliebe, und durch eine ununterbrochene Reihe großer Männer, die sich bis in die letzten Punkte seiner Geschichte hinaufzieht,

die Pflanzschule der Gesetzgebung, der Philosophie, der höchsten Dichtkunst, der Beredtsamkeit, der bildenden Künste: mit Einem Worte alles dessen, was die Grenzen der Humanität erfüllt. Hier opferte sich in sehr alten Zeiten Athens letzter König freiwillig dem Vaterlande auf; hier zerschellten die Wellen der persischen Macht an den Ufern von Marathon; hier entzündete sich der Brand, der anderthalbhundert Jahre später das kolossale Gebäude dieser Monarchie zerstörte. Hier kämpfte die Freiheit am längsten gegen den Andrang der makedonischen Uebermacht und kämpfte glorreich, wenngleich nicht glücklich. Aus diesen Mauern gingen die größten Feldherren und Staatsmänner aus; hier sprach ein Perikles, ein Phokion, ein Demosthenes zu dem Volke; hier führten Aeschylos, Sophokles, Euripides ihre unübertroffenen Tragödien, Aristophanes seine Lustspiele auf; hier lehrte Sokrates, Platon und Aristoteles; hier bildete Phidias die Gestalten der Götter zur Bewunderung der Welt und Nachwelt und wölbte Tempel und Hallen, deren Trümmer noch jetzt das Erstaunen der Beschauenden sind.

Athen ist für den Freund des Alterthms ein heiliges Palästina, dessen Name in seiner Seele die erheiterndsten Gefühle der Humanität erweckt und in ihr die Idee des Schönsten, Größten und Edelsten entzündet, was je die stille und tiefe Einfalt der alten Heroenwelt erzeugt hat. Mit Andacht sucht er die Spuren auf, welche seine großen Bewohner hier eingedrückt haben. Er findet den Hügel des Areopagos, des würdigsten Tribunals, wo selbst Götter gerichtet hatten, und von wo er die Ueberbleibsel des alten Athen, mit den Hütten seiner jetzigen Bewohner gemischt, überschaut, und das auch noch jetzt anmuthige Gefilde umher mit Oelbäumen, Weinbergen und Fruchtgärten bedeckt sieht. Er steigt zwischen schroffen Felsen zur Akropolis hinauf, wo vor nicht langer Zeit das Parthenon mit seinen 44 Säulen Erstaunen und Ehrfurcht erregte, bis es der barbarische Muthwille eines Kriegers zerstörte. Er betritt die langen Hallen der Pökile, in denen die Weisen Athens mit ihren Jüngern zu wandeln pflegten, und die Trümmer des Theaters, das ehemals von den Meisterwerken der Kunst und den Stimmen der Herolde und Redner wiederhallte. — Zwischen zerstreuten Steinen, den Ueberbleibseln der langen Mauern, steigt er zum Peiräos hinab, der noch immer eine weite, herrliche Einfahrt öffnet und noch Trümmer des soliden, mit keinem Cement verbundenen Mauerwerks zeigt, das ihn vor Alters schützte; während der Hafen Phalereus zur Hälfte verschüttet, der von Munychia aber so gut als verschwunden ist.

Wenn jetzt der Reisende auf diesem Punkte der alten Welt, den die Geschichte mit einem Strome unvergänglichen Lichtes beleuchtet, das rege Gedränge und die Wirkungen geistreichen Bestrebens trauernd vermißt, und in einer Stadt, die zur Zeit ihrer Blüthe Hunderttausende von Einwohnern zählte, deren jetzt etwa fünfzig Tausend findet, wenn er bei diesen, statt der Tugenden ihrer Vorfahren, nur noch List und einige Urbanität wahrnimmt, so tröstet er sich mit dem allgemei-

nen Loose der Menschheit, das nicht Einem Punkte der Erde eine dauernde und ewige Blüthe verhieß, sondern das erleuchtende Gestirn der Cultur allmählich um die ganze Erde herumführt: noch mehr aber durch den Gedanken, daß die Wirkungen jener Kräfte nicht verloren sind, daß Athen noch immer in der Geschichte und noch mehr in seinen Werken steht und hier einer Blüthe genießt, die, von den edelsten Menschen gepflegt, keiner Vergänglichkeit ausgesetzt ist.

Nordwestlich hin von Athen führte die heilige Straße nach Eleusis, hin an dem Ufer des Meeres, bei Salamis vorüber, und über Eleusis auf das thriasische Feld, berühmt durch die Früchte, welche die Hand der Demeter hier zuerst ausgestreut hat. Keinen Ort der alten Welt umgibt ein so dichter Schleier anziehender, heiliger Geheimnisse, als dieses Eleusis, das mit einem Tempel der Demeter prangte, der gegen 30,000 Menschen faßte und unter Perikles' Verwaltung erbaut worden war. Was auch in diesen Mysterien, den großen und kleinen, von Hierophanten, Daduchen und Hierokeryken gelehrt worden, — wie sich auch immer im Fortgang der Zeit die fromme Fabel zur Allegorie und zur gereinigten Weisheit erhoben haben mag, so viel ist gewiß, daß diese religiösen Weihen zur Erziehung der Hellenen beigetragen haben.

Unter allen Provinzen von Hellas war Attika allein mit Bergwerken gesegnet. Der Laurion, an der südlichsten Spitze, enthielt einen Reichthum von Silber, der als ein Gemeingut angesehen und von jedem benutzt werden konnte, der sich den Kosten des Baues unterziehen wollte. Seine Schätze sind noch nicht erschöpft; aber die Gänge sind verschüttet; und die Bewohner jener Gegend hüteten sich, sie zu öffnen, um nicht ihren Herren einen Vorwand zu neuen Bedrückungen zu geben. — In der Nähe von Athen bot der Pentelikos einen schönen weißen Marmor dar; aber auch diese Marmorbrüche sind verschüttet. Der vormals so berühmte Hymettos, das erste Glied der Bergkette, welche die ganze Länge von Attika durchschneidet, liegt ungebaut; aber noch immer mit Thymian und aromatischen Kräutern bedeckt, ist er ein Lieblings-Aufenthalt der Bienen, und der Honig, den sie hier bauen, macht einen Handelsartikel von Athen aus.

Doch ein heiteres Bild tritt an die Stelle jener trüben, seit ein deutscher Fürst in diesem Lande zu herrschen begonnen.

---

30. Südgriechenland (der Peloponnes oder Morea).

(Nach E. Curtius, der Peloponnes, u. Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Allgemeine Uebersicht.

Südlich vom Isthmus beginnt ein anderes und neues Land, das seinen eigenen Kern hat, sein mittleres Hochland, an welches nach allen

Seiten hin die offenen Küstenländer sich anlehnen. Das arkadische Binnenland enthält den Stamm und die Wurzel aller peloponnesischen Gebirge; es ist für die Halbinsel, was die Schweiz für Europa. Indem der Peloponnes sein Alpenland in der eigenen Mitte hat, erhält er den Charakter des Abgeschlossenen und Selbstgenügsamen; er ist dadurch ein kleines Festland für sich, und die Betrachtung seines Baues ist darauf angewiesen, bei dem Mittellande beginnend, von innen nach außen zu gehen. Die Randgebirge, welche das Mittelland umgürten und nach dem Meere zu theils in breiten Stufen abfallen, theils in neuen Ketten sich halbinselförmig verzweigen, bilden das feste Gerüste des ganzen Landes.

Am höchsten und mächtigsten ist der Nordrand Arkadiens. Die ganze mächtige Bergreihe gipfelt sich gegen Osten in dem Gebirge, welches die Alten Kyllene nannten. Sein massenhaftes Haupt, gegen Nordosten vorgestreckt, ist das Erste, was man vom Festlande kommend über den Isthmos hin von den Gebirgen Morea's erblickt; nach Norden hin liegt es dem Parnasse in gerader Linie gegenüber; von allen arkadischen Randgebirgen ist es das der Küste nächste; das korinthische Meer bespült seinen nördlichen Fuß. Der Ostrand bildet kein so breites Bergland und hat weniger hohe und namhafte Häupter. Im Süden ist der arkadische Rand am schwierigsten nachzuweisen; hier ist es keine durchsetzende Bergkette, sondern eine vielfach gewundene Höhenlinie zieht sich als Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Alpheios und Eurotas hindurch. Erst im Südwesten von Arkadien erhebt sich das Randgebirge wieder zu einer hohen, fest gegliederten Kette, die bis gegen das elische Meer vorspringt. Der Westrand ist nicht, wie der Südrand, ununterbrochen, sondern wird in der Mitte von einem Strom durchbrochen, der ihn in zwei Hälften theilt. Die Wasserscheiden der Randgebirge sind mit unbedeutenden Ausnahmen die Grenzlinien, wo die Küstenlandschaften und Küstenstaaten sich an das Binnenland anlehnen. Hier findet ein doppeltes Verhältniß Statt. Entweder sind die Küstenländer nur Abdachungen der arkadischen Hochgebirge, oder sie haben eine eigene selbständige Gliederung. Im Westen ist die Landbildung am einförmigsten. Elis ist nur ein flacher Küstensaum, welcher sich an den Fuß der arkadischen Gebirge anlehnt; es ist das Mündungsland arkadischer Gewässer. Nach Norden zu wird die Gliederung mannichfaltiger; Nordelis hat schon sein eigenes Hochland und seinen eigenen Fluß, den Peneios. In die Mitte zwischen dem äußern und dem innern korinthischen Meere tritt vom erymanthischen Gebirge das Panachaïkon (jetzt Voïdia) vor und bildet den Kern des achäischen Stufenlandes, dessen Gestade sonst nur der schroffe Absturz des arkadischen Nordrandes ist. Gegen Osten und Süden entwickeln sich die binnenländischen Gebirge zu ungleich reicheren Formen. Von den Quellgebirgen des Inachos im Nordosten Arkadiens streckt sich die argolische Halbinsel weit in das östliche Meer hinein. Der Parnon an der Südostecke Arkadiens ist der Anfangspunkt einer Bergkette,

welche sich bis in das Vorgebirge Malea verzweigt. Die großartigste Verzweigung aber geht vom arkadischen Südrande aus; hier ist keine Abdachung, sondern eine neue Massenerhebung; hier beginnt eine selbständige Bergkette, welche, die ursprüngliche Richtung der continentalen Gebirge Griechenlands wieder aufnehmend, wie der Pindus, von Norden nach Süden streicht, sich in seinen Gipfeln über die arkadischen Stammgebirge, selbst über den Kyllene um mehr als 100 Fuß erhebt und das südlichste Vorgebirge des Peloponneses bildet. Der Taygetos (7416 Fuß) ist die höchste, längste und vollkommenste Bergkette der Halbinsel, von zwei Flüssen begleitet, dem Eurotas und Pamisos. Jenseits des Pamisos, dem Taygetos gegenüber, geht kein so mächtiger Bergzug von Norden nach Süden, sondern von den Südwestgebirgen Arkadiens zieht sich oberhalb der Westküste der Aigaleos, welcher ostwärts als Ithomegebirge bis an die Wurzeln des Taygetos vorspringt und südwärts den Rücken der westlichen Südhalbinsel bildet.

So erwachsen aus dem Stamme des inneren Hochlandes vier reichgeformte Halbinseln, welche den Landschaften Argolis, Lakonia und Messenia angehören und jeder derselben einen tiefen und hafenreichen Meerbusen geben. Darum verglichen die Alten den Peloponnes seiner ausgezackten Gestade wegen mit dem Blatte der Platane oder der Weinrebe. In der Gliederung des Peloponnes finden wir dasselbe Gesetz, welches wir von Makedonien her in der Entwicklung der griechischen Landformen beobachtet haben, nämlich die vortheilhaftere und reichere Gestaltung der östlichen Seite. Die Westküste ist einförmig, flach, hafenlos, durch Lagunen entstellt und ungesund; die Uferlandschaften sind nicht durch Gebirgsarme gegliedert; Küstenflüsse sondern die benachbarten Länder durch schwankende Grenzlinien. Ostwärts dagegen verzweigen sich die Gebirge des Binnenlandes hart an das Meer, sie gliedern die Landschaften mit festen Naturgrenzen, bilden tiefe Buchten und hafenreiche Steilküsten, sie springen als Halbinseln vor, welche von nahen Inseln umgeben sind. Hier ist die für Städtegründungen, für Handel und Seefahrt ungleich günstigere Landbildung nicht zu verkennen; der Osten ist die Vorderseite der Halbinsel, welche dadurch auf den Zusammenhang mit Asien hingewiesen und berufen ist, die ältere Cultur des Orients aufzunehmen und weiter zu verpflanzen.

Der korinthische Isthmos ist so schmal im Verhältnisse zu der breit entwickelten Blattform des Peloponnes, daß die Alten ihn als Insel ansahen und benannten. Er hat alle Vorzüge insularischer Lage ohne die Nachtheile derselben, den unschätzbaren Genuß allseitiger, belebender Meeresnähe, die klimatischen Vortheile eines vielgegliederten Küstenlandes, er hat endlich wohlgesicherte und bestimmte Naturgrenzen, welche störende Einflüsse von außen ferne halten, die Erhaltung der Selbständigkeit und die Bildung eigenthümlicher und dauerhafter Staatseinrichtungen begünstigen. Die Peloponnesier schlossen sich mit insularischem Stolze gegen die übrige Welt ab und hatten in allen Jahrhunderten ihrer Geschichte eine natürliche Abneigung gegen transisthmische Expe-

ditionen. Zugleich wird aber der Peloponnes durch den Isthmos so mit dem Festlande verbunden, daß sein Verkehr mit ihm, keinen zufälligen Hemmungen unterworfen, ein stetiger und ununterbrochener ist. Darin besteht sein Vorzug vor Sicilien, dessen Verhältniß zu Italien schon Polybios mit der Stellung Morea's vergleicht. Der Isthmos macht den Peloponnes zum Gliede eines großen Ländergauzen und gibt seinen Einwohnern die Möglichkeit, über die Naturgrenzen hinaus Macht und Einfluß auszudehnen. Zugleich hat der Peloponnes bei seiner durchaus insularischen Gestalt, durch sein mächtiges Gebirgssystem, sein bedeutendes Binnenland, seine Hochebenen und geschlossenen Thalkessel die Natur eines Festlandes. So sehr er auch daher durch seine Lage zur Meerherrschaft berufen scheint, war die Macht und Politik seiner Staaten eine vorzugsweise continentale und stand als solche in merkwürdigem Gegensatze zum Festlande.

Daß der Peloponnes die eigentlich hellenische Landform als Ganzes sowohl wie in seinen einzelnen Gliedern am vollständigsten verwirkliche, konnte den Hellenen bei Betrachtung ihres Vaterlandes nicht entgehen. Er mußte ihnen als der vollkommenste Theil erscheinen, als der für staatliche Organisation besonders geeignete und zum Vorrange berufene. Indem sie als ein vorzugsweise politisches Volk ihr Land mit einer Stadtanlage, dem Mittelpunkte jedes griechischen Staatswesens, verglichen, nannten sie daher den Peloponnes die Hochstadt oder Akropolis ihres Landes; denn wie eine wohlgelegene Burg hat die Halbinsel nur einen leicht zu vertheidigenden Zugang und erschien ihnen daher als der von der Natur ausgezeichnete Wohnsitz der herrschenden Stämme, dem Auslande gegenüber als der innerste Einschluß und die sicherste Freistätte hellenischer Bevölkerung. Von hier aus war man gewohnt, Griechenland zu überblicken, wie man von der Hochfläche einer Akropolis die ganze Stadtanlage überschaut, und nannte daher den Peloponnes immer das innere, den Continent das äußere Griechenland.

Die einzelnen Landschaften.

1. **Arkadien.** Arkadien ist das Kern- und Mittelland, die Mesogaia der Halbinsel, im Gegensatz gegen die umliegenden Uferlandschaften. Die äußeren Grenzgebirge bilden zugleich das Gerüste der ganzen Halbinsel. Sie sind leicht nach den vier Gipfel- und Eckpunkten zu überschauen, Olenos im Nordwesten, Kyllene im Nordost, Parnon im Südost und Kotylion im Südwest, welche mit einander verbunden ein fast gleichseitiges Viereck ausmachen. Innerhalb der arkadischen Bergränder breitet sich jedoch keine tafelförmige Hochfläche aus, sondern eine durch innere Verzweigung der Randgebirge sehr mannichfaltige Berglandschaft. Diese Verzweigung geht von dem Mittelgliede des Nordrandes aus, von wo sich eine Kette, dem Ostrande parallel, aber um tausend Fuß höher, von Norden nach Süden zieht und sich hier mit den Höhen des Südrandes vereinigt. Diese mittlere Gebirgskette trennt das offene Arkadien von dem geschlossenen. Was westlich liegt, gehört

zum Alpheios, das östliche Land dagegen bildet eine zusammenhangende Folge von Hochebenen. Wenn man also Arkadien, wie es gewöhnlich geschieht, eine Plateaulandschaft nennt, so paßt diese Benennung nur auf das schmale Ostarkadien, wo in hoch umgürteten Thalbecken die Wasserschätze sich sammeln, welche durch unterirdische Canäle nach dem östlichen und westlichen Meere hinausgeführt werden.

Das westliche Arkadien, noch einmal so breit als das östliche, ist ein schwer zu überschauendes, von Gebirgen bedecktes Land, dessen Gewässer entweder unmittelbar dem Alpheios zuströmen oder dem gleich wasserreichen Nebenflusse desselben, dem Ladon. Der Alpheios ist die große Wasserader des inneren Peloponnes, welche die entferntesten Quellen vereinigt und die entlegensten Punkte des arkadischen Hochlandes auf sichtbaren oder unsichtbaren Wegen verknüpft.

Die Bewässerung Arkadiens ist so merkwürdiger Art, daß sie den Griechen zu mancherlei Mythen Veranlassung geben mußte. Man sah die vielen Erdhöhlen und die verschwindenden Flüsse und dachte sich ursprünglich alles Gewässer unter dem Felsboden hinfließend, oder in eingeschlossenen Gründen stockend. In diesem Urzustande sollte Rhea das Land gefunden und vergeblich für sich und ihr neugebornes Kind nach fließendem Wasser gesucht haben, bis von ihrem Stabe getroffen der dürre Boden sich aufschloß und die erste arkadische Quelle zum Vorschein kam. So brachen sich auch die andern Gewässer eine offene und segensreiche Bahn, und Arkadien wurde im Gegensatz zu dem durstigen Argos eine „reichlich bewässerte" Landschaft.

Wie die Natur Arkadiens, ist auch seine Geschichte räthselvoll und schwer zu überblicken. In allen anderen Landschaften der Halbinsel können wir nachweisen, wie zu den alten Insassen derselben neue Stämme hinzutreten und dadurch den Anstoß zu einer geschichtlichen Entwicklung geben. In Arkadien wohnten seit Menschengedenken dieselben Stämme ungestört und unvermischt. Bis in die späte Zeit, da die Einmischung Thebens in die Schicksale des Landes gewaltsam eingreift, finden wir in Arkadien keine Epochen und keine Geschichte, sondern gleichförmige Zustände, welche sich der historischen Forschung entziehen. Die Grenzgebiete werden wohl in die Geschichte der Umlande hineingezogen; das innere Arkadien liegt wie ein dunkler Kern zwischen den vom Lichte historischer Kunde erhellten Rändern der Halbinsel. Von Natur abgeschlossen und schwer zugänglich, war es den Alten selbst ein unbekannteres Land. Zwar war und blieb es die größte Landschaft der Halbinsel, von kräftigen, unter sich nahe verwandten Stämmen reichlich bevölkert, nicht nur zur Abwehr feindlicher Angriffe trefflich geeignet, sondern auch von seinen Gebirgen aus die niedrigen Küstenlandschaften umher überragend und bedrohend, aber die natürliche Beschaffenheit der Landschaft erschwerte jede politische Entwicklung in hohem Grade. In den meisten Landschaften Griechenlands finden wir eine durch sichere Begrenzung wie durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Ebene,

welche vorzugsweise der Sitz der Cultur und der Mittelpunkt staatlicher Entwicklung wird. Eine solche Ebene fehlt Arkadien.

Ferner waren es die klimatischen Verhältnisse, welche zu der Verkümmerung der politischen Entwicklung Arkadiens mitwirkten. Von den Arkadern gilt, was Hippokrates sagt: „Wo ein Gebirgsland ist, rauh, hoch und wohl bewässert, mit schroffen Gegensätzen der verschiedenen Jahreszeiten, da findet man einen Menschenschlag von hohem Wuchse, von Natur geschaffen zur Mannhaftigkeit und Ausdauer, aber auch zur Verwilderung und Rohheit geneigt." Körperliche Gesundheit und Tüchtigkeit wurde durch die Natur Arkadiens in gleichem Grade gefördert, wie die geistige Entwicklung seiner Bewohner gehemmt wurde. Sie mußten auf alle Weise sich des abstumpfenden Einflusses ihres Klima's erwehren und konnten sich also nicht mit solcher Freiheit der hellenischen Bildung hingeben, welche in den Nachbarstaaten aufblühte und die Bedingung politischer Größe in Griechenland war.

Aber je weniger die Arkader berufen waren, an der Entwicklung der hellenischen Geschichte selbstthätigen Antheil zu nehmen, um so lebendiger war in ihnen, wie in allen Bewohnern von Berglandschaften, die Liebe zur Freiheit und das Streben, sich ihre nationale Unabhängigkeit zu bewahren. Darum haben sie auch aus ihrer Vorgeschichte jede Spur von Fremdherrschaft zu entfernen gesucht, und nur die vereinzelte Sage von dem unglücklichen Kampfe ihres Königs Stymphalos gegen den eindringenden Pelops läßt auf eine Unterwerfung des Landes durch die Pelopiden schließen, in deren Folge es auch dem Agamemnon auf seinen Schiffen Heerdienste leistete. Als mit dem Vordringen der Dorier eine neue Zeit für die Halbinsel anbricht, sind die Arkader vor allen für die Erhaltung der alten Ordnung thätig. Sie sind die conservative Macht im Peloponnese, wie es auch der Name ihres Königs Echemenos bezeichnet, welcher den Fremdlingen gegenüber den Isthmos vertheidigt. Die Lakedämonier suchten nachzuholen, was ihren Ahnen nicht gelungen war. Aber sie vermochten nicht den zähen Widerstand, welchen die Arkader leisteten, zu bewältigen, die innere Zersplitterung des Nachbarlandes so zu benutzen, daß sie einen sichern Einfluß über dasselbe erwarben.

2. Achaja. Die Landschaft Achaja ist das Stufenland der nordarkadischen Hochgebirge. Sie ist, wie Elis, eine Küstenlandschaft, die durch kein Flußthal zu einer Einheit verbunden wird; sie hat nicht einmal, wie ihr Nachbarland, eine einzelne Ebene, welche durch ihre Größe und durch die Vortheile ihrer Lage von Natur zu einer überwiegenden Bedeutung berufen ist.

Der schmale Küstensaum ist alles, was Achaja von eigentlicher Ebene hat. Nur im westlichen Theile dehnt sich eine größere Ebene aus, welche mit dem weiten Tieflande von Elis im Zusammenhange steht. Daher ist Achaja wesentlich ein Küstenland, ein Aigialos; an der Küste vereinigt sich alles geschichtlich Bedeutsame; es ist die einzige griechische Landschaft, in welcher fast alle Städte am Meere liegen oder

an der „Braue des Uferlandes," wie die Alten den nahe überragenden Gebirgsrand nannten. Die gemeinsame Bundesstätte ist am Meere, die Hauptstraße des Landes ist die Küstenstraße.

Obgleich nun fast alle Städte Achaja's Seestädte sind, so ist doch am ganzen Gestade, nicht nur, wo das Meer flachen Sand bespült, sondern auch wo es sich an schroffen Steilküsten bricht, kein guter Hafen zu finden. Im Gegensatz zu den tiefen Einschnitten der jenseitigen Küste zieht sich die peloponnesische ohne schützende Felsvorsprünge in einförmiger Linie hin, und das neugriechische Sprüchwort sagt mit Recht, „die moreaotische Küste habe das Wasser, die rumeliotische die Häfen"; daher hat auch kein Theil des inneren Golfes von einer achäischen Stadt seinen Namen erhalten. Für die geringe Breite des achäischen Küstenlandes bietet seine große Fruchtbarkeit einigen Ersatz. Die Niederung des angeschwemmten Landes, so weit sie nicht sandig oder felsig ist, hat einen höchst ergiebigen Boden, der aus natürlicher Kraft das Gestade mit einem dichten Gebüsch von Lorber, Myrthe, Tamariske u. s. f. bedeckt; die angebauten Küstenstreifen aber gehören zu den reichsten und einträglichsten Fluren Griechenlands. Einen ganz besonderen Werth haben sie durch den seit dem sechszehnten Jahrhundert eingeführten Korinthenbau, welcher unter allen Pflanzungen dem griechischen Landbesitzer den sichersten und reichsten Gewinn verbürgt. Die Landescultur war indeß nicht auf den schmalen Ufersaum beschränkt; die verschiedenen Stufen des Gebirges gaben mannichfachen Ertrag. Die nächsten Abhänge über dem Meere sind besonders für den Weinbau geeignet; noch jetzt haben die Paträer oberhalb der Stadt ihre Weinberge, welche einen vorzüglicheren Wein liefern, als die der feuchten Ebene. Noch höher hinauf als die Weinrebe gedeiht das Getreide in den erdreichen Thalschluchten des Hochgebirgs und in den von geschmolzenem Schnee angefeuchteten Bergfeldern. Hoch am Kyllene bei dem jetzigen Trikkala feierte man die gastliche Einkehr der Demeter; Achaja baute, wie Sicilien, den Weizen vorzugsweise im Gebirge. Grasige Weideflächen finden sich in den Quellthälern am Kyllene und Erymanthos, wohin im Juni die Heerden getrieben werden.

Das schmale Land mit seiner Reihe von Meerebenen, welche, durch vorgeschobene Gebirgsarme getrennt, neben einander liegen, ist von Natur so deutlich zu einer Bundesverfassung bestimmt, daß sich die Achäer, als sie das Land eroberten, ganz der ionischen Gliederung anschlossen und nur die geschichtliche Entwicklung, welche die Ionier selbst nicht hatten vollenden können, fortsetzten. Darin aber besteht das Eigenthümliche der achäischen Landesgeschichte, daß kein durchgreifender Synoikismos der zwölf Theile, wie in Attika, zu Stande kam und daher auch keine Concentration des Cultus, der Verwaltung, der Rechtspflege in einer Hauptstadt; es blieben lauter einzelne gleichberechtigte Cantone, ein kleines Griechenland im großen. Die ältere Bedeutung der Achäer beruht hauptsächlich auf ihren Colonieen. Das schmale Küstenland, wo von achtunddreißig Quadratmeilen kaum der siebente Theil dem Pfluge

zugänglich ist, konnte für die Bevölkerung nicht ausreichen, welche in dem Innern der Halbinsel in wiederholten Zügen zuströmte und während langer Friedenszeiten sich ungestört vermehrte. Das Meer leitete den Schiffsverkehr wie die Auswanderung nach Westen. Schon die älteste der griechischen Städte in Unteritalien, Cumä, wird durch die Sage mit dem achäischen Tritaia in Verbindung gesetzt.

Eine Eidgenossenschaft kleiner, gleichgeordneter Stadtgebiete ist zur Theilnahme an den auswärtigen Begebenheiten wenig geeignet. Deßhalb nahmen auch die Achäer während der wichtigsten Periode der hellenischen Geschichte eine neutrale Stellung ein. Als Griechenland sich aber in der Bildung einzelner Gemeinden und besonderer Staatsverfassungen erschöpft hatte, da war es Achaja, wo die Form des Bundesstaats, welche hier sich neu ausbildete, dem allgemeinen Bedürfniß so entgegen kam, daß er unter Aratos' kluger Leitung rasch in der Halbinsel Boden gewann, so daß an den Achäerbund sich der ganze Inhalt des letzten Jahrhunderts der griechischen Geschichte anschloß und die kleine Küstenlandschaft am Ende dem ganzem Lande den Namen gab, unter welchem es den Römern dienstbar wurde.

3. Elis. Elis ist nur ein Vorland von Westarkadien. Alle andern Landschaften des Peloponnes lösen sich in freierer Gliederung vom arkadischen Gebirgskern ab; Elis allein ist nur Abdachung; es hat kein eigenes Gebirge, nur Hügelland und Ebene. Darum gibt es in der ganzen Halbinsel für den menschlichen Fleiß keinen dankbareren Boden; denn wenn Elis auch keine Flußthäler hat, welche an Ueppigkeit des Pflanzenlebens mit den Ebenen des Pamisos und Eurotas wetteifern können, so hat doch keine peloponnesische Landschaft so zusammenhangende und ausgedehnte Ackerfluren, keine ist einer so gleichmäßigen Benutzung fähig.

Obwohl Elis vorzugsweise Küstenland ist, so ist doch die Bildung seiner Küste unvortheilhaft. Meer und Gebirge berühren sich nicht; achthundert Stadien lang zieht sich von Norden nach Süden ein flacher Strand, dem es an natürlichen Hafenplätzen gänzlich fehlen würde, wenn nicht eine zerstreute Gruppe naher Felsinseln sich durch Anschwemmung mit dem Festlande verbunden hätte.

Wie für die Seefahrt war auch für selbständige Staatenentwicklung die Lage des Landes nicht glücklich, denn keine Landschaft der Halbinsel ist gegen äußere Angriffe weniger geschützt. Ein breites Stromthal führt, wie eine offene Thorstraße, aus dem Binnenlande mitten in Elis hinein; die Gebirge im Rücken der Landschaft gewähren geringen Schutz, weil sie nur die Abstufungen höherer Gebirge sind. Der flache Küstensaum bietet den bequemsten Zugang von Norden und von Süden; die Fluren und Dörfer sind allen Landungen feindlicher Flotten bloßgestellt. Unter diesen Umständen mußte Elis, wenn es eine selbständige Landschaft sein sollte, eine ganz besondere Stellung unter den peloponnesischen Staaten einnehmen. Dies wurde in vollkommenster Weise dadurch erreicht, daß zu der Zeit, als die Staatenordnung der

Halbinsel sich dauernd feststellte, der Eleer Gebiet als das Tempelland des olympischen Zeus anerkannt und so gegen die Gewaltthaten übermächtiger Nachbarn durch Uebereinkunft gesichert wurde. Beschworene Verträge ersetzten der Landschaft die natürlichen Schutzwehren, deren sie ihrer Fruchtbarkeit wegen mehr als andere bedurfte. Unter dem Schutze dieser Verträge breitete sich die Bevölkerung furchtlos im Lande aus; man sah keine Festungen, sondern nur offene Dörfer, Gärten und Landhäuser; dazwischen, besonders in der Alpheiosgegend, zahlreiche Heiligthümer.

4. Messenia. Messenien ist das Land des Pamisos, wie Lakonien des Eurotas. Beide durchströmen ihre Landschaften in ganzer Ausdehnung von Norden nach Süden und bilden die Culturebenen derselben; beide Flüsse sind die Durchbrüche eines ursprünglich eingeschlossenen Seethals, welches sie entwässern, indem sie zugleich ein unteres Thalland absetzen mit einem seit Jahrtausenden gegen das Meer vorrückenden Uferrande. Wie Lakonien war Messenien zwischen zwei Bergreihen eingeschlossen, dem Taygetos im Osten und den Berggruppen, welche sich im Westen von der Südwestecke des arkadischen Hochlandes hinabziehen. Aber das Flußthal des Pamisos war von anderer Construction, als das des Eurotas. Statt einer langen und schmalen Thalfurche zwischen zwei Bergreihen, wie sie der Eurotas bildet, öffnet sich hier an den Quellen des Pamisos eine kreisförmige Ebene, das Gebiet von Stenyklaros. Das Randgebirge Arkadiens, welches an den Quellen der Neda und des Pamisos hoch emporsteigt, fällt in mehreren Terrassen zu dieser Ebene herab, welche sich tafelförmig, wagerecht ausdehnt; sie ist das Bett eines abgeflossenen Sees. Durch die Höhe der arkadischen Berggipfel vor dem Nordwind geschützt, von den zahlreichen Quellen und Bächen, welche rings von den Höhen niederströmen, reichlich bewässert, ist der Schlammboden dieser Ebene von ungemeiner Fruchtbarkeit und milder Luft. Im Süden schließen Bergreihen, welche von Westen und Osten an den Pamisos so nahe herantreten, daß der Fluß sich den Weg durch ihre Felsen bahnen muß, die Ebene von Stenyklaros. Unterhalb dieses Durchbruchs öffnet sich eine zweite Ebene an diesem Flusse, die sich bis zum Meere hinabzieht. Dem Südwinde offen und darum noch wärmer als die obere, eben so reichlich von Bächen getränkt als jene, ist diese untere Ebene Messeniens ein Gartenland, in welchem sich die volle Pracht einer südlichen Vegetation entfaltet, in welchem noch heute die Aecker von Cactushecken umgeben, die Dörfer in Oliven- und Maulbeerhainen verborgen liegen, während hier, wie in der oberen Ebene, die Abhänge und Halden der umgebenden Gebirge die schönsten Weiden darbieten. Diese beiden Ebenen Messeniens sind die fruchtbarsten und üppigsten Gebiete des Peloponnes. Euripides nennt Messenien ein Land „voll schöner Frucht, von tausend Bächen getränkt, den Heerden der Rinder und Schafe die kräftigste Trift, nicht zu sehr von den Stürmen des Winters durchweht, noch im Sommer zu sehr durch die Strahlen der Sonne durchglüht".

Dieser Reichthum der messenischen Landschaft, die beinahe über hellenisches Maß hinausgehende Wärme seiner Niederungen konnte nicht ohne Einfluß auf die Geschichte seiner Einwohner bleiben. Denn so wenig auch die Schicksale Messeniens ausschließlich aus örtlichen Gründen hergeleitet werden dürfen, so ist doch die Thatsache nicht zu verkennen, daß unter den milderen Westabhängen des Taygetos der dorische Charakter sich in demselben Grade verwischte und verweichlichte, wie er am jenseitigen Abhange einer großartigeren und rauheren Natur gegenüber bei streng erneuerter Stammsitte in Krieg und Jagdleben erstarkte. Als daher die beiden durch Stammverwandtschaft zusammengehörigen und durch das Bundesheiligthum der Artemis Limnatis vereinigten Nachbarstaaten einander ganz entfremdeten, mußte der Gegensatz zwischen ihnen um so mehr zum Kampfe führen, je mehr mit dem neidischen Blicke, den der Spartaner von der kahlen Taygetosscheitel auf die Ufer des Pamisos warf, sich das Vertrauen des Sieges verband. Die Entwicklung der beiden Nachbarstaaten war eine so verschiedene, daß in den messenischen Kriegen die stärksten politischen und religiösen Gegensätze gegen einander in den Kampf traten.

5. Lakedämon. Die südlichste Landschaft des Peloponnes wird durch zwei Gebirge gebildet, welche in gleicher Richtung vom südarkadischen Hochlande ausgehen, Taygetos und Parnon; sie fassen von beiden Seiten das Eurotasthal ein und in ihrer Fortsetzung als Halbinsel das breite Bett des lakonischen Meeres. Der westliche dieser beiden Parallelzüge ist die großartigste Höhenkette Griechenlands. Tief im Binnenlande unscheinbar anhebend, zieht er sich ohne Unterbrechung, ohne Verzweigung, in wesentlich unveränderter Richtung weit in das südliche Meer hinein, hier die messenische Bucht von der lakonischen trennend. Seine höchste Erhebung, 7416 Fuß, und seine vollste Entwicklung erreicht er oberhalb der Tiefebene von Sparta. Er ist voll jäher Schluchten, aber ohne innere Thalbildung, daher unwegsam, namentlich in seinem mittleren Zuge. In seiner landschaftlichen Erscheinung hat er vor allen anderen Gebirgen den Charakter des Erhabenen und Majestätischen. Bei seiner senkrechten Erhebung tritt Hoch- und Tiefland in nahen, überraschenden Gegensatz; die Gebirgsstufen bauen sich kühn und gewaltig über der Ebene auf, das Auge steigt mit immer neuer Freude von den dichten Orangengärten des feuchten Thales an den reich bebauten Vorbergen zu dem waldreichen Hochgebirge und endlich zu den kahlen Schneegipfeln empor. Eine seltene Fülle von Formen, eine Folge der verschiedensten Zonen vereinigt sich in einem Bilde. Einen ganz verschiedenen Charakter hat das Parnongebirge, das bis in seine südlichste Fortsetzung den Charakter der mannichfachen Verzweigung und wechselnden Gliederung zeigt, im entschiedenen Gegensatz zu dem in stämmiger Kraft als Hochgebirge verharrenden Taygetos. Beide Gebirge bilden das feste Gerüste des Landes; zwischen ihnen versteckt sich in tiefer und langer Bergspalte das Thal des Eurotas.

Das Eurotasthal bildet mit den beiderseitigen Gebirgslehnen das

innere Lakonien, welchem sich das äußere in zwiefacher Form anschließt; zuerst die Fortsetzung des Taygetos, die mittlere und mächtigste der drei peloponnesischen Südhalbinseln, und zweitens das breit gelagerte Bergland des Parnon, so weit es einerseits gegen das östliche Meer abfällt und sich andererseits nach Süden in eine hafenreiche Halbinsel und die Insel Kythera verzweigt. Ein Land von sieben und achtzig Quadratmeilen Umfang und darin nur eine beschränkte Culturebene, welche, wie der weiche Kern einer Frucht, von einer harten und dicken Schale rings umschlossen ist — ein solches Land mußte im Vergleiche mit den andern Landschaften und namentlich mit Messenien als ein ungemein rauhes und der Cultur widerstrebendes angesehen werden. Die eine Tiefebene aber ist durch Fruchtbarkeit und Sicherheit der Lage in dem Grade von der Natur bevorzugt, daß dadurch die ganze Landschaft den Charakter der Concentration erhält, welcher mehr als alles Andere ihre geschichtliche Eigenthümlichkeit ausmacht. Man denke sich das Mittelland in alleinigem und zusammenhangendem Besitze eines erobernden Kriegsstammes, welcher durch Leibeigene Saat und Aernte bestellen läßt, während das umliegende Bergland an die unterworfenen Urbewohner ausgetheilt wird, welche in zerstreuten Ansiedelungen unter Noth und Arbeit kümmerlichen Unterhalt gewinnen, so sehen wir in Lakonien alle natürlichen Bedingungen zu einem auf Grundbesitz beruhenden, aristokratischen Bürgerstande vereinigt. Dieses Mittelland war daher zu allen Zeiten das Kernstück Lakoniens, der Sitz der Macht und Herrschaft. Von hier erhielt die ganze Landschaft Namen und Bedeutung, von hier aus eroberten sich die Dorier allmählig das Gebiet, das wir Lakonien nennen. Ja, sie griffen sogar über die natürlichen Marken im Westen hinüber, sobald es ihrer Kraftfülle in dem schmalen Bergthale zu eng wurde, so daß sie ihre Landschaft über den ganzen Süden der Halbinsel erweiterten, und daß der Taygetos, statt die Grenze zu bilden, jetzt die Mitte des dichtbevölkerten Lakoniens durchzog.

Nachdem das künstliche Gebäude des dorischen Staatslebens zerfallen war, hat keine bedeutende Entwicklung im Eurotaslande Statt gefunden. Mit der einbrechenden Barbarei veränderten sich wesentlich Natur und Bewohnung des Eurotaslandes. Die Ufer des Flusses versumpften; die Ueberreste der alten Bewohner zogen sich ihrer Gesundheit und Sicherheit wegen in das Hochgebirge, neue Völker drangen ein. Alarich zerstörte, was von der Stadt der Spartaner noch übrig war, und später besetzten slawische Stämme, durch Tapferkeit und Volkszahl ausgezeichnet, das entvölkerte Land.

6. Argolis. Der nordöstliche Theil des Peloponnes hat die reichste Gliederung. Hier lös't sich das Land am freiesten vom arkadischen Gebirgskerne ab und springt als langgestreckte Halbinsel mit größter Küstenentwicklung, hafenreich und von nahen Inseln umgeben, in das Meer vor. Die gemeinsame Basis des ganzen Landestheiles ist der östliche Gebirgsrand von Arkadien, welcher seinen Höhenpunkt im Artemision zwischen Mantineia und Argos hat. Von dieser Westwand

aus dacht sich Argos nach drei Meeren ab: im Norden zum korinthischen, im Osten zum saronischen, im Süden zum argolischen Meerbusen. Darnach ist auch die Gliederung des Landes eine dreifache. Zuerst die parallel laufenden Thäler, welche von Süden nach Norden gestreckt gegen die innere Bucht von Korinth sich öffnen: das Asopostthal mit Orneai, Phlius und Sikyon, die Thäler von Nemeai und endlich die korinthische Schlucht mit Tenea, das östliche und engste dieser vier neben einander liegenden Flußthäler. Zweitens die südöstlich vorgestreckte Halbinsel, deren Gebirge sich nicht regelmäßig abdachen, sondern, in viele Arme getheilt, ein ungemein formenreiches Gestade bilden. Den dritten Theil endlich bildet die Inachosebene, welche sich gegen den argolischen Meerbusen öffnet. Dies ist die einzige große Ebene, das Kernstück der ganzen Landschaft, und wenn auch der Name Argos und Argolis von Homer und Pausanias für die ganze dreifach gegliederte Landschaft gebraucht wurde, so daß Korinthos und Sikyon als Theile derselben betrachtet wurden, so trug doch die Inachosebene ursprünglich und vorzugsweise den Namen Argos oder Argeia.

Diese drei geographisch zusammengehörigen Theile waren nur in einzelnen Zeitpunkten auch politisch vereinigt. Denn wie die Boden-Verhältnisse nirgends mannichfaltiger sind, so finden wir auch in keinem Theile der Halbinsel eine größere Mannichfaltigkeit geschichtlicher Zustände, eine größere Fülle von Staatenbildung und einen häufigeren Wechsel der Bewohnung. Das eigentliche Argos gehört zu den für die Geschichte so bedeutungsvollen Ebenen Griechenlands, welche sich südwärts zum Meere öffnen, während sie nach allen andern Seiten von Gebirgen umschlossen und nur durch enge Pässe mit dem Binnenlande in Verbindung stehen. Wie in Attika durchziehen zwei Flüsse (Inachos und Charadros) die Landschaft, um vereinigt im angeschwemmten Uferrande zu verschwinden. Aber keiner der argivischen Zwillingsflüsse dient wie der attische Kephisos, „mit täglich frischem Thaue" die Gartenpflanzungen zu benutzen; sie gewähren dem Lande kaum einen andern Nutzen, als daß sie während der nassen Jahreszeit das zusammenströmende Bergwasser sammeln und in das Meer abführen. Die anderen Bäche, welche von der östlichen Seite herabkommen, bilden keine Thalfurchen in der Ebene, sondern verschwinden schon nahe am Gebirgsrande vollständig. Wesentlich verändert sich die Natur der Landschaft, wo sie südlich von Argos sich verengt und die einzelnen Höhenrücken näher und näher gegen das Meer vortreten. Wie wir dort lange Flußthäler ohne Wasser finden, so hier Wasser ohne Thäler; dort die größte Dürre, hier gehäufte Wasserschätze. Wenn also von dem durstigen Argos die Rede ist, so ist das die Argeia im engsten Sinne, deren viele Schluchten und Spalten gierig den herabströmenden Regen aufschlürfen; aber es strömt schnell über den harten Boden hinweg, und das dürstende Land lechzet immer von Neuem nach Erquickung. Wie in dem wasserarmen Attika ging auch hier die Sage von einem Streite der Götter um das Land und von der Niederlage des Poseidon, der zürnend die

Flüsse des Landes bis zu den Quellen vertrocknen ließ. Unter diesen Umständen waren die Bewohner gezwungen, auf künstliche Bewässerung zu denken. Argos wurde, wie Attika, die Schule der Brunnengrabung, welche hier Bedingung der Landescultur war. Danaos und seinem Geschlechte wurden die ersten Anlagen dieser Art zugeschrieben; die vier der Sage nach ältesten Brunnen des Landes wurden wie Heiligthümer verehrt, und während das Undankbare und Mühselige einer künstlichen Bewässerung des Bodens in dem Mythos der Danaiden dargestellt wurde, galt von ihrem Vater der Vers des Hesiodos:

Danaos machte das durstende Land zum reichlich getränkten.

Argolis hat vor allen übrigen Landschaften des Peloponnes den vollen Genuß der Vortheile, welche der griechische Archipelagus seinen Uferländern gewährt. Mit den gastlichen Buchten der argolischen, hermionischen und saronischen Gewässer, mit den zahllosen Ankerplätzen auf der ganzen Küstenstrecke von Malea bis zum Isthmos öffnet es sich gegen die Welt des Ostens; es ist das nach Morgen schauende Antlitz der Halbinsel. Wenn die Phönizier von Kythera an der Küste hinauf fuhren, so fanden sie am Inachos die erste ansehnliche, wohlhabende und bevölkerte Ebene. Dorthin lockte sie der Gewinn des Tauschhandels und des Raubes, dorthin das Kupfer der mykenischen Berge und die Purpurschnecke im Meere von Hermione. Am Strande von Argolis hat sich der Gegensatz des Einheimischen und Fremden, haben alle Folgen friedlicher Verbindung und feindlicher Reibungen mit dem Morgenlande sich zuerst entwickelt. Mit diesem Gegensatze beginnt aber alle Geschichte des Landes; darum hieß Argos vorzugsweise „das alte Argos" und die Argiver nannten sich die ältesten der Hellenen. Darum hat auch die Sage, welche des Volkes Bewußtsein über die Anfänge seines geschichtlichen Lebens festzuhalten sucht, nirgends reicheren Stoff zu bewältigen gehabt, um das seinem Ursprunge nach Einheimische sowohl wie das Fremde zu einem großartigen Bilderkreise zu verweben. Argos, der libysches Saatkorn bringt, Agenor, der Begründer der Roßzucht, die irrende Io mit ihrem wanderlustigen Geschlechte, Proitos mit den lycischen Kyklopen, der im Holzkasten schwimmende Perseus, Europs, Kar, Palsamedes, Bellerophon — alle diese Gestalten haben das Gemeinsame, daß sie den vielbewegten Seeverkehr mit Vorderasien und Afrika darstellen.

---

31. Olympia.

(Nach K. v. Hailbronner, Morgenland und Abendland.)

Trostlos und öde, wie fast alle großen Stätten der Geschichte, liegt das versunkene Olympia auf weiter Fläche vor uns, und nur die traurige Distel führt zu den Ueberbleibseln ihrer einstigen Pracht. Da liegen sie, zusammengeschmettert von Erdbeben und Jahrtausenden, die Trümmer des olympischen Jupiters, dessen elfenbeinernes Stand-

bild, des Phidias höchstes Werk, unglückverkündend schon so viel früher der Zerstörung erlegen. Wie aber der fallende Held im Tode noch mächtig erscheint, so erfüllen die Schöpfungen der griechischen Kunst noch in ihrer Vernichtung mit Staunen und Ehrfurcht, denn mit der Größe und Schönheit der Säulen des dahingesunkenen olympischen Zeustempels ist keine andere Ruine Griechenlands zu vergleichen. Die Griechen stellten ihre Tempel auf Höhen, nur hier zwang sie Zweck und Boden, davon abzustehen, und sie in der Ebene zu bauen. Die Folge war, daß sie überschwemmt, oder eigentlich von angeschwemmtem Erdreiche bedeckt wurden. Der Alpheus, so berühmt durch Fabel und Geschichte, zieht seine heftigen Gewässer aus den Bergen Arkadiens, stürzt sich von Thal zu Thal, von Abgrund zu Abgrund, nimmt vierzig Flüsse in sich auf, vernichtet alles, was sich ihm in den Weg stellt, durchbricht Felsen, und wird erst ruhig, breit und geregelt in der Ebene von Olympia. Seine Ufer sind mit Bäumen besetzt, um die sich malerisch die wilde Rebe schlingt; die ganze Gegend ist mit Maulbeerbäumen und Oliven, Feigen und Weinreben, Rosen und Myrten bedeckt, und dies ist der Alpheus, an dem Anakreon und Pindar ihre Lieder sangen, wo Praxiteles seine Venus, Phidias den Jupiter schuf, wo die goldene Leier dem Sieg wie der Liebe klang, und der den heiligen Weg nach Olympia zeigte. Später ist der Alpheus etwas aus seiner Rolle gefallen, oder aus seinen Ufern getreten, er hat das glänzende Olympia mit seinem Schlamme bedeckt und Jahrhunderte verborgen gehalten. Wie würden sich aber berühmte frühere Reisende wundern, wenn sie Zeugen seiner Auferstehung sein könnten, da, wo sie fruchtlos nach Ueberbleibseln geforscht hatten. Und eine Auferstehung ist es, da die heiligen Mauern tief unter der Erde hervorgehoben werden müssen, und wir nun bereits einen Theil des großen Tempels und seine zerbrochenen Säulen vor uns sehen, und es nur an der Beharrlichkeit der Grabenden liegt, um in Jahresfrist ganz Olympia aus seinem Grabe heraufsteigen zu lassen. Alle Umgebungen des Tempels werden klar, und wie herrlich umgaben die Griechen die Stellen ihrer Anbetung, ihrer Volksfeste! Unmittelbar am Alpheus war der Hippodrom, etwas weiter zurück der nun aufgedeckte, große Tempel, und hier zog sich die Stadt*) an den schönen Hügeln hinauf, welche diesen Schauplatz hohen Ruhmes umgürten, und über denen sich immer höhere Berge aufthürmen. Reich bewachsen sind sie noch alle und in den Farbenschmelz tropischer Vegetation getaucht, rings um den Schauplatz heroischer Lust gleich einem Amphitheater gegen den Fluß gewendet, raumbietend für die müßige Masse der zuschauenden Hellenen.

*) Olympia war übrigens keine Stadt, sondern nur ein Thal, welches das Heiligthum des Zeus und die Localitäten für die Spiele enthielt. Um das Heiligthum herum, bis an die Pforte der Altis, bildete sich eine Art Vorstadt, welche außer den für die Dauer der Festzeit aufgeschlagenen Zelten und Meßbuden einige Gasthäuser, die Wohnungen der Priester und Tempeldiener enthielt.

Auf einer hohen Bergspitze, gerade über dem Thal von Olympia, stehen einzelne ärmliche Hirtenhäuser, zu denen wir hinaufklommen, um von oben das große Bild zu übersehen und unser Lager aufzuschlagen. Hier streckte ich mich aus auf dem äußersten Vorsprunge der Felsenkante und sah hinab, und ließ die Schatten der Vergangenheit an mir vorüberwandern und betrachtete das lautlose, einsame Thal, aus dem mir so viel Herrlichkeit entgegentrat. In dieser grünen, dämmernden, schweigenden Einöde, wo der Blick durch ein Labyrinth von Wunder, Geheimniß und Majestät schweift, wo der hinfällige Sterbliche im Anblicke der größten Vergangenheit mit heiligem Schauer sich bang und selig unter die Flügel der ewigen Güte und Liebe flüchtet, da steigt der Gedanke des Geistes reiner und erhabener auf, und die Brust hebt sich höher und stolzer, und mir pochte das Herz, wie wenn ich selbst zu den olympischen Spielen gekommen wäre. Dies ist also die Stelle, wo die berühmteste Stadt des Alterthums stand und mit seinen edelsten Tempeln und Standbildern bedeckt war, wo man zuerst die Zeit berechnete und wo alle fünf Jahre die Griechen, ja, selbst die Barbaren ferner Colonieen zusammenflossen. Hier vereinte sich alles, was der Erdball Ausgezeichnetes erzeugte, hier strahlte alles von Elfenbein, Marmor und Gold, hier opferte der schlichte Bürger gleich dem Könige, hier fand der Held und der Biedermann seinen Tempel, und die großen Künstler, welche sie verewigten, ihre Kronen. Jener Eichenhain, es ist der dem Zeus geweihte Altis, und diese wilden Oelbäume lieferten einst den Siegern die olympische Krone. Hier um den großen Tempel bewegten sich die erhabenen Processionen, und gleich einem stürmischen Meere umwogte die Menge ihre Helden und Athleten, und feierliche Hymnen erschollen aus den Jupitershallen. Und das Theater führt uns zum Stadium, das sich sachte aufwärts zwischen den beiden schönen grünen Hügeln hineinzieht, leicht erkennbar durch Form und Länge. Mein Auge sucht die Arena, ich sehe die Opfergaben bereiten, die schöne Priesterin der Ceres tritt an den Altar, die unübersehbare Masse scheint unbeweglich in Reihen an Reihen dazusitzen, und bekommt erst Leben und Sprache, wenn der Lauf beginnt. Wo ist ein Fleck auf der weiten Erde, der solchen Aufschwung edler, freier Völker gesehen! Es gibt hier keine Gegenwart, keine Zukunft, man fühlt nur Vergangenheit, und was uns umringt, wirft nichts Störendes, nur erhebende Erinnerung in unsere von Begeisterung bewegte Seele. Das Reisen gibt uns manche Götterstunde; wer aber kann sie beschreiben, wer wiedererzählen, was er in der Stunde empfunden, die er über Olympia verschwelgt?

32. Die griechischen Inseln.

(Nach A. von Roon, militärische Länderbeschreibung von Europa, und Fr. Jacobs, Hellas.)

Rings um die Gestade der Halbinsel, in näherer oder größerer Ferne, in der Gestalt langgestreckter, fast zusammenhangender oder getrennter Ketten und Gruppen, breitet sich eine kleine Welt von Inseln aus. Nur an den Küsten des schwarzen und Marmora-Meeres finden sich keine, wenigstens nur unbedeutende Repräsentanten dieser Bildung; vor allen ist die Westküste in dieser Beziehung reich ausgestattet, denn hier reiht sich Insel an Insel, so daß man allein durch schmale, gefährliche Felsen-Canäle dem Festlande nahen kann. So ist es an den Gestaden Dalmatiens, so an denen von Epirus; nur die flacheren Küsten Albaniens und des arkadischen Golfs liegen freier da. Daraus erklärt sich unter Anderem die Bedeutung von Durazzo zu einer Zeit, als man für die üblichen Schiffe eines weniger tiefen Fahrwassers bedurfte.

Die Inselketten der Westküste werden bekanntlich unter den allgemeinen Benennungen der dalmatischen und ionischen Inseln zusammengefaßt. Die ersteren beginnen im Golf von Fiume und reichen südostwärts bis gegen Ragusa; die letzteren umgürten die epirotischen Küsten vom Cap Linguetta südwärts bis zum Eingange des Patras-Golfs.

Die Inseln des ägäischen Meeres unterscheiden sich in ihrer Lage zunächst dadurch von denen des adriatischen, daß sie nicht, wie diese, eng angeschlossen, die Küsten der Halbinsel umwallen und verschließen, sondern meist in der Verlängerung der Süd-Enden des Festlandes in langen Reihen ausgestreckt sind oder sporadisch an den Küsten umherliegen; nur Euböa macht hiervon eine Ausnahme. So findet sich in der Verlängerung des thracischen Chersonnes: Imbros (Imbro) und Lemnos (Stalimene); dem Cap Serrium Samothraki (Semendrek), dem Süd-Ende des Pangäus gegenüber Thasos; am Süd-Ende des Pelion-Zuges: Skiathos, Skopelos, Halonesos (Schelidromia) u. m. a. kleinere; weiter meerwärts Skyros. Ebenfalls in der Verlängerung der Pelion-Kette: Euböa oder Negropont, und in der Richtungslinie dieser Insel so wie der attischen Halbinsel die Doppelreihe der Kykladen. Ferner Salamis (Koluri), Aegina u. m. a. kleinere Inseln in der Verlängerung des achäischen, und Cythera (Cerigo) in der des menelaischen Bergzuges; endlich im Süden dieses weit verbreiteten Archipelagus das langgestreckte Kreta oder Kandia.

Auf diese Weise erhalten die griechischen Meere eine Mannichfaltigkeit und Abwechslung, einen Reichthum von Küsten, die für die Geschichte und Entwicklung seiner Bewohner von dem allerbedeutendsten Einflusse gewesen sind. Die Gewalt der Meeresfluten, noch mehr aber plutonische Kräfte haben, zertrümmernd und zugleich neu aufbauend, diesem Archipelagus seine gegenwärtige Gestalt gegeben. Sie haben an

der benachbarten asiatischen Küste und ihren Inseln auf gleiche Weise gewirkt und gebaut, so daß diese Inselwelt, selbst in einer Zeit, in der die Schifffahrtskunst noch in der Kindheit war, die Seebrücke bilden konnte, mittels welcher beide Erdtheile schon früh in den lebhaften Verkehr und Ideen-Austausch traten, die für die Entwicklung europäischer Civilisation von dem entschiedensten Einfluß gewesen sind.

a) Die dalmatischen Inseln haben ganz das Naturgepräge der benachbarten Küstengegenden. Die Karstbildungen Illyriens und Dalmatiens wiederholen sich hier, und sprechen sich aus in der langgestreckten Form und der dem Küstengebirge parallelen Lage der Inseln; es tritt hier nur der Unterschied ein, daß die Höhen niedriger und die scheidenden Terrainspalten tiefer ausgefurcht und vom Meere bedeckt sind. Zahlreiche Klippen und Fels-Inselchen (Scoglien) machen die Fahrt in diesen engen Seestraßen gefährlich und mühselig; häufig sind, durch solche oder ähnliche Untiefen, die einzelnen Inseln fast mit einander, Sabioncella sogar durch eine niedrige, periodisch überflutete Landzunge, mit dem Festlande verbunden. — Die höchsten Punkte dieser Inseln liegen auf Cherso, Lussin und Meleda, und erheben sich kahl und felsig 1800—2000 Fuß über dem Meere. Die übrigen Naturverhältnisse sind denen des Festlandes von Dalmatien ganz ähnlich.

b) Die ionischen Inseln nehmen, wie die dalmatischen, einen Flächenraum von einigen 40 Q.-Meilen ein, sind wie diese felsig, hoch, mit hafenreichen Steilküsten versehen und ebenfalls der Westseite der griechischen Halbinsel vorgelagert, doch so, daß die trennenden Meeresstraßen breiter und beschiffbarer, die Inseln daher auch zugänglicher und somit wichtiger geworden sind, als jene. Die bedeutendsten heißen Korfu (Corcyra), Paxo (Paxos) und Anti-Paxo; Sta. Maura (Leukadia), Thiaki (Ithaka), Cefalonia (Cephalenia), Zante (Zakynthos), endlich wird auch das dem Cap Malea gegenüberliegende Cerigo, obgleich von den übrigen durch weite See-Räume getrennt, den ionischen Inseln zugezählt. Von diesen sind Cefalonia mit 16 und Korfu mit 10 Q.-M. die größesten, und Sta. Maura ist dem Festlande am nächsten und durch Sandbänke und hölzerne Brücken mit demselben verbunden.

Diese sieben Inseln sind, wie die benachbarten epirotischen, durch Erdbeben zertrümmert, und mehrere von ihnen vulkanischer Natur, obgleich nirgend ein thätiger Vulkan vorhanden ist. Die ionischen Inseln sind eben so wasserarm, als die dalmatischen. Daher kommt es, daß der kalkige Boden, ungeachtet des südlichen Himmels, der sich über ihm wölbt, den eigenen Getreidebedarf nicht zu erzeugen vermag. Dagegen gedeihen Oliven, Korinthen, Wein, Baumwolle, Agrumi und alle Vegetabilien, die anhaltende Trockenheit ertragen können. Waldungen sind nur spärlich, Weiden gar nicht vorhanden. Deßhalb ist auch weder an Rinder- noch an Pferdezucht im Großen zu denken; Cerigo ist verhältnißmäßig am reichsten daran; Korfu, Cefalonia und Cerigo ernähren

Schafe; die gewöhnlichen, in großer Zahl vorhandenen Hausthiere aller Inseln sind aber, wie auf Malta, Esel und Ziegen. — Ungeachtet alle Naturverhältnisse weniger günstig sind, als auf dem griechischen Festlande, so ist doch der Anbau auf den sieben Inseln, namentlich auf Zante, viel sorgsamer und häufiger, als dort; es wohnen im Durchschnitt über 4000, auf Zante 7800 Menschen auf einer Q.-M., und Ortschaften und zerstreute Wohnungen bedecken die kahle, felsige Oberfläche dieser Inseln weit und breit, besonders an den Küsten. Auch für die Communicationen ist, seit dem Beginn der britischen Verwaltung, wohl gesorgt, und mehrere schöne Landstraßen sind gebaut worden.

c) Euböa oder Negropont umlagert in südöstlicher Richtung die Ostküsten von Hellas. Bei einer Länge von 23 Meilen hat es in der entgegengesetzten Richtung sehr verschiedene Ausdehnung. Die Oberfläche Euböa's nimmt etwa 60 Q.-M. ein, ist fast durchaus gebirgig; mehrere Bergketten durchlängen sie und wechseln mit dürren Hochflächen; die Küsten sind zersplittert, mit gezahnten Felsenspitzen umgürtet, und nähern sich am Euripus den Gestaden des Festlandes bis auf 100 Schritt. Der höchste Punkt der Insel, der Delphi-Berg, erreicht die bedeutende absolute Erhebung von 5357 Fuß. An Naturgaben übertrifft sie die ionischen Inseln bei Weitem; ihr vulkanisches Erdreich ist überall ungemein fruchtbar, wo es angebaut wird, und schöne Weiden und dichte Waldungen bedecken die Seiten ihrer Gebirge. Aber es fehlt an Bewohnern und Cultur, wie in ganz Griechenland; man zählt zwar 230 elende Ortschaften, aber die Bewohner wenden keinen Fleiß auf die Bebauung des Bodens, sondern leben von Raub und Viehzucht.

Die kleinen Felsen-Inseln Salamis, Aegina, Poros, Hydra (Hydrea), Spezzia (Tiparenus) und einige andere, welche so wie Euböa ganz in der Nähe griechischer Küsten liegen, theilen mit diesen alle Naturverhältnisse. Sie sind sämmtlich hoch, rauh, felsig, fast ganz ohne Fruchtboden und Vegetation, daher nur von Fischern und Schiffern bewohnt, die sich gelegentlich als Seeräuber furchtbar machen. Am höchsten ist Hydra, sein höchster Punkt 1805 Fuß über dem Meere; nur die vulkanische Insel Aegina hat im nordwestlichen Theile ebenere und angebaute Gegenden, und die berühmte Salamis ansehnlichen Baumwuchs.

d) Die Kykladen strecken sich in der Verlängerung von Euböa und Attika 28 Meilen südostwärts aus, als eine doppelte, zum Theil dreifache Reihe von kleinen Eilanden. Andro (Andros), Tine (Tenos) und Naxia (Naxos) in der östlichen, Syra (Syros) und Paro (Paros) in der mittleren, Zea (Ceos), Milo (Melos) und Santorin (Kalliste oder Thera) in der westlichen Reihe sind die bedeutendsten. Alle diese Inseln sind hoch, felsig, steinig und tragen mehr oder minder deutlich das Gepräge ihres vulkanischen Ursprungs. Auf Santorin ist eine Reihe immer thätiger Vulkane; in der Nähe dieser Insel stiegen, in historischen Zeiten, mehrere kleine Eilande aus den Fluten empor; Delos ist, der Mythe zufolge, auf ähnliche Art ent-

standen, Thermia (Cythnus) und Milo haben ausgebrannte Krater, und die meisten dieser Inseln bestehen aus trachytischem Gestein, andere aus Kalk- und Marmorfels. Sie ragen zum Theil bedeutend über das Meeres-Niveau empor. Die Kykladen übertreffen die ionischen Inseln an Fruchtbarkeit und Naturschätzen, denn sie sind weniger dürr; namentlich sind Andro, Zea, Milo, Paros, Naxos, Santorin und vor allen Tine durch Reichthum und Mannichfaltigkeit ihrer Producte berühmt, und ihre Bewohner, welche gleichzeitig des Vortheils ihrer maritimen Lage genießen, ungeachtet langer Knechtschaft, zahlreich und wohlhabend.

Den Mittelpunkt derselben bildet die zwar kleine, aber vor Alters hoch berühmte Insel Delos. Auf derselben erhob sich der reichste Tempel Apollons, nachdem sie gewürdigt worden, die Freistatt der Latona zu werden und — vorher schwimmend und unstet — in dem Meere zu wurzeln. Das delische Orakel galt für das sicherste; und da ein beständiges Zuströmen von Gesandtschaften, Dankenden und Fragenden hier war, so entstand ein lebhafter Handel —, wie sich denn fast überall in Griechenland der Handel mit der Religion paarte.

Naxos' schroffe Felsen umringten ein fruchtbares Land, das, reich an dem besten Wein, Baumfrüchten, Oliven und Mandelbäumen, den Schauplatz abgab für die Leiden der Ariadne, der von Bakchos verlassenen Braut. Noch jetzt ist Naxos die schönste Insel des Archipelagus, obgleich entvölkert, wie alle. Mit Entzücken spricht v. Riedesel, übrigens kein Lobredner dieser Inselwelt, von der Aussicht auf einem der Berge von Naxos, von wo die große, schöne Insel, voll der anmuthigsten Landschaften, und ein großer Theil des Archipelagus in die Augen fällt. Geisblatt und Oleander bekränzen hier alle Berge, und die Luft ist mit den Düften des Thymian und anderer aromatischen Kräuter angefüllt. Naxos ist das Land der griechischen Improvisatoren, und seine Hirten sind die besten Schleuderer. Auf einem Felsen, der ehemals durch einen Wald mit der Insel verbunden war, sieht man noch Bruchstücke eines Bakchostempels, und sein Portal wird noch jetzt gewöhnlich das Thor des Dionysos genannt.

Paros, durch eine schmale Meerenge von Naxos geschieden, ist ein fruchtbares Eiland, mit herrlichen Marmorbrüchen, die aber fast ganz verfallen sind. Noch findet man in denselben ausgearbeitete Capitale von Säulen, die gleich in den Brüchen verarbeitet wurden. Paros gegenüber liegt die kleine Felsen-Insel Oliaros, jetzt Antiparos, wegen einer Höhle mit Tuffstein-Krystallisation unverdienter Weise durch übertreibende Franzosen gerühmt.

c) Die europäischen Sporaden: die 12 Q.-M. große, hafenreiche Insel Lemnos, Samothraki, Imbros, Thasos, Skiathus, Skanthus, Skopelos u. s. w. bestehen aus vielfältig von vulkanischen Formationen durchbrochenen Kalk- und Marmorfelsen, haben steile, Thasos unzugängliche Felsenküsten, und sind großentheils mit den schönsten Waldungen bedeckt.

f) Kreta, heute Kandia genannt, schließt den griechischen Archipelagus im Süden und ist 17 Meilen von dem nächsten Punkte der peloponnesischen, 50 Meilen von der afrikanischen Küste entfernt. Es hat eine von Westen nach Osten langgestreckte Gestalt, mißt in dieser Richtung 33, in der entgegengesetzten abwechselnd 2—9 Meilen, bei einem Flächeninhalt von 190 Q.-M. Ihre Küsten sind steil, auf der Nordseite mannichfaltig und buchtenreich, auf der südlichen einförmiger, zum Theil wandartig und unzugänglich. Durch dieses Verhältniß sowohl, als durch ihre Lage ist sie daher Europa zugewandt und einverleibt worden, und jede politische Trennung von diesem Erdtheile erscheint als naturwidrig, wenngleich die Lage der Insel in der Nachbarschaft der anderen beiden Continente sie für den lebhaftesten Verkehr mit denselben geeignet macht.

Eine Bergkette, der sich theilweise eine zweite südwärts anlagert, durchzieht die Insel von Westen nach Osten; sie ist durch plutonische Gewalten ungemein zertrümmert und zerspalten, und erscheint wie in vier Stücke zerbrochen, da drei charakteristische Einsenkungen von der Süd- bis zur Nordküste reichen und zwischen beiden natürliche Communicationen eröffnen. Zwischen der ersten und zweiten liegt die höchste Bergmasse der Insel, der Ida oder Psiloritу, mit ihrem Doppel-Gipfel 7200 Fuß über dem Meere, während die weißen Berge im westlichen Theile Kreta's bis 7104 und die Gebirge von Lassiti, zwischen der zweiten und dritten Einsenkung, bis 6996 Fuß absoluter Höhe aufsteigen.

Diese hohen Gebirge sind von fruchtbaren Thälern unterbrochen und von niedrigen Vorbergen umkränzt. Alle Hänge der letzteren sind mit Reben, Oel- und Orangen-Hainen bepflanzt, die Thäler voll Getreidefluren. Selbst bis auf die Höhen des Ida steigt eine lebendige Vegetation empor, denn der Schnee bleibt dort nur wenige Monate liegen, und Cypressen- und Eichenwälder bedecken seine Seiten. Der natürliche Reichthum dieser Insel ist selbst durch die lange Barbarei, die auf ihr lastet, nicht vernichtet worden, denn noch immer ist sie wohl angebaut, wiewohl sie eine viel zahlreichere Bevölkerung erhalten könnte; gegenwärtig leben nur etwa 1050 Menschen auf einer Q.-Meile.

---

33. Montenegro (Tschernagora).

(Nach dem böhmischen Museum.)

Erreicht man das südliche Ende Dalmatiens zur See und läuft in den Meerbusen von Cattaro ein, so bietet sich dem Auge des Landenden ein eben so herrlicher als an Abwechslung reicher Anblick dar. Die Adria schneidet hier tief in das Land ein, indem sie theils den grünen Sammet üppiger Wiesen bespült, theils sich an hohen, schneebedeckten Bergen bricht und in ihrem glatten Spiegel nicht nur das wundervollste

Bild zurückwirft, sondern dieses durch ihre Wogen auch noch bedeutend hebt und verschönert. Und wirklich ist auch längs der ganzen sich lang hinziehenden östlichen Küste des Arms des mittelländischen Meeres, der Italien von der griechischen Halbinsel trennt, das Grün der Citronen-, Oliven- und Orangenbäume, so wie anderer südlicher Pflanzen, nirgends so lachend, anhaltend und ausdauernd, als in der Gegend von Castel-Nuovo. Kommt man jedoch aus dieser in der That paradiesischen Gegend in die eigentliche Bucht von Cattaro, so ändert sich plötzlich die ganze Scene; ringsum thürmen sich Felswände von 4-—5000 Fuß Höhe auf, die steil ins Meer hinabfallen, überall schwarze Schlünde und Abgründe zeigen und deren Gipfel bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt sind.

Gleichwie in den Widersprüchen des Landes und der Pflanzenwelt findet man deren auch bis zum heutigen Tage in den Sitten, dem Leben der Einwohner der cattarischen Gegend. Sie sowohl, als auch ihr Umkreis dient einem serbischen Stamm zum ausschließlichen Wohnsitz, und außer der unter den Beamten gewöhnlichen italienischen Sprache hört man daselbst keine andere; in den Niederungen jedoch treffen wir auf zahlreiche und in die Augen springende Unterschiede, so daß man sich in eine andere Welt versetzt glaubt und denkt, man trete aus dem von Zeit und Ereignissen unberührt gebliebenen Alterthum in ein Land unserer Tage. Im Küstenlande erheben sich fröhliche Städte, blühen Handel und Wandel; wo das Auge hinblickt, trifft es auf prächtige Paläste und Sommerhäuser, die von Seeleuten bewohnt werden, denen die Küsten Frankreichs und Englands eben so bekannt sind, wie diejenigen von Nord- und Süd-Amerika. Deßhalb kann es auch nicht verwundern, wenn uns hier ein nicht erwarteter Reichthum von Anschauungen und Gedanken entgegentritt, den sich der Bocchese, d. h. der Bewohner des cattarischen Küstenlandes, mit seinem Schiffe in allen fünf Welttheilen gesammelt hat.

Treten wir aus dem kosmopolitischen Kreise der die Küsten bewohnenden Bocchesen in das Innere des Landes, zwischen die hohen Berge, wo die Pflanzenwelt ihr elendes Leben dem Felsen abringen muß, die vom Schnee verwehten Weiden dem Rindvieh und den Ziegen nur elendes Futter geben und der Mensch auf den unfruchtbaren Feldern kaum nothdürftig seine Nahrung findet. Hier hat das Volk denn auch gleich eine andere, und zwar eine echt nationale Physiognomie. Da gibt es Menschen von fast riesigem Wuchs, kräftige, rauhe, aber doch schöne Gestalten mit eisenfestem Körper und einem Auge, in welchem wilde Hartnäckigkeit funkelt. Sprache und Sitten sind bei ihnen noch die nämlichen, wie zur Zeit, als Griechen und Römer mit ihnen verkehrten, und auch ihr Anzug sieht noch eben so aus, als wenn sie unlängst erst die Gegend um den Ararat verlassen hätten. Den Kopf bedeckt der mit einem Tuche in Gestalt eines Turbans umwundene oder mit Pelz verbrämte rothe türkische Feß, Hals und Brust sind entblößt; die übrigen Kleidungsstücke bestehen aus einem bequemen, kurzen Rock

von weißem oder grauem Tuche (bielatsch), einem rothen breiten Gürtel, kurzen blauen Pluderhosen, die unter den Knieen mit einer Schnur zusammengebunden sind, wollenen, mit farbigem Band umwundenen Strümpfen und aus verschiedenfarbigen Riemen geflochtenen Sandalen. Eine dick-zottige Decke mit einer Kapuze hängt auf einer Achsel und vertritt die Stelle des Mantels. So ging und geht der Tschernagorze (Montenegriner), es mag Sonn- oder Werktag sein. Seinem Portrait würde ein wichtiger Theil fehlen, wollte man die Waffen vergessen, von denen er sich nie trennt. Sie sind: der Handschar, ein scharfes, krummes, langes Messer von Stahl, zwei reich ausgelegte Kubury (Pistolen), so wie andere kleine Mordwerkzeuge, die im Gürtel stecken, und die an einem Riemen hangende lange Schareniza (Flinte) aus geschmiedetem Eisen und von der wundervollsten Arbeit. Dazu kommt noch das lange Weichselrohr mit dem winzigen Pfeifenkopfe, ein kleines Beutelchen mit dem Fischekluk (der Amunition) und die Duvan Kesa (der Tabaksbeutel). So wäre denn der Bergbewohner fertig, und Leuten dieses Schlages begegnet man allerwegen in den Gebirgen des südlichen Dalmatiens und in der Gegend um Cattaro herum.

Die Tschernagorzen sind mit den Südslawen, d. h. mit den Serben in Dalmatien, Bosnien, der Herzegowina und Albanien auf das engste verbrüdert, und die Grundeigenthümer müssen unbestritten als echte Südslawen betrachtet werden.

Inmitten der ganzen Länder und, so zu sagen, von ihnen umgeben, liegt das freie Montenegro, unter gleicher geographischer Breite mit Rom, Apulien und Corsika, und mit Stockholm, Danzig, Krakau und Pesth unter demselben Längengrade. Der gegenwärtige Flächenraum Montenegro's kann zur Zeit nicht genau angegeben werden; annähernd beträgt er wohl an 200 Q.-Meilen, mit 100,000 Einwohnern, unter denen sich 50,000 streitbare Männer befinden, die jeden Augenblick ins Feld rücken können. Gleich ihren Nachbarn in Bosnien und der Herzegowina sind die Montenegriner serbische Slawen.

---

bb. Die italische Halbinsel.

34. Italien in seinen allgemeinen Beziehungen zum Auslande.

(Nach H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten.)

Italien zerfällt, wie der erste Blick auf die Karte des Landes zeigt, in zwei wesentlich von einander verschiedene Hälften*), wovon die eine, nördlich und nordöstlich vom Apennin gelegen, eine Gegend ist, welche für jede Thätigkeit des gebildeteren Lebens Gelegenheit und Mittel

*) Napoleon nennt die nördliche Hälfte l'Italie continentale; die südliche la presqu'ile.

bietet, ein mildes Klima, regsame Bewohner und in allen seinen Theilen eine leichte Communication hat; die andere Hälfte, westlich, südlich und südöstlich des Apennins, ist dagegen durch Bergreihen in eine große Anzahl Thäler von geringerem Umfange und kleinerer an die Küste stoßender Ebenen zerrissen, welche alle, da sie keine natürliche Beziehung auf einander haben, eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes und Verkehrs in dem Grade entbehren, daß zwischen ihnen fast allen die Communication von der Seeseite leichter ist, als die zu Lande. Orangengärten, in einigen Gegenden sogar Zuckerrohr-Pflanzungen stehen hier in ganz geringer Entfernung von den rauhesten Gebirgsgegenden, die nur zu Viehzucht und Jagd Gelegenheit geben, und die Menschen selbst bieten ähnliche Contraste der größten Indolenz und zügelloser Leidenschaft in ihrem Charakter, oder des feinsten Benehmens und fast thierischer Rohheit in ihrer Bildung dar.

Betrachten wir jene nördliche Hälfte näher, jene weite und größtentheils ebene Gegend, zwischen den Alpen und dem Apennin zu beiden Seiten des Po, von der krainischen Grenze bis nach Ancona hin, und von Venedig bis zu dem Col di Tenda, so bietet sie eine für den Umfang des bezeichneten Landes sehr weite Küste und an derselben von jeher Punkte, welche durch Handel und Verkehr mit den entgegengesetzten Uferländern des adriatischen Meerbusens in Verbindung standen. Nach Norden und Westen hin von den Alpen begrenzt, scheint diese Gegend zunächst Fremdlingen durch einen Gürtel hoher Gebirge verschlossen; aber fast alle Wege, die durch diese führen, steigen vom Auslande her weniger steil empor, als von der italienischen Seite, oder theilen sich nach der letztern zu in so viele Nebenstraßen, daß nur der Zahl nach unverhältnißmäßig überwiegende Streitkräfte oder das Genie eines Napoleon im Stande sind, dem eindringenden Feinde mit Erfolg entgegenzutreten*). Den Bewohnern Frankreichs, Deutschlands und Ungarns ist also in einem gewissen Sinne Italien Preis gegeben, und Burgunder, Franken, Baiern, Deutsche überhaupt und Magyaren in früherer, wie Franzosen, Schweizer und Oesterreicher in der späteren Zeit haben über das Schicksal der nördlichen Hälfte Italiens entschieden. Weniger bedeutend war der Einfluß, den die slawischen Nationen von der Venedig gegenüber liegenden Küste, den die Epiroten, Griechen und Türken auf diesen Theil Italiens gehabt haben, woran aber das politische Elend, in welchem diese Völker seit Jahrhunderten, zum Theil von Anbeginn ihrer Geschichte an, schmachten, mehr Schuld hat, als die Natur Italiens. Nur Venedig ist im Kampfe mit diesen Fremd-

*) Nur ein Theil der westlichsten Grenze macht hier einen Unterschied. — Napoleon sagt in dieser Beziehung: „Une armée qui d'Italie franchit le Var, est entrée en France; mais une armée qui, de France, franchit le Var, n'est pas entrée en Italie: elle n'est que sur le revers des Alpes maritimes. Aussi longtemps qu'elle n'a pas franchi la haute crête des Alpes pour descendre en Italie, l'obstacle reste tout entier.“ Die schwächste Grenze Ober-Italiens ist die nordöstliche.

lingen erstarkt, im Handel mit ihnen reich geworden und hat sie sich zum Theil zu Unterthanen erworben.

Das übrige Italien ist, wie schon erwähnt wurde, in eine Reihe kleinerer, eigenthümlich abgeschlossener Territorien zerrissen, welche sich auf der Ostseite der Halbinsel von der anconitanischen Mark an, auf der Westseite aber schon von den ligurischen Gebirgen bis nach Calabrien längs des Apennins an einander reihen, und deren Grenzgebirge von dem Apennin, wie die Gräten eines Fisches aus dessen Rückgrate, nach entgegengesetzten Richtungen hin ausgehen*). Die Vereinigung dieser Districte unter eine Herrschaft ist höchst schwierig, ja, fast unmöglich, sobald die Bewohner derselben entschieden entgegen sind: Heeresmassen werden von den alljährig in den Niederungen an der Küste sich von Neuem erzeugenden Seuchen vernichtet, oder in Guerillaskriegen, die allein in den Gebirgen möglich und stets zum Vortheil der Landes-Einwohner sind, aufgerieben; in den südlichsten Theilen Italiens, besonders in Calabrien, ist nie auf die Dauer eine andere, als jene türkische Art der Staats-Verwaltung möglich gewesen, welche sich mit regelmäßig eingehenden Tributen begnügt und das Uebrige der Natur und dem Interesse untergeordneter Vasallen oder Corporationen überläßt. Sobald fremde Herrscher auf diese jedem unerzogenen Volke so angenehme Weise des Regierens eingingen, konnten sie sich leicht als Gebieter behaupten, mußten aber neu eindringenden Fremdlingen eben so schnell weichen, als sie selbst zu dem Besitze gelangt waren, weil diese Weise des Herrschens in der Brust der Unterworfenen kein Gefühl des Zusammengehörens weder mit dem, welcher zufällig des Landes Fürst ist, noch mit denen, die demselben Oberherrn zugleich gehorchen, entstehen läßt. Dies allein ist der Grund, warum in einem von der Natur so sehr vertheidigten Lande dennoch fast immer Fremdlinge Herrscher waren; auch gibt es unter den Völkern, deren Wohnsitze an das mittelländische Meer reichen, fast keines, das nicht eine Zeit lang über Neapel geherrscht hätte: Spanier und Franzosen, Griechen und Araber, Deutsche und sogar Ungarn haben über des südlichen Italiens Schicksal verfügt und einem Lande Gesetze zu geben versucht, dessen Bewohner in einigen Gegenden auch die ersten Elemente eines gesetzlichen Lebens verlernt oder nie kennen gelernt zu haben scheinen.

Nur der Umstand, daß die Weltstadt, daß Rom ihm angehört, — Rom, für dessen Schicksal sich (fast seit der Völkerwanderung) ein großer Theil des übrigen Europa unmittelbar interessirt, in welchem es eine Art Mittelpunkt, wenigstens einen Anhaltepunkt für so viele andere Institute sieht, — nur dieser Umstand hat das Tiberthal vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt, als Neapel gehabt hat. Wie da, wo Centner gewogen werden, Mücken auf den entgegengesetzten Gewich-

*) Napoleon drückt dies so aus: „Différents ramifications courent et rencontrent les deux mers, mais elles sont toutes subordonnées à la chaîne principale.“

ten ihr Spiel treiben können, ohne durch ihr Zu- oder Wegfliegen das Verhältniß der Schwere merklich zu verändern, so ist bisher bei dem Kirchenstaat die Natur der Unterthanen fast gar nicht bei der Bestimmung über dessen Schicksal in Betracht gekommen, wenigstens bei Weitem weniger, als die Beziehung zu oft sehr entfernten Reichen der katholischen Christenheit. In Rom haben seltener fremde Nationen geherrscht, als in Neapel; dagegen war es von den Zeiten der Gründung des päpstlichen Primats an bis auf den heutigen Tag ein Sammelplatz fremder Privatleute, und die Politik des päpstlichen Hofes war nur ausnahmsweise eine italienische, berücksichtigte fremde Länder und Fürsten schon zu einer Zeit, wo diese selbst von einem großartigeren Verkehr und Zusammenhang verschiedener Staaten nicht die mindeste Ahnung zu haben schienen.

Toscana und die ligurischen Küsten haben politische Bedeutung nur durch ihren Handel erhalten, der ohne Verkehr mit dem Auslande unmöglich ist; und überdies sind die Staaten dieser Gegenden zu klein, um allein in einem Lande sich selbständig benehmen zu können, dessen bedeutendere Theile seit dem Sturze des römischen Reiches fortwährend von den Interessen fremder Regierungen oder doch fremdartiger Völker ihr Loos zugetheilt bekamen.

So erscheint Italien nach Außen ohne Halt in sich, ohne Selbständigkeit, von der Natur dazu bestimmt, Vieles und Verschiedenes in sich aufzunehmen und zu v e r a r b e i t e n. Diese Aufgabe hat es gelös't, bis es von auswärtigen Fürstenhäusern zum großen Theil als ein bequemes Hülfsgut, jüngere Linien damit auszustatten, erkannt und bewirthschaftet, aber eben dadurch zu einem stationären Leben in geistiger Hinsicht verwiesen, und nicht bloß sein politisches Verhalten, sondern auch sein eigenthümliches geistiges Leben durch das Interesse einiger dem Lande ursprünglich fremder Familien fixirt worden ist.

Außer dieser noch Statt findenden Zugänglichkeit Italiens für fremde Interessen muß hier noch eine Eigenschaft desselben erwähnt werden, welche es früher besaß und welche ihm eine unberechenbar wichtige Stellung gab, so lange die gebildete Welt sich fast bloß auf die Küsten des Mittelmeers beschränkte: indem es sich nämlich von Norden nach Süden lang in dies Meer herein erstreckt und es in zwei beinahe gleiche Hälften theilt, war es der geschickteste Mittelpunkt alles Handels und Verkehrs in demselben; oder (da in früherer Zeit der Welthandel sich auf dem Mittelmeere concentrirte) vielmehr des ganzen Welthandels überhaupt. Diese jetzt verschwundene Bedeutung des italischen Landes darf bei der Darstellung der Schicksale desselben im Mittelalter nie übersehen werden, wenn man diese überhaupt verstehen will. Man kann Italiens Lage in Beziehung auf das Mittelmeer der Lage Mexiko's und Guatemala's in Beziehung auf das Weltmeer vergleichen.

35. Die Natur Italiens im Allgemeinen.

(Nach G. L. Kriegk, Schriften zur vergleichenden Erdkunde, und A. W. Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien.)

Am berühmtesten ist in ästhetisch-geographischer Hinsicht unter den europäischen Ländern die italienische Halbinsel. Sie ist in den Augen der cisalpinischen Nationen der schöne Garten von Europa, zu welchem der Nordländer seit den Zeiten jener allgemeinen asiatisch-europäischen Völkerbewegung fortwährend wanderte, um mildere Lüfte einzuathmen, eine südliche Natur zu genießen und sich an historischen Denkmalen, wie an den vielfältigen Werken der Kunst zu erheitern und zu erheben. Eine klimatisch günstige Lage; Fruchtbarkeit des Bodens; ein hohes Gebirge, das die Halbinsel der ganzen Länge nach durchzieht und dessen Anblick man fast nirgends entbehrt; ein großes Flachland im Norden und ein Wechsel von allen Formen der Oberfläche in der ganzen übrigen Erstreckung des Landes, so daß dasselbe alle Arten natürlicher Schönheiten enthält und jeder Theil von ihm zugleich die Güter der Berge und der Ebenen besitzt; Mannichfaltigkeit der Luftwärme durch die verschiedene Erhebung des Terrains und durch seine große Ausdehnung von Norden nach Süden; gute Bewässerung desselben mit allen Arten hydographischer Formen, und endlich ein auf drei Seiten das Land umgebendes Meer — dies sind die allgemeinen natürlichen Grundlagen des ästhetisch-geographischen Charakters von Italien. Welch' große Vorzüge! und wie sehr verannehmlichen diese das Land durch den Grad, in welchem sie einzeln entwickelt sind! Die milde Luft, welche dort weht, und die langdauernde schöne Jahreszeit, die nur von wenigen und sehr mäßig kalten Wintermonaten unterbrochen wird*); die lang anhaltende, nach Süden zu immer zuverlässigere Regenlosigkeit und Heiterkeit der Atmosphäre mit der hellen Beleuchtung und dem dunkeln Himmelsblau; die schönen Formen der Gebirge und Felsen mit dem lieblichen Contrast des öden Gesteins und einer vereinzelten üppigen Vegetation, ihrem warmen Ton von der Ferne her und der klaren und bestimmten Absetzung ihrer Ränder gegen die helle, dunstfreiere Luft; das Heitere und Freundliche einer Meeres-Ansicht in südlichen Erdgegenden; die herrlichen, vielgepriesenen See'n an der Schwelle Italiens und die berühmten Wasserstürze und Flußthäler in seinen Gebirgen; das gedeihliche Vieh auf den Höhen und in den Triften an ihrem Fuße, ohne die reißenden Thiere, welche jenseit des italienischen Mittelmeeres auf Afrika's heißen Ebenen hausen**); die

*) Das „Ver adsiduum atque alienis mensibus aestas" des Virgil (in seiner bekannten Lobrede auf Italien. Georg. 2, 136—137).

**) Laeta armenta, hinc bellator equus, hinc albi greges et maxuma taurus victima, wie Virgil sagt; at rabidae tigres absunt et saeva leonum semina, nec rapit immensos orbis per humum, neque tanto squameus in spiram tractu se conligit anguis.

große Fruchtbarkeit vieler Ebenen und Thäler und jene Südpflanzen, deren Namen schon den Nordländer unwillkürlich und vorzugsweise an Italien erinnern, die „im dunkeln Laube glühende" Orange, „der Citronen gelbe Lasten", die „stille" Myrte, der stolze Lorber, die Bäume umschlingenden Reben, die schön geformte Pinie und die majestätische Zwergpalme! Zu diesen Vorzügen, welche Italien zum schönen und reichen Wohnsitz eines heiteren Volkes machen, kommen nun noch so manche andere, von mehr interessanter und namentlich historischer Art. Die apenninische Halbinsel ist auch in der Hinsicht ein großer Tempel der Natur, daß sie für Europa vorzugsweise das Land der sichtbar thätigen unterirdischen Kräfte ist, und durch ihre Felsengebilde, ihre Vulkane, ihre Gas-Ausströmungen, ihre Mineralquellen und ihre Erdbeben ein specielles physisches Interesse erweckt. Die günstige Weltstellung Italiens ferner, seine schöne Natur, die Leichtigkeit und Heiterkeit des Lebens unter seinem glücklichen Himmel und der Gang der Welt-Ereignisse haben es zugleich zu einem Tempel und Lieblingssitze der Kunst gemacht, ihm eine große Vergangenheit*), eine mehrmalige Wiederholung von politischer Größe und höherer Culturblüthe, so wie eine seit dem Untergange der griechischen Sonne nie geschwundene Bedeutung für das geistige Leben von Europa gegeben und es von allen Ländern unseres Welttheiles am meisten mit Denkmalen der Kunst und des Völkerlebens erfüllt. Ist Italien auch nicht mehr, wie einst in den Zeiten vor Virgil oder in jenen charakterstarken, thatkräftigen und begeisterungsvollen Jahrhunderten des Mittelalters, zugleich die magna parens frugum, magna virûm; trägt es auch keine tapferen Marser, keine mäßige und männlich kräftige samnitische Jugend, keine ausdauernden Ligurier, keine kriegerisch und politisch großen Römer mehr; erzeugt es auch keine Decier, Camille, Cincinnate, Scipionen und Catone, keine Gregore und Innocenze, keine Dante's und Petrarca's mehr: so hat es doch noch jene durch Lage, Denkmale, Reichthum und historische Bedeutung ausgezeichneten Städte**), jenes prächtige Venedig, jenes stolze Genua, jenes schöne Florenz, jene ewige Roma, jenes lebensfrohe Neapel und so viele andere; so hat es doch ferner noch jene Fülle von bewohnten Orten, die durch die mannichfaltigste Verschiedenheit der Umgebung, des Klima's, der Beschäftigung, des Verkehrs und der Bewohnerzahl sich charakterisiren; so gewährt es doch endlich noch durch die, nur mit Deutschland zu vergleichende, Mannichfaltigkeit der Zustände seiner in einzelne Staaten zertheilten Einwohnerschaft ein großes und eigenthümliches ethnographisches Interesse.

---

*) Ein großes Land, — sagt Camoens — um das drei Meere rinnen,
Prangt hoch im Schimmer alter Heldenthaten;
Der Völker viele hat sein Schwert bezwungen
Und hohes Lob sein hoher Sinn errungen.

**) — tot egregias urbis, operumque laborem,
Tot congesta manu praeruptis oppida saxis,
Fluminaque antiquos subterlabentia muros!

Man hätte vielleicht Ursache, sich zu verwundern, daß, obgleich bekanntlich kein Land in Europa, auch von den Deutschen, häufiger besucht wird als Italien, wir doch in unserm Deutschland mit dem Urtheile über diesen schönen Garten Europa's und seine interessanten Bewohner nicht mehr auf dem Reinen sind. Noch heute stellen sich Manche Italien durchgängig als ein romantisches Paradies und gelobtes Land vor, ohne zu bedenken, daß es Steppen hat, wie die Romagna, gegen die unsere von wohlhabenden Bauern bewohnte lüneburger Haide, trotz ihres abschreckenden Ansehens, ein wahres Gosen ist; daß, während der Sicilianer freilich Apfelsinen ißt und Wein trinkt, er nach Brod und Fleisch hungert, und oftmals, wie die Samojeden, sich mit faulen Fischen begnügen muß; daß, wenn man auf die Schönheit und Physiognomie des Landes Rücksicht nehmen will, selbst die mit unglaublicher Fülle gesegnete lombardische Ebene zuletzt durch ihre Einförmigkeit Langeweile erregt; daß unter den gebirgigen Theilen des Landes nur selten ein kleiner Strich sich findet, der mit den kühn gebauten Höhen, den zackigen Hörnern, erquickenden Thälern und rauschenden Wäldern unserer Alpenzüge verglichen werden könnte, wenn wir die reizenden Thäler der Nera und die unvergleichlichen Sabinergebirge ausnehmen: fast überall zeigt sich vielmehr etwas Abgerundetes, Flaches, Beziehungsloses im Charakter der italienischen Unebenheiten, und kaum kann man sich der Vermuthung enthalten, daß ursprünglich der Norden und der Süden den verschiedenen Charakter seiner Baukunst von der eigenthümlichen Structur seiner Höhen abgenommen, das Nord-Alpenland in der gothischen Manier die Schroffheit seiner Gebirge, Italien aber in der gefälligen Kuppelform die gerundeten Häupter des Apennins nachgebildet habe. Auch ist man oftmals genöthigt, endlose Steppen zu durchziehen, um zu einem Palmyra zu gelangen. Dagegen hat Italien vielleicht vor allen Ländern die unendliche Schönheit seiner Meeresufer und die fast göttliche Klarheit des Himmels und Kraft der Sonne voraus, deren wir oft genug gedacht haben. Wie wild stürzen sich um Neapel, Salerno und beinahe ganz Sicilien die Klippen ins Meer! Wie schroff erheben sich die ungeheuren Wände der Felsen von Taormina, Capri, den äolischen Inseln und an vielen andern Orten aus den Fluten! Darüber ruht das glänzende Dach des südlichen Himmels.

---

36. Die Vegetation Italiens.

(Nach J. F. Schouw, Grundzüge einer allgemeinen Pflanzen-Geographie, und J. Fr. L. Hausmann, Umrisse nach der Natur.)

Die große Ausdehnung des Landes nach der geographischen Breite macht, daß Oberitalien eine ganz andere Vegetation besitzt, als die südlicheren Theile, und von der sehr verschiedenen Höhe des Bodens über

dem Meere ist es abhängig, daß auch nach den Querprofilen des von der Apenninenkette durchlängten Landes abweichende Pflanzen-Regionen sich unterscheiden lassen.

Die Vegetation von Oberitalien hat im Ganzen noch große Aehnlichkeit mit der in den wärmeren Gegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz, so wie den an die Alpen stoßenden Theilen Frankreichs. Die Kastanie ist der Schmuck des Waldes; der Wein rankt am Maulbeerbaum; Weizen und Mais, in einigen Gegenden auch Reis, sind die wichtigsten Getreidearten. Die durch den lockeren Boden der Po-Niederung begünstigte Cultur zieht bedeutenden Vortheil aus dem von den Alpen reichlich zuströmenden Wasser. Weit ausgedehnte, mit großer Kunst angelegte und emsig benutzte Bewässerungs-Anstalten dienen nicht allein den Wiesen, sondern unterhalten auch den von ihnen ganz abhängigen Reisbau. Um dem Boden die unentbehrliche atmosphärische Feuchtigkeit zu erhalten, sind die Ackerflächen von hohem Kopfholz umgeben, an dessen Stämmen Epheu und Wein hinanklimmen.

Wenn nun gleich die allgemeine Verbreitung der Cultur, die sorgsame Bearbeitung des Ackers und die großartigen Kunstanlagen zur Beförderung von Acker- und Wiesenbau in der Po-Niederung einen erfreulichen Eindruck machen, so stellt sich doch das Ganze derselben einförmig dar. Dies Gleichbleibende in der Landes-Physiognomie vermindert sich indessen, je näher man dem Gebirge kommt; und gelangt man dann in die aus den Alpen hervortretenden Thäler, so wird man von den größten und mannichfaltigsten Naturschönheiten empfangen.

An dem Ausgange einiger jener Alpenthäler sind die Ströme zu Seen erweitert, die den Reiz der Gegenden unbeschreiblich erhöhen. Die Natur zeigt am Langen-, Luganer- und Comer-See Größe mit Fülle und Anmuth in einem Grade vereinigt, wie vielleicht in keiner anderen europäischen Gegend. Steile Bergwände werfen die Sonnenstrahlen zurück, denen die gegen Süden gerichteten Thal-Oeffnungen ungehinderten Eingang gestatten. Doch wird das hiedurch erzeugte, treibhausartige Klima durch die kühlen, von dem nahen Hochgebirge herabziehenden Lüfte gemäßigt. Wein umrankt die blauen Wasserspiegel und Kastanien beschatten den Fuß der sie umgebenden Berge. Der Lorber verräth die Nähe der für das südliche Europa besonders charakteristischen, immergrünen Vegetation, und einzelne Pinien und Cypressen sind Verkündigerinnen der eigenthümlichen Baumformen, die erst in Mittel- und Unter-Italien allgemeiner erscheinen. Felsen ragen in malerischen Formen über den Baumwuchs empor; Gießbäche stürzen von ihnen herab, und aus dem in Nadelwald gekleideten Gebirge im Hintergrunde der tief eingeschnittenen Thäler leuchten hier und da die schneebedeckten Gipfel der höheren Alpen hervor. Die Gegenden jener von Städten, kleinen Ortschaften und einzelnen Landhäusern umlagerten Seen würden paradiesisch genannt zu werden verdienen, wäre in ihnen der Mensch mit der Natur vollkommener im Einklange. Leider stört aber der Wi-

derspruch, in welchem der Gehalt und der Zustand eines großen Theils der Bewohner jener gesegneten Thäler mit der Schönheit, dem Reichthume und dem Frieden ihrer Natur erscheint, nicht selten den Eindruck, den diese dem Gemüthe des fremden Wanderers unauslöschlich einprägt.

Die Apenninen ziehen, so weit als sie die Po-Niederung begrenzen, eine scharfe Scheidewand zwischen der Natur von Oberitalien und den südlicheren Theilen der Halbinsel. Das Gebirge beobachtet in dieser Erstreckung zum Theil die Richtung von Westen nach Osten, wodurch die Verschiedenheit der Vegetation an den entgegengesetzten Abhängen besonders auffallend wird. Am nördlichen Abhange stimmen die Gewächse im Ganzen noch mit denen des südlichen Fußes der Alpen überein; wogegen an der südlichen, gegen das Meer jäh sich senkenden Seite des Gebirges die Cultur des Oelbaums sich ausbreitet und mannichfaltige andere, immergrüne Bäume und Sträuche erscheinen. In der weiteren Erstreckung der Apenninen, in der sie der Hauptrichtung von Nordwest gegen Südost folgen, findet kaum ein bemerkbarer Unterschied in der Vegetation der entgegengesetzten Abfälle Statt. Die für Mittel- und Unter-Italien besonders charakteristischen Bäume und Sträuche, zu denen die immergrünen Eichen, die Pistacien, der Erdbeerenstrauch, die Myrte gehören, beschränken sich nur auf die unteren Gebirgs-Verflächungen, vom Meere bis zu 1200 Fuß hinan. In dieser immergrünen Region ist der Oelbaum allgemein verbreitet und es gedeihen darin Lorberen und Pomeranzen. Letztere werden indessen im größeren Theile Italiens nur in einzelnen, durch ihre Lage besonders begünstigten Gegenden, in nicht bedeutender Ausdehnung gezogen; und auch da, wo ihre Cultur von größerem Belange ist, wie in Calabrien, gibt es doch keine eigentlichen Orangen-Haine. Dies Culturgewächs hat daher auch bei Weitem nicht in dem Grade, wie der Oelbaum, Einfluß auf die allgemeine Physiognomie der italienischen Landschaft. Ganz eigenthümlich sind aber für diese einzelne, mit ihrer weit ausgebreiteten und oben gleichsam abgestutzten Krone hoch hervorragende Pinien, nebst Gruppen von Cypressen, deren linearer Typus mit dem entgegengesetzten jenes Baumes in einem sonderbaren Contraste steht. In einem noch höheren Grade erhält die Landschaft einen besonderen und völlig fremdartigen Charakter durch die Dattelpalme, die aber nur an einzelnen, geschützten Stellen, zumal an der Küste und auch hier gemeiniglich nur in wenigen Individuen sich darstellt.

Steigt man über die eben bezeichnete, immergrüne Region höher hinan, so sieht man sich von einer Vegetation umgeben, die der in den nordeuropäischen Ländern ähnlicher ist. Die immergrünen Bäume und Sträuche verschwinden und an ihre Stelle treten Eichen mit abfallenden Blättern und Kastanien. Diese Bäume halten bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß an; darüber hinaus wird die Buche der vorherrschende Baum, in dessen Begleitung zuweilen verschiedene Na-

delhölzer erscheinen. In einer Höhe zwischen fünf- und sechstausend Fuß wird die Buche, gleich der Kiefer, zum kriechenden Strauche, und Alpenpflanzen kommen hier und da zum Vorschein. Diese sind in noch größerer Höhe bis zu etwa 7500 Fuß allgemein verbreitet. Nur einzelne Bergspitzen in den Abruzzen — Gransasso, la Majella, Velino — übersteigen diese Region.

Die Vegetation zeigt sich in den mittleren und unteren Theilen Italiens hinsichtlich des Reichthums und der Fülle höchst verschieden. In manchen Gegenden stellt sie sich in großer Ueppigkeit dar, zumal, wo mannichfaltigere krystallinische oder vulkanische Gebirgsarten einen günstigeren Boden erzeugen; oder wo, wie besonders in einigen Meeresbuchten, Felsen gegen nachtheilige Winde Schutz gewähren; oder auch wo die Gewässer ein besonders vortheilhaftes Feuchtigkeits-Verhältniß bewirken. Entzückend ist die reiche Vegetation am Fuße des Marmorgebirges von Carrara und Massa und am Abfalle der Apenninen gegen Lucca; an den vulkanischen Höhen von Frascati und Albano; an den Felsenküsten von Terracina, Molo di Gaeta, Sorrento, Salerno; an den Wasserfällen von Terni und Tivoli. Aber so ist es nicht überall. Bei Weitem der größere Theil der kalkigen Apenninen, und dieser ist ja in Italien von vorherrschender Ausdehnung, ernährt eine kärgliche Vegetation. In den Gesteinsspalten wurzeln Myrten, und anderes immergrünes Gesträuch vermag, zumal in den Vorgebirgen, keinen dichten, die Felsen verhüllenden Schluß zu bewirken, und nur im Innern des Gebirges trifft man hin und wieder hoch bestandene und geschlossene Waldung. Wenn dessen ungeachtet die Berge dem Auge malerisch erscheinen, so sind es gemeiniglich nur die ausgezeichneten Umrisse, die aus großer Ferne mit Bestimmtheit zu erkennenden Einschnitte und Vorsprünge, der dadurch so auffallend erscheinende Wechsel von Schatten und Licht, wodurch dieser Eindruck erzeugt wird. Die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft, welche den Fernen einen unbeschreiblichen Zauber gibt, die hohe Bläue des Himmels, die ungewöhnlichen Formen der Vegetation, der entzückende Blick auf das warme Meer, der außerordentliche auf den rauchenden Vesuv — dieses zusammengenommen besticht in Italien das Auge des Beobachters und läßt oftmals Gegenden schön erscheinen, die es hinsichtlich der näheren Umgebungen in Wahrheit nicht sind; die bei unbefangener und ruhiger Berücksichtigung dessen, was die Schönheit einer Landschaft bedingt, hinter vielen vaterländischen Gegenden zurückstehen.

Es ist aber nicht bloß das in freier Natur Erzeugte, was der Landschaft einen gewissen Charakter ertheilt; im hohen Grade wird dieser modificirt durch die Cultur. Auch in dieser Hinsicht zeigen sich in den mittleren und südlichen Theilen Italiens die größten Verschiedenheiten. Der regelmäßig gepflanzte Oelbaum mit seinem oft verkrüppelten und am Fuße hohlen Stamm und seinen kleinen, blaugrünen Blättern kann niemals eine Gegend bedeutend verschönern. Wohl ver-

mag dieses aber der Weinstock, wo er, wie in Italien, überall seinem natürlichen Wuchse mehr als in Deutschland und Frankreich überlassen, von Ulmen und Pappeln gestützt, die sorgsam bearbeiteten, mit Weizen, Mais und Lupinen bestellten Felder umrankt, zuweilen sogar, wie in der fruchtbaren Ebene von Neapel, über den Aeckern ein Schirmdach bildet. In mehreren Theilen von Italien, zumal in Toscana und in der Gegend von Lucca, erfreut nicht allein der auf den gartenmäßigen Feldbau verwandte Fleiß, sondern auch der ästhetische Blick wird befriedigt durch eine solche Cultur, mit welcher die Schönheit des Volkes, die Wohlstand verrathende Nettigkeit der geschmackvollen Tracht, das reinliche Ansehen der flach bedachten Wohnungen im Einklange sind. Mit um so größerer Wehmuth wird man dagegen erfüllt, wenn man sich aus jenen blühenden Gefilden in die braunen Einöden der Campagna von Rom, oder wohl gar in die pontinischen Sümpfe, oder in die versumpfte Küstenniederung von Pästum versetzt sieht; wenn man die Gegenden des Kirchenstaates und des Neapolitanischen bereis't, in denen der schlecht angebaute Boden das in dem Schmutze elender, verfallener Städte hausende Raubgesindel kärglich ernährt. Riefen nicht die Staunen erregenden Aquäducte und zahllosen anderen Baureste der Campagna, in der Umgebung der ihre alte Macht noch jetzt in ihren Denkmälern verkündigenden Roma, dem Wanderer zu; sagten es nicht die Bewunderung und Entzücken einflößenden Tempel der vor Jahrtausenden blühenden Posidonia unzweideutig aus: „Auch auf diesem von der Natur ursprünglich gesegneten, aber vom Menschen verwahrlos'ten Boden, lebte einst eine zahlreiche, begüterte Bevölkerung"; so würde es als ein schwer zu lösendes Räthsel erscheinen können, daß derselbe Boden, der in anderen Gegenden Italiens die reichsten Früchte trägt, dort dieselben zurückweis't. Aber die Ursachen jenes traurigen Verfalles liegen nicht fern. Italien lehrt durch die grellsten Contraste, daß der Wohlstand der Länder nicht von der Natur allein, sondern in einem noch weit höheren Grade von der durch weise Gesetze geregelten und geschützten Thätigkeit ihrer Bewohner abhängig ist.

---

37. Die Italiener *).

(Nach Albrecht von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Abstammung und Sprache.

Die heutigen Italiener sind, wie Spanier, Portugiesen und Franzosen, ein aus der Vermischung mannichfaltiger Elemente entstandenes Volk. Neben der alt-lateinischen, römischen, hetrurischen &c. Urbevölkerung ließen sich schon früh griechische Ansiedler in Sicilien und Un-

*) Zur Ergänzung vergl. über den Charakter der Italiener: H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten. I. S. 28—40.

ter-Italien nieder, und celtische Völkerschaften saßen von jeher in Ligurien, in den italienischen Alpen und den ebenen Landschaften an ihrem Fuß. Aber alle diese Stämme fand die Völkerwanderung und die mit ihr hereinbrechende germanische Ueberflutung des Landes bereits mehr oder minder romanisirt, und was von den germanischen Ueberwindern Italiens, von den Herulern, Rugiern, Longobarden und Ost-Gothen, in dem Jahrhunderte langen Getümmel um die Oberherrschaft, nicht durch das Schwert gefallen, ist ohne Zweifel durch die Uebermacht des romanischen Wesens, der Sprache und Sitte ebenfalls romanisirt worden, so daß man nur noch an einigen, in abgelegene Alpenthäler geflüchteten schwachen Trümmern die germanische Abkunft deutlich wieder zu erkennen vermag. Dasselbe gilt von den im Lande gebliebenen byzantinischen Söldnern und Flüchtlingen, so wie von den arabischen Eindringlingen, die hier und da an den Küsten Siciliens, Calabriens und Apuliens festen Fuß gefaßt zu haben scheinen.

Auf diese Weise sind die heutigen Italiener, im Großen betrachtet, mit demselben Rechte als ein einziges Volk anzusehen, wie die Spanier und wie die Franzosen; ja, mit größerem, denn ohne Zweifel besaß die größere Intensität des in Italien heimischen Romanenthums hier auch eine stärkere Assimilationskraft, als in Gallien und Iberien, in welchen Ländern überdies die nicht-romanischen Volks-Elemente auch in numerischer Beziehung bedeutender und mächtiger waren. Und in der That verbindet heute die Italiener, ob sie auf den Alpen oder am Aetna, in den venetianischen Lagunen oder in den Abruzzen hausen, dasselbe nationale und sprachliche Band, wenngleich vierzehn Jahrhunderte politischer Spaltung und Zersplitterung dieser Einheit das Widerspiel hielten.

Bei näherer Betrachtung lassen sich indeß auch heute noch die verschiedenen Mischungsverhältnisse einiger Maßen wiedererkennen, aus denen die einzelnen Völkerschaften der Halbinsel hervorgegangen sind. So waltet in den Savoyarden sehr entschieden das celtische Gepräge vor, das sich auch im Volks-Dialekt ausspricht. In geringerem Grade ist dies selbst noch bei den Liguriern und Genuesern der Fall. Die fleißigen Lombarden haben dagegen ohne Zweifel viel germanisches Blut. In den hohen Leibesgestalten und den nicht gar selten blonden Haaren der Piemontesen scheint sich eine Mischung germanischer und celtischer Elemente kund zu geben, so wie, obschon minder deutlich, in den Toscanesen die Beimengung germanischen Blutes zu dem romanisirten hetrurischen der Grundbevölkerung. Minder erkennbar sind die nordischen Beimengungen in den Völkerschaften Mittel- und Unter-Italiens. Dagegen treten hier, namentlich in den Apuliern, Calabresen und Sicilianern, Spuren griechischer, arabischer, maurischer Abkunft ziemlich deutlich hervor und prägen sich in den schwärzlichen Gesichtern, fast noch mehr aber in den Sitten und Charakteren aus. Der (eigentliche) Sarde endlich verräth durch Sprache und Volkssitte eine unverkennbare Verwandtschaft und Vermischung mit

den iberischen Bewohnern der catalonischen Gegengestade, deren Idiom noch heute in dem District von Alghero gehört wird. Auch scheint ihm arabisches Blut nicht fern geblieben zu sein, wohl aber germanisches, da die Entlegenheit der Insel gothische Einwanderungen nicht begünstigt und höchstens kurze normannische Küstenbesuche gestattet haben mag.

Die heutige italienische Sprache, die offenbar mit größerem Rechte für eine durch die Zeit gemodelte Fortbildung der alten Vulgär-Sprache Italiens, als für eine aus der Einwirkung der eingewanderten Barbaren entstandene Modification des Alt-Römischen oder Lateinischen gehalten wird, hat sich, der landschaftlichen und völkerschaftlichen Trennung Italiens gemäß, wie die spanische, in zahlreichen Dialecten entwickelt, unter denen sich mehrere, wie der sicilianische, neapolitanische, römische, toscanische, genuesische, mailändische, venetianische, zur Schriftsprache erhoben und eigene Schriftschätze aufzuweisen haben. Jedoch gilt gegenwärtig der toscanische allgemein als der wohllautendste und gebildetste, und die neuere italienische Literatur bedient sich desselben fast ausschließlich, wie die heutige spanische des castilianischen.

Nach dem Vorhergehenden erscheint die Bevölkerung Italiens, obgleich ihre Grundbestandtheile ohne Zweifel der stammlichen und sprachlichen Einheit und Uebereinstimmung entbehren, von einer Homogenität, wie sie kein anderes europäisches Land, Portugal etwa ausgenommen, aufzuweisen hat. — Fragen wir schließlich nach den stammfremden, sprachlich noch nicht romanisirten Bewohnern Italiens, so erscheinen sie, der großen zu nationaler und sprachlicher Einheit verschmolzenen Masse der Italiener gegenüber, sehr unbedeutend. Zu ihnen gehören, außer den Deutschen in den „sieben" und den „dreizehn Gemeinden" im Vicentinischen und Veronesischen, 6000 bis 7000 nicht minder räthselhafte deutsche Colonisten in einigen Thälern am Süd-Fuße des Monte Rosa, so wie die in den Seestädten Unter-Italiens, sodann aber auch in größeren Haufen, namentlich in der Terra di Otranto, in den Umgebungen von Altamura, in der Terra di Bari und in einigen Dörfern der Provinz Caltanisetta in Sicilien angesiedelten Albanesen (Skipetaren) oder Arnauten, die man nicht selten irrthümlich, wahrscheinlich ihrer Confession halber, „Griechen" genannt hat. Ihre Gesammtzahl übersteigt nicht 80,000, von denen die größere Hälfte in der Provinz Otranto heimisch geworden, jedoch selbst hier, wo ihre größere Gemeinschaft davor schützen konnte, ihre besondere Sprache mehr und mehr aufzugeben scheint. — Endlich gehören zu den stammfremden Bewohnern Italiens auch 35,000 Juden, die, sonderbarer Weise, im Kirchenstaate am zahlreichsten sind.

Vertheilung der Bevölkerung.

Verhältnißmäßig groß ist der Reichthum an Städten und stadtähnlichen Flecken, sogenannten „Borghi", in welcher Beziehung Italien alle übrigen europäischen Länder übertrifft, auch Spanien, Portugal und Süd-Frankreich. Jener Reichthum, ein redendes Zeugniß für die ur-

sprüngliche politische Entwicklung Italiens, erinnert einerseits zugleich an das Bestreben nach politischer Selbständigkeit und den Widerstand gegen Fürsten- und Adelsmacht, so wie andererseits an die Nothwendigkeit des Schutzes, den die Bevölkerung hinter den Mauern der Städte und Burgen gegen die Araber und die Seeräuber des Mittelalters und der neueren Zeit suchen mußte. Darum ist namentlich in allen Küstengegenden, besonders im Süden, wie in Calabrien und Apulien, noch mehr aber in Sicilien, die Zahl der Städte und Borghi so unverhältnißmäßig groß, weil diese Insel und jene Landschaften, ihrer Lage halber, jenen Anfällen am meisten ausgesetzt waren. Darum ist hier auch der Anbau in einzelnen Weilern und isolirten Höfen sehr selten, während diese Ansiedlungsweise in anderen Gegenden, namentlich im Sub-Apennin, häufiger und in allen dichter bewohnten Cultur-Landschaften, vornehmlich in der campanischen Ebene, im Arno-Thal, in Lucca, in der Riviera von Genua, so wie in den fruchtbaren Ebenen von Bologna, Modena, Parma, Alessandria u. s. w., deßgleichen auch auf den nördlichen Vorhöhen des hetrurischen und ligurischen Apennin, die gewöhnlichere genannt werden muß. Wenn daher die städtische Bevölkerung im Königreich Sardinien und den übrigen nördlichen Staaten nur etwa 25 Procent beträgt, wohnen in den Städten und Borghi des Kirchenstaates und Neapels fast 50 und in denen der Insel Sicilien sicherlich mehr als 75 Procent.

---

38. Das nördliche Italien.

(Nach H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten.)

Die nördlichere Hälfte Italiens ist es, welche allein eine Gegend enthält, die bei einigermaßen gleichem Charakter des Bodens und Klima's eine bedeutendere Ausdehnung hat. Die fast wagerechte Ebene zu beiden Seiten des Po ist der einzige Theil Italiens, den die Natur selbst als ein größeres Ganzes bezeichnet hat, wenn sie auch von Menschen seit langer Zeit in mehrere, früher sogar in viele Staaten von ziemlich verschiedenen Verhältnissen zertheilt worden ist. Eine fast in allen Theilen des Pothales gleiche üppige Fruchtbarkeit, welche durch die Wassermassen, die dasselbe von allen Richtungen her durchströmen, erzeugt und erhalten wird, hat schon früh demselben den Beinamen des italienischen Paradieses verschafft. Bedeutend sind besonders die Nebenflüsse des linken Poufers, die alle aus Alpenthälern, zum Theil aus Landseen, ausströmen, deren Umgebungen zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften Europa's gehören*), und wegen der zwischen den Bergen concentrirten Sonnenhitze und der nach Norden durch die Alpen geschützten Lage ein bei Weitem südlicheres Klima haben, als die Ebenen, welche zunächst den Po umgeben.

*) Vergleiche S. 140.

Da der Po bis weit in das Land hinein schiffbar ist, so belebt er nicht bloß die Fluren, sondern auch menschliche Betriebsamkeit, und durch die Vorkehrungen und Bauwerke, welche seine große Wassermasse und sein schneller Fall nothwendig machen, muß er schon sehr früh*) die Völker, welche seine Ufer bewohnen wollten, zu bedeutenderen Kraft- und Geistes-Anstrengungen gezwungen haben. Obgleich er eine Gegend durchströmt, die durch ihre ganze Gestalt sich als ein geographisches Ganzes ankündigt, berührt er doch, von seinen Quellen am Monte Viso an bis zum Meere, Landschaften von mannichfach nuancirtem Charakter, wilde Gebirgsgegenden in den Alpen auf der einen Seite, und Niederungen am Meere, die sich über dieses fast gar nicht erheben und durch ihren Anblick an die Niederlande erinnern, auf der anderen. Während der Anwohner seiner Quellen mit der Kargheit des Bodens kämpft und Lawinen fürchtet, sieht der Anwohner seiner Mündungen zu gewissen Jahreszeiten weit und breit die Umgegend unter Wasser gesetzt, über welches nur die Bäume mit ihren Kronen emporragen, und die Ortschaften, welche auf künstlich erhöhtem Boden angelegt sind.

An das Pothal schließen sich als Nebenlandschaften an: der schmale Streifen Landes zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meere bis nach Ancona hin, und ein etwas breiterer zwischen den Alpen und demselben Meere bis in die Gegend von Aquileja.

Für die Geschichte gliedert sich das so bezeichnete nördliche Italien in fünf, ihrem Charakter nach verschiedene Theile.

1) Das obere Pothal zwischen dem Montferrat, den Seealpen und den cottischen Alpen, woran sich das Thal der Dora nebst einigen anderen kleineren Nebenthälern anschließt.

Daß diese Landschaft beinahe nach allen Seiten hin mit Bergen umschlossen, daß sie namentlich nach Westen und Norden von den höchsten Alpenreihen begrenzt ist, hat ihr auch politisch ein sehr bestimmtes Gepräge ertheilt. Der Handel dieser Gegenden, der in neuerer Zeit besonders nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Genua hin gerichtet ist, war, so lange die Wege ungebahnter, die Straßen unsicherer waren, sehr beschränkt; der östlicher gelegenen Lombardei, wohin eine leichtere Communication Statt fand, hatte die bezeichnete Gegend nur dieselben Erzeugnisse zu bieten, die damals die Lombardei auch hervor-

*) Von den Wasserbauten des hohen Alterthums im obern Italien vergl. Niebuhr Röm. Gesch. 1r Theil, neue Ausg. S. 136: „Die ausmündenden Arme des Padus sind von den Tuskern gegraben oder gerichtet; sein Delta ist von ihnen durch Canäle und Dämme ausgebildet worden." — Napoleon sagt: „Les rivières qui entrent dans le Pô par la rive droite, surtout depuis le Tarro, y causent de fréquentes inondations et occasionnent grand nombre d'accidens et de désordres, ce qui donne lieu à de grandes questions d'hydraulique et a rendu les ingenieurs italiens plus experts dans cette science que tous les autres savans de l'Europe."

brachte; der Handel konnte also hier wenigstens nicht, wie in dem größten Theile des übrigen Ober-Italiens, alle Verhältnisse dominiren, der Geldreichthum gewann hier nie in dem Grade die Oberherrschaft über den Güterbesitz, wie in Mailand und Genua; es wurde das Landeigenthum der adeligen Familien hier nicht so versplittert, wie es, im elften und zwölften Jahrhundert schon, in den östlicheren Nachbarstaaten der Fall war.

Die großen Grundeigenthümer, der Adel hat also in Piemont bei Weitem länger und vollständiger sein Ansehen und seine Rechte behauptet, und im Verhältniß zu der ganz städtisch und demokratisch sich bildenden Lombardei erscheint die Landschaft, welche jetzt den Hauptbestandtheil der sardinischen Monarchie ausmacht, als eine aristokratische, wie im alten Griechenland das rossenährende Thessalien. Vermöge dieser Eigenschaft, sowie seiner geographischen Lage nach, kann Piemont und das Leben in demselben als eine Uebergangsbildung von italienischer zu älterer französischer Gestaltung des Lebens betrachtet werden.

2) Das untere Pothal, die Gegenden, welche nördlich und südlich den Po berühren, von Piemont bis zur Etsch und zum Rheno.

Während die westlichen und nordwestlichen Grenzländer Oberitaliens die Waaren des Orients und Südens weit leichter durch die Provence als durch Piemont erhielten, war hingegen für Deutschland lange Zeit der fast einzige Weg die Lombardei, und dies bestimmte den Charakter der so eben bezeichneten Landschaft. Die politische Verbindung des Frankenreiches mit Italien hatte schon früh mehrere große Straßen durch die Alpen, besonders die eine durch Tirol nach Verona und die andere durch die Schweiz nach dem Comersee und Mailand, eröffnet, oder diese waren vielmehr noch seit der Römerzeit fortwährend gangbar geblieben. Der Handel, bürgerliche Betriebsamkeit erhielten also in diesen Gegenden schon früh einen großen Aufschwung und bald hernach in dem Maße die Herrschaft, daß sie alle übrigen Verhältnisse bestimmten.

Die Lombardei ist demnach die Landschaft republikanischer Bildung, städtischer Verhältnisse, und ihrem Schicksal und ihren Verhältnissen schlossen sich auch, obwohl von geringerer Bedeutung, die auf dem rechten Poufer gelegenen Städte des oben bezeichneten Territoriums an.

3) Die Mündungen des Po, die Lagunen und Inseln Venetiens.

Venedig liegt im adriatischen Meerbusen, gewissermaßen ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen vor Anker. Seine engen Straßen, die dadurch, daß sie bloß für Menschen bestimmt sind, daß nie weder Wagen noch Lastvieh darin gesehen werden, ein gewisses Ansehen von Häuslichkeit bekommen, als seien es nur Gänge desselben Gebäudes, lassen sich ohne Zwang dem innern Raume eines Schiffes vergleichen, in welchem der herrliche Marcusplatz als Saal, die Riva de' Schiavoni als Verdeck erscheinen. Vom hohem Glockenthurme, des Schiffes würdigem Hauptmast, aus gesehen, erscheinen die anderen entfernteren

Inseln in den Lagunen nur als Boote und Schaluppen, die zum Dienste des großen Fahrzeuges bestimmt sind.

Die ganz eigenthümliche Lage Venedigs machte eine ganz eigenthümliche Verfassung nöthig. Venedig hängt von Welt-Verhältnissen ab; es hat keinen eigenen Grund und Boden für ein großartigeres Leben; es ist durch Weltverhältnisse erhoben, es ist durch Weltverhältnisse zu Grunde gerichtet worden. Hier mußte also, so wie sich die eigenthümliche Stellung des Staates mehr entwickelte, eine Herrschaft strengen Verstandes entstehen, eine Herrschaft der Berechnung von Verhältnissen und der härtesten Consequenz. Diese kalte, verständige Weise, zu denken und zu sein, ist nie Sache des Volkes; sie setzt, da ihr das natürliche Gefühl immer entgegenarbeiten und sie auch in dem Einzelnen, der ihr folgt, tadeln wird, sie setzt eine Kraft, eine Erstarkung des Menschen nach einer einzelnen Seite hin voraus, wie sie nie unter der Menge gefunden werden kann.

Hier mußte also nothwendig eine Aristokratie und eine streng herrschende Aristokratie entstehen; wie auf einem Schiff die Officiere unbedingt über das Schiffsvolk gebieten, so diese Aristokratie des Verstandes über das venetianische Volk.

Venedig, kann man im Allgemeinen aussprechen, hat nur Venedig hervorgebracht; seine Gelehrten nehmen fast nur Venedig zum Gegenstand ihrer Forschungen, seine Künstler besingen Venedig, malen, bilden Venedigs Helden oder unterhalten das Volk von Venedig; Venedig hat nur Ein Streben und nur Ein Werk erzeugt, das ist es selbst und seine Blüthe.

Wenn Venedig auf dem festen Lande Italiens Herrschaft errungen hat, so war dies fast nur eine Herrschaft, so weit seine Kanonen reichten; wie ein Schiff des Zutrittes zum nächsten Ufer bedarf, um dort Wasser und andere Bedürfnisse zu holen, so mußte Venedig auch den nächstgelegenen Ufersaum unter seine Herrschaft zu bekommen suchen; als es über diese natürliche Forderung hinausging, als sein Adel zum Landadel ward und mehr Sorgfalt auf Erwerb und Ansiedelung auf dem festen Lande als auf die Wahrnehmung allgemeiner Verhältnisse wandte, da hörte der alte Geist des Adels auf, und Venedig sank schwach in sich zusammen, weil es seine Natur verkannt hatte.

An die Niederungen am Po und die venetianischen Inseln schließt sich

4) die Landschaft an, welche zwischen den Alpen, der Etsch und dem adriatischen Meere sich nach Norden und den deutsch-österreichischen Territorien erstreckt, die ehemalige Mark Verona und Friaul.

Gebirgige, zum Theil sehr unfruchtbare Gegenden wechseln hier mit Ebenen, die besonders längs des Meeres weit und mit dem fruchtbarsten Boden ausgestattet sich ausdehnen. Da diese Landschaft gleich der Lombardei zwischen den Küsten des adriatischen Meeres und Deutschland in der Mitte liegt, nahm auch sie an dem Zwischenhandel nach den Ländern des Nordens Antheil, und auch in ihr erhob sich später der Bürgerstand zu Freiheit und Bildung und suchte sich auf alle Weise

dem lombardischen gleichzustellen; doch hat es ihm nie in demselben Maße gelingen wollen, seine Unabhängigkeit, auf die Dauer wenigstens, zu behaupten. Die politischen Verhältnisse in diesen Gegenden nahmen dadurch vorzüglich eine von denen der Lombardei einigermaßen verschiedene Gestalt an, daß Otto der Große in Beziehung auf diese Landschaft einer ganz andern Politik folgte, als hinsichtlich der übrigen seiner Herrschaft unterworfenen Theile des obern Italiens. Er trennte die Mark Verona und Friaul von Italien und verband sie mit Deutschland. Wie man also Piemont als die Landschaft Italiens ansehen kann, welche den Uebergang zu französischer Art und Weise des Lebens bildete, so kann man die veronesische Mark und Friaul nicht bloß der äußeren Lage, sondern auch den innern Verhältnissen nach als eine Uebergangsbildung ansehen zu Deutschland. Erst die venetianische Herrschaft erzeugte ein uniformeres italienisches Ansehen auch dieser Gegenden.

5) Die Landschaft südlich vom Po und östlich vom Rheno, zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere bis in die Gegenden von Ancona hin.

Zwei Umstände, die mit einander in Zusammenhang stehen, geben dieser Landschaft ihren auszeichnenden Charakter. Einmal blieb sie, so lange Longobarden als Einwanderer auftraten, unter oströmischer Herrschaft, und als sie später dann nach und nach auch erobert ward und einzelne Männer germanischer Abkunft sich auch in diesen Gegenden niederließen, blieb doch die Masse der Bewohner nicht bloß römischen Stammes, sondern behielt auch ihre römischen Gemeindeverfassungen, und diese wurden nicht sowohl aufgehoben, als allmählig durch neue Institute beschränkt, umgebildet und endlich verdrängt; diejenigen Theile derselben aber, welche auf die Gewerbspolizei Beziehung hatten, erhielten sich zum Theil fortwährend und dienten später dem übrigen Italien wieder als Muster. Das Altrömische zeigt sich also in dieser Landschaft als bei Weitem wesentlicherer Bestandtheil der spätern Mischung als irgendwo anders im nördlichen Italien; überdies war die Folge des längern Zusammengehörens mit dem oströmischen Reiche, daß zweitens eine lange Zeit diese Küstengegenden mit Venedig in dem Zwischenhandel zwischen dem byzantinischen Kaiserreich und dem innern Italien rivalisirten; und später, als sie politisch von Byzanz getrennt wurden, blieb doch der mercantile Verkehr, ja, so oft die oströmischen Imperatoren sich im nördlichen Italien wieder festzusetzen versuchten, wählten sie diesen Küstenstrich, und in den Einwohnern desselben selbst läßt sich eine gewisse Hinneigung zu der griechischen Herrschaft beobachten.

Wenn also auch die bezeichnete Landschaft sich in noch weit höherem Grade als die veronische Mark der politischen Entwicklung der Lombardei anzuschließen suchte und die städtische Verfassung sich hier später ganz gleichmäßig wie in den nordwestlicher gelegenen Städten gestaltete, blieb diese Landschaft doch fortwährend die Brücke zu dem griechischen Reiche und in mehr als einer Hinsicht auch zu dem südlicheren Italien.

39. Das Chamounythal in Savoyen.

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme.)

Das Quellgebiet der Arve bildet das berühmte Thal von Chamouny oder Chamonix, von welchem aus man die Naturwunder der Montblanc-Gruppe zu betrachten und ihre Riesenhöhen zu ersteigen pflegt. Die an fünf Meilen weit in der Richtung von Südwest nach Nordost sich erstreckende Gebirgsmasse des Montblanc, auf der Grenzmark der drei Landschaften Savoyen, Wallis und Piemont, scheidet zugleich die sich zur Rhone und zum Po ergießenden Gewässer, doch so, daß die auf drei Seiten oder nach Norden, Westen und Süden abfließenden Quellströme sich zu dem großen französisch-burgundischen Alpenstrom, die auf der vierten oder östlichen Seite sich zu dem italischen Alpenstrome wenden. Wenn auch in den jüngsten Zeiten vielfach besucht, ist die Gebirgsgruppe des Montblanc und ihre gesammte alpinische Umgebung doch erst seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts unter uns genauer bekannt geworden, nachdem man die Riesenhöhen Asiens und Amerika's längst kennen gelernt und erstiegen hatte. Der Ruhm aber, dieses merkwürdige Gebiet des europäischen Alpenlandes zuerst wahrhaft aufgeschlossen und wissenschaftlich erforscht zu haben, gebührt dem großen genfer Naturforscher Hor. de Saussure, welchem es zuerst im Jahre 1787 gelang, den höchsten Gipfel des europäischen Continents zu ersteigen, wohin ihm seitdem viele andere Reisende gefolgt sind.

Auf der Südost- und Nordwestseite wird der lang gestreckte Zug der Gebirgsgruppe des Montblanc von zwei Längenthälern begleitet. Auf der Südostseite ist es das Gletscherthal der Allée blanche mit dem sich ihm gegenüber öffnenden Val de Ferret, die sich beide vereinigt bei dem Alpendorfe Courmayeur südostwärts zu dem Thale der oberen Dora Baltea wenden. Auf dieser Seite zeigt sich der Steilabfall jener Gebirgsmasse, die von hier aus ganz unnahbar ist, indem der von Chamouny aus über den Col du Géant nach Courmayeur führende Saumpfad in einer Meereshöhe von 10,578 Fuß jetzt so von Eismassen erfüllt ist, daß er nicht mehr beschritten werden kann. Dagegen führen zwei andere, obschon nicht minder beschwerliche, Saumwege aus diesem Hochthale über die äußersten Grenzsteine jener Gebirgsgruppe nach Wallis und nach Savoyen, nämlich im Nordosten der Paß über den Col de Ferret in einer Meereshöhe von 7150 Fuß nach dem wallisischen Val de Ferret, das sich bei dem Orte Orsieres zu dem Thale der obern Dranse öffnet, und im Südwesten der Paß über den Col de la Seigne in einer Meereshöhe von 7550 Fuß nach dem Thale der obern Isere am Westfuße der Alpenstraße über den kleinen St. Bernhard. Auch führt von eben diesem Alpenthale an der obern Isere wiederum ein Saumpfad nordwärts über den Col de Bonhomme, das südwestlichste Vorgebirge der Montblanc-Gruppe,

in einer Meereshöhe von 7530 Fuß nach dem obern Thale der Arve an der Oeffnung des Chamouny-Thales oberhalb des Städtchens Sallenches.

An der Abendseite der Montblanc-Gruppe befindet sich das von der obern Arve in der Richtung von Nordost nach Südwest durchströmte Chamouny-Thal, das zu den abgelegensten und verborgensten Thalschluchten des Alpenlandes gerechnet werden muß. Bei einer Länge von vier bis fünf Stunden hat dasselbe höchstens eine Breite von einer halben Stunde und ist rings von den erhabensten Gebirgsmassen ummauert. Denn auf seiner Nordwestseite, der Masse des Montblanc gegenüber, erhebt sich wieder die an 9300 Fuß aufsteigende Gebirgsgruppe des Mont Buet, auch la Mortine genannt, von deren Höhen sich der prachtvollste Anblick auf jene Riesengipfel darbietet. An ihrem Fuße gegen Abend liegt wiederum das kleine, von dem Flüßchen Giffre durchströmte Alpenthal Val de Sixt, das sich durch jenes Gewässer zur mittlern Arve öffnet. Auf der Nordseite ist das Chamouny-Thal von dem Col de Balme, und auf der Südwestseite von den Berghöhen de Lacha, de Forcles und Vaudagne geschlossen. Darum hat dies Thal nur zwei Zugänge, von denen der eine, die gewöhnliche Straße der Reisenden, von Genf her an der Arve aufwärts über Sallenches in dasselbe hineinführt, während an der entgegengesetzten Seite ein Saumpfad im Quellgebiet der Arve über den Col de Balme in einer Meereshöhe von 7100 Fuß nordwärts zum wallisischen Val de Trient und somit zum Stromknie der Rhone bei Martinach führt.

Das Thal selbst besteht aus schönen Wiesen, hat aber auch etwas Ackerland. Denn noch gedeihen hier die gewöhnlichen europäischen Cerealien, aber kein Obst, so wenig wie Wein, Kastanien und Nüsse, an denen das savoyische Land sonst so reich ist. Offenbar bildet die abgeschlossene Lage des Thales zwischen den höchsten Erhebungen einen Hauptgrund dieser Erscheinung. Denn die Thalebene erhebt sich nur an 2040 Fuß über den Spiegel des Genfer Sees oder an 3170 Fuß über den Spiegel des Oceans, und unmittelbar darüber steigen die Gipfel der Montblanc-Gruppe in einer relativen Höhe von 11,530 Fuß empor, so daß sich hier einer der größten Contraste in der Plastik des Alpenlandes und der Erde überhaupt zeigt. Darum hat das Thal einen sehr lange dauernden Winter vom October bis zum Mai, zeigt im Sommer große Abwechselung von Kälte und Wärme, leidet an heftigen Aequinoctial-Stürmen und bietet im Frühjahr durch die Schneelawinen große Gefahren dar. Auch ist das Thal erfüllt mit zahlreichen Trümmerhaufen der von jenen Höhen herabgestürzten Felsmassen, aus denen man die Natur der Bestandtheile jener Gebirgsgruppe hier am bequemsten erforschen kann. An sechszehn mächtige Alpenhörner zählt man, welche sich sämmtlich mehr als 8230 Fuß über das Thal erheben, und unter ihnen ist am meisten ausgezeichnet der Gipfel des Montblanc selbst, welcher bei den Bewohnern des Thales la bosse de dromedaire genannt wird, weil er sich in der

Gestalt eines Kameelbuckels zeigt. Außer vielen anderen Eisströmen ziehen sich von seinen Höhen vornehmlich vier große Gletscherarme, des Bois, de Boissons, d'Argentière und de la Tour genannt, in das Thal hinab. Zu den merkwürdigsten Punkten dieser Polarzone gehören besonders das Eismeer von Montanvert, ein an zwei Stunden langer Gletscher in einer Höhe von 2568 Fuß über dem Thale, und der mit ihm in Verbindung stehende Gletscher des Bois, dessen Ende das prachtvolle Eisgewölbe bildet, aus welchem der Aveiron donnernd hervorbraust, um sich etwas unterhalb in die Arve zu ergießen.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war dies Alpenthal fast ganz unbekannt in Europa; man nannte bis dahin die umliegenden Berghöhen nur les montagnes maudites und glaubte das Thal von wilden Menschen bewohnt. Erst seit dem Jahre 1741 wurde es eigentlich durch einige Engländer entdeckt, durch Windham und den bekannten Orientalisten Pococke, welche von Genf aus damals eine Reise dahin unternahmen und die ersten Nachrichten darüber mittheilten. Nichts desto weniger war das Thal doch früher nicht unbekannt, indem der Hauptort desselben, gewöhnlich le prieuré de Chamouny genannt, schon aus der ältern Zeit des Mittelalters stammt und seinen Ursprung einem von dem Grafen Aimon von Genf hier ums Jahr 1099 gegründeten Benedictiner-Kloster verdankt, das von der Abtei la Cluse in Piemont abhängig war. Uebrigens sind die Bewohner jenes Ortes oder überhaupt die Chamouniards die kühnsten Gemsenjäger und haben sich als Führer in der Alpenwelt des Montblanc einen gewissen europäischen Ruf erworben.

---

40. Turin.

(Nach Chr. Gottfr. Dan. Stein, Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa.)

Diese schöne und regelmäßige Stadt liegt am linken Ufer des Po, mit dem sich in der Nähe die Sagona und Dora Riparia vereinigen und über den eine schöne steinerne Brücke führt, von grünen, mit Landhäusern und Gärten geschmückten Hügeln umgeben, über welchen die beeis'ten Alpen emporragen. Die Straßen laufen fast alle geradlinig und durchkreuzen sich in rechten Winkeln. Der schönste öffentliche Platz ist San Carlo, auch Place d'Armes, ein regelmäßiges, von Palästen eingeschlossenes Viereck, mit geräumigen Arkaden für die Fußgänger; die Piazza Reale, auch mit Bogengängen und dem alten Palaste (Castello) in der Mitte, und der Platz Vittorio Emanuele, von dem man zur Brücke über den Po gelangt. Die Mythe leitet die Entstehung Turins von einem Bruder des ägyptischen Königs Osiris ab; nach sicheren Nachrichten war die Stadt unter dem Namen Taurasia Hauptstadt der gallischen Völkerschaft der Tauriner; Au-

gustus gab ihr später den Namen Augusta Taurinorum. Unter den Lombarden war sie Residenz ihrer Herzoge; auch die Karolinger hatten hier Grafen, die ihre Würde bald erblich machten. Vom 14. Jahrhundert an war sie die Residenz der savoyischen Fürsten und der Schauplatz vieler kriegerischen Begebenheiten; bei der Stadt wurden in den Jahren 312, 1640 und am 7. Febr. 1706 Schlachten geliefert. Ihre Einwohnerzahl beträgt über 170,000. Seit einigen Jahren ist Turin durch die Bemühungen der Regierung und vieler ihr nacheifernden Privatpersonen so verschönert worden, daß die Stadt bald mit den schönsten Hauptstädten Europa's wird wetteifern können.

Unter den Merkwürdigkeiten verdient das ägyptische Museum einen der ersten Plätze. Diese höchst merkwürdige Sammlung ägyptischer Alterthümer, von dem französischen General-Consul in Alexandrien, Hrn. Drovetti, erkauft, enthält viele größere und kleinere Bildsäulen, zum Theil von vortrefflicher Arbeit, in ägyptischem Styl, viele Stelen (eine Art Grabdenkmäler nach Art unserer Leichensteine), über dreißig, großentheils noch uneröffnete Mumien, viele Münzen, kleine Götzen, Scarabäen (kleine Münzen in Käfergestalt), Ringe, Waffen, Geräthschaften, z. B. den vollständigen Apparat eines Malers und einen Spiegel aus Glas, an 300 Papyrusrollen mit demotischen, hieratischen, hieroglyphischen Schriften und allegorischen Zeichnungen. Viele Alterthümer konnten wegen Mangels an Platz (da der andere, für das Museum bestimmte Flügel des ehemaligen Jesuiten-Collegiums noch nicht vollendet ist) noch nicht aufgestellt werden, und liegen in Kisten und Kasten oder in verschlossenen Schränken. Man sieht hier Bildsäulen, Papyrusrollen &c. aus den Zeiten vor und kurz nach Moses bis auf die Herrschaft der Perser hinab, während die ältesten uns bisher bekannten Handschriften nicht über die christliche Zeitrechnung hinaufreichen. Weniger zahlreich sind die Alterthümer aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer im Museum im Vergleich mit den frühern.

In den reizenden Umgebungen der Stadt ist das vier Miglien von Turin entfernte Kloster Superga, aus super terga montis entstanden, auf einem 222 Toisen hohen Berge, am Po. Hier entwarf der Herzog Victor Amadeus von Savoyen 1706 mit dem kaiserlichen Feldherrn Prinzen Eugen zur Vertreibung der Franzosen aus Turin den schön gelungenen Plan, und gelobte auf den Fall eines glücklichen Ausganges eine milde Stiftung der Jungfrau Maria zu Ehren. Er führte nachher das Kloster durch den Baumeister Ivara 1715—31 mit vieler Verschwendung von Marmor, Bronze und Vergoldung aus, und bestimmte die unterirdische Kirchenkapelle zur Grabstätte der sardinischen Könige.

41. Die Lombarden.

(Nach Freiherrn von Czoernig, Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften des österreichischen Kaiserstaates.)

Die italienische Nation bestand einst aus Völkerstämmen, die, verschiedener Abstammung, wenig mit einander gemein hatten. Erst mit der Bildung der italienischen Sprache entstand das Band, welches diese Stämme geistig vereinigte und der Cultur entgegen führte. Diese Entwicklung war eine rasche, denn bald trat die Epoche ein, wo die Italiener sich zum ersten Culturvolk von Europa erhoben, wo sie in Wissenschaft, Poesie und bildender Kunst allen anderen Völkern vorangingen. Dies verdankten sie den glänzenden Eigenschaften, mit denen sie die Natur bevorzugte. Es streitet jedoch gegen das Wesen der menschlichen Entwicklung, daß ein Volk allzu lange den Primat der Cultur bewahre; andere Völker treten in den Wettkampf, überholen das voranleuchtende, um bald selbst wieder überholt zu werden, und jedes Volk mag in diesem ruhelosen Ringen dafür sorgen, daß es nicht zu weit hinter den vorangeschrittenen zurückbleibe. Die Bewohner des lombardisch-venetianischen Königreichs bewahren alle Vorzüge der heutigen Italiener, und zwar zum Theil in einem höheren Maße, als die übrigen. Ein klarer, durchdringender Verstand erleichtert ihnen das Auffassen aller Verhältnisse; ein beweglicher Geist, verbunden mit bewunderungswerther persönlicher Gewandtheit, führt sie früher als Andere dem Ziele zu, welchem sie nachstreben. Das Erbtheil der alten Cultur, die feine gesellige Bildung, eine bis zur untersten Classe hinabreichende Geschmeidigkeit, verbunden mit schöner körperlicher Gestalt, öffnet ihnen die geselligen Kreise, wie die charakteristische Pflege der schönen Künste, gefördert durch das milde Klima und die eigenthümliche, technische Fertigkeit, Italien noch immer zur größeren Kunstschule aller Nationen gestaltet. Beharrlichkeit im Streben nach Erwerb, merkwürdig vereint mit aufopfernder Wohlthätigkeit, folgt ihnen in alle Zonen und äußert sich daheim im mühevollsten, aufopferndsten Fleiße bei Bearbeitung des Bodens, bei Ausübung des Gewerbes. Bekanntlich steht die Boden-Cultur in der Lombardei auf der höchsten Stufe, wozu nicht allein die Sonne und die mäßige Fruchtbarkeit des Bodens, sondern hauptsächlich der lombardische Fleiß das Meiste beiträgt. Solche glänzenden Eigenschaften müssen durch Schattenseiten, die an sich wieder meist die Folgen der alten Cultur sind, gedämpft werden. In der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke unbefangen, schließt er List und Schlauheit nicht davon aus, doch steht ihm Rohheit und (wo Leidenschaft nicht hinzutritt) Gewaltthat fern. Der Charakter des Italieners geht in der Individualisirung auf; als Individuum leistet er der Nation nach das Höchste, aber es fehlt ihm großentheils der Gemeinsinn, die Lust am vereinten Wirken zur Erreichung großer Zwecke, und nur der historisch ausgebildete Municipalitätssinn führt zu großen nationalen Erfolgen. In

der Wissenschaft und Kunst strebt der Italiener seinen berühmten Altvordern nach, deren Andenken er mit Pietät pflegt, aber im Wettkampfe des Tages bleibt er hinter den anderen Culturvölkern zurück, weil er, seiner einstigen Suprematie bewußt, sich isolirt und in vielen Richtungen die Fortschritte der Nachbarvölker sich anzueignen verschmäht. Ein Haupthinderniß dabei bildet die geringe Neigung, fremde Sprachen, etwa mit Ausnahme der eng verwandten französischen, zu lernen. Zu den Deutschen fühlt er sich nicht hingezogen; er achtet sie, es kömmt ihm aber schwer an, ihre Sprache zu lernen. Selbst im Besitze einer Cultursprache, glaubt er nicht nöthig zu haben, diese Schwierigkeit zu überwinden. Was inzwischen die Neigung nicht zu bewirken vermochte, das wird das Bedürfniß herbeiführen, und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo eine größere geistige Verschmelzung der Culturvölker die Schranken lichten wird, welche Gewohnheit und Vorurtheil erhoben haben. Die einstige Verschiedenheit der Abstammung spiegelt sich noch immer in den Bewohnern des lombardisch-venetianischen Königreichs. Offen und kräftig, selbst heftig tritt der gallischem Blute entsprossene Mailänder und Brescianer auf, während der Mantuaner die südliche Weichheit etruskischer Herkunft nicht verläugnet und der Venetianer in Sprache, Sitte und Betragen die griechisch-anatolische Geschmeidigkeit seiner Abstammung zur Schau trägt. Als Culturvolk hat der Italiener im Süden der Alpen dieselbe Aufgabe übernommen, wie der Deutsche im Norden, und die Bevölkerung am Ostrande des adriatischen Meeres durch die dahin entsendeten Colonieen, so wie durch die Verstärkung des dortigen alt-romanischen Elementes in die Kreise der Civilisation gezogen.

---

42. Mailand.

(Nach Franz W. Richter, Hesperien.)

Milano, lateinisch Mediolanum, die uralte Hauptstadt der Insubrer, am Flüßchen Olona gelegen, hat zwei deutsche Meilen im Umfange (daher la Grande genannt) und schließt 180,000 Einwohner in ihre Mauern ein. An den schönen großen Häusern und zahlreichen Palästen, die ihre krummen, aber reinlichen und freundlichen Straßen schmücken, so wie an dem lebhaften Gewerbstreiben und der geringen Anzahl der Bettler erkennt man gleich auf den ersten Blick, daß hier der Reichthum der lombardischen Ebene seinen Mittelpunkt hat. Wegen dieses Reichthums aber ist diese Hauptstadt der Lombardei auch so vielfach der Zankapfel der Herrscher und Völker gewesen. Insubrer, Römer, Gothen, Hunnen, Ost-Römer, Longobarden, Franken und freie Bürger hatten sich schon um ihren Besitz gestritten, als die glorreichste Periode ihrer Geschichte, die Zeit des lombardischen Städtebundes eintrat, als dessen Haupt sie bekanntlich ihre und ihrer Bundesgenossen Freiheit gegen den großen Hohenstaufen Friedrich Barbarossa mit un-

überwindlichem Muthe vertheidigte. Zwar wurden die Mailänder bei Friedrich's zweitem Römerzuge durch Hunger zur größten Demuth gezwungen: der Erzbischof an der Spitze der Geistlichkeit, der Bürgermeister sammt dem Adel, eine Deputation vom Volke — Alles barfuß, mit entblößtem Haupte und in zerlumpten Kleidern, der Adel noch obenein ein bloßes Schwert, das Volk einen Strick um den Hals — so flehten sie den Kaiser um Gnade an und erhielten sie. Kaum aber war dieser abgezogen, so erhoben sie von Neuem keck ihr Haupt; ja, als Friedrich die Stadt von Neuem belagerte und die Kaiserin aus Neugierde sich hineingewagt hatte, wurde sie verkehrt auf einen Esel gesetzt und so durch die Stadt geführt. Dafür wurde die stolze Bundeshauptstadt fast dem Boden gleich gemacht; aber zuletzt brach sich doch eigentlich alle Hohenstaufenkraft an dem unermüdlichen Trotz der freien Republikaner, und bald erstand Mailand wieder wie ein Phönix in erneuter Herrlichkeit aus seiner Asche. Auch unter den eigenen Herzögen aus dem Hause Visconti, welche seit 1395 regierten, behauptete Mailand sich in ehrenvoller Selbständigkeit; nach dem Erlöschen dieses Geschlechts aber stand es meist unter kaiserlicher, zum Theil unter französischer und spanischer Obergewalt, bis es 1814 wieder dem Kaiser unterthan wurde.

Unter den sehenswerthen Gebäuden der Stadt stehen die Kirchen, zusammen 80 an der Zahl, obenan, unter denselben aber der Dom, die Ambrosiuskirche und die S. Maria delle Grazie.

Der Dom, von den Mailändern das achte Wunder der Welt genannt, 454 Fuß lang, 270 breit, ist nächst der Peterskirche in Rom und der Paulskirche zu London die größte Kirche in Europa. Seine Kuppel ist im Innern 232 Fuß hoch, das Dach ist mit 98 gothischen Spitzsäulen sammt tausendfältigem Zierath und die ganze Kirche mit 4000 Bildsäulen geschmückt. Der ganze Riesenbau von weißem Marmor starrt kühn gegen den blauen Himmel empor, wie ein versteinerter Wald. Das Portal ist nicht in rein gothischem Stil gehalten, sondern mit modern italienischer Bauart untermischt, was um so unangenehmer ist, da der Dom gerade auf dieser Seite noch am freiesten und für die Betrachtung am geeignetsten steht. Denn auf den übrigen Seiten findet man nirgends einen ganz angemessenen Standpunkt, um ein vollständiges Bild von ihm zu gewinnen. Der Bau dieser Kirche dauert übrigens sehr lange, da er schon 1386 von Galeazzo Visconti durch den deutschen Baumeister Heinrich Gamodia (von Gmünd?) begonnen, und erst von Napoleon, dann von den Kaisern Franz und Ferdinand fortgesetzt und noch bis jetzt nicht vollendet ist. Man kann daher die Arbeiten der verschiedenen Jahrhunderte, namentlich auf dem Dache, nicht allein aus der dunkleren oder helleren Farbe des Marmors, sondern auch aus der Manier in den Skulpturen sehr deutlich unterscheiden. Zu diesem Dache steigt man auf 515 Stufen empor und geht dann noch höher in die Laterne der Kuppel hinauf. Uns war dieser Theil der Kirche wenigstens eben so interessant, wie das Innere derselben.

Ja, wir besuchten ihn täglich wohl mehr als ein Mal und empfanden doch immer wieder neues Verlangen, hinaufzusteigen; so belohnend ist die Aussicht auf den blauen duftigen Halbkreis himmelhoher Alpen*) und über die blühenden Segensfluren der Lombardei, die, seit Marius' Zeit, so vielfach mit deutschem Blute getränkt, für ein deutsches Auge wohl reiche Unterhaltung gewähren müssen. — Aber auch das Innere des Domes ist im höchsten Grade erhaben und ehrfurchtgebietend durch seine Bauart und zugleich interessant durch Bildhauerarbeiten, namentlich die Statuen der heil. Helena, des Lazarus, des Petrus und Longin von Solari, der Magdalene von Andr. Fusina, die anatomisch merkwürdige Statue des geschundenen heil. Bartholomäus von Agrates. Auch viele andere wenn auch nicht ausgezeichnete Kunstgegenstände enthält die Kirche. Die Decke ist täuschend so gemalt, als ob sie aus zierlich durchbrochener Steinarbeit bestände.

Historisch noch interessanter, als der Dom, ist die byzantinisch aus Ziegelsteinen erbaute Kirche S. Ambrogio, die vom heil. Ambrosius im vierten Jahrhundert auf den Ruinen eines Minerventempels gegründet wurde und ihre jetzige Gestalt schon im neunten Jahrhundert erhielt. Sie enthält viele alterthümliche, für die Kunstgeschichte merkwürdige Mosaiken, Sculpturen und Gußarbeiten; auch viele alte Grabmäler, von denen besonders der Kreuzgang angefüllt ist. Viele derselben stammen noch aus altrömischer Zeit, also aus den ersten Zeiten des Christenthums her. Historisch denkwürdig ist in der Kirche der Sarg des großen Stilico. Ferner zeigt man die Pforte noch, wo der heil. Ambrosius dem Kaiser Theodosius wegen seines enormen Blutbades in Thessalonike den Eintritt verbot. — Lombardische Könige und deutsche Kaiser ließen sich hier mit der eisernen Krone krönen, die seit Friedrich Barbarossa immer in Monza aufbewahrt wurde.

Neben dieser Kirche steht, wie man glaubt, von einem altrömischen Kaiserpalast her, eine einzelne korinthische Säule. Die Kirche S. Maria delle Grazie enthält ein Altarblatt von Leonardo da Vinci und Gemälde anderer namhafter Meister, z. B. Tizian's und Maratta's. Hauptsächlich aber geht man hieher, um im ehemaligen Refectorium das berühmte dort al fresco gemalte Abendmahl von Leonardo da Vinci zu bewundern; denn bewundern kann man es immer noch, so viel ist ihm von seiner alten Herrlichkeit bei allen entwürdigenden Mißhandlungen geblieben. Am besten erhalten ist der Heiland, obwohl ihm schon seit langer Zeit durch eine Thür, die ein Prior unter dem Gemälde zu seiner Bequemlichkeit anbringen ließ, die Füße genommen sind. Die Jünger freilich sind zum Theil fast ganz unkenntlich geworden, da dieser Saal nicht allein zum Heuspeicher, sondern sogar schon zum Pferdestalle gedient hat. Jetzt ist er wenigstens geräumt und dient

*) Man erblickt bei hellem Wetter links die Schneehäupter der Gruppe des Monte Rosa in ihrer ganzen Pracht, weiterhin die dunkle Masse des Simplon, über welchen das Meisterwerk der Straßenbaukunst in das Wallis führt, rechts den Gebirgsknoten des Gotthard und die rhätischen Alpen.

bloß als Museum für dieses einzige Bild; denn die gegenüberstehende Kreuzigung würde man so nicht honorirt haben.

Außer den genannten Kirchen besucht man wohl auch die schöne achteckige Kirche S. Lorenzo, mit guten Gemälden und von außen mit 16 antiken Säulen von einem Herkulestempel und den Thermen Maximin's geschmückt; außerdem die geschmackvollste Kirche Mailands, Madonna presso S. Celso, mit vielen Statuen, namentlich Adam und Eva am Haupteingange; ferner S. Sebastiano, ausgezeichnet durch architektonischen Werth und mit schönen Gemälden ausgestattet.

Bei Gelegenheit der Kirchen ist noch zu bemerken, daß in Mailand der ambrosianische Ritus gilt, der in manchen Punkten vom katholischen abweicht; z. B. bei der Taufe wird hier das Kind in Wasser getaucht, nicht bloß mit den Fingern benetzt.

Mit viel größerem Interesse, als alle anderen Paläste, besucht man die Brera oder den Palazzo delle scienze e arti, das ehemalige Jesuiten-Collegium. Außer verschiedenen Schulen im Erdgeschosse findet man hier in den oberen Etagen die berühmte Bibliothek der Akademie, aus mehr als 100,000 Bänden und vielen Handschriften bestehend, außerdem Abgüsse der besten Antiken und die ausgezeichnete Gemäldesammlung (Pinacoteca) der Brera in 13 Zimmern. Außer werthvollen Fresken, die man sorgfältig von alten Klosterwänden abgelöst hat, befinden sich darin 300 Oelgemälde, zum Theil von den vornehmsten Meistern.

Hier schließt sich am passendsten die Erwähnung der weltberühmten Bibliotheca Ambrosiana an, die im Jahre 1525 von Fred. Borromeo gestiftet wurde, und außer 60,000 Bänden gedruckter Bücher 15,000 zum Theil höchst wichtige Handschriften enthält. Diese Manuscripte sind in Europa, Asien und Afrika aufgekauft worden. Ausgezeichnet unter ihnen ist ein Cicero, ein Seneca, ein Eutrop, ein Dionys von Halicarnaß, die Decretalen, sehr wichtig der Plautus u. a. Zugleich ist hier eine Kunstsammlung, wo man den Codice atlantico, d. h. Originalzeichnungen und Handschriften von Leonardo da Vinci, die Cartons von Raphael's Schule von Athen, auch eine Gemäldesammlung und altrömische Denkmäler findet.

Theater hat Mailand sieben, unter denen das Teatro della Scala das größte in Mailand, und nächst dem San-Carlo-Theater zu Neapel das größte in Italien ist.

Die Straßen Mailands sind großentheils reinlich und gut gepflastert. Die größte und interessanteste ist der Corso, der größte Platz die Piazza d'Armi mit Napoleon's Arco del Sempione, dem österreichischen Friedensbogen oder Arco della Pace. Durch diesen sollte nach Napoleon's Plane die schöne Simplonstraße von den Alpen auf den Corso Mailands herablaufen. Dieser Triumphbogen, aus weißem Marmor gebaut, war bei Napoleon's Sturze nur erst einige Fuß hoch, aber so ausgezeichnet schön, daß Kaiser Franz die Fortsetzung und Vollendung des Werkes verordnete. Die Zeichnungen, auf Frankreichs Glorie be-

rechnet, wurden nun zu Deutschlands Vortheil umgewandelt, und der Name des Arco del Sempione in „Friedensbogen" verändert.

In der Nähe des Friedensbogens steht, von Napoleon gegründet, die Arena, eine Art von altem Circus, in der Weise alter Amphitheater gebaut und für Wettrennen zu Pferd und Wagen, ja, selbst für Naumachien eingerichtet. Das Ganze hat einen Umfang von einer halben Stunde, und die Rasensitzreihen fassen 30,000 Zuschauer.

43. Venedig.*)

(Nach Franz W. Richter, Hesperien.)

Wie eine hingeträumte Feen- und Zauberwelt aus „Tausend und einer Nacht" scheint das abenteuerliche Riesenbild der hingeschiedenen Venezia dominante Anfangs, wenn man eben in den Meerbusen hineingleitet, ätherisch und geisterhaft über dem Wasser zu schweben, bald aber in der Nähe als ein Marmorwald von Königspalästen aus dem Meere emporzuwachsen, und das Gefühl tiefster Rührung und heiligen Schauers, das uns bei jedem Schauplatze ehemaliger Herrlichkeit und nach Göttermacht ringender Erdengröße ergreift, tritt hier um so gewaltiger ein, als die Spuren der entschwundenen Hoheit hier noch frisch sind und die vor Augen liegende Eigenthümlichkeit, ja, Einzigkeit ihres ehemaligen Daseins überrascht und mit Staunen erfüllt. — Nicht zu viel sagte der Dichter Jak. Sannazar in diesen kostbarsten aller Distichen, deren jedes die Republik ihm mit 200 Ducaten bezahlte:

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari:
»I nunc Tarpejas quantum vis, Iupiter, arces
»Objice et illa tui moenia Martis, ait;
»Si Tiberim pelago confers, urbem aspice utramque:
»Illam homines dices, hanc posuisse deos.« **)

Als der lebensmüde Koloß des Römerreiches schon längst in den letzten Zügen gelegen hatte, scheint Roma's Genius in diesen Winkel des adriatischen Meeres gezogen zu sein, um durch heimatlose, bedrängte Flüchtlinge, die, wie die Römer, sich für Nachkommen alter trojanischer Ansiedler hielten, in Sumpf und Wasser einen Freistaat zu gründen, der 13 Jahrhunderte hindurch als ein zweites Rom in einem neuen Karthago blühen und, in jedem Bürger sich seiner Kraft und Herrlichkeit bewußt, durch die großartige Eigenthümlichkeit seiner Institutionen und Unternehmungen, durch den kühnen, selbst phantastischen Schwung seiner

*) Vergl. S. 148 f.

**) Aus dem Gewoge des Adria sah Neptunus Venedig
Ragen und Recht und Gesetz geben im Reiche des Meers;
„Prahle mir nun, so viel du auch magst, o Jupiter," sprach er,
„Mit tarpejischen Höh'n und mit den Mauern des Mars!
„Musterst du Tiber und Meer: schau beide die Städte; du sagst dann:
„Die ist von Menschen gemacht, diese von Göttern erbaut."

Lebensbewegungen der Schrecken und die Bewunderung der Erde sein sollte. In den 1100 Jahren (697—1797), wo die Republik von Dogen, oder eigentlich von den Nobili, dieser „Versammlung von Königen", regiert wurde, stieg sie „ausu Romano, aere Veneto", wie man an die ganze Republik als Inschrift setzen könnte, zu einer Macht ersten Ranges empor, die, wie der Papst, drei Königskronen, nämlich wegen Cypern, Candia und Morea, tragen durfte, obwohl ihr Länderumfang sich nie viel über 600 Q.-M. mit 3 Millionen Menschen ausdehnte.

Die Stadt selbst hatte bei der Aufhebung des Freistaates noch gegen 160,000 Einwohner, worunter 48,000 Bettler waren, jetzt kaum 125,000 Einwohner, die gegen ihre glorreichen Vorfahren fast sämmtlich Bettler sind. Ihre 15,000 Häuser, die sich in einem Umfange von 1½ Meile aus dem Meere erheben, sind größtentheils von veronesischem, parischem oder cattarischem Marmor und bewahren der Stadt das Ansehen alter Vornehmheit, ja, Majestät, welches noch imposanter und überraschender dadurch wird, daß die eigentlichen Straßen, — denn die Fußwege sind meistens so eng, daß zwei dicke Personen sich kaum gebührend ausweichen können, — nur aus Canälen bestehen, die entweder die Häuser unmittelbar bespülen oder nur durch schmale Trottoirs von unpolirtem Marmor (Calli) von ihnen getrennt sind. Das wunderbare Ganze wird durch 134 solcher Canäle in drei große und 136 kleine Inseln zerschnitten, durch 450 Brücken verbunden, und umgeben von einem seichten, 5½ Meile langen, 2 Meilen breiten Meerestheile*), den Lagunen, welche von größeren Fahrzeugen sogar bei der Fluth nur auf künstlich vertieften Wegen befahren werden können und gegen das offene Meer durch einen die sechs Häfen bildenden Inselzug, Lido genannt, sowie durch einen marmornen Riesendamm**) von 2 Meilen Länge, 50 Fuß Breite, 50 Fuß Höhe abgeschlossen und geschützt werden. Und wie sonst in der Umgebung großer Städte Landhäuser, Kirchen und Dorfschaften zwischen grüne Felder verstreut liegen, so ragen hier einzelne Klöster, Fabriken, Lazarethe und ganze Inseln aus dem grünen Spiegel des Meeres hervor.

Venedigs reichstes Leben fluthet, wie in den Tagen des alten Glanzes, so noch heute, auf dem Marcusplatze, und mag immerhin die Betrachtung seiner politischen Bedeutsamkeit nur zu Kirchhofsgedanken stimmen, wenn man die Schatten der alten Dandoli, Morosini, Cantarini, Polani, Falieri, die beutebeladenen Seehelden von Asien und Constantinopel, die demüthigen Gesandten mächtiger Könige und Kaiser im Geist hier wandeln sieht: so gewährt doch das auf- und abwogende, kaufende und verkaufende, gaffende, lachende, wirthschaftende Volksgewimmel mit den Improvisatoren, Pulcinellen, öffentlichen Schrei-

*) Unde cavae tepido sudant humore lacunae. Virgil.

**) Die berühmten terrassenförmig emporsteigenden murazzi, Riesenmauern, mit der oben schon erwähnten echt venetianischen Inschrift: „ausu Romano, aere Veneto."

dern*) zwischen dem bunten Wirwarr aller Stände, Trachten, Sprachen und Waaren, beim hellen Sonnenschein des Tags, und noch viel mehr Abends bei der tausendfachen Erleuchtung der prachtvollen Kaufläden und Cafe's ein so lustig unterhaltendes, so zauberisch mit sich fortreißendes Schauspiel, daß man sich mit innigem Behagen in die fremdartigen Elemente des italienischen Volkslebens versenkt, das außer Neapel sich hier vielleicht am auffallendsten charakterisirt, obwohl es nicht schlechthin italienisch, sondern zugleich eigenthümlich venetianisch ist. Einen interessanteren und schöneren Schauplatz, als diesen Marcusplatz, kann nicht leicht ein zusammengedrängtes Volksleben finden.

Gleich vorn, wenn man vom Marcuscanal aus den kleineren Theil des Platzes, die Piazzetta, oder den Broglio, den sonstigen Versammlungsort des Adels, betritt, stehen an der Meeresseite, auf zwei Granitsäulen**), die einst hier als Tropäen aufgestellt wurden, die Schutzpatrone der Republik, der geflügelte Löwe des heiligen Marcus, — nicht der Evangelist selbst, — und der frühere Schirmvogt, St. Theodor. — Schade, daß zwischen diesen Säulen der Richtplatz der Venetianer ist! Das ist aber echt Venetianisch. — Links erhebt sich, von Marmorsäulen getragen, die reiche Bibliothek der Republik, und anstoßend das Münzgebäude (Zecca) aus Marmor, Backstein und Eisen, ohne Holz, aufgeführt. Viel ehrfurchtgebietender aber und von tausend Erinnerungen uralter Glorie und geheimnißvoller Furchtbarkeit umschwebt, füllt die ganze rechte Seite der Piazzetta der weite, tausendjährige***), mit rothen und weißen Marmorquadern netzförmig bekleidete, mit Säulenhallen umgebene Dogenpalast, von romantisch-gothischer Bauart, (Dogato, jetzt das Gerichtshaus,) mit Sansovino's Riesenschildwachen, Mars und Neptun, an jener Gigantentreppe, auf der ein Doge vor seinen Unterthanen den Kopf verlor †); mit jenen steinernen Löwen, die unzählige Schlachtopfer heimlicher Tücke verschlangen; mit jenen Sälen voll Kunst (Tizian's, Tintoretti's, Paol Veronese's, Tiepolo's u. A.), voll Pracht und voll Geschichte: wer kennt nicht den Saal der Pregadi, wo unzähligen Kriegen der Republik Anfang und Ende bestimmt wurde; den der furchtbaren Dieci, aus welchem — noch sieht man die Thür — Tausende, schuldig oder unschul-

*) Diese Schreiber finden sich in allen größeren Städten besonders Mittel- und Unteritaliens frei auf der Straße an einem Tische und schreiben Briefe aller Art für jeden, der sie bestellt.

**) Die eine derselben wurde 1192 nebst einer andern, die beim Ausschiffen ins Meer fiel, aus Constantinopel nach Venedig gebracht. Die verloren gegangene wurde später mit einer nachgebildeten ersetzt, die dann nebst jener geretteten hier aufgestellt wurde.

***) Er wurde 809 erbaut, nachher fünfmal zerstört und immer schöner wieder hergestellt; in seiner jetzigen Gestalt im 11. Jahrhundert begonnen.

†) Hier bekanntlich, nicht zwischen den Granitsäulen am Kai, wurde Marino Falieri 1355 als Staatsverräther enthauptet. 400 Mitschuldige wurden geköpft, gehängt und ersäuft.

dig, über die Seufzerbrücke*) zu den gräßlichen piombi hinauf, oder in die unterseeischen Gräber voll Wasser und Wasserratten hinabgingen; das Versammlungszimmer der noch furchtbarern Drei, die ungekannt und ungestraft, wie grauenvolle Schicksalsmächte, über Leben und Freiheit aller Bürger, und selbst des Dogen, im Verborgenen richteten; den Saal des gran consiglio, der in der nahen Waffenkammer 1500 schlagende Beweise für die Rechtmäßigkeit seiner Regierung, nämlich 1500 geladene Feuergewehre, jeden Augenblick zur Hand hatte; den Thronsaal ferner, wo der Fußboden aus Halbedelsteinen und Marmor besteht und die Rahmen der herrlichen Gemälde mit gediegenem Dukatengolde belegt sind; ferner den Stimmsaal (dello scrutinio), wo die Bilder der 114 Dogen und der „locus Marini Falieri decapitati pro criminibus“ unzählige Bilder von Glanz und Elend, von aristokratischer Hochherzigkeit und Niederträchtigkeit aus 11 Jahrhunderten in der Seele der Schauenden hervorrufen, der, wie hier, so noch in zahllosen andern Räumen dieses schauerlichen Labyrinthes zwischen Bewunderung und Entsetzen getheilt wird, so daß er kaum Geduld und Ruhe hat, die Bibliothek mit dem Antikenkabinet, oder die zwei Brunnen mit süßem Wasser**) bei der Börse im Hofe gebührender Aufmerksamkeit zu würdigen!

An den Dogenpalast schließt sich in gerader Linie, die eine Seite des größeren Marcusplatzes (Piazza) bildend, das fremdartig-majestätische Gemisch von Christenkirche und Arabermoschee, die schon im zehnten Jahrhundert erbaute St. Marcuskirche. Fünf Kuppeln decken sie, fünf Eingänge mit bronzenen Thüren führen in ihr Inneres. Unter den vielen Statuen auf den Arkaden ihrer Façade fesseln den Blick einzig über dem Haupteingang jene berühmten Zeitgenossen Alexanders des Großen und seines Bucephalus, die vier vergoldeten Erzrosse des Lysipp, mit denen vier Kaiser und ein Doge triumphirten***). Im heiligen Halbdunkel des Innern glänzt Goldpracht von der unabsehbaren Fülle der Säulen und die geschliffenen Halbedelsteine blitzen aus der kostbaren Mosaik der Wände und des Fußbodens, deren kunstreicher Schöpfer, Franc. Valerio Fucati, um keiner andern Stadt etwas Aehnliches zu machen, in Venedig als Gefangener gehalten wurde. In der großen Kapelle und der Sakristei erfreuen Sansovino's und Tizian's Arbeiten. Am großen Portal zeigt man die Stelle, wo im Jahr 1177 der Gewaltigste aus dem stolzesten Kaisergeschlecht dem gewaltigern Nachfolger Petri den Fuß küßte.

---

*) Der verdeckte Ponte de' sospiri führt aus dem ersten Stockwerk des Dogenpalastes hinten über den Canal Rio del Palazzo in die gegenüberliegenden grauenhaften Staatsgefängnisse.

**) Meist hat man Cisternen in Venedig.

***) Den Griechen geraubt, schmückten sie erst Nero's, dann Trajan's Triumphbogen; Constantin holte sie nach Constantinopel, Dandolo 1204 nach Venedig, Napoleon stellte sie auf seinen Triumphbogen zu Paris, von wo sie Kaiser Franz neuvergoldet wieder auf ihre jetzige Stelle setzen ließ.

Der Marcuskirche gegenüber nach der Zecca zu, wo der größere und der kleinere Theil des Marcusplatzes in einem rechten Winkel zusammentreffen, steigt frei und kühn aus einer Grundfläche von 40 Quadratfuß 335, nach Andern 516 Fuß hoch, der Marcusthurm (il Campanile di S. Marco), dessen vergoldetes Kupferdach der Sage nach sonst bis hinüber nach Istrien glänzte, über alle Paläste und Thürme Venedigs empor. Weiter in die Piazza hinein, gerade vor der Marcuskirche, erheben sich imposant genug, aber seit 120 Jahren mit ganz hohler Prahlerei*), wie der sonst beliebte Titel eines „Königs von Jerusalem", oder das S. P. Q. R. im Stadtwappen in Rom, auf bronzenen Basen die bekannten drei kolossalen Standarten, die stolzen Verkünderinnen der Unterjochung dreier Königreiche.

Die drei übrigen Seiten der oblongen Piazza werden, wie von einem einzigen säulengetragenen Marmorpalast, beinahe ganz von den prächtigen, einander gegenüberliegenden Procuratien, den alten rechts, den neuen links, und geradeaus von dem schmäleren Palazzo Sovrano, dem von Napoleon erbauten, mit Meisterwerken von Giorgione, Paol' Veronese, Cima, Bellini u. A. angefüllten Palast des Vicekönigs gebildet, und nur noch zwischen der Marcuskirche und den alten Procuratien, der Piazzetta und dem Kai gegenüber, steht über einem prachtvollen triumphbogenähnlichen Thore, 82 Fuß hoch, mit seinem großen Zifferblatt der an Nürnberg erinnernde Thurm der Marcusuhr (torre dell' Orologio), dessen kunstreiche Mohren seit 1499 der lustigen Carnevalsmenge des Marcusplatzes eben so, wie den verzweifelnden Gefangenen unter den Bleidächern mit denselben Hämmern die Stunden an die eiserne Glocke schlugen.

Dieser ganze Platz, der größere wie der kleinere Theil, ist durchaus mit Marmorquadern gepflastert und frei von Schmutz und Staub.

Ehe man diesen schönsten aller italienischen Plätze verläßt, darf man nicht versäumen, ihn selbst, sowie die ganze Stadt und weite Umgegend in der Vogelperspective auf dem Campanile zu betrachten. Wer's bequem haben will, kann auf dem stufenlos emporführenden Schneckengang möglicherweise hinauf reiten, wie vordem Heinrich III. von Frankreich; mein wandernder Leser jedoch zieht wahrscheinlich die Fußpartie vor, da jetzt außer den vier lysippischen Rennern und dem Pferde der Reiterstatue vor der Kirche S. Giovanni e Paolo kein Pferd in der ganzen Republik aufzutreiben ist. Oben, wo Galilei einst Entdeckungen am Himmel machte, ergötzt man sich an dem Panorama unten. Die Stadt, wie ein großer Plan von Venedig, in dunkle Gruppen getheilt durch die blinkenden Canäle, die Lagunen mit den Inseln, den Schiffen, den schwarzen Gondeln, der Lido, die Häfen, unter ihnen der nördlichste, S. Nicolo del Lido, wo sonst der Doge sich mit dem adriatischen Meere vermählte, das weite blaue Meer und die blauen

*) 1571 ging Cypern, 1669 Candia, 1718 Morea an die Türken verloren.

friaulischen, tirolischen, euganeischen Gebirge, das alles zusammen gesehen, ist ein großer Anblick.

Vom Marcusthurm aus geht man wohl durch das Thor des Uhrthurms zwischen den unzähligen Kaufläden der engen Merceria von der Piazza di S. Marco linksab nach dem Canal grande (Canalazzo), der den Hauptheil Venedigs, die zuerst angebaute Insel Rialto, in der bekannten Windung (∽) zu zwei Inseln macht, und den man zu Fuße nur mittels der berühmten Rialtobrücke passiren kann. 148 Fuß lang, 43 Fuß breit, schwebt dieses Meisterwerk des Antonio da Ponte*) an der Stelle, wo sich Venedigs erste Häuser erhoben, auf 12,000 Pfählen als ein einziger Marmorbogen von 70 Fuß Spannung und 30 Fuß Höhe kühn über den Canal dahin und trägt auf dem edlen Rücken die entstellende Last zweier Reihen bleibedeckter Krambuden von Marmor, die dem wogenden Volke nur einen Raum von 20 Fuß Breite in der Mitte und zwei schmälere Pfade an den Marmorgeländern hin gestatten. Der ganze Weg vom Marcusplatze bis hieher bietet dem Blicke die Fortsetzung des Volkslebens jenes Platzes, das bei der prachtvollen Erleuchtung aller Kaufläden, Cafe's und Buden unstreitig am interessantesten ist; daher man den Ausflug nach dem Ponte Rialto recht gut noch Abends machen kann.

Hat man aber nach Betrachtung des Marcusplatzes noch einen großen Theil des Tages vor sich, so eilt man gewiß lieber erst durch das tolle Gewimmel von Matrosen, Fischern, Bettlern, Käufern und Verkäufern auf der Riva de' Schiavoni, einer Fortsetzung des Kai's linksab von der Piazzetta, der Insel S. Giorgio maggiore gegenüber, zu dem schönen öffentlichen Garten, den Napoleon aus einem Kloster und einigen meerbedeckten Inseln hervorschuf.

Von da in derselben Richtung gelangt man zu dem merkwürdigsten aller Zeughäuser, das so viel Flotten und Heere gegen das Abend- und Morgenland ausrüstete, zum alten Arsenal der Republik.

Abgesondert von allen Umgebungen, umschlossen von hohen bethürmten Mauern, von der Meeresseite durch Untiefen geschützt, lagert sich diese trotzige Festung in einem Umfange von 3 Mgl. über mehrere Inseln hin, die durch Brücken mit einander verbunden sind. Von der Landseite führt zu ihr eine Marmorbrücke mit Säulen und Statuen geschmückt, und vor dem prächtigen Thore liegen die beiden, wenigstens historisch interessanten Löwen, die Morosini, der Eroberer von Morea, 1687 dem Piräus von Athen als Beute nahm. Die ungeheuren Räume, worin noch kurz vor dem Sturze der Republik 18 Linienschiffe und 6 Fregatten, sowie die Waffen für 80,000 Soldaten fertig lagen und wo oft gegen 50,000 Menschen wimmelten, sind jetzt von weniger als 1000 Arbeitern bevölkert, und traurig liegt in seiner wüsten Halle, des hochzeitlichen Schmuckes beraubt, der Bucentoro und erzählt mit

*) Er baute sie 1588—1591 nach eigenem Plan und verwarf Palladio's und Sansovino's Zeichnungen.

kläglicher Geberde von all den Himmelfahrtstagen, wo der Doge*) von seinem Throne den kostbaren Brautring ins Meer warf und sein stolzes: „Desponsamus te, mare, in signum perpetui dominii" sprach. Jetzt sehen wir in diesem Schiffe ein leichenähnliches Bild der ehemaligen Republik und verlassen das Arsenal mit dem Schlußgedanken, womit uns der Untergang jedes großartigen Despoten erfüllt, daß das Dasein solcher Titanenkraft ebenso beklagenswerth und erfreulich war, als ihr Verschwinden, da sie, um Uebermenschliches zu schaffen, noch viel mehr Menschliches furchtbar vernichtete.

---

44. Genua.

(Nach Chr. Kapp, Italien, und H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten.)

Genua liegt hart am Fuße des Gebirges, das hier zwei niedrige Vorsprünge ins Meer treten läßt. Zwischen diesen Vorsprüngen wogt das Meer, und um dasselbe her in einem Halbmond steigt die prächtige Stadt am Abhang hinauf. Wo die Stadt aufhört, beginnen die grünenden Gärten mit den Landhäusern der reichen Genueser. Die Hauptmasse der Häuser liegt am östlichen Rande der Bucht und dort am Abhang des Hügel-Vorsprungs hinauf, auf dessen Spitze die Kirche Carignano sich erhebt. Auf der äußersten Spitze des Hügels am westlichen Rande der Bucht gegen das Meer zu steht der hohe, runde, scharfgespitzte Leuchtthurm auf Felsengrund, die kommenden Schiffer auf hoher See in finsteren Nächten zurecht zu weisen; und zwischen dem Leuchtthurm und jenem östlichen Hügel wird die ganze große Bucht vom Hafen eingenommen, der mit unzähligen Masten prangt. Der Hafen ist rund wie ein Kessel und außerordentlich groß. Hunderte der größten Kriegsschiffe hätten in seinem Innern Raum. Doch ist seine Südseite, wenngleich durch zwei ins Wasser gebaute Dämme etwas geschützt, immer noch zu sehr offen gegen das Meer, um bei Südstürmen den Schiffen hinlängliche Sicherheit zu gewähren. Hohe Wogen schlagen dann oft herein, werfen die Fahrzeuge, die beisammen liegen, an einander, und zerschmettern sie wüthender als auf der offenen See. Man verlängerte und verstärkte seit 1829 den einen Damm, um den Hafen besser vom Meere abzuschließen. Gelingt dieses Werk, wie man erwartet, so wird der Hafen von Genua einer der besten von Europa werden, wie er einer der schönsten und prächtigsten ist. Die Lage von Genua hat große Aehnlichkeit mit der von Constantinopel.

Das Klima dieser Seestadt ist eines der glücklichsten Italiens. Unerachtet sie der nördlichste Punkt des Landstrichs ist, den wir be-

---

*) Der letzte war der edle Manini.

trachten, so sind Witterung und Boden dennoch milder als selbst in Rom. Man ahnt hier die Herrlichkeiten der neapolitanischen Natur: nur von Campanien und den noch südlicheren Ländern wird an Naturpracht die genuesische Küste übertroffen. Citronen und Apfelsinen wachsen hier schon frei in den Gärten, deren wilde Partieen die Pinie verschönert. Die Aloe, diese prächtige Südpflanze, wächst wild. Die Berge des Seeufers sind mit unermeßlichen Pflanzungen von Olivenbäumen bedeckt, worin zugleich der Schmuck und der Reichthum dieser Küsten besteht. Auch Palmen trifft man hier, auf dem Wege nach Nizza. Wer Italien besucht und nicht nach Neapel geht, muß, wenn er sich von der Natur der italienischen Halbinsel überhaupt eine Anschauung schaffen will, wenigstens Genua mit seiner Küstenpracht gesehen haben.

Genua liegt mit Bologna unter demselben Grade der Breite; und dennoch — welcher Unterschied in der Natur beider Orte! Wer von Bologna nach Genua käme, würde glauben, aus dem Norden unmittelbar in den Sünden versetzt zu sein. So große Kontraste kehrt die Natur diesseits und jenseits der Apenninen an den Tag. Doch ist zu bedenken, daß, was die Naturerscheinungen im Ganzen betrifft, die Gegend um Genua auch von keiner anderen in Mittelitalien übertroffen werden möchte.

Diese **Landschaft**, die zugleich am wenigsten an dem verwüstenden Uebel verdorbener Luft leidet, hat eine durchaus eigenthümliche Construction. Nirgends ist der Apennin vielleicht von wilderem Ansehn als hier, wo er oft bis unmittelbar ins Meer sich erstreckt und wo er, wenn dies nicht der Fall ist, doch immer nur wenige Hundert Schritte ebenen Landes zwischen sich und dem Meere läßt. Eigentlicher Landbau ist dadurch fast unmöglich gemacht, und nur Gartenbau findet statt. Im Ganzen ist die Bemerkung richtig, daß die Natur des Genovese fast nur für Pracht und gar nicht für den Nutzen gesorgt habe, daß fast jeder Busch ein unbrauchbarer Lorber sei und daß die Menschen ohne die See in dieser Landschaft das armseligste Geschlecht sein würden, das sich denken läßt. Auf die See weis't also hier das Land selbst hin, und kein Wunder ist es deßhalb, wenn wir den Genueser vorzugsweise als eine Matrosennatur kennen lernen.

Wie das Land aus Gebirgen von plumper Gestalt besteht, so ist von jeher der Character des Genuesers plumpe Derbheit gewesen. Geldgier und Geldstolz waren von jeher die Eigenschaften des Volks, dessen Weiber, nach der Aussage des übrigen Italiens, ohne Scham, dessen Männer ohne Zuverlässigkeit sind. So gewährt denn auch die ganze Geschichte Genuas nicht einen einzigen Punkt, der sich über gemeine Kraft erhöbe; wie Haufen roher und sich selbst überlassener Menschen unfähig sind sich selbst zu regieren und um jeden geringen Hader Schlägerei anfangen, so ist in Genua fortwährend eine Balgerei zwischen Parteien, welche aus den gemeinsten Anlässen entstehen und bald die Deutschen, bald die Franzosen, bald die Spanier, bald italienische Fürsten und Gewalthaber herbeiziehen. Genua hat keinen einzigen

bedeutenden Schriftsteller, keinen eminenten Maler, keinen großen Musiker hervorgebracht, und hätte nicht die verwegene Kraft eines Genuesers Amerika entdeckt, so würde außer den Palästen an Genua wenig geistig Großes zu rühmen sein.

Wenn Venedig eine Aristokratie des feinen Verstandes zu nennen ist, so ist dagegen in Genua eine Aristokratie roher Kraft gebildet worden, die nicht selten vor dem noch roheren gemeinen Haufen gezittert hat.

---

45. Nizza.

(Nach A. Ernsts, Nizza und Hyères.)

Reisende vergleichen gern den Golf von Nizza mit jenem von Neapel, und wollen selbst eine Aehnlichkeit in den kleinsten Details gefunden haben. Ich lasse es dahin gestellt sein, in wiefern eine solche Vergleichung die nähere Prüfung aushalten würde; allein schon der Versuch, diesen Golf mit dem schönsten von Europa zu vergleichen, zeigt, daß er ihm an Großartigkeit und Naturschönheit wenig nachstehen mag. Und in der That, wer nur einmal den schönen Halbkreis der Küste von Antibes bis Monaco vom Meere aus mit einem aufmerksamen Blicke überschaut hat, wird sich kaum denken können, daß die Natur etwas Imposanteres und zugleich Reizenderes hervorzubringen im Stande sei, um die schöne, weite Meeresbucht von Nizza würdig zu umschließen.

Die Stadt Nizza selbst gewährt von allen Seiten einen äußerst freundlichen und lieblichen Anblick; jedoch einer, welcher sie fast alle übertrifft und jeden Fremden besonders überrascht, ist jener, welcher sich dem Beschauer von dem Passe von Villafranca darbietet, wo er in einem Ueberblick das Meer, die Stadt mit ihrer ganzen Umgebung bis zu den Grenzen des Horizonts umfaßt. Man übersieht von hier die Stadt, mit ihren grünen Alleen, Wällen, ihren Terrassen, ihren Brükken, dem Hafen, ihren Vorstädten und ihrer reizenden Campagna, geschmückt mit einer Menge schöner Landhäuser, durchschnitten durch alle die schönen Thäler, so wie durch den gewundenen Lauf des Paillon, das bewunderungswürdige Amphitheater so vieler Gebirge, welche sie, so verschieden an Form, an Höhe, Vegetation und Entfernung, umgeben, und sich endlich mit dem blauen Horizonte vermischen; so wie die weite spiegelnde Fläche des Mittelmeeres, alles eingehüllt in diesen schönen, blauen, durchsichtigen Duft, welcher am Fuße der entfernteren Berge zu schwimmen scheint, und sich in dem weiten, kristallreinen, azurnen, alle diese Schönheiten umgebenden Gewölbe des Himmels verliert. Die

Lage Nizza's, etwas über die sie umgebende Ebene erhaben, tritt hoch genug über das Niveau des Meeres hervor, um eine ganz freie Aussicht bis zu einer bedeutenden Ferne über diese glatte, in den mannichfaltigsten Farben-Nuancirungen spiegelnde Wasserfläche zu gestatten, so daß man oft in einer Entfernung von mehr als 100 Seemeilen nach Südosten die Insel Corsica, diese Riesenwiege Napoleon's, als eine weiße zackige Wolke in dem Lichtdufte des Meerhorizontes sich aus dem Wasserspiegel erheben sieht.

Die die Campagna von Nizza umgebenden und ihren sichtbaren Horizont begrenzenden Gebirge bilden sich amphitheatralisch hinter einander erhebende Gebirgsreihen, sich an ihren Gräten in unregelmäßigen Erhöhungen und Einschnitten von mannichfacher Form endigend, so daß hinter Vertiefungen der ersten Reihen die hervorragenden steilen Spitzen der folgenden Reihen mehr oder weniger hervorragend, das imposante und großartige Gemälde einer Menge spitzer oder abgerundeter Bergkegel darbieten, deren höchste und am weitesten entfernte Spitze sich in dem blauen Dufte des Horizontes verlieren.

Die am weitesten gegen Norden gelegenen Gebirge sind stellenweise mit dem dunkeln Grün der Forsten bekleidet, andere bieten große Weideflächen; noch andere, von aller Vegetation entblößt, scheinen von der Natur eben hieher gestellt, um die Ueppigkeit der Vegetation ihrer Nachbarn um so mehr hervorzuheben. Die Gräten derselben, den ganzen Winter hindurch mit tiefem Schnee bedeckt, genießen einer Temperatur, welche nicht nur eine nordische Vegetation befördert, sondern auch das Gedeihen solcher Thiere, wie der Gemsen, der weißen Hasen, Dachse, wilden Schweine, Auerhähne und anderer, begünstigt, die man gewöhnlich nur in den kälteren nördlichen Gegenden antrifft. Sehr sparsam sind hier noch die der Ceres geweihten Fluren, noch sind diese ertragreich genug, den armen Landmann für seine Mühen zu entschädigen. Wendet man jedoch den Blick weiter abwärts nach Süden, so bemerkt man schon mehr bebaute Felder, welche der Cultur und eines reicheren Ertrages fähig, aber noch weit entfernt sind, in Beziehung auf die Menge und Güte der Producte einen Vergleich mit jenen schönen, die südlichen und unteren Abhänge der Gebirge bedeckenden Fluren auszuhalten. Hier ist es, wo vorzugsweise der Weinstock und die Fruchtbäume gedeihen, wo der Landbau immer mehr an Ausdehnung gewinnt, wo sich schon Olivenwälder von einigem Umfange zeigen, obgleich dieser Baum hier noch viel kleiner bleibt, als in den Umgebungen von Nizza, und nur ein Oel von geringerer Qualität liefert. Erst am südlichen Fuße jener, Nizza nahe gelegenen, mit einer tiefen, fruchtbaren Erdschichte bedeckten Berge erreicht die Olive ihren vollen, schönen Wuchs, bildet hier Wälder von großem Umfange, und ihr immer grünes Laubdach, durch welches die Strahlen der Sonne zittern, die Lieblichkeit der Fluren, und die fast immer grünenden Trauerweiden und Silberpappeln, die Ufer der Waldbäche beschattend, erinnern uns an die schönen Verse des Dichters:

Hic ver purpureum: varios hic flumina circum
Fundit humus flores: hic candida populus antro
Imminet, et lentae texunt umbracula vites.
Eclog. IX.

Werfen wir hierauf einen Blick auf die Hügel und die Ebene von Nizza, so entdecken wir seine prachtvollen Campagnen, reich durch die Vereinigung aller Culturzweige, und bedeckt mit der schönsten und üppigsten Vegetation. Ueberall findet man hier den Baum der Minerva, nicht wie man ihn auf den hohen Gebirgen und in der Provence sieht, noch klein und verkrüppelt, sondern in der ganzen üppigen Fülle seiner Kraft und Frische. Sein Wuchs ist hier wirklich kolossal, und die Ausbreitung seiner Zweige beschattet oft ein ganzes Feld. Das Laub dieses Baumes zeigt hier seines üppigen Gedeihens wegen ein weit dunkleres und saftigeres Grün, als in andern Gegenden, und bildet mit dem gelblichen Grau der Felsen und röthlichen Braun der Brachfelder, den weißen Wänden der freundlichen, durch seine dichten Zweige hindurchleuchtenden Landhäuser und dem Emaille der Wiesen die schönsten Contraste. Ebenso erreicht auch hier der Feigenbaum einen weit schöneren, üppigeren Wuchs und beschenkt uns mit den süßesten und saftreichsten Früchten. Auch der Weinstock befindet sich hier wohler, als in dem übrigen Theile der Campagna, und die Länge und die Ueppigkeit seiner zwischen den vielen Obst- und Maulbeerbäumen die schönsten Festons bildenden Ranken, die Menge und Größe der goldenen oder purpurfarbigen Trauben, und die Vortrefflichkeit des aus ihnen gewonnenen Nektars zeugen von der Güte des Bodens, der Milde des Klima's und der Einsicht und Sorgfalt des arbeitsamen Landmannes.

Jedoch die größte Zierde dieser schönen Campagna sind die zahlreichen Spezies und Varietäten der herrlichen Gattung Citrus. Dieser nützliche Baum, aus Asien stammend, erreicht in Nizza eine Höhe von 25 bis 30 Fuß und darüber.

An manchen Orten reicht die Zone der Orangen in südlicher Exposition bis zu einer Höhe von 200 Toisen über den Spiegel des Meeres. Sie bilden theils Bosquette, Laubengänge, einfache oder doppelte Alleen oder Wälder von verschiedener Form und Umfang, haben fast alle einen gesunden kräftigen Wuchs und verschönern durch ihr dunkles glänzendes Laub, durch ihre schneeweißen Blüthen, so wie durch die verschiedenen Nuancirungen ihrer goldenen Früchte das freundliche Gemälde dieser herrlichen Landschaft, zugleich den lieblichsten aller Wohlgerüche umher verbreitend.

Außerdem sind die Ebenen, die Hügel, so wie selbst die südlichen Abhänge der Gebirge mit einer solchen Menge von Bastiden (schönen, oft von außen sehr zierlich al Fresco gemalten Landhäusern) geschmückt, daß man beim ersten Anblick versucht sein sollte, zu glauben, sie seien, so wie die Pflanzen, das Product eines so fruchtbaren Bodens. Die Zahl dieser Landhäuser ist so groß, daß die unzähligen, zu ihnen führenden Fußpfade ein wahres Labyrinth bilden. Die Art, wie sie auf

dem Gebirgsabhange gruppirt sind, bietet die mannichfaltigsten, angenehmsten Anblicke dar.

Ungeachtet dieser unendlichen Mannichfaltigkeit so vieler Schönheiten, womit die gütige Natur die Campagna von Nizza schmückte, würde ihr dennoch der schönste Reiz fehlen, wenn sie diese nicht noch durch eine ansehnliche Zahl von Quellen und Bächen vermehrt hätte, geeignet, überall ein frisches und klares Wasser zu spenden, so wie Wachsthum und Gedeihen der Pflanzenwelt rings umher zu begünstigen. Diese Wässer, im Winter stets von einer milden Temperatur, so wie im Sommer von einer angenehmen Kühle, stürzen bald in rauschenden Cascaden in schäumende Becken, bald rollen sie sanft in schlängelnden Bächen, an flüsternden Rainen, lachenden Wiesen, und den weiten Orangenwäldern entlang, das dürstende Erdreich erfrischend, um sich endlich mit beschleunigtem Lauf ins Meer zu stürzen.

Hic gelidi fontes, hic mollia prata, Licori,
Hic nemus; hic ipso tecum consumere aevo.

Eclog. X.

Angelockt durch eben diese Klarheit und milde Temperatur dieser Gewässer, versammeln sich hier im Winter zahllose, durch die Kälte oder Stürme aus den hohen Alpen verscheuchte Schwärme der wohlschmeckendsten Vögel, um sich am heißen Mittage in ihren kristallenen Fluthen zu baden, und flatternd von Zweig zu Zweig, die Lüfte mit ihren Gesängen zu erfüllen.

Die Temperatur der Campagna von Nizza, von Villafranca und Mentone ist von jeher als ungewöhnlich milde bekannt, und ein gewöhnlich heiterer Himmel, eine völlige Auflösung der Dünste haben diesen Orten den Namen des Treibhauses von Europa erworben.

Dieser Theil der Seealpen genoß seit den ältesten Zeiten der Erbauung Nizza's eines bedeutenden Rufes. Die Großen Roms gingen eben so, um diese milde Temperatur zu genießen, wie heut zu Tage die Engländer, Russen, Deutsche und andere Nationen die strenge Jahreszeit dort zuzubringen pflegen. Rechnet man zu diesen Vortheilen, welche diese Gegenden zu einem der angenehmsten Aufenthaltsorte während des Herbstes und Winters machen, die pittoresken Spaziergänge, wo die sich immer erneuernde Natur stets den Geruch von tausend lieblichen Blumen verbreitet, jene Thäler voller Erdbeerbäume und Myrthen, die bei jedem Schritte die verschiedenartigsten romantischen An- und Aussichten darbieten, so wird man nicht erstaunen, wenn die Sulzer, Smollet, Saussure in dem Lobe der Reinheit seines Himmels und der Milde seines Klima's wetteifern, wenn die Delile, Boaché und Andere die Wunder, welche die Natur hier hevorbringt, besingen, und wenn alle Schriftsteller, welche über diesen Theil des südlichen Europa geschrieben haben, getroffen von einem so schönen Contraste, nur das haben berichten können, was Fodéré, Richelmi und Risso durch mehr als dreißigjährige genaue meteorologische Beobachtungen bestätigt haben.

46. Toscana.

(Nach Otto Speyer, Bilder italienischen Landes und Lebens.)

Ist Hesperien die Krone im königlichen Schmucke der Europa, so ist Toscana einer ihrer leuchtendsten Edelsteine. Aber kein Ausdruck ist bezeichnender für das Land, als der des Gartens der Halbinsel. Mögen auch Wald und Feld rings um das Gut mannichfaltigere und großartigere Partieen darbieten: der lachendste und freundlichste, der üppigste und am sorgfältigsten gepflegte Theil des Besitzthums bleibt der Garten. So ist es mit Toscana. Seine Gebirgspartieen können sich nicht messen mit den großartigen Alpenlandschaften des Nordens; ihm fehlen die zauberisch schönen Seen des Albanergebirges, die Wasserstürze von Tivoli und der träumerische Fernblick über die braune, ruinenbesäete Campagna; ihm die herrlichen Umrisse und die schneidenden Contraste zwischen üppigstem Leben und starrem Tode, wie sie die wunderbaren Umgebungen des Golfes von Neapel in unvergleichlicher Weise darbieten; — aber wo ist zwischen Alpen und Aetna eine Landschaft, die uns so mit dem Gefühl innigsten Behagens und voller Befriedigung erfüllte, die uns vor Allem so den lebhaften Wunsch, in ihr zu leben, einflößte, als dieser Riesengarten längs der Ufer des Arno und der Chiana mit den terrassenförmig darüber aufsteigenden Hügelgeländen? Wo findet sich noch einmal, wie hier, eine reiche, sorgfältige Cultur, welche die Natur doch nicht verdrängt, sondern nur veredelt und in die Gesetze maßvoller Schönheit gebracht zu haben scheint, so daß man schier glauben möchte, die Natur selbst habe hier die Ordnung geschaffen, die doch nur das Resultat jahrtausendjährigen Menschenfleißes ist.

Freilich, so ist es bei Weitem nicht überall in Toscana. Ausgedehnte Sümpfe und menschenleere, mit Gras und Blumen oder mit wildem, dichtverwachsenem Gestrüpp und Hochwald bedeckte Flächen, durch die „böse Luft" vertheidigt, setzen von der einen, steile Felsen, nackte Berghänge und wilde Schluchten, durch Kälte und rauhe Winde noch unwirthbarer gemacht, von der anderen Seite der Cultur eine schwer übersteigliche Grenze. Und doch ist auch in diesen einsamen, abgeschlossenen Gegenden manch kleines Eden verborgen.

In seinen jetzigen, ziemlich natürlichen Grenzen erstreckt sich Toscana in einer Länge von gegen 30 und einer Breite von 10—20 deutschen Meilen, etwa zwischen dem 42—44. Grade n. Br. und dem 28—30. ö. L. Wie mit einem gewaltigen starrenden Felsgürtel umzieht es die Hauptkette des Apennins, auf dessen Kamme die Grenze viele Meilen weit fortläuft, im Norden und Osten; ja, es ist, als ob die gestaltende Natur hier eigens die Richtung des Gebirges verändert hätte, um das ganze Land mit seinem schützenden Walle zu umgürten. Denn die Apenninen, die bis in die Nähe von Arezzo eine fast rein westöstliche Richtung einhalten, wenden sich hier plötzlich mehr nach Süden, der Richtung der Halbinsel selbst sich anbequemend. Hier be-

ginnt der centrale Theil der Gebirgskette, während die westlich gelegenen Höhenzüge den Namen des Nord-Apennins führen.

Den auf dem Landwege von Genua herkommenden Reisenden begleiten zur Linken von den herrlichen Ufern des Golfes von Spezia beginnend, über Carrara und Massa hinaus, bis auf das toscanische Gebiet, einen Streifen ebenen Landes zwischen sich und dem Meere lassend, die furchtbaren zackigen Marmorfelsen der apuanischen Alp, aus deren oft in schwindelnder Höhe an jähen Abhängen gelegenen Brüchen die ganze civilisirte Welt der Neuzeit den Stoff zu den Meisterwerken der Bildhauerkunst holt. Es ist ein nacktes, ödes Gebirge, meist aus metamorphischen Gesteinen bestehend, ohne zusammenhängende Ketten, ein Theil des Subapennins, von der Centralkette durch die Thäler der Magra und des Serchio mit ihren Zuflüssen geschieden. Ihre hohen unersteiglichen Gipfel (Monte Altissimo, Pizzo dell' Uccello etc.), bis über 6000 Fuß ansteigend, bilden fast überall in Toscana einen Augenpunkt für den Wanderer, oft als malerischer Hintergrund eine der großartigsten Zierden der Landschaft.

Oestlich von ihnen erscheint dem Bewohner der toscanischen Hauptstadt die Hauptkette des Apennins in ihren höchsten Erhebungen, währen die niedrigeren Kämme und Gipfel hinter den waldigen Vorbergen verborgen liegen. Hier, wo die Grenzsteine dreier Staaten (Kirchenstaat, Toscana und Modena) zusammenstehen, ist der mächtigste Gebirgsstock des Nordapennins, der seinen Kamm bis an die Grenze der alpinen Region erhebt und in dem schon auf estensischem Gebiete gelegenen Monte Cimone culminirt. Dann geht es jählings Tausende von Fußen herab. Die Kammhöhe sinkt von 5500 auf 3000', bildet aber noch fortwährend die Landesgrenze, bis wo sie am Passe der Futa die große Straße von Florenz nach Bologna überschreitet. Von nun an gehören beide Abfälle der Centralkette dem toscanischen Gebiete an, die sogenannte toscanische Romagna bildend, berüchtigt durch ihren Mangel an Cultur, die Unsicherheit ihrer Wege und die Unwissenheit und Beschränktheit der Eingebornen, die für die Anwohner der Falterona sprichwörtlich geworden ist. In diesem Gipfel, dem der Hauptfluß des Landes sein Dasein verdankt, erhebt sich das Gebirge wieder auf 5000' Höhe und sendet einen mächtigen Seitenast südlich nach dem Innern des Großherzogthums, der unter dem Namen des Pratomagno, durch das Arnothal von der Hauptkette geschieden, diese an Höhe oft überragt; einen zweiten westlich in das Thal der Sieve herab, der, sich jenseit des Thales in gleicher Richtung fortsetzend, als Mittelgebirge und Vormauer der Hauptfestung, in seinen Gipfeln eine Höhe von 2500 bis gegen 3000' erreichend, die Thäler der Sieve (Mugello) und des mittleren Arno in der Gegend von Florenz scheidet. Weiter gegen Südosten, wo die Tiber aus den Felsgrotten des Fumajoloberges bricht, findet eine ähnliche Gabelung Statt, indem die Hauptkette unter dem Namen der Alpi della Luna den jungen Strom zur Linken, die

Alpi di Modina und Catenaja, der Monte Mazzara u. a. zur Rechten begleiten, bis wo Fluß und Gebirge das Großherzogthum verlassen.

Zahllose Seitenäste, oft spornartig vorspringend, durch tiefe Schluchten getrennt, auf deren Grunde verheerende Wildwasser brausen und die hier und da von beckenbildenden Querwänden durchsetzt sind, erstrecken sich, von der Centralkette ausgehend, weit in das Innere des Landes. Dann folgt, meist durch Querthäler geschieden, ein terrassenförmiges System von Vorbergen, das in den Thälern des Arno und der Chiana seinen Abschluß findet. Zwischen diesen Flüssen und dem Meere dehnt sich eine reiche, mannichfaltig gestaltete Landschaft: bald wellenförmiges Hügelland, von dem Rieseln zahlreicher, im Sommer freilich meist versiegender Bäche durchschnitten, bald Berggruppen, kleine abgesonderte Gebirgssysteme bildend, deren Spitzen sich oft zu beträchtlicher absoluter Höhe erheben. Hier und da erstrecken sich Hügel und Berge bis zur Meeresküste und fallen, wie im Monte Argentaro und der Halbinsel von Populonia, als steile Vorgebirge in die See; meist aber lassen sie eine mehr oder minder breite Ebene, oft erst seit Menschengedenken durch das zurücktretende Meer gebildet, zwischen sich und den Fluthen: die breiteste von da, wo der Arno bei Empoli aus den pinienbewachsenen Hügeln hervorbricht, bis Pisa und Livorno hin. Noch sind diese Ebenen in steter Vergrößerung begriffen; denn von Jahr zu Jahr weicht die tyrrhenische See weiter vom Ufer zurück, so daß jetzt manche Bewohner von Pisa und Livorno da die Schnepfe und sogar das Rebhuhn jagen, wo sie in ihrer Jugend mit der Barke auf den Fischfang fuhren.

So mannichfach, wie in seiner Oberflächengestalt, ist das toscanische Hügelland auch in seinen Producten. Wie es in geognostischer Hinsicht (obwohl zum größten Theile jüngeren Bildungen angehörig) Repräsentanten fast aller Gruppen vom aufgeschwemmten Lande und von den Süßwasserablagerungen der Gegenwart an aufzuweisen hat, und einen großen Reichthum an plutonischen und vulcanischen Gesteinen, ja an mehr als einer Stelle durch aufquillende Gase, Flammen, Schwefeldämpfe u. s. w. die Spuren noch immer thätiger vulcanischer Kräfte zeigt, so bietet es auch in Rücksicht auf die Oryktognosie eine Mannichfaltigkeit von Producten dar, mit der sich vielleicht kaum irgend ein anderes Land von gleicher Ausdehnung in Europa messen kann. Noch werden fortwährend neue Lager der verschiedensten Erze aufgefunden, und welchen Schatz von schönen Marmorarten und Halbedelsteinen (pietre dure) der Boden birgt, beweisen die Capelle der Medicis in San Lorenzo und die großherzogliche Mosaikwerkstatt in Florenz.

Die Flora des Landes ist so reich, wie es diese Mannichfaltigkeit des Bodens und des Klima's, das vom Hochgebirge bis zum Meeresufer zwischen einer mittleren Jahrestemperatur von 5 und 16 Centigraden wechselt, vermuthen läßt. Cactus und Agaven an den Vorgebirgen; Terebinthen und Myrthen, Kork- und Kermeseichen in den meernahen Wäldern; Steineichen, Pinien, Kastanien, Ulmen, blattwech-

selnde Eichen und Erdbeerbäume im innern Hügellande; höher hinauf Rothtannen, Maßholder, Zerreichen (Qu. cerris), Cornelkirschen und Hainbuchen, endlich die Buche und der Bergahorn bis an die Grenze der alpinen Region (5500′) emporsteigend, drücken den verschiedenen Gegenden und Terrassen einen eigenthümlichen physiognomischen Charakter auf, der freilich durch die zumal in den Flußthälern und im Hügellande durchaus vorherrschende Cultur stark alterirt erscheint. Weizen und Mais, Lupinen und Artischocken, dazu Hülsenfrüchte aller Art bedecken die Felder, mit Ausnahme des größeren Theils der Maremmen, in der Ebene von dem reihenweise gepflanzten Feldahorn oder der Ulme, um die sich die Rebe windet, auf den Hügeln meist von dem silbergrauen Laube kurzstämmiger Oliven überragt und halb verborgen. Dazu kommen in den Gärten der Städte und um die zahllosen Klöster und Kirchen auf den Berg- und Hügelspitzen die schlanken dunklen Cypressen, die Lorber- und Kirschlorberbäume; dazu die Akazien und Mimosen, die Bignonien und Tulpenbäume der Parks und Alleen.

Einen wunderbar gefälligen und freundlichen Eindruck machen die zahllosen Villen und Bauernhäuser, die über das ganze angebaute Land hin zerstreut liegen. Zusammenhangende Dörfer sind meist nur im Gebirge, hauptsächlich im Lucchesischen, zu finden. Aber wie in der Bodengestalt und im Pflanzenwuchs, so herrschen auch hier die stärksten Contraste. Gleicht die Umgegend von Florenz einer einzigen Riesenstadt, in der jedes Haus mit einem Garten umgeben ist, so sind dagegen manche Hügelgegenden und Ebenen der Maremmen menschenleere Wüsten, von Urwäldern und wildverwachsenem Gestrüpp bedeckt, der Aufenthalt des Wolfes und wilden Schweines. Können sich das mittlere und untere Arnothal und die Umgebung von Lucca mit den am dichtesten bevölkerten Provinzen Belgiens, der Rheinlande und Englands messen, so sinkt die Bevölkerung im Hochgebirge und in den unter der Herrschaft der Malaria stehenden Gegenden auf wenige Hundert Köpfe pro Quadratmeile herab.

Und nicht nur die Zahl, sondern auch die Art der Menschen ist eine verschiedene. Während die Bewohner des Hügellandes im Innern meist eine mittlere Größe, einen schlanken Wuchs, feinen Gliederbau, eine ansprechende, wenn auch selten regelmäßig schöne Gesichtsbildung und einen lebendigen, oft geistvollen Ausdruck zeigen, so erscheinen die Züge der Hochgebirgsbewohner, der Alpigiani, platter, gemeiner und ausdrucksloser, ihre Gestalten plumper, ungeschickter und kleiner, oft noch kretinartig entstellt durch niederhängende Kröpfe; während der Reisende in den vom Fieber alljährlich heimgesuchten Gegenden in der Nähe des Meeres meist wankenden Gestalten mit bleichen, aufgedunsenen Gesichtern begegnet, in denen oft jede Spur frischen geistigen Lebens durch die dicke Sumpfluft und das ewige Siechthum schon in der Jugend zerstört ist. Doch bilden die beiden letzteren Kategorieen einen verhältnißmäßig unbedeutenden Bruchtheil der ganzen Bevölkerung, so daß sie bei der Beurtheilung der physischen und moralischen Eigenthümlichkeit des Volkes kaum in Betracht kommen dürfen.

Der Toscaner ist im Allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig, weniger reizbar und rachsüchtig als die übrigen Stämme der Halbinsel; von Natur fein und höflich, mit großem angebornen Tact für das Schickliche, reich an geselligen Talenten; mit einem aufgeschlossenen Sinn für das Schöne begabt, der sich selbst in den untersten Schichten des Volkes nicht verläugnet; weit weniger träge und arbeitsscheu als sein römischer Nachbar oder gar der Bewohner Unteritaliens, mit einer Leichtigkeit der Auffassung und einem Talent für die Aneignung fremden Wissens und fremder Erfindungen, wie wenig andere Völker; selbst in der größten Unwissenheit nie plump und gemein erscheinend. Dagegen fehlt es ihm durchschnittlich an einer tieferen sittlichen und religiösen Grundlage; sein Sinn ist nur auf das Aeußere gerichtet; die Religion selbst fast nie Sache des Gemüthes, sondern mehr ein Cultus des Schönen und ein gedankenloses Mitmachen überkommener Gebräuche. Unersättlich in seiner Vergnügungssucht, ist das Volk verweichlicht und entnervt, ohne Ausdauer in der Arbeit; rasch begeistert und zum Handeln bereit, noch rascher ermattend und die kaum ergriffene Fahne wieder sinken lassend; ohne Gemeinsinn in der höchsten Bedeutung des Wortes, wenn auch durch und für politische Schlagwörter leicht zu entzünden; wo überhaupt öffentliches Leben erwacht, noch immer, wie in alter Zeit, mehr Sinn und Verständniß für Communalfreiheit, als für die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und das große gemeinsame Vaterland zeigend; so viel sich bis jetzt übersehen läßt, in der Vergangenheit größer, als in der Gegenwart und Zukunft; in dieser Vergangenheit für die gegenwärtige Inferiorität im Staats- wie im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart, die ihm doch nur halb zum Bewußtsein gekommen ist, Trost suchend und findend.

Die öffentlichen Verhältnisse im Großherzogthum bieten im Vergleich mit den anderen Staaten Mittel- und Unteritaliens große Vorzüge. Das nach kurzer Unterbrechung durch die Revolutionsjahre 1848—49 wieder hergestellte patriarchalische Regiment ist an eine Tradition der Milde und Gerechtigkeit gebunden, die unverletzbarer ist, als irgend ein geschriebener und beschworner Buchstabe. Auch fehlt es nicht an einer Controle der öffentlichen Meinung, wenn dieselbe sich auch weder durch die Presse, noch durch officielle Vertreter äußern kann. Einen gewissen Rest von Municipalgerechtsamen, noch mehr seine Redefreiheit läßt sich der Toscaner nicht nehmen. Alle Ungleichheit vor dem Gesetze ist längst verschwunden; Gewerbefreiheit besteht unbedingt, mit Ausnahme des Tabak- und Salzmonopols; Schutzzölle sind unbekannt. Der kirchlichen Allmacht ist durch die leopoldinischen Gesetze, an denen man vergebens zu rütteln versucht, eine sichere Schranke gesetzt. Freiheit der Culte besteht jedoch nicht: die katholische ist nicht nur Staats-, sondern die einzige anerkannte Religion; der Uebertritt zu einer anderen, Verbrechen; ein schlimmeres die Proselytenmacherei. Die bäuerlichen Verhältnisse und die Agrargesetzgebung lassen in der Theorie sehr viel, in der Praxis wenig zu wünschen übrig. Die Criminalrechtspflege ist

milde, wenigstens in der Handhabung, das Verfahren öffentlich mit rechtsgelehrten Richtern; der Civilproceß schleppend, kostspielig, sicher in seinen klingenden Resultaten nur für Richter und Advocaten.

Der Volksunterricht, obwohl besser als im Kirchenstaate und in den beiden Sicilien, liegt dennoch sehr im Argen. Selbst die Bildung der höheren Stände erscheint, so weit dieselbe nicht auf von Fremden geleiteten Privat-Instituten oder im Auslande vervollständigt wurde, einseitig und mangelhaft. Daß Toscana trotzdem jeder Zeit einzelne Gelehrte, Männer, die auf dem Gebiete ihrer Fachwissenschaft Epoche gemacht haben, aufzuweisen hatte, beweis't nur, wie reich sie der Himmel mit natürlichen Gaben bedacht hatte. Zumal die Naturwissenschaften haben sich stets von Einzelnen ausgezeichneter und erfolgreicher Pflege zu erfreuen gehabt, und noch unter den Neuesten haben die Namen des Astronomen Inghirami, des Physikers Amici, des Botanikers Parlatore, des Mineralogen Savi einen guten Klang in der wissenschaftlichen Welt.

Entdeckt so das Auge des aufmerksamen Beobachters im Charakter des toscanischen Volkes und zumal in den politischen und socialen Zuständen des Landes neben manchem hellen Lichtstrahl auch große und tiefe Schatten, so treten dagegen dem flüchtigen Besucher fast nur freundliche Erscheinungen entgegen. Die Zuvorkommenheit, mit der man ihm überall entgegenkommt, die gefällige Höflichkeit sogar im Benehmen der niederen Classen; die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft, die ihm zumal in den minder von den Touristen heimgesuchten Gegenden entgegentreten; die harmlose Geselligkeit, an der man ihm so gern Antheil verstattet; dazu der sonnige Himmel, die lachende Landschaft, die großen belebten Städte mit ihren zahllosen Denkmälern mittelalterlicher Kunst und Geschichte; die Bequemlichkeiten und Comforts der Civilisation, deren südliche Grenze er hier erreicht: Alles trägt dazu bei, ihm den Aufenthalt in dem „subapenninischen Lande" (Regno subappennino) lieb und werth zu machen und ihm selbst unter den unvergleichlichen Herrlichkeiten der Siebenhügelstadt oder den großartigen Naturschauspielen Unteritaliens, wie nach seiner Rückkehr in die geliebte Heimath, die schöne und freundliche Erinnerung daran nicht entschwinden zu lassen.

---

47. Das Arnothal und die toscanischen Maremmen.

(Nach Albert v. Roon, Militärgeographie.)

Das Thalsystem des Arno.

Die Ueberschreitung des ligurischen Apennin führt in den schmalen Küstenstrich der Riviera; übersteigt man hingegen, von den modenesischen und bolognesischen Ebenen aus, den toscanischen Apennin, so gelangt man in

das breite Thal des unteren Arno, den Ursitz altitalischer Cultur, eine Gegend, die an Fruchtbarkeit, besonders an Wohlstand und Anbau, von keiner anderen innerhalb der Halbinsel übertroffen wird. Der obere Arno durchfließt von der Quelle bis gegen Florenz in zwei großen Windungen zwei Parallelthäler, indem er einen Weg zurücklegt, der die directe Entfernung von seiner Quelle bis Florenz um das Dreifache übertrifft.

Das Hauptthal des Arno. An der Sievemündung ist der Spiegel des Arno noch 215′ über dem Meere, obgleich er mit allen Krümmungen nicht mehr als 17 oder 18 Meilen bis dahin zu durchlaufen hat. Daraus ist das reißende Gefälle abzuleiten, mit welchem der Fluß die sanften Hügelreihen durchbricht, die seine Ufer bis eine Meile oberhalb Florenz begleiten. Bei dieser Hauptstadt und zuletzt unterhalb der Ombrone-Mündung beengen ähnliche niedrige, bebaute und bewaldete Höhen nochmals auf kurze Strecken seine Thalsohle. Die letztere ist oberhalb Florenz fast eine Meile breit; unterhalb aber erweitert sie sich bedeutend, namentlich auf dem rechten Ufer, indem sie hier die weiten Ebenen umfaßt, die der untere Besenzio und der Ombrone durchfließen, und die bis Prato und Pistoja hinaufreichen.

Der Arno durchfließt diese Thalsohle mit vielen großen Schlangenwindungen. Ueberall indeß, wo dem Flusse höhere Ufer und nahetretende Thalränder fehlen, sind diese Krümmungen grade gelegt und die Ufer eingedeicht. So ist es namentlich in den Ebenen von Florenz, Fucecchio und Pisa. Die Breite des Flusses beträgt bei Florenz 280, bei Pisa nur 200 Schritte. Die Tiefe wechselt je nach den Jahreszeiten; doch ist die Schiffbarkeit von Florenz ab dauernd; ihre Bedeutung hat durch Anlage des Fosso dei Navicelli, der Pisa mit dem Hafen von Livorno verbindet, zugenommen, obgleich derselbe nur kleine Barken trägt. Die Mündung des Arno ist verschlammt und versandet, und die geringe Tiefe des Fahrwassers erlaubt nur kleinen Fahrzeugen das Einlaufen.

Die Thalsohle des unteren Arno erhält, wie die lombardische Ebene, durch ihre eigenthümlichen Cultur-Verhältnisse einen besonderen Charakter, der sie wesentlich von den Nachbarlandschaften, ja, von allen Landschaften Mittel-Italiens unterscheidet. Durch seinen fruchtbaren, reichbewässerten, wohlangebauten Boden, seine vielfältigen Canalisationen, die unendliche Theilung der Ackerfläche, durch seine gedrängte Bevölkerung in zahlreichen einzelnen Häusern und Wohnungen, selbst durch die übliche Culturweise, endlich durch den abweichenden Charakter der Mündungsgegend ist dies breite Flußthal eine Po-Ebene im Kleinen. Aber dennoch entdeckt der aufmerksame Beobachter manche Verschiedenheiten. Das Klima, die nahe Begrenzung durch Bergzüge von geringer Höhe, die daraus hervorgehende räumliche Beschränkung, sogar die politischen Verhältnisse, vermöge welcher das Arnothal seit lange, als das Centrum eines kleinen, von fürsorgenden, erleuchteten und wohlberathenen Re-

genten beherrschten Staates, alle Segnungen der Civilisation genossen hat, drückten ihm ein eigenthümliches Gepräge auf. Alles erscheint daher hier sorgfältiger, gepflegter, glänzender, zierlicher. Die zahlreichen Torrenten, welche einst ungezügelt die Thalsohle überflutheten, Versumpfungen und Krankheiten erzeugten, sind in feste, meist eingedeichte Betten verwiesen, in unendliche, von sauberem Mauerwerk eingeschlossene, kleine Canäle vertheilt, so daß kein Fuß breit Landes unbewässert bleibt; die Versumpfungen verschwinden allmählig. Die auf solche Weise gesteigerte Fruchtbarkeit des Bodens hat aber auch eine noch vielfältigere Theilung der Grundfläche zur Folge gehabt, als selbst die Po-Ebene aufzuweisen hat. Wenn dort die Landgüter 10—60, wenn sie im Chiana-Thal bis 40 Morgen groß sind, so enthalten sie im Arnothal nur 3—10 Morgen. In Mitte dieser kleinen, durch Canäle und Baumreihen begrenzten und in sich zertheilten Besitzungen liegen die zierlichen Wohnungen und Meiereien, aus Backsteinen aufgeführt, von Edelfruchtbäumen und Rebengewinden beschattet. Außer dieser Menge zerstreuter Landhäuser gibt es aber noch eine große Zahl von bevölkerten Städten und Flecken.

Die große Zahl der Ortschaften und Wohnungen hat begreiflicher Weise die Anlage einer unendlichen Menge von Straßen und Wegen, das enggeflochtene Bewässerungs-Netz sehr zahlreiche Brückenbauten hervorgerufen; es ist daher ein Ueberfluß von Communicationen in jeder Richtung vorhanden.

Alle diese Eigenthümlichkeiten hören auf, die Landschaft gewinnt ganz unerwartet einen neuen, abweichenden Charakter, sobald man das Pisanische, die Mündungsgegend des Arno betritt. Hier ist Alles anders, als im obern Theil des Thales, hier ist aber auch zugleich Alles, was demselben fehlt: weite, unbebaute, bald sumpfige, bald sandige, zum Theil bewaldete Ebenen, über denen eine ungesunde Luft schwebt, mit spärlichen Wohnungen, wenigen Menschen, fast ohne Wege, ohne Anbau, unabsehbar wie das Meer, welches sie begrenzt; aber zugleich auf den weiten, grünen Weiden, in den Wäldern und Macchien, in den Sümpfen, auf dem sandigen Strande zahlreiche Heerden von wildem Rindvieh, halbwilden Pferden, Schweinen, Büffeln und Kameelen. Hier finden sich die rohe Natur der Steppe, die Verhältnisse des Nomadenlebens in der unmittelbaren Nachbarschaft der künstlichsten Cultur-Einrichtungen, welche die Hand des Menschen geschaffen; hier bleibt dem freien Walten der Natur fast Alles überlassen, dort ist sie in die engsten Regeln gezwängt.

Die toscanischen Maremmen.

Unter dieser Benennung begreift man nicht nur die unteren Meerlandschaften des toscanischen Gebiets, sondern auch den größten Theil des Sub-Apennin zwischen der Arno- und Tiber-Mündung. Bekanntlich sind diese Gegenden heute öde, menschenleer, fast ohne Anbau, obgleich sie einst zu den blühendsten und bewohntesten Cultur-

Landschaften der Halbinsel gehörten. Dieser unglückliche Wechsel ist eine Folge der verpesteten Luft (mal' aria, aria cattiva), welche sich sowohl in den Küsten-Ebenen und Flußthälern, als auf den Höhen, besonders im Sommer, durch bösartige Fieber bemerklich macht. Die Entstehung derselben muß sowohl den zahlreichen Versumpfungen der niederen Gegenden und der daraus folgenden Fäulniß zahlreicher Wasserpflanzen, als den schwefelhaltigen, stinkenden Miasmen, die sich überall aus dem Boden entwickeln, zugeschrieben werden.

Man kann annehmen, daß die eine Ursache dieser Erscheinung, die Versumpfung der Gestade und unteren Flußthäler, erst eine Folge der Entvölkerung und Verwilderung dieser ehemaligen Cultur-Landschaften sei, während die andere, mit dem vulcanischen Charakter der Westseite Italiens überhaupt, so wie namentlich mit den plutonischen Kräften in Verbindung stehen mag, welche seit Wiederbelebung des Vesuv thätig sind, — so daß die letztere Ursache die erstere mitbedingt.

Dennoch hat die menschliche Ohnmacht, in dem Versuche, diese Gegenden der Cultur wieder zu gewinnen, darauf verzichten müssen, das Grundübel selbst anzugreifen. Lange Zeit hindurch waren sogar die gegen die Versumpfungen der Küstengegend gerichteten Anstrengungen vergeblich; ganz neuerdings hat man das System der Kolmaten, durch welches das Chiana-Thal bereits entpestet und entsumpft wurde, hier ebenfalls und, wie es scheint, mit Erfolg in Anwendung zu bringen begonnen. Es bleibt indeß in dieser Beziehung noch sehr Vieles zu thun übrig; denn diese Versumpfungen nehmen zu große Räume ein, und die Ursache ihrer Entstehung dauert unausgesetzt fort. Alle diese Wasser-Sammlungen der Küstengegend sind großentheils durch die Ablagerungen von Schutt- und Schlamm-Massen entstanden, welche die Flüsse nach und nach aus den Gebirgen an die Küste herabgeführt, wodurch dann die Gestadegegenden theilweise erhöht worden sind, während die Flüsse ihr früheres Gefälle, die anliegenden Meerestheile die sonstige Tiefe verloren haben. Daher strömen die ersteren überall, wo nicht durch Menschenhand nachgeholfen worden, in flachen, versandeten, von Inseln durchschnittenen, ungemein breiten Betten, welche zum Theil höher liegen, als die Nachbar-Ebenen, im Sommer größtentheils trocken sind, die Winterwasser aber nicht zu fassen vermögen. Alsdann steigen diese über die flachen Ufer und überschwemmen jene niedrigeren Landstriche, die keinen genügenden Abfluß zum Meere haben. Dazu kommt noch, daß das letztere bei den häufigen Weststürmen den niedrigen Strand gleichfalls überfluthet, so daß salziges und süßes Wasser in jenen Küsten-Niederungen sich begegnen und die Sümpfe bilden, deren Ausdünstungen zu der Entstehung der mal' aria wesentlich beitragen.

Allein diese Geißel trifft bekanntlich auch diejenigen Gegenden, welche vermöge ihrer hohen Lage vor Ueberschwemmungen und stehenden Gewässern sicher sind. Hier sind andere, offenbar plutonische Kräfte in Thätigkeit. Diese geben sich durch häufige Erdbeben, durch zahlreiche dampfende Schwefelquellen, durch Risse und Spalten des Bodens, denen

gasförmige Fluida mit Gewalt und Getöse entströmen, so wie durch die sogenannten Lagoni kund. Dies sind größere oder kleinere, kraterförmige Einsenkungen, die mit schlammigem, mineralischem Wasser gefüllt sind, und wie die genannten trockenen Erdspalten stinkende Gasarten aushauchen. Der ganze Boden scheint von solchen Dünsten durchdrungen zu sein, die sogleich in größerem Maße frei werden, sobald der Pflug die Oberfläche aufritzt.

Daher sind nur wenige begünstigtere Gegenden angebaut. Sie geben reiche Aernten, da die bösen Lüfte sich dem vegetabilischen Leben keineswegs so feindlich zeigen, als dem thierischen. Dies zeigt sich besonders in den ausgedehnten Hochwaldungen, den reichen Weideflächen, welche die Höhen des toscanischen Sub-Apennin zum Theil bedecken. Namentlich erlangen die ersteren auf den mit vulcanischer Asche gedüngten Berghängen von Sta. Fiora, Bolsena und Viterbo eine unübertreffliche Kraft und Schönheit. Nichts desto weniger verscheucht die böse Luft hier, wie auf den kahlen Höhen von Volterra und Massa, wo nur wenige Gehölze von Cypressen und immergrünen Eichen die Einförmigkeit des nackten, gelblichen, unfruchtbaren Thonbodens unterbrechen, wie in den öden Küstenflächen von Grosseto, Orbitello und Piombino, während des Sommers die wenigen Bewohner, deren Vermehrung eben so sehr durch Seuchen und Tod, als durch die Unmöglichkeit verhindert wird, dem pesthauchenden Boden ohne Lebensgefahr Ertrag abzugewinnen. Darum sind selbst die fruchtbaren Berg-Gegenden von Viterbo und Bolsena, der ganze Südrand des nördlichen Sub-Apennin, wo der braune vulcanische Boden eine unglaubliche Productionskraft entwickelt und wo die Aernten der wenigen angebauten Felder ungemein reich sind, dennoch eben so menschenleer, als die sterilen Höhen und Thalgründe des wellenförmigen Terrains um Siena und Volterra. Dort bedecken dichte Waldungen zwei Drittheile der Oberfläche, und dort wie hier sind Dörfer, Weiler und Meiereien selten, da die dünne Bevölkerung in die alten, jetzt so einsamen und verödeten Städte und Burgen geflohen ist, welche, einst die Centra eines gesteigerten Culturlebens, fast sämmtlich in ihren verfallenen großartigen Bauwerken, in den Resten ihrer alterthümlichen Befestigungen die Zeichen eines Zeitalters an sich tragen, in dem viele von ihnen groß und mächtig, alle blühend und wohlhabend waren. — Darum ist dies ganze Land fast nichts, als ein ungeheurer Weideplatz für die zahlreichen Heerden von Rindern, Schafen, Pferden, Ziegen, welche im Herbst von den lucchesischen, modenesischen und toscanischen Apenninen heruntersteigen, um hier, von wenigen nomadisirenden Hirten begleitet, den Winter über Nahrung und ein wärmeres Klima aufzusuchen.

48. Florenz.

(Nach H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, und v. Hailbronner, Cartons.)

Wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toscana's und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äußerste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheserberge auf dem goldenen Hintergrunde des westlichen Abendhimmels sich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt? Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden das reizendere Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Palastes, der wie ein schlanker Mast emporsteigt, bis zu Brunelleschi's Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Palast, den die Welt gesehen, dem Hause des Pitti; von dem Garten des Franciscanerklosters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der Cascinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt.

Florenz ist der Gegensatz von Rom. „Rom hat das Mark von Italien und Toscana die Knochen," sagt ein altes Sprüchwort. Unruhe, Uebermuth, ewige Beweglichkeit und Thätigkeit sind die hervorragenden Eigenschaften des Florentiners, und bilden einen grellen Contrast gegen den ruhigen, hohen Charakter, gegen das wahrhaft und ungesucht Große des Römers. Die Würde und Bestimmtheit der römischen Sprache geht in Florenz in zierliches, emphatisches Geplauder über. Auffallend aber ist vor Allem die Ordnung, welche in Toscana herrscht, und die gegen den schmutzigen Bettel und die Habsucht, wodurch das Reisen in Unteritalien oft zur Qual wird, so wohlthätig absticht. Sitte, Anstand und Wohlhabenheit leuchten aus der ganzen Gestaltung des Landes hervor, und in Florenz würde man sich in eine reinliche, gewerbsame deutsche Stadt versetzt glauben, wenn nicht seine Bauart antiken italienischen Typus verriethe. Die vier prächtigen Brücken über den breiten majestätischen Arno, die herrlichen Quai's mit ihren großen Palästen, die grandiosen Monumente und Standbilder erwarben Florenz den Beinamen der Schönen; allein so reizend, so lieblich die Umgegend mit ihren schönen Hügeln und Landhäusern auch erscheint, so fehlt ihr doch die unbeschreibliche, unvergeßliche Majestät der römischen Fernsichten. Wer den dunkelblauen, amphitheatralischen Gebirgshorizont Roms einmal gesehen, wird kaum einen anderen Landschafts-Hintergrund ganz erhaben finden können.

Sehr merkwürdig ist der Dom von Arnolf, Cimabue's Schüler, im vierzehnten Jahrhundert erbaut, ein außerordentlich großes, im

Innern aber wenig verziertes Gebäude. Seine Kuppel ist die schönste, die man kennt, und der von der Kirche getrennt stehende, viereckige, mit Marmor belegte Glockenthurm, von dem man die schönste Aussicht über Florenz genießt, nebst der gegenüber stehenden Tauf-Capelle mit Bronce-Thüren, welche nur mit denen zu Loretto zu vergleichen sind, und deren Hauptreliefs Erinnerungen aus dem Testament enthalten, bilden einen grandiosen Anblick.

Der Palast Pitti liegt auf der Höhe eines Platzes, dessen Zugänge, gleich allen Straßen in Florenz, eng sind. Die umstehenden Häuser sind dieses Palastes unwürdig und stören den großen Anblick. Er besteht aus zwei Stockwerken, beide mit langen Galerieen umgeben, und ist ganz alla Rustica gebaut, wie mehrere der größern florentiner Paläste, nämlich aus enormen, beinahe rohen Felsenblöcken von schwarzgrauem Stein, ohne alle Verzierung und Mörtelverbindung aufeinander gelegt, durch ihre specifische Schwere sich selbst tragend, wodurch diese ganze Vorderseite ein feierlich ernstes Ansehen und eine schlichte, großartige Einfachheit erhält. Der rechte Flügel enthält die berühmte Bildergalerie, worin sich allein eilf Raphaele, und hierunter die Madonna della Sedia, befinden; der linke besteht aus den glänzenden Sälen für Feste, in deren Schluß-Cabinet das Meisterwerk der neueren Sculptur, Canova's Venus, sich befindet. Ein schöner Garten erhebt sich terrassenförmig hinter dem Schlosse bis zu den Ringmauern der Stadt, und setzt die Festung mit dem Palast in unmittelbare Verbindung. — Der Platz des Gran Duca hat einen höchst eigenthümlichen Charakter und erscheint mit seinem alten Palaste, dessen gothische Bauart und Thurm sich ganz bizarr ausnehmen, dann mit dem Riesen Neptun auf der Fontaine, mit den kolossalen Statuen von Michael Angelo's David und Bandinelli's Hercules, mit den Logen der Arkaden, Lanzi genannt, von dem berühmten Orgagna erbaut, mit dem herrlichen Sabinerraub von Johann von Bologna, dem Perseus, Broncemeisterwerk Benvenuto Cellini's, der geharnischten Judith von Donatelli, und anderen großen Standbildern, als einer der unregelmäßigsten, originellsten und aus allen Formen des Herkommens weichenden Plätze Europa's. Ueberhaupt macht Florenz durch seine Bauart einen ganz besonderen Eindruck. Die Piazza del gran Duca ist aber das Herz von Florenz. Hier ist das eigentliche Leben, hier die Douane, die Post, die meisten Kauf- und Kaffeehäuser, und in der zum Platze führenden engen Straße ist ein ewiges Drängen, Treiben und Schreien.

In den Uffizi befindet sich die berühmte Galerie. Aeußerst sinnig ist man bereits in der Vorhalle durch die Bildnisse der florentinischen Fürsten empfangen, welche diese Sammlung gegründet und vermehrt haben. Die Niobiden, außer den Aegineten in München die vollständigste Ueberlieferung antiker Marmorbilder, füllen einen ganzen Saal, und das gräßliche Schicksal dieser zahlreichen, der Rache der Götter verfallenen Familie, flößt selbst in der todten Steinmasse durch den hier in allen seinen Abstufungen aufs erschütterndste dargestellten unermeß-

lichen Schmerz der schönsten Gestalten die tiefste Rührung ein. Einzig in seiner Art ist der Saal, in dem die Bildnisse aller berühmten Maler aufgestellt sind, wie sie sich selbst gemalt haben. Mitten im Saale steht die berühmte Vase aus der Villa di Medici, mit dem Opfer der Iphigenie, und ringsum hangen die Bilder des jungen Raphael, Michael Angelo's, Leonardo's, Tizian's, Paul Veronese's, Dominichino's, Guido's, Parmegianino's, Dürer's, Holbein's, Rubens', van Dyk's, Rembrandt's, bis zu Massaccio hinauf im höchsten Glorienscheine verklärter Künstler-Apotheose. — Das Cabinet der Gemmen und kostbaren Steine ist überreich. — Mit heiligem Schauer betritt man aber das höchste Kleinod der Kunstwelt, die Tribüne, in welcher das Kostbarste vereinigt ist, was Sculptur und Malerei hervorgebracht, und die in ihrer Zusammenstellung einzig in der Welt ist. Die Mediceische Venus machte beim ersten Anblick nicht den erwarteten Eindruck auf mich; je anhaltender ich aber dieses Wunderbild betrachtete, desto mehr entzückte es mich. Es ist der Inbegriff edelster weiblicher Liebeskraft, und aus dem Ganzen spricht jungfräulicher Ernst und Stolz — nichts Lockendes. Alles, was Grazie und Anmuth in einem Mädchen vereinen können, sehen wir hier ausgedrückt, und allein würdig, mit der Göttin zu wetteifern, steht ihr gegenüber der junge Apoll, das reizendste Bild des vollendetsten Jünglings. Und die berühmten Kämpfer, dieser Triumph der Bildhauerei, die man für die schönste Arbeit des Alterthums hält, aus Einem Stück Marmor erzeugt, in der auserlesensten kühnsten Stellung des Ringens, mit den von Kraft und höchster Stärke gespannten Sehnen und Muskeln. Was müssen nun solchen Meisterstücken der Sculptur für Malerwerke zur Seite stehen, um sich gebührend zu behaupten, und wer anders als Raphael konnte aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen! Raphael, diese Quelle der Schönheit und Empfindung, der sich schon als Jüngling die Gunst und Bewunderung der Menschheit erworben, und dessen frühe Entwicklung wir dem geistreichen Papste Julius verdanken, der sichern Blickes das wahre Talent erkannte und durch den siebzehnjährigen Raphael in den Stanzen beweisen ließ, daß sein Falkenauge den höchsten Genius herausgefunden hatte. Und hier sahen wir nur den kühnen Julius, das Meisterstück seines Pfleglings, als ein Ideal vom heiligen Vater, mit der höchsten Naturwahrheit, Erhabenheit und Geistesruhe im Nachsinnen. Die Stellung im Stuhle mit beiden Händen aufgestützt, der glänzend herabfließende, so herrlich aufgesetzte Bart, das feste Feuer der ganzen Arbeit und die Beleuchtung von Stirn und Bart, Alles vollendet schön. Dann die heilige Familie, das Jesuskind vor dem rechten Kniee der Maria mit einem Vogel in der Hand, während der kleinere Johannes nach dem Vogel hascht und dabei auf der Mutter Fuß tritt, in deren halbgeöffnetem Schoße er steht. Dieses Bild ist bekannter Weise unzählige Male copirt, lithographirt, gestochen und gehört der besten Zeit des Meisters an. Die bewunderungswürdige Farbenfrische in den vier Bildern des Correggio, dann die schönsten Bilder des Giulio Romano, Rubens, Fra Barto-

lomeo, Caraccio, van Dyk, Guido, Veronese, Dürer, Dominichino, Leonardo bilden einen Kranz der edelsten Kunstvollendung.

---

49. Livorno.

(Nach Otto Speyer, Bilder italienischen Landes und Lebens.)

Zwischen der Haupt- und Residenzstadt eines Landes und seiner größten See- und Handelsstadt — wo diese Momente überhaupt aus einander fallen — herrscht derselbe Gegensatz, wie zwischen der Geburts- und der Geldaristokratie. Dort die geschichtlichen Erinnerungen und Denkmäler, die Sammlungen und Institute der Kunst und Wissenschaft, ein Gemisch alter, oft schwerfälliger und verblichener Pracht mit moderner, oft nur aus einem dünnen Firniß bestehender Eleganz, im Leben und Treiben der Bewohner oft eine gewisse müßige Behaglichkeit vorwaltend, dabei der Volkscharakter meist in seiner Eigenthümlichkeit hervortretend; — hier Alles wesentlich der Gegenwart und dem Augenblick angehörig, mit der Zukunft beschäftigt; die Bauwerke oft großartig, aber charakterlos; die Pracht solide und oft verschwenderisch, aber meist ohne Geschmack; das öffentliche Leben die innere Hast und Unruhe der „geldmachenden" Bewohner verrathend, das Publikum auf den Straßen und an den öffentlichen Orten bunt gemischt mit Zurücktreten aller charakteristisch-nationalen Eigenheiten, entschiedene Armuth an Denkmälern der Kunst wie an Pfleginstituten der Wissenschaft. Wo, wie z. B. in London und Neapel, beide Momente zusammenfallen, tritt häufig derselbe Unterschied zwischen den Stadttheilen hervor, der sonst die verschiedenen Städte charakterisirt. Ausnahmen zeigen sich wohl nur da, wo, wie in Venedig und Genua, die Handelsstadt lange Zeit die Metropole eines eigenen mächtigen Gemeinwesens war.

Kaum dürfte man ein schlagenderes Beispiel zur Illustration des obenbezeichneten Gegensatzes finden, als die beiden wichtigsten Städte Toscana's, Florenz und Livorno. Zu den allgemeinen Ursachen kommt hier noch das verschiedene Alter beider Orte. Denn obgleich als unbedeutende pisanische Colonie schon seit langen Jahrhunderten existirend, ist Livorno doch erst seit dem Verfall der Mutterstadt, ja, eigentlich erst seit dem weit späteren Ruin des genuesischen Handels zu wirklicher Bedeutung gelangt. So verschwindet der ältere, bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtete Stadttheil vor den ihn in weitem Halbkreise umziehenden, hier und da auch durchschneidenden Neubauten. Dem mit der Eisenbahn von Pisa her ankommenden Fremden machen die breiten, geraden, aber öden und hier und da noch an leeren Bauplätzen reichen Straßen den Eindruck einer neu entstehenden großen Stadt. Die weite Piazza di San Marco (wo existirt eine solche nicht in Italien?), von kasernenartigen Gebäuden eingefaßt, würde diesen Eindruck lang-

weiliger Charakterlosigkeit nicht verscheuchen können, brächten nicht die Canäle, die, vielfach überbrückt, die Stadt zwischen den inneren und äußeren Theilen durchschneiden und diesem Stadtviertel den Namen Kleinvenedig (Piccola Venezia) verschafft haben, einige Abwechselung in das Gemälde, zumal dieselben von zahlreichen Barken und noch mehr von kleinen nackten, braunen Jungen, die sich theils, wie Frösche beim Nahen einer Gefahr, von den Quais hinab ins Wasser stürzen, theils sich in und unter denselben lustig umhertummeln, belebt erscheinen. Einen dieser Canäle hat man mit enormen Kosten ausgefüllt und daraus den schönen ovalen Paß des Voltone am obern Ende der Via Grande gebildet. Von hier führt die letztere, die Hauptstraße der Stadt, eine Viertelstunde lang in schnurgerader Linie zur Darsena, dem Binnenhafen. Rechts und links von ihr finden wir die engen, schmutzigen Gassen der Altstadt, von tausend schlimmen Gerüchen erfüllt, von Käufern und Verkäufern aller Art belebt, zumal eine derselben, die wie in Florenz, den Lebensmittelmarkt bildend, ein seltsames, wenig anlockendes Gemisch von Seefischen und Schalthieren, Fleisch und Gemüse, Blumen und Früchten darbietet.

Seit zwanzig Jahren hat sich die Stadt ums Doppelte vergrößert und wächst noch fortwährend so rasch, daß sie bald die Hauptstadt überflügelt haben wird. Natürlich tragen die neuen Stadttheile auch ganz den Stempel der modernen Architektur: man sieht es den meisten Häusern an, daß sie von Speculanten oder reichen Kaufleuten erbaut wurden. Breite, schnurgerade, unter rechten Winkeln sich kreuzende Straßen, große, hohe Häuser mit zahllosen Fenstern und große regelmäßig geformte Plätze erinnern mehr als irgend ein anderer Ort Italiens, mit Ausnahme von Turin, an die meisten unserer größeren Städte in Deutschland. Doch ist der Baustil im Allgemeinen einfacher, solider und reiner als im Norden; dabei alle Häuser, wie sich in Italien von selbst versteht, von Stein, wenn auch keineswegs so massiv und imposant, wie die alten für die Ewigkeit gebauten Paläste von Florenz. Sehr gering ist, wie fast immer in modernen Städten, die Zahl der Kirchen: ich glaube kaum, daß Livorno mit seinen 90,000 Einwohnern deren so viele zählt wie Arrezzo mit 10,000. Dabei bieten die vorhandenen dem Kunstfreunde keinerlei Ausbeute. Der Dom selbst, an der Piazza d'Arme gelegen, ist ein geschmackloses Machwerk aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Der Cisternone ist ein schönes großes Gebäude, dessen mächtiges Gewölbe, innen von zahlreichen Pfeilern gestützt, einen Vorrath von 300,000 Barili (etwa 50,000 Oxhoft) frischen Wassers überdeckt.

Die Ardenza ist, den kurzen Molo ausgenommen, die einzige Promenade Livorno's, die deßhalb von den Bewohnern der Stadt sowohl, wie von den zahlreichen Besuchern des Seebades alltäglich frequentirt wird. Sie besteht aus einem, weiterhin einigen Wegen längs der Meeresküste, an und für sich ein so trauriger und öder Spazier-

gang, als man sich denken kann; kahl und sandig, dem die Lazarethe und Quarantainegebäude, an denen man vorüberfährt, und das von Engländern erbaute Casino so wenig, wie das verkrüppelte Kieferge-büsch und die windzerzausten Tamarisken der Küste irgend einen Reiz zu verleihen vermögen. Die Stadt selbst ist dem Auge verschwunden, sobald man sie verlassen hat; denn auf flachem, ebnem Ufer gelegen, ohne ragende Thürme und Kuppeln, bietet Livorno von keiner Seite dem Beschauer einen fesselnden Augenpunkt. Aber einen hohen und unvergänglichen Reiz für die Bewohner des Binnenlandes erhält die Ardenza durch die unmittelbare Nähe des Meeres. Zwar ist die Küste selbst flach und sandig oder von abgeplatteten Klippen, die sich oft, Untiefen bildend, weit in die See hineinziehen, begrenzt, ohne malerische Felspartieen und Vorgebirge; aber ungehindert schweift der Blick über die funkelnden grünen Wogen nahe der Küste hinaus auf die blaue unendliche Fläche, zu den fernen Inseln im Westen und Süden, zu den Schiffen, die, von allen Seiten auftauchend, gleich weißen Möwen im Strahl der Abendsonne, auf den Fluthen schwimmen. Zunächst haftet das Auge an den schöngeformten, jetzt goldig umrandeten Felsenbergen Gorgona's, deren dunkle Massen so scharf und klar auf dem hellen Grunde des Himmels erscheinen, daß die 25 Miglien breite Wasserfläche, die uns von ihr trennt, nur eine wenige Tausend Schritte breite Meerenge dünkt; weiter südlich liegt, im himmelblauen Gewande, Capraja, die Ziegeninsel; noch weiter gegen Mittag Elba, während zwischen beiden am fernen Horizonte nebelhaft die hohen Gebirge von Corsica hervorschimmern. Nördlich bezeichnet die gewaltige Mauer der Apenninen mit den kühngezackten Felszinnen die geschwungene Meeresküste, bis wo an den Grenzen des Golfos von Genua Luft, Meer und Gebirge in einander verfließen. Jetzt berührt die glänzende Scheibe des Tagesgestirnes den Bergrand Gorgona's, und wie mit einem Zauberschlage ist der ganze weite Meeresspiegel mit blitzenden goldenen und silbernen Lichtern überstreut, die mit jedem Wellenschlage neue Formen und Farben annehmen. Die Gebirge strahlen in feurigem Roth, das allmählig in eine sanfte Veilchenfarbe übergeht, während die Wolken noch purpurfarbig geröthet sind und der Himmel über der Wasserfläche im zartesten Hellgrün schimmert. Da taucht die Sonne nieder in den glühenden Spiegel; die Gebirge und Inseln erscheinen plötzlich im dunkelsten Ultramarinblau, die funkelnden Lichter des Meeres machen einem bleichgrünlichen Schimmer Platz, der sich allmählig in das gewohnte Blau verliert. Noch wenige Minuten, und das schöne Schauspiel ist vorüber; das Blau verschwimmt im Grau, der helle Himmel dunkelt, rasch sinkt der Abendstern hinter seiner Königin ins nasse Bett; und ein kühler Abendwind vom Meere her nöthigt uns, unsere Bekleidung fester um die Schultern zu ziehen.

50. Die Campagna von Rom.

(Nach Christ. Carl Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom, und Christ. Müller, Roms Campagna.)

Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Bezirks muß seine Gestalt und innerliche Natur auch demjenigen anziehend machen, dem sonst die gewöhnliche Anschauung genügt, oder dem geognostische Beobachtung ungewohnt und die Verbindung zwischen Natur und Geschichte fremd ist. Denn welcher ernste Beobachter der menschlichen Dinge möchte sich nicht gern ein bis ins Einzelne anschauliches Bild von dieser wunderbaren Stätte machen, welche der Schauplatz der erhabensten Tugenden und größten praktischen Weisheit der alten Welt, so wie ihrer heillosesten Entartung und ihrer gänzlichen Zerstörung gewesen; der Stätte, welche während der Blüthe der kaiserlichen Weltbeherrscherin das Blut der christlichen Martyrer fließen, und über den Trümmern von jener und auf dieser Gräbern die geistliche Herrschaft der neuen Welt sich hat erheben sehen: der Stätte, von welcher im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden viele der folgenreichsten Bewegungen Europa's ausgegangen oder geleitet sind, mit welcher alle Entwicklungs- und Bildungsstufen desselben in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung stehen, und welche endlich auch in der Zukunft gewiß in alle großen Schicksale, die der Menschheit noch bevorstehen, bedeutend verwickelt sein wird? Wer wollte nicht gern aus Liebe zu den Erinnerungen der sieben Hügel und des Forums, oder aus Ehrfurcht vor den urchristlichen Begräbniß- und Andachtsstätten der Catacomben in ihre unsichtbare Tiefe herabsteigen? Wer mindestens nicht in Untersuchungen eingehen, die ihm sonst unbedeutend oder trocken scheinen möchten, wenn es sich um die ursprüngliche Gestalt, die natürlichen oder künstlichen Bestandtheile des Bodens und die Geschichte dieses oder jenes Bezirks der ewigen Stadt handelt?

Es ist von sehr kundigen Männern bemerkt worden, wie gerade die Stätte, auf welcher Rom gegründet ist, und ihre nächsten Umgebungen eine solche Mannichfaltigkeit merkwürdiger Erscheinungen und einen solchen Reichthum an Thatsachen darbieten, daß auch in dieser Hinsicht wenige Punkte anziehender und lehrreicher sein können.

Roms Campagna ist eine große weite Fläche, welche gegen Ost und Südost eine Linie von Bergen begrenzt, die sich bis zum Apennin, dem sie angehören, stufenweis aufbauen und das Albanergebirge, wie eine Inselvorwacht, in die Ebene geschoben haben, so daß, von Rom gesehen, die Berglinie als Halbzirkel erscheint. Diese Berge beginnen im Süden bei Terracina, dem alten Anxur, und laufen fast bis zum linken Tiber-Ufer, da, wo der Strom von den etrurischen Faliskern und von den Sabinern durch's Capenaterland nach Rom läuft. Auf dem rechten Ufer setzt sich das hohe Berggebiet des Apennin nicht fort. Nur die horazische Soracte erhebt sich noch als einziger hoher Punkt im Nordosten

von Rom. Und von da ziehen sich mit mancherlei Unterbrechung und Abdachung vulcanische Hügel bis zum Meer bei Civita-Vecchia.

Im Süden bei Anxur endigt sich die Gebirgslinie, da, wo die Ausones saßen; dann folgt aufwärts das Volskergebirge, die Berge der Herniker, Aequer und zuletzt der Sabiner, an denen die Tiber wegströmt.

Die Campagna-Ebene erhebt sich stufenweise gegen die Berge. Ueberall zeigt sich Meeressand mit Seeconchylien vermengt, sogar noch bei Tivoli. Diese Erscheinung macht es unzweifelhaft, daß die Ebene einst ein weiter Seegolf war, wo das tyrrhenische Meer den Fuß der östlichen Berge bespülte. Vielleicht war dies, ehe noch Vulcane hier entstanden, vielleicht ragten sie auch als sprühende Stromboli-Inseln aus den Wellen. Von ihnen spricht die treueste und älteste Geschichtsurkunde, die — Erde, wo sie standen.

Zwölf waren der flammenden Titanenhäuser, die vielleicht zur Bildung der ältesten Mythen von Giganten, Hekatonchiren oder himmelstürmenden Titanen gedient haben, da so viele hier auf engem Raum zusammengedrängt waren. Ihre ausgebraunten Krater sind friedliche grüne Seeufer geworden, oder auf dem Flammenrand erhoben sich blühende Städte, wie Alba longa, Ariccia und Gabii, ja, (Pallantium) Rom selbst und sein großes Forum entstand wahrscheinlich auf einem alten vulcanischen Schlunde. In die Zeit, wo diese zwölf Vulcane durch Ausbrüche thätig waren, und wohl weithin durch Erdbeben von dem gewaltigen Feuerheerd Kunde gaben, auf dem sie standen, in diese Zeit fällt vielleicht auch die Losreißung Siciliens von dem Festlande. Vulcanischen Ursprungs sind auch die Hügel, welche sich auf verschiedenen Stellen der Campagna erheben und worauf viele der alten Städte lagen. Gleiche Entstehung hat, was sie im Innern enthalten, Puzzolanerde, vulcanische Asche, Bimstein, viele Lava-Arten, Tuff, Schwefel u. s. w.

Die ganze Campagna ist überreich an Wasser, das sie in zahllosen Bächen und zwei Flüssen durchströmt. Tiber und Anio kommen vom Gebirg in die Niederung, und daß sie einst schon am Bergesfuß in's Meer fielen und ihm hierauf nachgingen, als es allmählig zurücktrat, davon scheinen sich an Ort und Stelle merkwürdige Beweise zu zeigen. Die Tiber hat sich von ihrem Austritt aus dem Gebirge ein Thal gewühlt, das sie in Zeiten der Ueberschwemmung ausfüllt und überströmt. Nahe bei Rom nimmt sie den Anio auf, der auch zu Zeiten ein wilder Gebirgsstrom ist. Die Wassermasse und ihre Kraft nimmt nun zu; aber je mehr sich der vereinte Strom dem Meere nähert, desto flacher wird dies Flußthal, und drei Miglien vom Meere verliert es sich ganz.

Seitdem König Ancus Marcius Ostia am Meer und an den Tiber-Ufern gründete, ist es um vier Miglien zurückgetreten, und seit den Kaisern Claudius und Trajan zwei und zwei Drittheil Miglien.

Die Landseen der Campagna sind größtentheils ausgebrannte Krater

von Vulcanen, so der von Albano, Nemi, Giuliano, Regillo, Gabii, Solfatara und Bracciano.

Die Campagna von Rom unter einem milden, herrlichen Himmelsstriche, reich an Bewässerung aller Art, fruchtbar durch einen trefflichen Boden, von Hügeln und Bergen durchschnitten und unterbrochen, am Meeresufer zu Handel und Schifffahrt hingebreitet, war einst ein blühendes Paradies voll Leben, Fülle, Reichthum und Thätigkeit, wo Stadt an Stadt sich drängte. Jetzt aber liegt sie da, als stille offene Gruft für die, welche es wagen, im Sommer und Herbst bleibend da zu wohnen, denn aus der schönen Erde steigen nun Fieberschauer und Pestdünste. Jene gute Zeit der Campagna fällt weit zurück in die Epoche der ersten römischen Kriege mit den zahlreichen Städten Latiums, die bezwungen und zum Theil von der Räuberschaar zerstört wurden. Dadurch verlor die Campagna die nützlichen, ackerbauenden Hände. Das wilde Erobervolk begnügte sich ja nicht, die Länder und ihre Städte zu erstürmen, es schleppte auch die Einwohner, die nicht in den Schlachten umgekommen waren, als Sclaven von ihrer Heimath weg nach Rom. So wurde Latium zuerst entvölkert, und seine Verarmung an Menschen nahm in den folgenden Jahrhunderten in dem Maße zu, als Rom durch seine Eroberungen in Mittel-Italien menschenerfüllter wurde. — Schon vier Jahrhunderte nach Gründung der Stadt herrschten Elend, Armuth, Krankheit und Tod auf der Campagna, worüber sich die Römer stark und klagend aussprachen*). Schlimmer noch ward es in den drei nächsten Jahrhunderten, wo die stets fortdauernden Kämpfe der Römer, Hannibal, der zweite punische Krieg, Sulla's Proscriptionen, die Gräuel der Triumvirn alles Wiederaufkommen der Campagna verhinderten, ja, noch größere Verarmung an Menschen über sie brachten.

Aber dieselbe blutige Eroberungssucht der Römer, die einst Tod und Verzweiflung in der Campagna heimisch gemacht hatte, führte auch nach sieben Jahrhunderten neues Leben und Wohlsein dahin zurück. Griechenland und Vorderasien waren erobert, unsägliche Reichthümer und Schätze aller Art führten die Sieger von dort die Tiber hinauf in ihre Heimath. Ein bisher fast ungekanntes, durch Gesetz und Sitte verdammtes Schwelgen in Wohlleben, Ueberfluß und Pracht begann nun da herrschend zu werden, wo vorher einfache Schüchternheit und Armuth in schmucklosem Bürgerleben gewohnt hatte. Dadurch entstanden auf allen Stellen der Campagna herrliche Landhäuser, mit zahl-

---

*) Livius sagt L. VII. 23. Cur autem potius Campani agrum Italiae uberrimum, dignam agro urbem, qui nec se, nec sua tutari possint, quam victor exercitus haberet, qui suo sudore ac sanguine inde Samnites depulisset? An aequum esse, deditios suos illa fertilitate atque amoenitate perfrui, se militando fessos in pestilenti atque arido circa urbem solo luctari? Aut in urbe insidentem tabem crescentis in dies foenoris pati? — S. auch Columella de rust. L. I. 4. Valer. Maxim. L. IV. c. 4.

reichen Sclaven zu Dienst, Land- und Gartenbau versehen. Später unter K. August erhoben sich auch viele der zerstörten Campagna-Städte wieder, z. B. Veji, Fidenae, Gabii, Labicum und andere, zwar nicht zu alter Blüthe und Macht, aber doch zu wohlhabender Bürgerlichkeit. Zwischen ihnen siedelten sich Dörfer an, deren Dasein jetzt keine Spur mehr bezeichnet. Dadurch wurde die Ungesundheit des Landes sehr gemindert, aber die frühere, fast möchte man sagen, latinische Reinheit der Campagnaluft kehrte doch nicht zurück. Erst als Kaiser Constantin seinen Sitz nach Constantinopel verlegte und dadurch Rom mit der Campagna merklich ärmer an Bewohnern und ackerbauenden Händen ward, begann die böse Luft wieder überhand zu nehmen. Nun folgten in den nächsten Jahrhunderten die traurigen Schicksale Roms, es folgten die Verwüstungen der Stadt und Campagna durch Gothen, Vandalen, Heruler, Ostgothen, die Kämpfe dieser Barbaren mit den morgenländischen Kaiserheeren, die Einfälle und Verwüstungen des Landes durch die Longobarden unter ihrem König Aistulf, und durch die Saracenen im neunten und zehnten Jahrhundert. Darauf kamen die Kriege zwischen Päpsten, Römern und abendländischen Kaisern, zwischen den Römern und den Nachbarstädten u. s. w. Durch alle dieses unsägliche Morden, Schlachten, Verwüsten, Brennen und Sengen kam Rom und die Campagna so weit, daß unter Papst Innocenz III. im Jahre 1198 nur noch eine Bevölkerung von funfunddreißig Tausend Menschen da zu finden war, und dieser Papst in seinem Buch de contemplatione mundi selbst sagte, daß damals zu Rom ein Mensch von vierzig Jahren selten, einer von sechszig aber eine höchst merkwürdige Erscheinung gewesen sein. Wenn es so schlimm in der Stadt selbst war, wie viel ärger muß es in der Campagna, diesem weiten Schlachtfelde, gewesen sein, das bereits zur vollständigen Wüste geworden war? Aber die Kriege der vornehmen Römerfamilien unter sich, besonders der Colonna gegen die Orsini, machten auch für die Bevölkerung und den Landesanbau das Elend in den folgenden Jahrhunderten wo möglich noch elender und ließen kein Wiederaufkommen zu. Denn als Papst Gregor XI. im Jahr 1377 von Avignon wieder nach Rom zog, fand er da gar nur siebzehn Tausend Einwohner, in dem Rom, das in seiner Kaiserblüthe über zwei Millionen Menschen enthielt.

Ruhet denn wirklich auf dieser wunderbaren Stätte, sei es als Schickung oder als natürliches Loos, der Fluch des langsam in sich selbst Verwelkens und Versinkens, welchen der heilige Benedict im sechsten Jahrhunderte über das Rom seiner Tage aussprach? Oder schwebt vielleicht Siechthum, wie über Ninive und der Ebene von Babylon oder über der Umgegend Athens, so auch über den Trümmern der letztgefallenen Weltbeherrscherin, gleichsam als Rache der überwältigten Naturkräfte, oder als ein strafender Todesengel, der den Schlacht- und Siegesfeldern des Menschengeschlechts folgt? Oder ist es endlich nur Verfall und Elend von Jahrhunderten, welche die großen schützenden Anlagen der Vorzeit nicht zu erhalten, sondern nur zu zerstören ver-

mochten, was diesen auf dem ganzen Erdboden einzigen Anblick bereitet hat? Wohl sind andere einst blühende Weltstädte auf gleiche Weise dem Menschenleben mehr oder weniger verderblich geworden, aber unter anderen Umständen: einige von ihnen sind ganz von der Erde verschwunden, anderer Stätte ist nur wie die eines Kirchhofes mit einzelnen Denkmälern des Todes bezeichnet, andere sind mindestens von Herrscherstädten zu unbedeutenden Flecken herabgesunken, denen nur ihre ehrwürdigen Trümmer eine höhere Bedeutung geben. Ninive's Stätte ist unkenntlich*), Babylon erscheint in der unübersehbaren Ebene nur durch einzelne Ziegel und kümmerliche Mauerreste ausgezeichnet, Tyrus ist, nach des Propheten Spruch, mit Fischerhütten und Netzen bedeckt; Athen prangt nur mit den Trümmern seiner Blüthezeit und kaiserlicher Bauten; Rom allein steht zerstört und neu auflebend da, eine versunkene Weltstadt und ein glänzender Fürstensitz, eine Stadt, wo neben verlassenen Räumen sich frisches Leben regt, wo neben Augustischen Tempel-Säulen und Hallen sich die größte und geschmückteste Kirche der Welt erhebt, und die Trümmer und Reste der Kaiserstadt den kunstreichen Palast des Vaticans zieren. Nirgends sicherlich auf der bekannten Erde ist ein so riesenhafter Kampf des Lebens mit dem Tode sichtbar als hier, wo trotz unaufhaltsamer Verödung des Bewohnten immer wieder im Laufe der Jahrhunderte sich frische Versuche zeigen, neue Mittelpunkte des städtischen Lebens zu bilden, ja, selbst den Umfang der Kaiserstadt jenseits des Flusses zu erweitern.

Wer aber auch in diesem seltsamen Zustande nur die Folge historischer Ereignisse und das Schicksal einer langsam aber unaufhaltsam versinkenden und von Zeit zu Zeit stoßweise sich hebenden Stadt sehen wollte, dem drängen sich unabweisbar andere Betrachtungen auf, wenn er von der Höhe der anmuthigen Lateinergebirge oder den Mauerthürmen Roms die Oede der Campagna überschaut, die, von wenigen Anbauen und einzelnen Anpflanzungen unterbrochen, sich bis zum Meeresufer hinerstreckt. Ist es etwa nur eine Fabel, was von der verderblichen Luft und daneben wieder von der Anmuth und dem gesegneten Boden dieses ungeheuren Landstriches erzählt wird, der nicht unbebaut und doch unbewohnt, der wasserreich und urbar, selten unfruchtbar, an einzelnen Stellen üppig fruchtbar, und doch überall still und verlassen, und dessen Luft dem müden Arbeiter oder Wanderer oft da am gefährlichsten ist, wo er unter dem reinsten Sommerhimmel, mitten in einer wuchernden Pflanzenwelt sich auszuruhen versucht fühlt? Und übersteigt nicht die beispiellose Veränderung, welche diese Gegend erlitten, die mögliche Wirkung von Verwüstungen und allmähliger Entvölkerung? Ja, ist diese selbst, nach Jahrhunderten des Friedens, anders als durch die hemmende und vernichtende Einwirkung feindseliger Luft zu erklären? Einst zeigte sich hier dem Blicke des stolzen Römers oder des staunenden

*) Der Aufsatz ist im Jahre 1826 geschrieben, seitdem ist Ninive aufgegraben worden.

Fremdlings, der, wie jener Perserkönig, beim Anblicke der Herrlichkeiten der Weltstadt sich mit dem Gedanken tröstete, daß diese Erdengötter doch auch sterben müßten, ein unübersehbarer, von dem Abhang der Berge bis zum Meere hinlaufender Kranz bebauter Hügel und Thäler, die Wiege erobernder Krieger und Feldherren, die Heimath glücklicher Bürger, die Erholung reicher Städter, der Spielraum für die Baulust und Prachtliebe der Großen und der Kaiser, denen alle Schönheiten der italischen Natur offen standen. Die Villen unter den tusculanischen Hügeln stießen vor achtzehnhundert Jahren an die Häuserreihen, welche nach der kaum erkenntlichen Grenze der Stadt hinliefen, während sie sich fast gleich ununterbrochen auf der anderen Seite zum Meere hinzogen, zum Theil auf den Trümmern uralter Städte und Roms Nebenbuhlerinnen sich erhebend. Die zerstreuten Landhäuser gleichsam durchschneidend, waren längs der von Schiffen wimmelnden Tiber ähnliche Linien von Häusern, mit reichbebauten Feldern, Gärten und prächtigen Denkmälern der Gestorbenen umgeben. Und was erblicken wir jetzt an der Stelle des regen Lebens, dem kaum das Getümmel der Hauptstadt der neuen Welt und ihrer Umgebungen zu vergleichen ist? Am Morgen die schönen natürlichen Linien einer ungeheuern leishügeligen Ebene, die im Sommer aus dem Nebel wie der Grund eines Landsees aus dem Wasser hervorsteigt, am Tage der Rauch und am Abend der Glanz rings umher angezündeter Stoppel- und Krautfeuer, die, wie hohe Opferflammen, zur Versöhnung der Fieberluft auf diesem großen Altare brennen, leider nicht Bewohner des häuslichen Heerdes, sondern nur unbeschützte fremde Arbeiter beleuchtend. Die ganze vom Meere und Gebirge begränzte Fläche ist mit Ausnahme dieser vorübergehenden Bevölkerung, welche pflügt, säet, ärntet, drescht und wegführt, nur von Hirten in Kleidern aus rohen Schafsfellen, und Heerden herrlichen Viehes durchzogen, und spärlich von fieberbleichen Menschen bewohnt, die sich meistens in die Reste der Warten und Raubburgen des Mittelalters oder die thurmartigen Massen der alten Gräber eingenistet haben; ja, oft sind in langen Strecken diese Gräber und die unvertilgbaren Trümmer der ehemaligen Weltstraßen die einzigen Spuren, daß je menschliches Leben hier gewaltet habe.

---

51. Rom, die zweimalige Weltherrscherin, im Vergleich zu anderen Culturstätten.

(Nach Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das neue Rom ging aus dem alten so hervor, wie die christliche Cultur überhaupt aus der heidnischen sich entwickelt hat. Auf und in den Trümmern des antiken gebaut, ist das neue Rom der vollkommenste

Ausdruck einer organischen Verwandlung der Cultur und die deutlichste Metamorphose der Weltgeschichte. Zweimal Haupt der civilisirten Welt, welche sie einmal durch die Gewalt des absoluten Staates, das andere Mal durch die Macht der Kirche beherrschte, darf Rom allein den stolzen Titel der „ewigen Stadt" führen, während alle anderen Städte der Erde nach der Lösung ihrer einmaligen Aufgabe für immer geschichtlich abstarben, so Babylon und Ninive, Tyrus und Persopolis, Athen und Karthago, das ägyptische Theben, wie Memphis und Alexandria. Nur Jerusalem beansprucht eine allgemeinere Bedeutung für die Menschheit; obwohl nur Hauptstadt des kleinen Volkes der Juden, war sie der Mittelpunkt des Glaubens an einen Gott, aus welchem das Christenthum hervorging; und diese Stadt, ein doppeltes Monument der vollkommensten Religion Asiens und Europa's, verdankte ihrem Princip ein nochmaliges weltgeschichtliches Leben im Mittelalter, neben und in Beziehung auf Rom. Die Römer hatten sie in aller Zeit zerstört, ihr Volk war in der Welt zerstreut, ihre Heiligkeit war auf das christliche Rom, das neue Jerusalem, übergegangen: da tauchte sie im 11. Jahrhundert wieder auf und wurde in der langen Periode der Kreuzzüge die heilige Stadt der christlichen Völker, der Gegenstand eines langen, erbitterten Kampfes zwischen Asien und Europa, bis sie nach dem 13. Jahrhundert mit jenen Ideen versank, die in ihr den symbolischen Ausdruck gehabt hatten.

In Europa sind Athen und Rom unzertrennlich verbunden, und die Erwähnung der einen dieser Städte ruft auch die Erinnerung an die andere hervor. Denn sie beide bedeuten das ganze classische Alterthum, und sie ergänzen oder entsprechen sich, wie Gedanken und That, Geist und Wille, Ideales und Praktisches. Athen erregt die begeisterte Liebe des Menschengeschlechtes, Rom seine ehrfürchtige Bewunderung. Alle edelsten Arbeiten des Gedankens und der Phantasie sammelten sich in Athen in einem centralen Feuer der Cultur, dessen Wärme und Licht die Erde weit und breit beseelt und verschönert hat. Diese Republik übte daher eine ideale und friedliche Herrschaft über die Menschheit aus, die unberechenbar ist, weil sie in der geistigen Bildung der Völker noch heute fortdauert und immer dauern wird.

Anders war die Stadt Rom. Wenn man ihr Wesen nur äußerlich erfaßt, so sagt man, daß sie mit einer politischen Thatkraft, Tapferkeit und Klugheit ohne Gleichen die halbe Welt erobert, die eigenthümliche Blüthe der Nationen, selbst jene Griechenlands, zerstört oder geraubt habe, und denkt, im Gegensatze zu Athen, mit Abscheu nur an fluchwürdige Knechtschaft durch die Despotie. Gegenüber der reichen Culturproduction Athens, entdeckt man in Rom Armuth an den hohen Ideen der Civilisation. Zwar findet man einen bis ins Kleinste ausgeführten Riesenbau des Rechtes und der Gesetze; aber was sich darüber in die freien Sphären der Intelligenz erhebt, das ist nicht cultivirt oder nur von der Fremde angeeignet. Selbst die Menge der Kunstwerke, die mit der Zeit in Rom aufgestellt wurden, erscheint ihm

als ein anderer Triumph der Tyrannei, hinter deren Siegeswagen die gefangenen Künste einhergehen, gezwungen, das räuberische und herzlose Rom mit ihren Werken äußerlich zu schmücken. In dem Triumphe Roms über freie und edle Völker, welche ihm doch, wie die Hellenen, durch Macht der Ideen weit überlegen waren, muß der Sieg der materiellen Gewalt über den Geist als niederdrückende Thatsache erscheinen; doch wird man zum wenigsten zugeben, es war der Sieg eines praktischen Weltzweckes, und dieser prosaische Verstand war der Phantasie und ihren schönen Schöpfungen überlegen. Diese eine Stadt erbte die Schätze der Civilisation, die ruhmvolle Arbeit von drei Welttheilen, in deren Mitte sie lag. Sie selbst war unfähig, aus ihrem eigenen Genie Künste und Wissenschaften zu erzeugen, aber im höchsten Grade geschickt, sowohl Fremdes zu gewinnen und der Welt mitzutheilen, als eine große praktische Civilisation im Allgemeinen zu verbreiten.

Die Heereszüge, die Kunststraßen, die Militär- und Bürger-Colonieen der Römer waren zahllose Canäle, auf denen die Cultur in die entferntesten Gebiete der Welt verschifft ward; die classische Literatur und Kunst ließ sich am Rhein und an der Themse, wie am Euphrat und Ister nieder, und noch heute erstaunt der kühne Reisende*), der das afrikanische Fessan durchdrang, mitten in der vom Schakal durchheulten menschenleeren Wüste prächtige Grabmäler römischer Architektur zu finden, und voll Bewunderung preis't er die Größe der alten Römer, welche selbst jene fernen, jetzt todten Gefilde mit reichem Culturleben zu schmücken vermochten.

Die Größe des römischen Reiches hatte ihr Abbild in der Stadt Rom. Während der Republik war Rom durch wenige und einfach-majestätische Monumente der Religion, wie des Staates und durch die großen Tugenden der Bürger geziert; als aber die Freiheit unterging, begann mit dem innern Verfall von Rom sein äußerer Glanz. Augustus, im Verein mit Agrippa, schmückte den Sitz der Weltherrschaft durch solche Bauten, daß er sagen konnte, er habe eine Stadt aus Lehm vorgefunden, und aus Marmor lasse er sie zurück. Rom wuchs während der ersten dreihundert Jahre kaiserlicher Herrschaft ins Riesige und erfüllte sich mit Tempeln, Portiken, Bädern, Palästen, Lustanlagen jeder Art und mit einer so großen Menge von Standbildern, daß es ein zweites marmorenes Volk in sich zu enthalten schien. Rom war ein Auszug der Welt-Monarchie und Welt-Cultur geworden. Ausgeschmückt mit den Spolien der geplünderten Provinzen, war sie das Pantheon der Sprachen und Religionen, die Akademie der Künste und Wissenschaften, der Markt aller Erzeugnisse, Genüsse und Laster des Menschengeschlechts. Wenn sie von Athen an idealer Schönheit weit übertroffen wurde, so gab es doch nichts, noch wird es je etwas geben können, was der hohen und ernsten Majestät einer Stadt zu vergleichen wäre, welche Product wie Monument der Weltgeschichte war. Im Zeitalter der

*) Dr. Barth fand das südlichste römische Denkmal vor der Stadt Murzuk.

Antonine stand sie da, die heilige Weltgebieterin, die goldene und ewige Roma, als ein prachtvolles Wunder der Erde, ausgebreitet über acht Hügel, welche ihre Marmortempel, Burgen, Paläste, Gärten und Villen dem entzückten Blicke darboten, auf dem Hügel der Gärten (collis hortorum, jetzt monte Pincio), dem Quirinal, Viminal, Esquilin, Cölius, die, alle durch eine breite Wurzel zusammenhangend, gegen die Mitte der Stadt vorragen und Thäler bilden, und endlich auf den vereinzelten, von Alters her bewohnten Hügeln des Aventin, des Palatin und des Capitols. Noch 7 Jahre vor dem ersten Einbruch der nordischen Barbaren in Rom stand Claudianus, Roms letzter Dichter, auf dem Palatin, wohin er den Kaiser Honorius begleitet hatte, warf einen Blick auf das noch unbesiegte Rom, und von dem, was er sah, hingerissen, pries er die unsägliche Pracht der greisen Kaiserstadt, ihre dicht geschaarten, goldbedeckten Tempel, ihre mit Tropäen geschmückten Triumphbogen, ihre in die Wolken ragenden Säulen (wie die columna Trajani und die columna Antonina) und Standbilder, und die ungeheuren Gebäude, in deren riesigen Unterlagen menschliche Kunst die Natur zusammengehäuft habe; doch seine Verse waren nur der schwache Ausdruck des Entzückens über das, was sich nicht in Worten fassen ließ. Dann aber wurde diese Riesenblume der Cultur welk, je weiter der Todeswurm der Despotie ihr Leben durchfraß, und endlich begann sie zu zerfallen. Die langsame Auflösung Roms aber ist ein eben so merkwürdiges Phänomen, wie es seine Entwicklung war, und die Zeit hatte nicht minderer Anstrengung nöthig, diesen Koloß zu stürzen, als sie einst angewandt hatte, ihn aufzurichten.

Die Entstehung von Rom aus einem in die Mythe verhüllten Keime, sein allmähliges Wachsen, endlich die Herrschaft dieser einen Stadt über die Welt ist die erstaunlichste Begebenheit der Geschichte neben der Entstehung und Verbreitung des Christenthums. Dieses selbst zog in die Hauptstadt der Welt, wie in seinen ihm von der Geschichte zubereiteten Sitz ein, um dann aus den Ruinen Roms die Riesengestalt der Kirche hervorzutreiben, welche die moralische Herrschaft der Welt während des Mittelalters überkam. Das Christenthum, welches den Staat und die Stadt der alten Römer zersprengte, hob wie aus den Katakomben, seinem unterirdischen Asyl, ein neues Rom hervor. Wie Zwillingsbrüder die Gründer des antiken Rom gewesen waren, so wurden zwei heilige Apostel, Petrus und Paulus, gleichsam die Schöpfer des mittelalterlichen Rom. Und auch dieses wuchs langsam, unter vielen, ja, schrecklichen Metamorphosen, bis es zum neuen Haupte des Abendlandes wurde.

Die Kirche in Rom, die reichste und mächtigste von allen, leitete ihre Stiftung von dem Apostel Petrus, dem unmittelbaren Statthalter Christi, her und lehrte, daß ihre Bischöfe, als Nachfolger Petri, auch allein die apostolischen Häupter der allgemeinen Kirche seien. Die Statthalter der kirchlichen Provinzen waren die von Rom geweihten und beaufsichtigten Bischöfe, die auf den Concilien und Synoden im römischen Lateran erschienen als Vertreter ihrer Provinzen; die Klöster

in allen Ländern glichen den alten Römer-Colonieen und waren Stationen der geistlichen Herrschaft Roms, wie der Cultur, und nachdem die heidnischen oder ketzerischen Barbaren in Britannien, Deutschland, Gallien und Spanien durch die unblutigen Waffen Roms bezwungen und civilisirt worden, gebot die ewige Stadt wiederum in dem schönsten Theile der Welt und schrieb ihm moralische Gesetze vor. Nicht nur alle Anstalten der Völkerzucht: Bisthümer, Klöster, Missionen, Schulen, waren ursprünglich von Rom ausgegangen, sondern auch die Sprache des Cultus wie der Schule unter den Barbaren war die römische; die heilige, wie die profane Literatur, die Musik, die Mathematik, die Grammatik, die Kunst zu bauen und zu malen kam aus Rom. Viele Jahrhunderte hindurch galt Rom als die wahrhafte Gesetzgeberin, Lehrerin und Mutter der Völker, welche sie in dreifacher Weise zu einer Einheit verband, zu einer geistlichen im Papstthum, zu einer weltlichen im römischen Kaiserthum, dessen Krone die deutschen Könige dort empfingen, und zu einer Einheit der Cultur im Allgemeinen. Dies waren die drei Gipfel, auf denen Rom im Mittelalter als Centrum der Civilisation und als herrschendes Princip der christlichen Völkergemeinde stand. Jedoch die Schicksale Roms und der Welt wiederholten sich zwei Mal, und es waren wieder die Germanen, welche im 16. Jahrhundert die Herrschaft des zweiten Roms zwar nicht stürzten, aber doch durch einen rasch und weit sich verbreitenden Abfall, namentlich eines großen Theiles der germanischen Bevölkerung, beschränkten.

---

52. Die Peterskirche und der Vatikan.

(Nach G. H. von Schubert, Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien.)

Schon der Platz der Peterskirche bereitet den Eindruck vor, welcher den Sinnen im Innern des hehren Gebäudes selber aufbewahrt ist. Die Länge des Platzes mißt zweihundert und sechszehn Fuß und in seiner Mitte steht ein ägyptischer Obelisk, welcher an Höhe manchem unserer Thürme gleich kommt, denn er ragt mit der Basis von Granit, auf welcher er ruht, gegen hundert und vierzig Fuß empor. Aber was ist diese Höhe neben dem Riesenwerke der Kunst, welches wie ein Gebirg hinter dem Obelisken sich erhebt? Neben dem letzteren steigen zu beiden Seiten die mächtigen Wasserpyramiden der Springbrunnen empor, mit deren rauschenden Wellen eine kühlende Luft spielt. Zwei bogenförmige Hallen, von vier Reihen von Säulen getragen, umgeben zu beiden Seiten den Platz und gewähren dem Gehenden in den verschiedenen Zeiten des Tages erquickenden Schatten.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Peterskirche zwar gleich beim ersten Sehen den Eindruck des Erhabenen mache und die Seele mit Staunen erfülle, daß aber bei diesem bedeutungsvollen Gebäude der erstmalige Anblick niemals mit solcher Kraft auf den inneren Sinn

wirke, als das nachmalige, öfter wiederholte Besehen. Mit jedem Male, da man diesen Tempel von Neuem sieht, erscheint er mächtiger und erhabener, es ist, als wüchse mit jedem neuen Betrachten das große Werk selber an innerer Größe und Bedeutendheit, während es nur das Auffassungsvermögen der Seele ist, welches sich erweitert und erhöht.

Schon der erste Plan, den Bramante unter Julius dem Zweiten entwarf und auch auszuführen anfing, erschien großartig genug; es war jedoch erst der Geist des großen Michel Angelo Buonarotti, welcher dem Gebäude seine ganze hehre Gestaltung gab und welcher in diese Ueberfülle des Prächtigen den Geist der Würde und des Ernstes ergoß, der hier überall der aufmerkenden Seele begegnet. Michel Angelo war es auch, welcher kühn in den anfänglichen Plan des Bramante, die Form des Tempels nach einem lateinischen Kreuz zu bilden, eingriff, und vielmehr der Form eines griechischen Kreuzes nachstrebte; er aber vor Allem war es, welcher auch das hehre Gewölbe der Kuppel erschuf, das mit dem auf ihr ruhenden Kreuze bis zur Höhe von 418 Fuß emporsteigt. Die Façade ward erst in späterer Zeit (1612) von Maderni vollendet, welcher an Michel Angelo's Plane Manches zu verändern, unter Anderem auch die Form des anfänglichen Grundrisses (die des lateinischen Kreuzes) durch seinen Anbau wieder hervorzuheben suchte.

In dem Porticus wird das Basrelief von Bernini gesehen, welches jenen Moment der heiligen Geschichte darstellt, da Christus dem Petrus die Obhut seiner Heerde anbefiehlt. Die Nebenstatuen zu beiden Seiten des Porticus stellen, die eine, von Bernini gefertigte, Constantin, die andere, von Cornachini, Karl den Großen dar. Die Mosaikarbeit beim Eingang ist Giotto's Werk.

Beim Eintritt in die Kirche selber wird das Auge anfänglich eben so getäuscht, wie bei einer erstmaligen Reise in die Hochalpen. Man sieht zwar die Gipfel von diesen bis zur Region des ewigen Schnees emporsteigen, aber man kann es zuerst nicht glauben, daß z. B. die grünen Sträuchlein, welche man vom Zuger-See aus auf dem „Hügel" des Rigiberges stehen sieht, Tannen sein sollten von mehr als hundert Fuß Höhe, und daß vom See an bis zu diesem Gipfel hinauf der Weg so viele Stunden sich dehnen sollte; bis zuletzt der Fuß, nicht ohne große Ermüdung, die Räume vom Thal bis zur Höhe der Alpe durchmessen und nun das Auge das richtige Beurtheilen solcher Maßstäbe gelernt hat. So ergeht es dem Fremdling anfänglich auch bei dem Hineinblicken in das Tempelgebäude St. Peter's. Dieser Riese stellt sich so gegen das betrachtende Auge, als wenn sein mächtiges Walten mit dem Maßstab von mehreren hundert Fuß das ganz Gewöhnliche wäre, was man in allen Kirchen sieht, und darum glaubt man auch, es sei nur das Gewöhnliche. Es stehen alle Theile unter einander und zu dem Ganzen in so vollkommenem Einklang.

Die vier spiralförmig gewundenen Säulen da, von vergoldeter Bronze, welche den mächtigen Baldachin des Hochaltars tragen, sollen

eine Höhe haben von 48½ Fuß, die Engel, welche hoch über ihnen den Baldachin zieren, sollen die Höhe eines Fürstensaales haben, überhaupt das Ganze, mit seinem obersten Saume der Zierathen, bis zum Maße des Gebäudes mancher unserer Paläste, vom Boden bis zum Dache (122 Fuß) emporragen! — Dies will der messende Sinn Anfangs nicht zugestehen. Als wir jedoch am Vorabend vor dem Peter- und Paulus-Feste den Arbeitern zusahen, welche auf der Höhe des Altar-Baldachins die Reinigung von Staube besorgten, und nun bemerkten, wie klein ein wohlgewachsener Mann neben dem Fuße des Engels aussah, über dessen Knie er kaum ragte, da wurde uns das eigentliche Maß dieser Höhe recht anschaulich. Eben so erging es uns, als wir unser Auge aufhoben vom Boden der Kirche zu dem Gewölbe der hehren Kuppel, durch welche Michel Angelo das Bauwerk krönte, und die Bilder der vier Evangelisten von Giovanni de Vecchi und Cesar Nebbia betrachteten. Der schreibende Engel bei dem Evangelisten Matthäus erscheint in dieser Höhe nur von der Größe eines dreijährigen Kindes, die Feder in seiner Hand als eine gewöhnliche Feder; als wir aber, eben am Vorabend vor Peter und Paul, bis zur Laterne der Kuppel emporstiegen und nun unmittelbar neben und unter jenen Bildern standen, wie klein kam mir da nicht etwa bloß meine so viel zur Feder gewöhnte Hand, sondern der ganze Leib, dem diese Hand gehört, neben der Feder des Engels vor!

Die Länge des ganzen Gebäudes mißt 640, die Breite im Kreuze 470, im Mittelschiffe 90 Fuß; die Höhe der Kuppel, vom Fußboden des Tempels bis zur Laterne, mißt 333 Fuß, von hier bis zur oberen Fläche der Kugel sind 66 Fuß, und das Kreuz, das auf dieser steht, ist 20 Fuß hoch. Die Kuppel wird von vier 90 Fuß starken Pfeilern getragen. Man zählt in der Peterskirche 29 Altäre; die Altargemälde, nach Gemälden von Raphael und anderen großen Meistern, sind größtentheils keine Gemälde in gewöhnlichem Sinne zu nennen, sondern es sind Mosaikarbeiten, welche mit bewunderswürdiger Treue die Werke der Malerkunst nachbilden. Unter den Meistern der Bildhauerkunst, welche diesem hehren Gebäude die Werke ihrer Hand geweiht haben, nennen wir nur Michel Angelo und Canova. Die Begräbnißgruft der Apostel Petrus und Paulus unter dem Hochaltare ist mit dem kostbarsten architektonisch edlen Gestein ausgeziert; 112 silbere Lampen beleuchten sie. Bei der Betrachtung der einzelnen Seitenkapellen, von denen die sogenannte Gregorianische nach einem Entwurf von Michel Angelo erbaut ist, glaubt man Anfangs überall Stunden lang verweilen zu müssen; man bemerkt jedoch bei mehreren bald, daß es nur das große, schöne Ganze sei, zu welchem auch sie als lebendig verbundene Theile gehören, was ihnen zunächst diese anziehende Gewalt gibt. Uebrigens ist auch im Einzelnen dieser Tempel das Vorbild eines Baues, zu welchem die Fürsten und Mächtigen aller Reiche der Kunst ihre besten Gaben gebracht haben, und die Tiefe der Erde die Fülle des edlen Gesteines und Metalles gespendet hat. Ob-

gleich ein großer Theil des kostbarsten Baumateriales der Herrlichkeit des alten Roms entnommen, und namentlich der Hochaltar mit seinen Säulen und Baldachin-Dache aus den ehernen Balken des alten Pantheons bereitet wurde, hat dennoch der Bau und die Ausschmückung der Peterskirche fünfzig Millionen römische Scudi, das sind nahe hundert und zwanzig Millionen Gulden, gekostet.

Aus der Peterskirche begaben wir uns zu den Sammlungen des Vatikans. Schon das Gebäude des Vatikans, dessen Länge 500, die Breite 350 Ellen mißt, und welches 22 Höfe einschließt, der Zimmer aber mehr als sechstausend (nach einigen Angaben gar eilftausend) enthält, ist merkwürdig genug, auch wenn man an ihm bloß das beachtet, was frei über dem Boden gelegen ist, nicht den 1500 Schritte langen, bedeckten Gang, welcher dasselbe mit der Engelsburg verbindet. Die im Vatikan aufbewahrte Bibliothek hat vorzüglich durch die kostbaren, alten Manuscripte, welche sie enthält, schon manchen Forscher der Geschichte und der alten Literatur aus weiter Ferne hieher gezogen; es ist schon der Mühe werth — auch wenn der Zweck der Reise nicht auf eine nähere Benutzung derselben hingeht —, diese ungeheure Masse des in der Welt Geschriebenen und Gedruckten nur anzusehen.

Auch das Museum Pio-Clementinum, die kostbarste Sammlung in ihrer Art, welche auf Erden ist, kann mehr nur erwähnt, als beschrieben werden. In diese Sammlung wurde besonders unter Clemens XVI., Pius VI. und Pius VII. eine Fülle von Werken der alten Kunst, an Statuen, Büsten, Basreliefs, Sarkophagen, Altären und Vasen zusammengetragen. Nach dem gewöhnlichen Werthe, in welchem man solche Werke hält, möchte wohl der gesammte Privatschatz aller jetzt lebenden Fürsten in Europa kaum hinreichen, nur diese Bildhauerarbeiten, sowie die nachher zu erwähnenden Gemälde des Vatikans zu bezahlen. Hier ist der berühmte Torso (das Werk des Atheners Apollonius), dessen große Kunst das Kennerauge eines Winkelmann in so hohe Begeisterung versetzte; es wird nahe beim Eingang eine Stimme aus den Gräbern des alten Roms vernommen: denn da steht der Sarkophag des Scipio Barbatus, der im fünften Jahrhundert nach der Erbauung Roms lebte und das war und that, was die einfache Inschrift im Namen der Seinen erzählt*). Da steht dann der berühmte Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoon, das Meisterwerk des Agesander von Rhodos und seiner Söhne Polydoros und Athenadoros.

Aus dem Museum der Antiken gingen wir zum erstmaligen Besehen in die Raphaelischen Stanzen.

Es war schon früher in diesem Theil der Vatikanischen Sammlung die Fülle der Kunst zusammen gehäuft, deren Geist nie stirbt, nie veraltet. Raphael lebte hier. Nun aber sieht der Freund und Genosse einer solchen Bewegung des inneren Lebens, noch über das früher Vorhan-

---

*) Gnaivo patre prognatus, fortis vir sapiensque, quojus forma virtutei parisuma fuit, u. s. w.

dene, die Meisterwerke hier vereint, welche vormals an einzelne Kirchen vertheilt waren.

Die Logen des Raphael (Frescogemälde der offenen, dreifach über einander gelegenen Säulengänge) und die größeren Gemälde der Zimmer (Stanzen), sowie die in Tapeten gewirkten Bilder desselben Meisters sind von jedem Reisenden der neueren Zeit, nach Rom, beschrieben und genannt, und in jeder Stadt, da nur einer lebt, welcher der Kunst sich freut, sieht man die Nachbildungen des Kupferstiches von der Schule von Athen und der anderen Gemälde der Stanzen. Aber — dies kann nur ein Auge wissen, das beide selber sah — wie sind doch die Gemälde von Raphael selber in ihrer Lebensfrische etwas so ganz Anderes, als alle Nachbildungen auf Stein und auf Metall!

Von einem erhabenen Punkte auf dem Dache des Vatikans besahen wir zuletzt noch die umliegenden Gärten, deren hohe Cypressen mit ihren Gipfeln tief unter unseren Füßen standen.

---

53. Tivoli und seine Umgebungen*).

(Nach Christ. Müller, Roms Campagna.)

Tivoli liegt auf der untersten und westlichsten Abstufung des Apennins, auf einer erhabenen, jedoch abgeplatteten Stelle, an derselben Bergkette, die sich an die Gebirge der Abruzzen und an die von Campanien schließt.

Tivoli hat unstreitig eine der schönsten Ruinen in der Nähe von Rom. Es ist der Tempel der Sibylle, den Manche in der neuesten Zeit nicht ohne gute Gründe für einen Tempel der Vesta ausgegeben haben. Der Tempel steht auf einem hohen Felsenvorsprung, unter dem der Anio seinen Titanensturz wagt, tobend, schäumend und erderschütternd zwischen den herrlichen Felsen, welche die üppigste Pflanzen- und Blüthenwelt schmückt, und die Milliarden Wasserstäubchen aus dem farbigen Irisbogen fallen und über Gräser und Moos wieder zur mütterlichen Quelle zurückkehren.

Der Felsen, worauf der Tempel steht, ist durch starke Substructionen gegen das andrängende Wasserwüthen geschützt und gestützt.

Möge aber auch unentschieden bleiben, ob die Rotunda der Sibylla albunea oder der Vesta angehöre: so ist doch unbestritten, daß sie durch die Schönheit ihrer architektonischen Verhältnisse und durch Trefflichkeit der Construction zu den bessern römischen Ruinen gehört.

Umgebungen von Tivoli.

Man steigt zunächst den Felsen hinab, worauf jene schöne Rotunde steht, um die Vesta und Sibylla sich bei den Antiquaren streiten.

---

*) Vgl. die Behandlung desselben Gegenstandes in Chr. Kapp's Italien, S. 33 ff.

Gefahrlos und auf sicherer Treppe gelangt man jetzt*) zu der Grotte Neptun's hinunter, die auch Thor des Pluto heißen könnte. Weinreben, Blumen, üppige Kräuter umgrünen und umschlingen den Weg, wo die Luft den Kommenden mit Silberstaub und Brillanten bestreut. Nun gelangt man gefahrlos auf die unterste Stelle, wo der Anio stäubend herabkömmt. Mit dem unsäglichen Toben und Brausen und Zittern versöhnt der blendende Anadyomeneschaum und die tausend schönen Wasserspiele um und über Felsenblöcken, und der Regenbogen im Sonnen- oder Mondstrahl, wo Wasserstaub dem Himmelslicht die reizende Farbenbrücke auf die Erde baut.

Neben diesem Fall des Anio schießt ein anderer Arm, eingezwängt zwischen zwei Felsenwände, mit so furchtbarer Gewalt in die Tiefe, daß nicht ein Fluß, sondern blendender Schnee in Lawinen herabzukommen scheint. Sein Becken ist eine Grotte, und daher hat man in neueren Zeiten dieser Stelle den passenden Namen der Neptunsgrotte gegeben.

Die Ströme vom Sturz des Anio und aus der Grotte des Neptun vereinigen sich gleich unten und schäumen dann zwischen grünen Felsblöcken zur Sirenengrotte.

Zu ihr gelangt man auf einem Wege, den noch kein fremder General gefahrlos machte. Hinüber führt eine zitternde Felsenbrücke, die sich der Anio selbst gegraben hat; dann klettert man auf der andern Seite einen Pfad hinab, den der ewige Staubregen schlüpfrig und gefahrvoll macht, zu dem Wasserschlund, den man auch erst in neueren Zeiten Grotte der Sirene genannt hat, wahrscheinlich von dem Reiz und der Schönheit, die hier so mannichfach auf Erd- und Wasserreich herrschen, zu denen man aber nur durch Gefahren gelangt. Denn gleitete Jemand oben auf jener Brücke aus, so würde er in den wüthenden Anio stürzen, gerade da, wo er unwillig und brausend über die neue Einzwängung in die enge Grotte schießt, und in ihr würde ein hinabgestürzter Mensch wohl schneller von der Wasserwuth an den Felsen zerschmettert werden, als er ertrinken könnte.

Wie in ein Höllenthor schießt er hinein, aber im — Elysium erscheint er wieder, und nun wartet seiner jenseits ewige Ruhe und Wandeln durch herrliche Thäler zwischen blühenden Gärten und grünen Blumenwänden. — So ist der Strom hier dem Leben des Menschen verglichen worden, den Gräuel, Schmerz und Sturm zum Tode führen, und dem sich jenseits ein Paradies aufschließt**).

---

*) Der französische General Miollis, einst Gouverneur von Rom, ließ diese Treppe im Jahr 1808 aushauen und mit sicherem Eisengeländer versehen, und erwarb sich dadurch — ohne auf römische Weise durch eine Inschrift dazu aufzufordern — den bleibenden Dank aller Reisenden. Früher war der Weg nicht allein sehr unbequem, sondern auch gefährlich. Man hatte Beispiele, daß Personen auf dem durch den Wasserstaub schlüpfrigen Pfade ausgleiteten, fielen und in den brausenden Wasserschlund hinabstürzten, wo kein Annahen, geschweige denn Rettung möglich ist.

**) Seitdem wurde der Haupt-Wasserfall in Tivoli durch neue Anordnung

Wenn man nun wieder den gefährlichen Pfad hinaufsteigt und etwas rechts geht, so gelangt man zu den Ruinen der Villa des Manlius Vopiscus.

Nun tritt man heraus auf die Straße am Aniothal, die nach S. Angelo führt und noch jetzt Via di Quintiliolo heißt. Hier schließt sich dem Auge eine neue Herrlichkeit auf, und zwei Erdstriche scheinen sich vor ihm auszubreiten. Zunächst die herrlichen grünsammetnen Felsen der Schweiz und der italischen Alpen zwischen blühenden Aloes und tausend duftenden Blumen, drüben die Stadt und vorn der Sibyllentempel am Felsenabhang, das ferne Brausen und Stäuben des Anio, sein friedlicher Schlangenlauf durch das schöne Thal hinter der Sirenengrotte! Hier üppiges, farbenvolles, lauttönendes Leben, und dort — die tiefe Grabesruhe der Campagna, — Rom mit seinen Thürmen und Kuppeln, und ganz zuletzt ein schmales Silberband — das tyrrhenische Meer.

Die Aussicht wechselt hier alle Augenblicke in unendlicher Schönheit. Hier wurden Poussin und Claude Lorrain zu Dichtern, hier gelang es nach ihnen auch anderen ausgezeichneten Künstlern, die Natur glücklich in ihrem Zauberwirken und Walten zu belauschen.

Eine Miglie weit von hier liegt die Kirche, genannt Chiesa di Quintiliolo. Sie führt den Namen von der benachbarten Villa des Quintilius Varus, welche in der Nähe stand. Dieser Varus ist der berühmte Feldherr Kaiser August's, den unser Hermann in den deutschen Wäldern und Sümpfen besiegte und tödtete, worüber sich Kaiser August so sehr betrübte. Es wäre der Phantasie schwer, für ein Landhaus eine gleich herrliche Lage auszudenken. Da liegt es auf einer Höhe über dem Anio, gegenüber Tivoli und die herrliche Villa des Mäcen; gegen Abend und Mittag breitet sich die Campagna mit ihren Hügeln und Trümmerstätten hin; rückwärts liegen die Sabiner- und Aequerberge, die rauhe Nordluft abwehrend.

Zu den früheren und antiken Naturreizen dieses Landhauses kamen in späterer Zeit noch die schönen Cascatellen, oder die kleinen Wasserfälle. — Alle entstehen von dem für mancherlei modernen Gebrauch, als Mühlen, Kupfer-, und Eisenhämmer u. s. w., oben abgeleiteten

seiner größten Schönheit beraubt. Am 8. October 1835 öffnete der Architekt Folchi in Gegenwart Gregor's des XVI. dem Wasser des Anio zwei neugesprengte Stollen im Monto Catillo, um die Stadt gegen die wiederholten Ueberschwemmungen zu sichern. Man bemühte sich dabei, die Grotte Neptun's zu schonen, zumal das Wasser, das durch sie stürzte, — vorher mehrere Mühlen treibt. Im Februar 1836 hat indeß der hohe Wasserstand in Tivoli die Grotte Neptun's dem Zusammensturz nahe gebracht. Die Stollen des neuen Falles konnten die große Wassermasse nicht fassen. Der Fluß ging über die Brüstung des alten, stürzte mit Gewalt durch die Grotte, riß einen Fels, der als natürlicher Pfeiler diente, mit sich, und bedrohte die ganze obere Felsdecke mit Einsturz. Man tröstet sich, in der Ueberzeugung, daß dieser Wasserstand ohne den neuen Abzugs-Canal einen großen Theil der Stadt zerstört haben würde.

Anioarm, der sich nun hinter der Sirenengrotte wieder in den mütterlichen Schooß stürzt. Die Cascatellen auf der linken Seite sind die größten und schönsten. Um ihre ganze Schönheit zu fassen, muß man in die tiefliegende Vigne gehen, welche sich, ihnen gerade gegenüber, am rechten Ufer des Anio hinzieht. Hier ist die Gewalt, mit welcher das Wasser von der Höhe herabkömmt und seine Tropfen als schneeiger Staub die Tiefe erreichen, durch die Schönheit der Abstufungen und durch den blüthenvollen Reiz gemildert, welcher auf der herrlichen Pflanzenwelt und auf den malerischen Felsengestalten liegt.

Weiter hinauf gegen Tivoli gelangt man endlich zu der einst so herrlichen und berühmten Villa des Mäcenas. Ein Theil davon wird jetzt zur — Eisenfabrik verwendet.

Die Villa erhebt sich auf dem Plateau des Hügels, der gegen die Campagna gewendet ist. Sie ruht auf sehr hohen und vortrefflichen Substructionen. Ihr Bau hatte zwei Ordnungen. Unten war sie dorisch, und von dieser Ordnung steht noch Vieles. Der zweite Stock aber war ionisch und ist ganz zerstört bis auf eine Säule, die, wenn auch nicht mehr auf ihrer eigenthümlichen Stelle, doch unter den Resten der Villa, nahe bei der jetzigen Straße, zu sehen ist.

Hier liegt die ganze Campagna mit ihren classischen Hügeln, Rom und das Meer, und rechts die Sabinerberge, die Acroceraunii, und die schneeige Leonessa und Soracte! — Reizender noch war diese Aussicht auf der Terrasse des Wohngebäudes. Wer erinnert sich nicht hier jener schönen Stelle des Horaz. Lib. III. od. 29:

. . . . Eripe te Emorae.
Ne semper udum Tibur et Aesulae
Declive contempleris arvum, et
Telegoni juga parricidae.

Fastidiosam desere copiam et
Molem propinquam nubibus arduis;
Omitte mirari beatae
Fumum et opes strepitumque Romae.

Sie scheint auf dieser Terrasse geschrieben zu sein.

---

54. Die pontinischen Sümpfe*).

(Nach Albr. v. Roon, militärische Geographie von Europa.)

Die pontinischen Sümpfe beginnen im Osten von Nettuno, 3 Meilen von Velletri. Sie ziehen sich am Fuß des lepinischen Gebirges hin bis Terracina, 4½ Meile lang, 1—2 Meilen breit, und sind vom Meere durch eine Reihe niederer, bewaldeter Hügel getrennt. In seiner längsten Ausdehnung ist die Mitte dieses Sumpflandes von einem Canal durchschnitten, der schon von den Alten befahren und von Papst

*) Vergl. die Behandlung desselben Gegenstandes in Chr. Müller's Roms Campagna I. 13 f. II. 227 ff.

Pius VI. wiederhergestellt worden ist, und Naviglio grande oder Linea Pia genannt wird. Zu Entwässerungszwecken sind außerdem mehrere mit demselben parallele Gräben gezogen, welche von vielen anderen winkelrecht durchschnitten werden. In Folge dieser Arbeiten sind die Sümpfe zu beiden Seiten des Haupt-Canals, so wie am Fuß der einschließenden Bergreihen trocken gelegt, aber bisher keineswegs entpestet und bevölkert, denn die böse Luft schwebt ebenfalls über diesen Gegenden und verbietet jede feste Ansiedelung, so einladend solche auch sein mag. Ueberall nämlich, wo der Boden entsumpft ist, da gibt er zwölf-, ja fünfzehnfache Aernten, da ist er statt der früheren Schilf- und Binsenflächen mit dem schönsten Rasen bekleidet, und die auserlesensten Fruchtbäume des Südens, mit Rebenguirlanden verbunden, beschatten und schmücken die Canal-Ufer. Aber aller Luxus der Vegetation entfaltet sich vergebens in dieser feuchten Einöde, die wie die römische Campagna ohne Wohnungen und ohne Menschen, nur ein Weideland für Wanderheerden von Rindern, Büffeln und Pferden ist, und wie jene nur sehr geringen Theils als Getreideland benutzt werden kann. Deßhalb finden sich hier ebenfalls nur einige wenige Casalen*), sonst, außer den öden Posthäusern an der hindurchziehenden großen Straße, keine menschliche Wohnung, kein Gebäude, — und außer den nomadisirenden Hirten, welche im Winter ihre Heerden hiehertreiben, fast kein menschliches Wesen.

Uebrigens sind diese Sumpfgegenden, deren Trockenlegung bereits die Römer, die Päpste und in neuester Zeit die Franzosen versuchten, bisher keineswegs vollständig entwässert, da die Ursache der Versumpfung, nämlich die willkürlichen und regellosen Schlamm-Ablagerungen durch die zahlreichen kleinen, von den Nachbar-Bergen herabkommenden Gewässer, noch immer nicht gänzlich gehoben ist.

---

55. Die Landschaften des Königreichs Neapel.

(Nach H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten.)

Das jetzige Königreich Neapel ist durch Gebirge und wilde Bergströme so zerrissen, daß es, einer natürlichen Entwicklung überlassen, in eine Reihe sehr kleiner Landschaften unfehlbar zerfallen würde. So lange nun der politische Kreis, welcher die europäische gebildete Welt umfaßte, aus durchgehends kleinen Staaten, oder wenn auch aus großen, doch im Innern zerrissenen, ohnmächtigen Reichen bestand, konnten auch kleine Landschaften für allgemeine Bildung sehr bedeutend werden und geistiger Entwicklung günstige Bedingungen enthalten. Wer hätte nicht von Salerno's, Amalfi's Fürsten, Schulen und Handel, wer nicht von

*) Einzelne große Gebäude, bewohnt von Aufsehern der Heuvorräthe und Acker-Geräthschaften.

Montecassino's Reichthum und gelehrter Bildung gehört? Als aber die Gewichte in den Wagschalen der Politik immer schwerer wurden, als zu der Sicherheit des Handels, zu großartiger Verfolgung geistiger Richtungen auch immer reicher strömende Hülfsquellen erfordert wurden, verloren diese kleinen Landschaften mehr und mehr alle Bedeutung, und aus vielen unbedeutenden Herrschaften bildete sich durch Gewalt der Waffen das Königreich Neapel. Dabei ist aber in der Brust der Bewohner dieses Königreichs das Gefühl der Besonderung in kleinere Gemeinwesen als das unter jenem Himmel, zwischen jenen Gebirgen natürliche geblieben, und eine Identität der Interessen der Regierung und der Unterthanen hat fast nie dort Statt gefunden, sondern nur in mannichfaltigem Wechsel rebellische Unzufriedenheit oder indolente Gleichgültigkeit in Beziehung auf öffentliche Verhältnisse. Ein Klima, das auf einem Flächeninhalt von wenigen Stunden von einer Hitze, die Palmenpflanzungen gedeihen läßt, sich bis zu einer Rauhheit abstuft, die an ganz nordische Regionen erinnert; ein Volk, das aus Ureinwohnern, Griechen der alten und neuen Zeit, Römern, Longobarden und Normannen, Arabern und Epiroten, Spaniern und Franzosen allmählig zusammengewachsen ist, und dessen verschiedenartige Theile hie und da noch ganz unvermischt neben einander zu erkennen sind; ein Land voll unzugänglicher Berge und Schlupfwinkel, voll Wald und Sumpf, von Gewässern durchrissen, über welche die Franzosen sogar nicht überall glaubten Brücken anlegen zu können: ein solches Reich, wenn es ein Ganzes ausmacht, ist nur durch äußere Uebermacht des Herrschenden ein Ganzes. Nirgends hat auch mehr die Gewalt und weniger die Vernunft in Europa geherrscht als in diesen Gegenden, deren Bewohner nicht etwa hinbrütende Schwächlinge oder abgestumpfte Barbaren, sondern im Gegentheil mit aller Lebendigkeit des Geistes, mit Unternehmungsgeist und zum Theil mit außerordentlicher Kühnheit ausgestattete Menschen sind, deren halbes Leben eine Art Dichtung ist, die empfänglich sind für die Herrlichkeit des Himmels, unter dem sie geboren wurden, und die den heimischen Boden, trotz aller Mangelhaftigkeit der öffentlichen Institute, über Alles lieben. Man kann von ihnen sagen, die persönliche Kraft sei in ihnen zu mächtig; denn indem Keiner sich innerlich fügen und unterordnen will, indem Jeder den, der ihn zunächst in Schranken hält, sei es Nachbar, sei es Oberer, haßt und verfolgt, entsteht eine Trennung der Interessen, die auch einer mit geringer Macht ausgestatteten Regierung, wenn sie nur die Bedingungen, unter denen sie regiert, nicht verkennt, die Gewalt über jedes Einzelnen Schicksal in die Hände gibt. In den unzugänglichsten Theilen dieses Reiches hat die Regierung fast zu aller Zeit die Politik befolgt, daß sie einheimische Große, die Fürsten und Barone, in ihren Kreisen ihr Wesen treiben ließ; so zerschlug sich, wie im türkischen Reiche, die Landschaft in viele kleine Lehen, in welchen Bedrückungen des gemeinen Volkes, Unfug durch Gesindel und Räuber und größere noch durch die dagegen aufgestellten Sbirrenhaufen an der Tages-Ordnung waren.

Zu der Indolenz, die durch den Mangel an wohlgeordneten rechtlichen Verhältnissen erzeugt wird, zu der Trägheit und dem Schmutz, welche nothwendig aus der Mühelosigkeit des Lebens hervorgehen, kommt nun noch das Befreunden mit den Wirkungen der Erdbeben und Vulcane; das Befreunden mit dem Gedanken, das Haus, welches man bewohnt, den Garten, den man baut, morgen verschüttet, mit brennender Lava übergossen zu sehen, oder selbst über Nacht unter einem Steinhaufen begraben zu werden. Ungebildete Menschen werden entweder von der Furcht vor solchen Schreckbildern vertrieben werden, oder Sorg- und Gedankenlosigkeit wird ganz und gar Besitz von ihnen nehmen, und das Letztere ist bei dem Neapolitaner der Fall.

---

56. Die Campagna felice.

(Nach Chr. Kapp, Italien.)

Der Name des „glücklichen Gefildes", den dieser über Alles gesegnete Landstrich, selbst im Munde seiner Bewohner, führt, bürgt am sichersten für den unvergleichlichen Reichthum seines Bodens, der die geringe Arbeit alljährlich mit dreimaliger Aernte lohnt. Das ist in Wahrheit das Land, wo Wein und Oel fließt. Die Rebe ist hier nicht mehr das niedrig sprossende Gewächs, sondern ein starkstämmiger Baum, dessen Aeste hoch über die Ulmen hinauftreiben, die ihm zur Stütze dienen. Die Ueppigkeit Campaniens ist von weltgeschichtlichem Interesse, denn auf diesem Boden war es, wo die wilden Horden afrikanischer Beduinen, die kriegerischen Celtiberier und die rauhen, wie Polybios sie nannte, „schwerbeweglichen" Celten verweichlichten, die der karthagische Hannibal zum Schrecken Roms über die Eisfelder der Alpen geführt.

Schöne Ansichten gewährt dieses Fruchtland indessen keineswegs. Sogar die Ströme sind durch den fetten Boden getrübt, den sie durchfließen, so der Vulturnus, so der Liris bei den Ruinen des alten Minturnae, den jetzt die Italiener Garigliano nennen. Capua, Aversa, Caserta liegen in der Ebene, zum Theil an kahlen, abgedorrten Hügeln. Das prächtige königliche Lustschloß zu Caserta hätte in jener Umgebung fast in keine gleichgültigere Gegend gebaut werden können.

Ueber einen kleinen Hügelrücken die Strada Nuova hinabfahrend, erblickt man zuerst das majestätische Neapel. Eine Landschaft wie diese, so in Allem ein Ganzes, hat die Natur kaum wieder hervorgebracht; auf dem Runde der Erde ist keine bekannt, die ihr bestimmt vorgezogen werden könnte. In Italien kennt man einen enthusiastischen sprichwörtlichen Ausruf, der dies darstellen soll: Neapel sehen und sterben! und Göthe sagte einst, daß der nie gänzlich unglücklich werden könne, dem die Erinnerung an Neapel geblieben.

Die Italiener nennen den wunderschönen neapolitanischen Meerbusen

il Cratero di Napoli, den Becher von Neapel; nicht grade mit Unrecht, denn die Form des Golfs entspricht wenigstens einigermaßen dieser Benennung. Denken Sie Sich einen großen, ziemlich gerundeten Kessel, dessen Rand theils sanfte Hügel, theils steile Felsenberge sind, die bis zu 4000 Fuß Höhe aufsteigen. Nach Westen ist der Rand durchbrochen und die unermeßliche blaue Fluth, die draußen wogt, dringt da herein und füllt den ganzen Grund. Rundum am Rande des Wellenspiegels ist der Bogen des Meerbusens, vom Vorgebirge Misenum, das im Norden seine äußerste Spitze ausmacht, bis zum Vorgebirge der Minerva, das ihn im Süden abschließt, gegen 20 deutsche Stunden lang, von Hunderttausenden von Menschen bewohnt, die ganze Küste fast eine einzige Stadt. Denn Bajä, Pozzuoli, Neapel, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castella mare, Vico, Sorrent und Massa, wie die Orte der Reihe nach heißen, hangen theils unmittelbar zusammen, theils sind sie nur durch Villen mit Palästen, durch Citronen- und Weingärten, durch Oliven- und Kastanienhaine getrennt. Wer beschreibt das laute, rege Leben, das an diesen Küsten, auf diesem Meere herrscht? Wer den tobenden Lärm des Molo, des Toledo, der Chiaja zu Neapel? — Nicht einmal die Nacht vermag das ewige Getöse zu dämpfen, denn wenn das Geschrei des Einen nach Mitternacht aufhört, erwacht grade sein Nachbar zum folgenden Tag.

Die Nordküste des Meerbusens nimmt größtentheils ein langer Hügelrücken ein, dessen vorderster Theil Posilippo heißt und mit zahllosen Landhäusern besetzt ist. Der Theil des Hügels, der auf den Posilippo folgt, heißt Vomere. Auf einer ziemlich steilen Vorhöhe desselben erhebt sich das Castell S. Elmo, zu dessen Fuße, von ihm beherrscht, das ungeheure Neapel zwischen dem Hügel und dem Meere ausgebreitet liegt. Hart unter den Mauern von S. Elmo liegt am Abhang des Hügels die ehemalige Certosa di S. Martino. Dieses Gebäude hat immer noch den alten berühmten Namen, den es zu der Zeit führte, da es ein Karthäuserkloster war, obgleich es seit einer Reihe von Jahren in ein Invaliden-Hospital umgewandelt ist. Die Neapolitaner gaben dieser Karthause den stolzen Beinamen der Blume von Europa. Und wahrlich mit Recht, denn diese Aussicht über Neapel und den Meerbusen, den Vesuv und Capri, geht fast über allen Ausdruck mit Wort und Pinsel.

---

57. Neapel (im Vergleich zu Rom).

(Nach Aug. Wilh. Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien.)

So gut wie Rom und Sicilien ist auch Neapel eine wunderbare, nie gesehene Welt für sich allein; aber wie eigenthümlich, wie verschieden von jenen ergreift es unsere Seele! Hier wandelt unser Fuß nicht auf alten Trümmern zusammengesunkener Römerpracht, keine Säulen

schauen aus dem Boden, kein Colosseum oder Antoninische Riesenmauern drohen in die Lüfte, verschollen ist das Alterthum; hier hat kein Bramante mit unsterblicher Kühnheit Wunderbaue aufgeführt, kein Michel Angelo einen unermeßlichen Dom gleichsam an das Gewölbe des Himmels befestiget; über Neapel hat der Meißel der Antike und die Hand Raphael's nicht gewaltet; die Kraft der Päpste und die Zinsbarkeit der Christenheit hat hier keine ehernen Paläste und Marmorhäuser aufgerichtet, wie den ewigen Sitz des Sanct Peter; kein venetianisch Gold hat mit römischer Kühnheit*) unvergängliche Dämme ins Meer geworfen; kein Epheu bekränzt siegreich Denkmäler der Vorwelt; verschwunden ist alle Vergangenheit: dagegen aber, wie mächtig waltet der Zauber der lebendigsten Gegenwart über dieser wundervollen Stadt! Die längst gepriesenen Schönheiten der jungfräulichen Natur um die glückselige Parthenope sind so blendend und unendlich, daß sie das Herz, welches sie kaum zu fassen vermag, gewaltsam erschüttern und wie mit ahnungsreicher Bangigkeit erfüllen. Ach, welche Purpurgluth hat den lichten Saphir des neapolitanischen Himmels angehaucht! Gegen den klaren Guß des dunkelblauen Meeres ist aller Lasur trübe, und gegen den glänzenden Sammt der grünen, erquickten Matten aller Smaragd düster. Statt prachtvoller Kuppeln steigen aller Orten sanftgerundete Höhen, statt marmorner Säulen gothische Felsennadeln in die Lüfte; die schwellend üppige Natur sprengt unwiderstehlich jede Fessel, duldet nirgends die Hand des Künstlers. So auch die Neapolitaner selbst, die in dieses Meer von Schönheit und Fülle dergestalt versenkt sind, daß sie eigentlich nie zu innerer Besinnung gelangen können. Kraftvoll aber ungezähmt, wie die Reben ihres Posilippo, wuchern die Neapolitaner; unbändig zwar, aber mit hoher Volksthümlichkeit wogt und lebt die zahllose Menge auf dem Toledo, der Chiaja und an dem Strand der heiligen Lucia. Pulcinelle, Pagliassen und Taschenspieler schlagen aller Orten ihre Bühne auf und unterhalten das Volk mit unversiegbarer Geschwätzigkeit und recht gesundem Nationalwitz; beredte Priester sprechen mit unglaublicher Lebendigkeit zur Menge, und es ist ihnen ein Leichtes, sich, wenn es die Kanonen der Castelle erlauben, fünfzigtausend Zuhörer zu verschaffen; alles ist und lebt, Neapel kennt nur eine Zeit: die Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft sind ihm unverständliche Namen. Nichts ist daher natürlicher, als daß der, dessen Herz bei aller unendlichen Fülle irdischer Schönheit sich nach dem wunderbaren Wehen einer ahnungsvollen Vergangenheit sehnt, Neapel gern verläßt, um, nachdem er in Italiens reizendem Körper geschwelgt hat, in Rom Italiens unsterbliche Seele zu schauen.

Die Villa reale ist ein neu angelegter Garten, der, um seiner Lage am Meere willen, im Angesicht des Vesuvs und der Insel Capri, des Posilippo und des Vorgebirges Misenum, den herrlichsten Spaziergang in Europa gewähren mag; auch ist hier die Gruppe des Farnesischen

*) Der Molo bei Venedig führt die Inschrift: „Ausu Romano, Aere Veneto."

Stieres, ein wundervolles Meisterwerk, aufgestellt; an den Anlagen selbst aber ist nichts Besonderes, wie denn die Italiener überhaupt Gärten einzurichten nicht verstehen; doch ist freilich Alles noch jung und erst im Werden.

Die Aussicht von dem königlichen Lustschlosse Capo di Monte, das auf einem ziemlich hohen Berge an einem Ende der Stadt liegt, ist schon bezaubernd; aber wer oben vom Castell San Elmo und dem Kloster San Martino herab das erste Mal seine Augen über Italien öffnete, würde ganz gewiß von der düsteren Erde in einen glänzenden Himmel entrückt zu sein glauben; die kühnsten Flügel der Phantasie sinken jedem, der es wagen wollte, Himmel, Erde und Meer, gebadet in allen brennenden Farben des Regenbogens, zu beschreiben, und kaum sollte man glauben, daß es möglich wäre, einen noch erhabeneren Standpunkt zu wählen. Dennoch gewährt diesen ohne Zweifel das Kloster der Camaldolenser, zu dem man auf einem Wege von etwa zwei Stunden über den Vomero und Monte delle Donzelle hinaufsteigt. Wie herrlich schaut der hohe Epomeo auf der Insel Ischia über den niedrigeren Posilippo herüber! Noch ehe man das Kloster erreicht, lies't man auf einem Steine die Inschrift: „Es sollen keine Frauen über diese Grenzlinie treten, bei Strafe der Excommunication." Die Aussicht von dem Garten der frommen Väter herab übertrifft an schillerndem Glanz der Farben und an Mannichfaltigkeit der Gegenstände vielleicht die meisten unseres Erdbodens; man erblickt alle Gebirge der südlichen Erdzunge, welche mit grünen Wäldern ganz bedeckt sind; der Vesuv und Monte Somma, der Posilippo liegt, wie ein breites grünes Bett, mit allen seinen Ulmenwäldern und Rebengewinden gerade unter uns, sammt der ungeheuern Stadt, die sich schlangenförmig am Meere hinlegt, bis Torre del Greco hinaus; der agnaner See, der wunderbare Kesselteich von Astruni und die ihn umschließenden Berge und Thäler in tausendfachen Farben von Grün, alle Inseln, Ischia mit dem hohen Epomeo, Spitzen, Landzungen, Meerengen und Vorgebirgen, das wilde Capri mit seinen kühnen Felskristallen, die höchste Zierde des ganzen Golfs, ja, weiter hin selbst Gaeta, der Massicus, die salernischen und formianischen Hügel, Terracina, Monte Circello und die Insel Ventotiene im fernen Meere: alle diese seligen Schönheiten im sanften prachtvollen Glanze des italienischen Himmels erfüllen hier die Seele des Fremdlings, der nicht hoffen kann, sie jemals wieder zu sehen, mit unaussprechlicher Wehmuth, und vermuthlich mag von diesem Garten der Camaldolenser das bekannte Wort gesagt sein: „Neapel sehen und dann sterben."

58. Die Neapolitaner.

(Nach Chr. Kapp, Italien.)

Wir haben bisher über die Natur Italiens gesprochen und gesehen, wie sich eine dreifache Modification derselben, durch welche die Namen Ober-, Mittel- und Unter-Italien erst Sinn und Bedeutung erhalten, mit Bestimmtheit nachweisen läßt. Aber wie der italische Boden sich in drei Theile sondert, so sind auch im Charakter seiner Bewohner entsprechende Modificationen zu erkennen.

In den Volksstämmen Unter-Italiens ruft die Harmonie des Landes, des Meeres und des Himmels jenen Trieb hervor, welcher mehr auf den sinnlich äußerlichen Genuß, als auf das wahre und geistige Leben geht. In ganz Europa ist kein Punkt, wo das Ziel des Lebens sorgloser und rücksichtsloser, als hier, in der Liebe des Genießens gesucht wird. Das Leben selbst gilt als „der Güter höchstes", so fern es Mittel ist für den Genuß und selbst genossen wird. Dahin drängt sich mit südlich leichter Beweglichkeit alle Thätigkeit, alles Dichten und Trachten fast jedes Standes, vorzüglich aber der untersten Volksklassen, des neapolitanischen Italiens. Nicht Fülle des Reichthums, nur Gemächlichkeit und ungestörte Lust ist der leichte Zweck der bürgerlichen Geschäftigkeit und das Ziel des rings bewegten Lebens dieser hesperischen Naturen.

Die erfindungsreiche Industrie des lebendigen Volkes hat es im Ganzen nie zu etwas Rechtem gebracht. Der Handel, besonders der große auswärtige Handel, ist meisten Theils in den Händen von Ausländern und durch den Mangel an Häfen, Brücken, Straßen, durch Vernachlässigung der Wälder und der fruchtbarsten, versumpfenden Ebenen, durch Mangel an polytechnischen und anderen gesunden Bildungs-Anstalten, kurz, durch zahllose Verhältnisse gehemmt.

Jeder freut sich der schönen Natur des Himmels, des gabenreichen Bodens. Ohne anstrengende Thätigkeit gibt das Meer dem sorglosen Fischer seine Nahrung, ohne strenge Bearbeitung der gesegnete Boden dem glücklichen Landmann seine Früchte. Muntere Nachlässigkeit zeichnet den Neapolitaner aus. Nettigkeit, Reinlichkeit rührt überhaupt den Italiener wenig. Bei beständiger Regsamkeit ist der Neapolitaner nichts desto minder arbeitsscheu und gemächlich. Nur mit sich ist er beschäftigt, und auch dies macht ihm gelegentlich nur Sorge. Er ist ein erwachsenes Kind; erwartet, statt zu handeln; liebt blinde Gaben mehr als freie Arbeit. Höhere Stände, sagt man, sehen sich nach Bestechung, niedere nach einer Buona mano (Trinkgeld) um. Beiden ist nicht selten Beides willkommen. Nur das „Heute" gilt, um das „Morgen" kümmert sich Niemand. Noch minder sorgt das Volk im Sommer für den Winter. Jeden Tag will es „etwas Neues und wo möglich etwas Tolleres". So lebt es Jahr um Jahr im gewohnten Wechsel. Ein gesunder, natürlicher Blick sichert ihm, ohne Mühe, seine Ruhe vor

eigenen Gefahren. In und unter lauter Bildern verstreicht ihm ohne Nachdenken das Leben. In der bürgerlichen Gesellschaft bilden die Lazzaroni eine förmliche Zunft und haben ihr Oberhaupt, wie in anderen Ländern, ohne Zuthun des Staates, die Bettler. Doch mit Bettlern sind sie so wenig als die römischen Lazzaroni, die sogenannten Birbaccioni, zu verwechseln, welche keine förmliche Innung bilden, stolzer, wenn auch schlechter gekleidet, und kräftiger als die neapolitanischen Lazzaroni sind, doch gleich diesen und gleich dem Pöbel von ganz Italien Scherz verstehen und den lebendigen Kern von etwas Besserem in sich tragen, als sie scheinen.

Die Lebendigkeit des Italieners zeigt sich sehr charakteristisch in den Geberden, womit er seine Rede begleitet. Die wohllautende Sprache ist besonders im Süden sehr „bilderreich“, der Volkswitz „lebhaft und beißend“. Viele Ausdrücke zeigen die Neigung, das Sinnliche mystisch zu fassen und das Mystische „recht materiell“. So heißt der beste vesuv'sche Wein „Thränen Christi“.

Um Wissenschaft kümmern sich nur Wenige, und leicht hat seit Giambattista Vico, seit Giordano Bruno, seit Lucilio Vanini und Thomas Campanella kein einziger echter Neapolitaner einen wahrhaft weltgeschichtlich philosophischen Gedanken selbstthätig erzeugt. Auch bloße Gelehrsamkeit ist selten und noch seltener kommt sie zu Tage. Gründlichkeit im Sinnen und Handeln wird für Schwerfälligkeit angesehen. Die rüttelnde Nähe der Vulkane weckte indeß das geologische, der heitere Himmel das astronomische, die fruchtreiche Natur auch das botanische Studium, und das ganze Leben die alte Medicin. Die Medicin, von jeher im Neapolitanischen gepflegt, durch die alte Salernitanische Schule schon im 12. Jahrhundert weltberühmt, hat noch jetzt gelehrte Vertreter.

In Neapel fehlt indeß das allgemeine Interesse und mit diesem die wirksame Anerkennung der Wissenschaften. Der Unterricht ist schlecht bestellt, der Buchhandel ohne Kraft. Dazu hemmt eine theologisirende Censur die einheimische, hoher Eingangszoll die ausländische Literatur. Wie Pompeji und Herculanum vom Aschenregen des Vesuv, so ist der Geist des Volkes bei aller Natürlichkeit und Lebhaftigkeit seines Witzes gleichsam von dunklen Wolken umzogen. Er scheut sich vor der anbrechenden Morgenröthe eines inneren Aufgangs, vor jeder selbständig freien That des ernsten Gedankens. Was könnte man da von seinen Künstlern erwarten? In solcher Atmosphäre, von der Mitwirkung des Publicums verlassen, kann die Kunst noch weniger, als die Wissenschaft, auch in einzelnen Erscheinungen kaum gedeihen.

Die plastischen Künstler Neapels sind ganz unbedeutend, die Maler, mit geringer Ausnahme, oberflächliche Naturen. Diese Charakterlosigkeit machte den Charakter des Luca Giordano (1623—1701) aus, den man so oft überpriesen. Wenig früher als er, in derselben Periode, aber an Talent und Tiefe ihn weit übertreffend, malte Salvator Rosa (1615—1673). Einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher

der neueren Zeit, der in Florenz verstorbene Raphael Morghen, ist in Neapel nur geboren, seine Aeltern waren Franzosen aus Montpellier. Die jetzigen neapolitanischen Maler quälen sich meist mit den Regeln formeller Correctheit ab.

Musikalische Talente hat es auch in neueren Zeiten, in der Epoche von Haydn und Mozart (1780—1800), mehrere hervorgebracht: Paesiello, Cimarosa, Morlacchi u. s. w. Sie arbeiteten mehr fürs Theater, als für die Kirche, wenigstens mehr im Sinne des ersteren. Die Architektur ist von den Neapolitanern mit keinem großen Glücke gepflegt worden und thut in unseren Tagen sehr wohl, sich an das beste Aeltere, was Rom u. s. w. bietet, anzuschließen. Noch heute heißt in Unter-Italien jedes große Haus Palast, in Mailand große Paläste — casa. Mailand ist die eleganteste, Rom die denkwürdigste, Venedig die eigenthümlichste, Neapel die größte und durch ihre Natur die reizendste Stadt Italiens. Unter den Bauten des neuen Italiens herrschte in Venedig kühne, in Genua elegantere Pracht, in Rom Ernst und Vornehmheit, in Toscana gediegene Kraft, in Mailand Glanz und Heiterkeit, in Neapel sorglose, dem nächsten Bedürfniß geweihte, selten elegante, meist geschmacklose Gelassenheit. So hatte jeder Landstrich seine eigenthümliche Bauart und Kunst, Neapel nur Musik und Poesie.

Das poetische Neapel, noch immer reich an Oden, Sonetten, Canzonen, an Lyrik aller Art, ist arm an großen dramatischen wie epischen Schöpfungen. In Neapel findet das komische Theater in der spielenden Laune des Volkes eine große Ermunterung. Bekanntlich spielt der Pulcinella auf dieser Bühne die Hauptrolle; er nimmt dieselbe Stelle ein, welche vor Lessing auf dem deutschen Theater der ehrliche Hanswurst behauptete, von welchem sich jetzt nur noch auf den Volks-Theatern, in Wien und einigen anderen Städten, Spuren erhalten haben. Fast nur um den Pulcinella zu hören, geht der Neapolitaner ins Theater - ganz natürlich, denn solche leicht bewegliche Charaktere hören sich selbst am liebsten. Daß der Pulcinella nichts Anderes sei, als was der neapolitanische Volks-Charakter selbst, — ist eine längst bekannte Bemerkung.

Der leichtfertige, spielende Charakter, das sanguinische Temperament der heutigen Neapolitaner sticht gegen den ernsteren praktischen Charakter, gegen das melancholisch-cholerische Temperament der Römer ab.

In Rom fordert den Reisenden Alles zum Ernst, zum Nachdenken auf; die ganze römische Vergangenheit und Gegenwart wirft ihn auf sich selbst, auf sein Bewußtsein zurück, während ihm in Neapel und seiner Umgebung überall Naturpracht, Heiterkeit und leichtes Leben begegnen. In Rom begrüßen ihn unter einer einladenden Natur weit mächtiger die Werke des Alterthums und der Kunst. Ein Gang durch Rom ist ein Gang durch unermeßliche Pracht und durch unermeßliche Ruinen. Ein ewiger Ernst umgibt diese riesenhaften Trümmer und weckt in jedem Gemüthe die gleichartige Stimmung. Daher ist es zu erklären, warum diejenigen, welche die Schicksale der Königreiche in

ihrer Hand hatten, wenn das Glück sie von ihrer Höhe niederwarf, in den Erinnerungen Roms die Tröstungen suchten für ihre vereitelten Pläne. Jener Kron-Prätendent Karl Eduard Stuart von Großbritannien, jener Karl von Spanien, der dem eigenen Sohn den wankenden Thron seiner Väter überlassen mußte, und die greise Mutter des größten Feldherrn der neuern Geschichte, der mit kaiserlicher Hand das Scepter Europa's führte, vom Tajo bis zum Nil und zur Moskwa seine eisernen Schaaren führte und dennoch auf einsamem Felsen in des Oceans Mitte, verlassen von den Seinen starb, sie, die Mutter mit allen ihren Söhnen, denen die Kronen vom Haupte gesunken, alle suchten sie in Rom, am Grabe der größten Vorzeit, die Rast von ihren großen Mühen, die ihrem Glücke gleich waren.

---

59. Der Vesuv.

(Nach C. Fr. Scholler, italienische Reise.)

Der Vesuv erhebt sich auf dem Ostgestade des Busens von Neapel aus der Ebene, abgesondert und ohne unmittelbaren Zusammenhang mit den nächsten Bergen. Er ist gleichsam die Krone der ganzen Landschaft: so prachtvoll sein Anblick ist, so prächtig ist der Ausblick von seiner Höhe.

Ein schlechter, holperiger, steiniger Weg führt nach und nach durch die üppigsten Pflanzungen von Wein, Feigen und Aprikosen aufwärts. Hier wächst der ächte Lacrimae Christi. Der Weg geht nicht steil, sondern zieht sich ganz flach bergan. Der Boden ist alles Auswurf des Vulkans. Nach und nach wird die Vegetation immer geringer und man kommt über ein weites Lavafeld. Hier wird der Pfad manchmal sehr enge, weil er sich durch die Lavablöcke windet. Es ist ein schrecklich ödes braunrothes Gefild. Die Massen sind zusammengedrängt und starren spitz und zackig in die Höhe, als wären die rothen Flammen in ihrer wüthendsten Hitze erstarrt. Dies ist die Lava vom letzten Ausbruch des Vulkans.

Hat man sich durch diese fürchterliche Klippensaat hindurchgewunden, so kommt man wieder durch niedriges, mager grünendes Gesträuch, und so geht der schlechte holperige Pfad allmählig aufwärts bis zum Hause des Einsiedlers, das man nun bald erreicht hat.

Allmählig nimmt die Grüne sehr ab und am Ende hört sie ganz auf. Nun windet sich der enge Pfad wiederum durch ein schauerliches Feld der Zerstörung und des Todes. Da grünt kein Halm. Nichts als ungeheure Lavablöcke liegen übereinander, die Knochen — die Eingeweide des Berges, ausgespieen im Sturme seines Zornes.

So windet sich der Pfad in südlicher Richtung fort bis zum Kegel des Vesuv. Blickt man hier zur Linken, so bemerkt man die wilden Lavazacken des Somma, an deren Rücken hier und da ein grüner Strauch hängt. Eine schreckhaft öde Vertiefung zieht sich zwischen

unserem Standort und ihren schroffen Klippen hin und bis in die Ebene hinunter. Am Fuße des Berges werden die Saumthiere zurückgelassen; der Kegel ist zu steil für sie. Eine Art von Pfad oder vielmehr eine Spur des Wegs, den die vielen Besteiger des Berges genommen haben, gibt den Schritten der Wanderer die Richtung. Anfangs geht es ziemlich gut; es sind noch große, festliegende Steine da, auf welche man beim Steigen treten kann; sobald man aber höher kommt, wird der Weg durch das Geröll und Gebröckel kleiner verbrannter Steine und durch die rothbraune Erdasche außerordentlich beschwerlich. Bei jedem Schritt aufwärts sinkt man wiederum einen halben Schritt zurück. Natürlich wird oft angehalten und ausgeruht, damit die Kräfte neu sich sammeln. Immer wird indessen vor sich gesehen, nie umgeblickt, wie herrlich und unendlich auch die Aussicht da hinten sich entfalte. Hier und da ist der Boden sehr heiß, und ein weißer Rauch qualmt manchmal unter Steinen heraus. Dergestalt ist die Besteigung des Kegels gewiß eine beschwerliche Arbeit; aber nach einer halben Stunde ist sie vollendet und wir stehen glücklich oben am Rande des Kraters.

Der Krater des Vesuv ist ein ungeheurer rundlicher Kessel, dessen Rand umher 30—50 und mehr Fuß hoch ist, und aus verbranntem Gestein und Asche besteht. Natürlich ist dieser Rand an einer Stelle höher als an der andern. An der Südseite ist er tief eingebrochen, weßwegen man in der Gegend von Castella mare durch die Lücke in's Innere des Kraters, d. h. an dessen innere Wände hineinsehen kann. Um den ganzen Krater kann man, wenn man sich Mühe gibt und vorsichtig ist, auf dem schmalen Rande, der ihn umgibt, herumgehen, wozu etwa eine Stunde erforderlich ist. Daß der Umfang des Feuerschlundes so groß sei, glaubt man nicht, wenn man ihn bloß an einer Stelle ansieht. Dieses wird erst klar, wenn man ihn zu umgehen anfängt. Daß sich die Gestalt des Kraters bei heftigen Ausbrüchen immer verändere, ist bekannt.

In der Mitte des ungeheuren Kessels ist im Boden der eigentliche jetzige Feuerschlund. Man sieht da einen kleinen Kegel, der 25 bis 30 Fuß hoch zu sein scheint und durch das Gestein und die Asche, die der Vulkan immer auswirft, gebildet ist. Auf dem Gipfel dieses kleinen Kegels ist eine Oeffnung, die in das Innere des ewig brennenden Höllenrachens hinabgeht, aus welcher ein weißer, schwefelgelblich schimmernder, dichter Dampf aufwallt. Einige kleinere Oeffnungen sind daneben. Am Fuße dieses kleinen Kraters bemerkt man an verschiedenen Stellen, deren Zahl sich vermehrt, sobald es dunkel wird, das Feuer der Erde. Wie düsterrothe Kohlengluth sieht man hier das Gestein des Berges brennen: zwischen dem Feuer hin ziehen sich Lagen der schwarzen, mit gelbem Schwefel überzogenen Erde. Die innere Wand des Kraters ist steil und gewährt dem Auge eine gar wilde, schauerlich öde Ansicht.

Wendet man sich um, so liegt der ganze Meerbusen in aller seiner

Pracht vor uns aufgerollt. Links die Felsenküste von Castella mare bis zur Punta della Campanella; vor uns tief unten die prächtigen Villenstädte am Fuße des Berges an der Küste, rechts Neapel und seine Gärten und Landhäuser bis zur fernsten Spitze des Posilippo, und im Hafen der Stadt die Kriegsschiffe wie zusammengeworfene schwarze Punkte. Goldgrün prangt die Campagna felice. Das Cap Misen, die Inseln Nisida, Procida, Ischia, Capri, Ponza und San Stefano, groß und klein, die Vorgebirge von Gaeta bis Terracina und in weiter nordwestlicher Ferne das Cap Circello — alle, alle liegen sie vor uns da im röthlichen Brande des Abendscheins, mit Violett und tiefem Blau durchdunkelt, und das unbewegte Meer ist wie ein gewaltiger, voller Silberstrom durch ihre blühenden Küsten ausgegossen.

Unter unseren Füßen brüllt der Donner der Erde, dumpf wie der Kanonengruß ferner Meerschiffe; bald tiefer, dumpfer, grauenvoller, wüthender, ein Getöse hohl zusammenschlagender Felsenberge. Ein Athemzug der Stille, und der dichte graue Dampf, der über der Oeffnung des Vulkan's, auf dem Gipfel des kleinen Kegels schwebt, röthet sich, röthet sich heißer, glühender, brennender. Ein breiter Flammenstrahl fährt sausend, zischend, rollend empor; ein Strauß gluthsprühender Steine und Asche steigt funkelnd über das Feuer hinaus in die Nacht und fällt rings auf den kleinen Kegel nieder, wo die Feuerbälle verdampfen und langsam erkalten. In Zwischenräumen von etwa 10 Minuten wiederholt sich immer dasselbe Schauspiel.

Die Sterne sind aufgegangen; sie blitzen ihr stilles Silberfeuer durch das schwarze Blau. Nicht Sterne, Sternenmeere brechen, wo ein Auge hinsieht, quellend aus dem weiten hohen Himmel, daß er ganz im milden Feuer steht, und tief drunten schmiegt sich das Meer, wie ein zauberisch leuchtender Milchsee, an die finsteren starren Felsen der Erde und an die weichen sanften Küsten der Vorgebirge und der Inseln. Wie eine mit Goldsternen gestickte Weltfahne hängt die Milchstraße über den Golf hin und über Capri, das wie ein düsterer, drohender Schatte am Horizonte liegt, in's Meer hinunter, dessen duftender Spiegel die eingesogenen Strahlen wallend wieder ausgießt. Eine zweite Milchstraße zahlloser funkelnder Sterne zieht das lichte lange Neapel um den Wundergolf, und die dunkle See leuchtet die Schimmer der Erde wieder. Heilig und hehr ist die Nacht, wann sie Schlaf und Todtenstille über unermeßliche Länder streut, aber dreimal hehr und heilig ist sie hier: Schweigen umher, über uns hoch ausgespannt der Sternenhimmel, hell und friedlich, unter uns tief ein anderer Sternenhimmel im feuchten Meere und Hunderttausende schlafend darum gelagert; den Donner der zitternden Erde unter unseren Füßen und den heißen tobenden Kampf des nagenden Elementes in den hochgehenden Flammen des Abgrundes, und ringsum, so weit das Auge durch die Nacht reicht, die schrecklichen Spuren seiner Zerstörungswuth und namenlose, kein grünes Hälmchen nährende Verödung.

60. Ischia und Capri.

(Nach J. Fr. Schouw, die Erde, die Pflanzen und der Mensch, und K. A. Mayer, Neapel und die Neapolitaner.)

Eine der schönsten Naturerscheinungen in unserm Welttheil bietet der Meerbusen von Neapel. Bei dem klaren Himmel, wie er den Ländern des Mittelmeers zu Theil geworden, dringt das Meer, welches hier, so wie die Luft eine dunkelblaue Farbe annimmt, in eine abgerundete, jedoch durch Vorgebirge unterbrochene Bucht in's Land hinein. Im Innersten der Bucht liegt beständig der rauchende, 3800 Fuß hohe, gänzlich abgesonderte, kegelförmige Vesuv; längs der südlichen Seite der Bucht erstrecken sich Castellamare's Berge, unter welchen Monte St. Angelo sich bis zu 4500 Fuß erhebt, nordische Buchenwälder zeigend, und auf dem höchsten Theil einige subalpinische Pflanzen; während einiger Monate des Jahres ist er mit Schnee bedeckt. Die nördliche Seite der Bucht wird von viel niedrigeren vulkanischen Bergmassen, welche die eine Seite Neapels umgeben, begrenzt.

Vor der Mündung dieser Bucht liegen, wie zwei Eingangssäulen zu dem schönen Naturtempel, zu beiden Seiten die Inseln Ischia und Capri, welche durch ihre Höhe und ihre bestimmten Formen dazu beitragen, das Einförmige zu heben, während man sonst die Aussicht gegen Westen auf ein ununterbrochenes Meer haben würde. Nach dem verschiedenen Standpunkt, welchen man an der Küste wählt, begrenzen bald beide, bald nur die eine dieser Inseln ein wenig den Gesichtskreis.

Schon von der Küste des Meerbusens von Neapel gesehen, zeigen diese beiden Inseln einen merkwürdigen Unterschied in den äußeren Umrissen. — Die eine, Ischia, zeigt sich wie ein kegelförmiger Berg, welcher sich allmählig senkt, und dessen Fuß bedeutend gegen Osten ausgedehnt ist; die andere, Capri, bietet sehr scharfe, kantige Formen, und ist durch eine Kluft in der Mitte in zwei Theile von ungleicher Höhe getrennt. Dieser verschiedene Umriß steht in der innigsten Verbindung mit der geognostischen Beschaffenheit dieser Inseln. Ischia ist gänzlich vulkanisch, Capri wird von Kalkklippen gebildet.

Diesen Unterschied lernt man näher kennen, wenn man die Inseln selbst besucht. Der Berg Epomeo, 2400 Fuß über dem Meere, bildet die Hauptmasse Ischia's. Dieser Berg gehört nicht mehr den wirksamen Vulkanen an, denn der letzte Ausbruch fand vor ungefähr 550 Jahren (1301) statt; aber noch liegt der jüngste Lavastrom beinahe nackt da, denn nur hier und dort beginnt die Vegetation mit einer dünnen Decke der weißgrauen Flechte Stereocaulon paschale. Aber obgleich der Epomeo nicht mehr Lava ausgießt, auch sein Gipfel nicht mehr raucht, so sind doch noch mehrere Aeußerungen von Vulkanität auf der Insel vorhanden. An vielen Stellen treten warme Quellen hervor und bilden die hinreichend bekannten Heilbäder; an mehreren Stellen steigen warme Dämpfe aus der Erde auf, die sogenannten Fumarolen, an

welchen man sich der Verbrennung aussetzt, wenn man die Hand in die Erde steckt. Von häufigen Erdbeben tragen die Gebäude Spuren. Die Insel zeigt durchaus keine Thäler, aber der Berg ist dagegen voll schmaler, tiefer und langer Spalten, in welche man am Fuß des Berges hineingehen kann; sie sind wie schmale Gassen zwischen unendlich hohen Mauern, welche beständig höher und deßhalb die Spalten tiefer und dunkler werden, je weiter man hineinkommt. Es wird einem etwas ängstlich zu Muthe, wenn man auf diese Weise zuweilen eine Viertelmeile weit in den Berg hineindringt, dessen Wände uns zu zermalmen drohen, wo das Licht von oben sich immer mehr und mehr verliert, und wo das Geblök der Ziegen und der Gesang des Hirten beständig schwächer wird.

Capri dagegen besteht, wie schon erwähnt, aus Kalk. Es wird von zwei Hauptfelsen gebildet, aus dem westlichen, welcher sich in Monte Solaro 1900 Fuß über das Meer erhebt, und aus dem südlichen, auf dessen Gipfel in einer Höhe von ungefähr 1000 Fuß die Ruinen der Paläste des Tiberius liegen; beide Partieen erheben sich außerordentlich steil aus dem Meere, und die Landung geschieht deßhalb in der Kluft, welche zwischen ihnen beiden liegt, wo man sogleich steile Klippen zu beiden Seiten antrifft. Die Unzugänglichkeit der Insel ist schon seit des Tiberius Zeiten bis zum letzten Kriege historisch bekannt. Der Zugang zur westlichen Seite der Insel, wo die Stadt Anacapri liegt, wird durch eine Treppe von mehreren Hundert Stufen, welche in die sich in's Meer erstreckende Klippe ausgehauen sind, bewerkstelligt. Die oberste Stufe dieser Treppe liegt 950 Fuß über der Meeresfläche.

Capri's Kalkberge zeigen keine Spalten wie Ischia, aber dagegen die auch in anderen Kalkbergen so häufigen Grotten. Diese sind besonders an der Meeresküste anzutreffen, und da das Meerwasser hineindringt, so kann man sie mit Böten befahren. — Unter diesen Grotten zeichnet sich die Azurgrotte oder die blaue Grotte aus.

Die Grotta azurra, die sich am nördlichen Ufer, ungefähr in der Mitte, befindet, war wohl den Fischern Capri's immer bekannt gewesen, doch hatte das Gerücht, es haus'ten Gespenster darin, die Leute abgehalten, hinein zu dringen. Erst in neuerer Zeit wagte es der Maler und Dichter Kopisch aus Berlin, schwimmend die Höhle zu besuchen. Seitdem wallfahrten die Fremden zu Tausenden dahin, und die Einwohner von Capri wären wohl verpflichtet, dem deutschen Maler, der so viele Piaster auf die Insel lockt, ein Denkmal zu setzen.

Man bedient sich zur Fahrt nach der blauen Grotte, wegen des niedern Eingangs, kurzer, platter Barken, die eigens dazu gebaut werden. In einer solchen fuhren wir denn auch mit einem Cicerone, der das Ruder führte, dahin, indem wir, an anderen Grotten vorüber, eine gute Strecke weit den Felsenwänden der Insel folgten. Die Wellen leckten an dem schroffen Gesteine, und entblößten, zurückschlagend, rothglänzende Korallen in tiefen Ritzen. Wir freuten uns sehr, daß es

Morgen war, und daß wir ein ruhiges blaues Meer hatten, weil dann der Anblick der Grotte doppelt schön ist. Bei hochgehender See kann man gar nicht eindringen, und noch viel schlimmer ist es, wenn sich Sturm erhebt, während man sich darin befindet, weil man dann in dem unwirthbaren Raume gefangen ist. Sind doch schon Reisende gezwungen gewesen, über zwölf Stunden darin zu verweilen. Mit gesteigerter Erwartung langten wir vor der kleinen, runden Oeffnung an; hineinfahrend bückten wir die Köpfe, um nicht gegen den niederhangenden Felsen zu stoßen, und befanden uns jetzt in einem weiten Gewölbe, das uns eher wie ein Feenpalast, als wie ein von der Natur gebildeter Raum erschien; denn was hier floß, war kein Wasser, sondern Azur; es waren blaue, leuchtende Flammen, in deren Widerschein die ganze Höhle glänzte. Tauchte unser Führer mit dem Ruder in die verzauberte Flut, so blitzten und funkelten wunderbare Perlen daran empor. Der Fels, der im durchsichtigen Wasser erschien, schimmerte von Brillanten; auch die Korallen und rothen Wasserpflanzen in der Tiefe waren wie aus einer andern Welt, und die Fische, die hier ein friedliches Asyl haben, wo sie weder Netz noch Angel stört, spielten selig um unsern Kahn. Unser Führer, der eine Fackel angezündet hatte, deren dunkelrothe Gluth einen Widerschein an der Decke erzeugte, schien selbst von der hohen Schönheit der Höhle ergriffen zu sein und rief: „Ist das nicht herrlich? Ist das nicht wunderbar? Gibt es auch solche Grotten in eurer Heimat? O, gewiß, gewiß nicht!“

Die Bläue der Grotte wird durch die Brechung der Lichtstrahlen im Wasser hervorgebracht; denn, da die Oeffnung über dem Wasser nur einige Fuß mißt, aber tief in's Wasser hinabgeht, so dringt das von außen hellerleuchtete Meer nur von unten hinein, und es wird durch Reflexion eine Farbe erzeugt, die sich vielleicht am besten mit der des brennenden Spiritus vergleichen läßt. Meines Wissens ist bis heute die blaue Grotte die einzige, wo man die beschriebene wunderbare Erscheinung beobachtet hat.

Vom Glanze geblendet, kann man nicht gleich die Einzelheiten in der Höhle unterscheiden; bald gewahrt man aber, daß der beträchtliche Raum durch natürliche Pfeiler in mehrere Abtheilungen zerfällt und oben mit Tropfsteingebilden überkleidet ist. Eine großentheils verschüttete Treppe führt tief im Innern durch den Berg aufwärts und hat angeblich mit der darüber liegenden Burg auf dem Felsen, die Friedrich Barbarossa, dem Hohenstaufen, oder viel wahrscheinlicher dem Corsaren Hayradin Barbarossa gehörte, in Verbindung gestanden. Andere behaupten, Tiber habe aus einem oben gelegenen Landhause die Treppe nach der Grotte brechen lassen.

Wir fuhren, die Grotte verlassend, noch eine Strecke an dem wildreizenden Ufer der Insel weiter, und kehrten dann, indeß die Sonne fern im Meere niedersank, nach der Marine und dem Städtchen Capri zurück. Noch berauscht von dem hohen Genusse, der uns zu Theil geworden, saßen wir schweigend in dem Garten unserer Osteria. Es

war mir, als hätte ich himmlische Musik gehört, und nun tönten mir noch die süßen Laute leise, wie aus weiter Ferne, in's Ohr.

Aber nicht allein in Hinsicht der Umrisse und der Zusammensetzung zeigen diese beiden Inseln so große Verschiedenheiten; der Gegensatz gilt auch der Pflanzenwelt. Am deutlichsten zeigt sich dieser Unterschied hinsichtlich der angebauten Gewächse. Der lockere Erdboden, welchen die vulkanische Asche bietet, ist auf Ischia, ebenso wie in anderen Gegenden, besonders zum Weinbau geeignet, während Capri's feste Kalkklippen, ebenso wie die Kalkberge in mehreren Ländern des Mittelmeers, sich vorzüglich zum Anbau des Oelbaums eignen. Deßhalb ist auch Ischia, mit Ausnahme der höheren Partieen, welche entweder nackt oder mit niedrigem Kastaniengebüsch bewachsen sind, als ein einziger großer Weinberg, Capri dagegen, mit Ausnahme der wildesten Partieen, welche keinen Anbau gestatten, und wenig einzelner Strecken, die zum Kornbau benutzt werden, als ein großer Oelberg zu betrachten. Einen außerordentlich schönen Anblick bietet die östliche Seite Epomeo's, welche einen in Terrassen abgetheilten Halbkreis bildet, wenn entweder im Frühling der Weinstock seine Blätter entfaltet, oder wenn ihn im Herbst die reifen Trauben und die verschiedenfarbigen Blätter bedecken. Die Olivenbäume mit ihren grauen Blättern auf Capri haben ein minder schönes Aussehen, aber die größere Abwechselung der Felsenbildung ersetzt diesen Mangel.

Beide Inseln, besonders aber das stark bevölkerte Ischia, sind in einem solchen Grade angebaut, daß es schwierig ist, den Charakterzug des freiwilligen Pflanzenwuchses aufzufassen. Doch scheint es mir, daß Ischia bei Weitem weniger seltene Gewächse als Capri bietet.

---

61. Pompeji.

(Nach K. A. Mayer, Neapel und die Neapolitaner.)

Wo man auch in Pompeji eintreten mag, man wird Mehr und Weniger finden, als man erwartet: Weniger, wenn man die Erscheinung des Ganzen, Mehr, wenn man das Einzelne in's Auge faßt. Es ist eben Schade, daß die meisten Fremden schon im Voraus falsche Eindrücke empfangen haben. Sie hoffen eine alte Stadt zu sehen, die zu neuem Leben wieder auferstanden ist; sie erwarten breite Straßen, elegante Häuser, prächtige Tempel und Theater, und finden nur Ruinen. Sie stehen in einer flachen, grauen, todten Stadt, der man kaum ansieht, daß sie nach 1700 Jahren ausgegraben worden, so neu scheint Alles — und doch so zerfallen und zerstört! Sie gehen durch schmale, krumme Straßen, in welche die Wagen tiefe Geleise eingeschnitten haben, zwischen sonderbar kleinen Häusern ohne Fenster nach der Straße, mit zusammengebrochenen Dächern und Wänden. Statt der Tempel finden sie zur Hälfte stehende oder ganz umgestürzte Säulen; auch die

Theater sind kahl und theilweise verschüttet. Ueberdies hat man Bilder und Statuen, Inschriften, Geräthe, ja, ganze Altäre nach Neapel gebracht und nur nackte Wände zurückgelassen. Ueberall herrscht Todtenstille. Nur ein paar Gruppen von Fremden mit ihrem Cicerone, nur ein paar Maler mit der Mappe auf dem Knie zeigen sich vereinzelt und lassen die öde Stadt nur noch öder erscheinen.

Mit Herculanum ging Pompeji unter. Beide Städte waren im Jahre 63 von einem Erdbeben heimgesucht worden, dessen Spuren die Einwohner noch nicht völlig vertilgt hatten, als am drei und zwanzigsten November 79 um Mittag die furchtbarste aller Eruptionen begann. Ein schwarze, weithin schattende Wolke entstieg dem Haupte des Berges und wandte sich südwärts; Lava drang aus den Seiten des Vulkans, die Erde bebte, und als nach einer furchtbaren Nacht der neue Tag erschien, war Herculanum begraben. Indessen goß die schwarze Wolke Asche und kleine Bimssteine wie Schneeflocken über Pompeji und Stabiä aus; bald thürmte sich die Masse auf den Schwellen der Häuser so hoch, daß nur schleunige Flucht retten konnte, und wehklagend stürzten die Einwohner in die grausige Nacht hinaus. Da sie wieder zurückkehrten, fanden sie ihre Wohnungen verschüttet; neuer Aschenregen kam hinzu, und es blieb nichts übrig, als, wo es thunlich war, die werthvollsten Gegenstände hervorzuscharren. Die Gestalt der Küste hatte sich so verändert, daß das Meer, welches Pompeji früher von zwei Seiten umspült und jenseits des Amphitheaters einen Hafen gebildet hatte, über eine Miglie weit zurückgetreten war. Die Stadt selbst war zwölf, fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch mit Asche bedeckt; doch hatten sich, wie bei einem Schneefelde, die Contouren der Gegend erhalten.

Osker und Phönizier sollen lange vor Troja's Zerstörung Pompeji erbaut und ihm diesen Namen, welcher „erloschenes Feuer" bedeutet, gegeben haben. Unter den Römern war es eine Provincialstadt von 40,000 Einwohnern, die sich an der Mündung des kleinen Sarno als Hafen und Stapelplatz Campaniens eines blühenden Handels erfreute. Seine reizende Lage an der See und in der Nähe von Bergen machten es zum Lieblingsaufenthalte der Römer; daher hier Viele, wie in Herculanum, wo Cicero gern verweilte, Landhäuser besaßen. Der Krater des Vesuvs, fünf Miglien weit entfernt, hatte so lange kein Wölkchen ausgestoßen. Wer hätte ihn gefürchtet? Wer hätte gedacht, daß einst hoch über den Dächern dieser Stadt der Pflug des Landmanns gehen, die Rebe des Winzers wurzeln sollte? Wer hätte gedacht, daß die Stadt, einmal begraben, wieder aufstehen würde?

Es ist auffallend, daß Pompeji erst **entdeckt** werden mußte; denn die Aschenschicht, welche über der Stadt liegt, ist so dünn, daß einzelne Gebäude nie ganz verhüllt waren. Der uralte Tempel des Herkules, der noch dazu an der großen Straße von Salerno steht, und das Amphitheater sind überhaupt nie verschüttet gewesen. Erst als man in Herculanums Grab hinabgestiegen war, gedachte man auch Pompeji's.

Bei dem Versuche, den Karl III. 1748 machte, stieß man auf eine Straße östlich vom Hause des Fauns. Doch befolgte man Anfangs keinen regelmäßigen Plan, ja, man schüttete die Häuser, nachdem man sie ausgebeutet hatte, wie zu Herculanum wieder zu. Allmählig erkaltete der Eifer, bis die Franzosen das Land occupirten und Murat die Ausgrabung durch ein Heer von Arbeitern betrieb, so daß sie den schnellsten Fortgang nahmen. Gegenwärtig sind zwanzig bis dreißig Menschen beschäftigt, und ein Fünftheil der Stadt ist bloß gelegt.

Die Straßen bestehen, wie die Via Appia, welche Pompeji durchkreuzend nach Pästum ging, aus Polygonen einer Lavaart, die man noch heute zum Pflastern gebraucht; dabei sind eherne Keile eingeschlagen. Viele sind krumm, vielleicht nur, um Schatten zu gewinnen, und nicht breiter als vier Fuß, so daß nur ein Fuhrwerk passiren konnte. Man hat bis jetzt fünf und zwanzig Straßen und Gassen, worunter vier Sackgassen, ausgegraben; die schönsten führen nach dem Forum und den Theatern.

Die Häuser sind aus Backsteinen gebaut und haben beinahe alle dieselbe Eintheilung, so daß nur Reichthum oder Armuth der Einrichtung einen Unterschied bewirken. Die glatten, glänzenden Zimmerwände siehst Du in Felder von verschiedenen Farben, dunkelziegelroth, blau, gelb, eingetheilt. Für unsern Geschmack sind diese Farben zu hart; das Auge des Südländers, das an viel kräftigere Localtöne gewöhnt ist, urtheilt aber vielleicht anders. Allbekannt durch vielfache Nachahmung sind die zierlichen Arabesken, welche die Wände vieler Häuser schmücken. Die Gemälde nehmen meist nur ein kleines Feld in der Mitte der Wand ein.

Mosaikfußböden sind auch in den geringsten Wohnungen zu finden; die roheste Art derselben besteht aus weißen Steinchen mit Einfassung von schwarzen, was doch immer ein reines, gefälliges Aussehen hat. Ein anderes gewöhnliches Mosaik ist eine Composition ordinärer Steinchen von dunkler Farbe, zwischen welchen Stücke weißen Marmors eine Art Netzwerk und kleine Figuren bilden.

Die Häuser sind ein- oder zwei-, sehr selten dreistöckig. Auf den platten Dächern hatte man Blumen und andere Gewächse, oder auch ganze Lauben, wie die Neapolitaner noch heut zu Tage. Nach der Straße gehen bloß Thüren, wie bei den jetzigen Landwohnungen, oder auch Buden, wie in Neapel.

Reichere Häusere hatten ungefähr folgende Eintheilung:

Zwischen der ersten und zweiten Thür, porta areae und porta atrii, die, wie alle Thüren, nach außen aufgingen, befand sich das Prothyrum oder die Hausflur, die mit Wandgemälden und Mosaik geschmückt war. Sie diente als Raum für den Thürsteher und für Personen, die vor den Herrn gelassen werden sollten. Dann folgte das Atrium oder Cavedium, ein länglich viereckter, von vorspringendem Dache bedeckter Raum mit Säulen, zwischen denen man öfters Glasfenster anbrachte, um sich gegen Feuchtigkeit oder Kälte zu schützen.

Dieses Atrium umschloß einen unbedeckten viereckten Hof, compluvium genannt, in dessen Mitte ein viereckiges Bassin, das impluvium, das Regenwasser sammelte. Reiche hatten auch wohl eine Pinakothek, d. h. einen Vorplatz im Atrium, der mit Statuen, Gemälden, kostbaren Gefäßen u. s. w. geschmückt war.

Um das Atrium liegen viele Vorrathskammern, Schlafzimmer und andere Gemächer zum Privatgebrauch der Familie, welche meist nicht in Verbindung unter einander stehen. Sie erhielten ihr Licht durch die nach dem Atrium gehenden Thüren oder auch durch hoch oben angebrachte Fenster. Galanti vergleicht sie deßhalb mit Klosterzellen, deren Fenster auch bloß zur Erhellung, nicht aber zum Durchschauen dienen. Die Zimmer in dem darüber liegenden Stockwerke erhielten ihr Licht durch kleine, runde, ebenfalls oben angebrachte Oeffnungen von der Straße, oder auch durch größere, bequemere von innen. Man findet in Pompeji und Herculanum Glasfenster.

Fast alle Gemächer sind mit zierlichen Gesimsen aus Stuck, mit Wandgemälden und Mosaik geschmückt. Die Bilder deuten oft die Bestimmung des Zimmers an. Was am meisten auffällt, ist die außerordentliche Kleinheit dieser Stübchen; man begreift oft kaum, wie man ein Bett hineinstellen konnte.

Aus dem Atrium tritt man in einen zweiten Hof, der den ersten oft an Größe übertrifft, und in dessen Mitte sich der Xystus, ein Blumen- und Gemüsebeet oder kleiner Fischteich, befand. Das Peristylium, eine mit Stuckverzierungen und Gemälden verzierte Säulenhalle, die sich einigermaßen mit den Kreuzgängen in Klöstern vergleichen läßt, umgibt den Hof, gerade so wie das Atrium das Compluvium umgibt. Die meisten Säulen, die in pompejanischen Gebäuden vorkommen, sind von der späteren dorischen Ordnung, wenige ionisch oder korinthisch. Man mauerte sie aus Backsteinen auf und überzog sie mit Stuck. Ueberhaupt gehört die Mehrzahl der Gebäude einer schon gesunkenen Kunstperiode an.

Speisezimmer waren die beiden Triclinien: ein bedecktes für den Winter und ein offenes mit Leinwanddach oder Laube für den Sommer, wo Matratzen für die Gäste gebreitet wurden. Bei größeren Gesellschaften aß man auch im Peristylium.

Im Innern des Hauses befand sich auch das Sacrarium — die Hauscapelle, nach unserer Art zu reden —, das irgend einer Gottheit geweiht war. Das Heiligthum der Laren stand im Atrium. Dies war eine Nische mit brennender Lampe und Gemälden, die sich auf die den Hausgöttern dargebrachten Opfer bezogen.

Für die Bäder waren besondere Gemächer eingerichtet, bedeckte für die warmen, offene für die kalten. Die Küche, der Kornboden, die Speisekammer und der Keller lagen am weitesten ab; oft befanden sie sich wie unsere Keller unter der Wohnung. Selbst die Küche schmückten Bilder.

An das Haus schloß sich ein zierlicher Garten mit Terrassen, Teichen und Springbrunnen an. Oefters umgaben im Viereck oder Kreis ge-

legte Ziegelsteine die Gartenbeete, nach Art unserer Buxeinfassungen. Fehlte der Raum zum Garten, so vertrat der Xystus im Peristylium seine Stelle, so daß man innerhalb seines Hauses immer Kühlung finden konnte. Die Zimmer der Frauen gingen meist nach dem Garten, wie im Oriente.

Größere Häuser hatten meist Buden nach der Straße, deren Zahl mit der Belebtheit des Stadttheils zunahm, und welche den heutigen Läden in neapolitanischen Provincialstädten sehr ähnlich waren. Ihre große Zahl setzt in Erstaunen, auch wenn man den blühenden Handel Pompeji's in Erwägung zieht. Valery stellt die nicht unwahrscheinliche Behauptung auf, die vornehmen Pompejaner hätten, wie man dies am Hause des Sallust sähe, Wein, Oel und was ihre Güter sonst geliefert, im Kleinen verkauft.

Die öffentlichen Gebäude Pompeji's sind großartig, wenn auch der Stil römisch und selten rein ist. Bis jetzt (1842) hat man zwei fora, neun Tempel, zwei Theater, ein prächtiges Amphitheater, öffentliche Bäder, Casernen und einen Begräbnißplatz vom Schutte befreit. Welche moderne Stadt von 40,000 Einwohnern könnte dies aufweisen? Und was wird noch die Erde bergen? Von einem andern Begräbnißplatze hat man bereits Spuren entdeckt.

---

62. Sicilien.

(Nach G. L. Kriegk, Schriften zur vergleichenden Erdkunde, A. v. Roon, militärische Geographie von Europa, und K. v. Hailbronner, Cartons.)

Sicilien im Vergleich mit der Lombardei.

Italien, so mannichfaltig in seiner Form und seiner Klima-Beschaffenheit, hat zwei entgegengesetzte Grenzländer, die Lombardei und Sicilien, welche an den allgemeinen Charakterzügen der Halbinsel Theil nehmen, und doch wieder so sehr von einander selbst verschieden sind und sich als selbständige Glieder von dem Ganzen absondern. Das Eine hat sich stets vorzugsweise als ein Land der Cultur, das andere als eines der Natur dargestellt; und wie herrlich tritt doch wieder an dem Nordrande von jenem die Natur hervor, und wie einladend ist dieses für die Cultur, welche einst so reich und mannichfach sich daselbst entfaltet hatte! Sicilien mit seiner schönen Natur und seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit ist das klimatisch am meisten begünstigte Land von Europa und scheint zu dem leichtesten, heitersten Leben des Menschen, zu einer gedeihlichen Geistes-Cultur und zur Ernährung nicht allein von einer gedrängten Bevölkerung, sondern auch von anderen Ländern geschaffen zu sein. Obgleich es so das wahre Eden von Europa und gleichsam die Lieblingsstätte der Natur in diesem Welttheile ist, so zeigt dieses Land jetzt doch vor vielen andern eine Einwohnerschaft, die seiner un-

werth ist, und gibt ein glänzendes Beispiel von der Uebermacht der inneren und äußeren Culturverhältnisse des Menschen über die Einwirkungen der äußern Natur. Während hier die Natur dem Menschen ihre Schätze so zu sagen von je her unaufgefordert darreichte, hat sie die Lombardei vorzugsweise mit den bloßen Elementen zum Glück in reichem Ueberflusse gesegnet, und den Bewohnern derselben die Möglichkeit gewährt, sich mit leichter Mühe ein heiteres Dasein zu bereiten; und während dort inmitten des Reichthums der Mensch verarmt ist, hat er hier sich stets Wohlhabenheit zu erschaffen und zu erhalten gewußt. Sicilien ist das fruchtbarste Land von Italien geblieben, aber der ärmste Theil desselben geworden; die Lombardei dagegen, eines der bevölkertsten Länder der Erde, ist, seitdem die Cultur sie einmal betreten hat, immer die reichste Gegend der Halbinsel geblieben.

Beide bieten der ästhetischen Geographie Anlaß zu den interessantesten Vergleichungen mit ähnlichen Landschaften der Nähe und Ferne: mag man nun der Lombardei die verschiedenen potamisch befruchteten Ebenen der einzelnen Welttheile gegenüberstellen, oder der Insel Sicilien die zugleich mit gesunder und milder Luft, einer unermüdlichen Triebkraft des Bodens und einer Fülle von Natur-Erzeugnissen gesegneten Striche, deren schönsten in der australisch-asiatischen Inselwelt Georg Forster so trefflich dargestellt hat.

Orographische Verhältnisse.

Gemeiniglich stellen die Karten den orographischen Bau Siciliens so dar, als durchzögen drei Gebirgsketten von einem fingirten Knotenpunkte bei Nicosia aus- und nach den drei äußersten Vorgebirgen hinlaufend die Insel. Eine solche Vorstellung ist jedoch durchaus irrig und beruht allein auf Theorieen, deren Ungrund längst dargethan ist. — Sicilien hat vielmehr nur eine einzige zusammenhangende Gebirgskette aufzuweisen. Dieselbe war den Alten unter dem Namen der pelorischen und nebrodischen Gebirge bekannt; heute fehlt ihr ein Sammelname, statt dessen sind eine Menge von Special-Benennungen im Gebrauch. Sie beginnt, mit dem C. Peloro, am Faro di Messina, und zieht längs der ganzen Nordküste bis Trapani und dem C. S. Vito; die ägadischen Inseln können als ihre äußersten, westlichsten Glieder angesehen werden. Sie erscheint in dieser Erstreckung als die Fortsetzung des calabresischen Apennins, dem sie auch hinsichtlich ihrer geognostischen Verhältnisse ähnlich ist. Die Höhe dieser Gebirgskette entspricht der Erhebung der verwandten apenninischen.

Der Nord-Abhang dieser Gebirgskette fällt unmittelbar, mit felsigen Formen zur Meeresküste, und zwar viel jäher und steiler als das Südgehänge, denn der Fuß dieses letzteren bleibt, wenn man die äußersten Ost- und West-Enden ausnimmt, durchgängig in einem Niveau von 1000—1200′ über der Meeresfläche.

Es legen sich nämlich der Südseite der eben beschriebenen Gebirgskette weitverbreitete und zum Theil sehr ausgezeichnete Massen tertiärer

und vulkanischer Bildungen an, welche fast den ganzen übrigen Theil der Insel einnehmen, und nur einige Tiefebenen übrig lassen: — ein Verhältniß, welches mit der Bildung der westlichen Apenninen-Seite die größte Aehnlichkeit hat.

Sowohl gegen die Süd- als gegen die Ost-Küste dacht sich dies Plateau sehr allmählig ab, wenngleich dennoch in der Nähe der Küsten, besonders der südlichen, nicht selten schroffe und felsige Formen vorkommen, und einzelne Punkte daselbst noch eine bedeutende Höhe erreichen.

Die Ostseite Siciliens zeigt vulkanische Formationen und Erscheinungen in großer Fülle und mit ausgezeichneten Formen. Unmittelbar an der Südseite des pelorischen Gebirges und eben so unmittelbar von der Küste zwischen Catania und Taormina steigt der riesenhafte Kegel des Aetna oder Monte Gibello empor. Er hängt auf keine Weise mit der benachbarten Gebirgskette zusammen; er steht vielmehr, wie der Vesuv, frei und isolirt da*).

Die Dimensionen des Aetna sind kolossal; der Umkreis seiner Basis beträgt 17—18, der untere Umfang des Hauptgipfels mehr als 2 Meilen, und sein höchster Krater hat 2000 Schritt im Durchmesser. Dieser ungeheure Feuerschlund ragt, bei einer absoluten Höhe von 10,226′, in die Region des ewigen Eises hinein. Am steilsten sind seine nördlichen und östlichen Abdachungen; der directe Abstand des Gipfels von dem nächsten Punkte der Küste beträgt nur 2½ Meile. Da indeß die verheerenden Eruptionen des Aetna, welche, wie bei allen Vulkanen von bedeutender Höhe, verhältnißmäßig selten sind, gewöhnlich nicht durch den höchsten, sondern durch einen oder den anderen der Neben-Krater geschehen, welche sich zu verschiedenen Zeiten an den Seiten des Berges, in größerer oder geringerer Höhe sehr zahlreich gebildet haben: so erscheinen auch die sanfteren südlichen und östlichen Abhänge zum Theil außerordentlich wild, zerklüftet und mit mächtigen Lavamassen überströmt. Oft thürmen sich diese wie unersteigliche Mauern von 40—50′, ja von 300′ Fuß Höhe auf; oft reichen sie als meilenbreite Ströme und viele Meilen weit in die Landschaften am Süd-Fuß des Berges.

Sicilien ist seit dem classischen Zeitalter berühmt durch seinen gesegneten Boden und den Reichthum seiner Erzeugnisse. Seitdem hat jedoch Vieles auf der Insel eine andere, eine ungünstigere Gestalt angenommen. Zwar muß sie noch immer fruchtbar und reich an Producten genannt werden, allein nur ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil ihrer Oberfläche, kaum ein Zehntel derselben, besteht aus angebauten Ländereien. Auch darf man keineswegs in diesen so ausgebildete Culturverhältnisse erwarten, wie sie die Lombardei, das Arno-Thal und andere Gegenden aufzuweisen haben, und eben so wenig hält die natürliche Vegetation Siciliens im Allgemeinen einen Vergleich aus mit der campanischen, wenngleich die letztere in einzelnen Localitäten Sici-

---

*) Vergleiche S. 230 ff.

liens noch übertroffen wird. — Außer der ungleichen absoluten Höhe und der ungleichen Vertheilung der natürlichen Bewässerung, hat besonders die geognostische Boden-Constitution einen bestimmten Einfluß auf diese Verschiedenheit des Pflanzenwuchses und die dadurch mitbedingte Abwechselung des landschaftlichen Charakters der Insel. Vermöge der gleichzeitigen Einwirkung beider erstgenannten Einflüsse finden sich exotische Gewächse nur bis zu einer absoluten Höhe von 100′, Wälder dagegen erst in einer Region, welche mit 2000′ beginnt, und am Aetna (Regione silvosa) bis 7500′ abs. Höhe aufsteigt. Die Flüsse Siciliens tragen nur ein Geringes zur Steigerung der Fruchtbarkeit bei, denn sie sind sämmtlich kurz, wasserarm, und nur hin und wieder zu künstlicher Bewässerung der Aecker oder Wiesen benutzt. Regen gehört in Sicilien, wie auf sämmtlichen benachbarten Eilanden, unter die seltenen Erscheinungen, denn mit Ausnahme weniger Wochen ist der Himmel das ganze Jahr hindurch wolkenlos, und die heiße Sonne unverschleiert, deren brennende Strahlen alle Pflanzen versengen müßten, wenn sie nicht durch allnächtlichen starken Thau erquickt würden. — Aber mächtiger als alles Andere macht sich der Einfluß der geognostischen Verhältnisse geltend. In Folge desselben finden sich in mehr als 2000′ absoluter Höhe selten cultivirte Felder, denn mit diesem Niveau hört in dem größten Theil der Insel der der Vegetation günstige, leichter verwitternde und daher mit einer dickeren Ackerkrume bedeckte tertiäre Boden auf, und die herrschend werdende Formation des älteren Kalksteins mit ihren härteren Felsarten vermag nur magere Weiden, den Oelbaum und aromatische, minder nutzbare Gesträuche, die wie jener mit der kärglichsten Nahrung vorlieb nehmen, zu erzeugen. Die vulkanischen Massen des Aetna und des Val di Noto, so wie die an den benachbarten Küsten vorhandenen kleinen Tiefebenen bieten dagegen dem Anbau und der Vegetation, unter Mitwirkung des solarischen Einflusses, so günstige Verhältnisse dar, wie sie kaum die südlichsten Huertas der iberischen Halbinsel aufzuweisen haben. Hier gedeihen daher nicht nur alle Getreidearten, der Weinstock, die edlen Südfrüchte in reicher Fülle, sondern auch das Zuckerrohr, die Baumwollenstaude, die Dattelpalme und einige andere Repräsentanten der Tropenwelt.

Diese Gegenden sind zugleich die angebautesten und cultivirtesten der ganzen Insel; ihnen ähnlich sind die kleinen Küstenebenen von Messina, Melazzo, Palermo, Trapani u. a. m. Aber das Innere Siciliens liegt großentheils wüst und unbestellt da; das ausgedehnte, von Tertiär-Formationen gebildete Plateau hat, wie die castilischen, nur wenig urbaren Boden, obgleich die Culturfähigkeit desselben, wie dort, durch zahlreiche Beispiele dargethan ist. Die freiwillige Vegetation dieses Landstrichs ist in Folge der Dürre, gleichfalls wie in den beiden Castilien, außerordentlich mager, einförmig und steppenartig, so daß einzelne Pflanzenarten, wie z. B. die Zwergpalme, Cisten und anderes Gestrüpp, weite Landstriche ausschließlich einnehmen, und Heerden von nomadisirenden mageren Rindern und grobwolligen Schafen nur eine dürftige Weide finden.

Das Aussehen der Landschaften des inneren Siciliens ist daher keineswegs erfreulich. Der Mangel an Dörfern und Weilern vermehrt die Einsamkeit und Oede derselben, denn die zahlreiche Bevölkerung ist, wie in Apulien, in eine Menge von kleinen Städten zusammengedrängt, die oft gleich Vogelnestern an den Felsgipfeln der niederen Berge hangen. Nur in der Umgebung der Ortschaften hat die Cultur, mit geringer Anstrengung, schöne fruchtbare Oasen geschaffen.

Dagegen erblickt man das lebensvollste, abwechselndste Gemälde, wenn man in die Küsten-Ebenen, namentlich in die durch Anbau und Fruchtbarkeit berühmte Ebene von Catania, hinab- und aus dieser in die untere Region (Regiona colta) des Aetna hinansteigt. Hier sind wüste Ländereien selten, und allein die unverwitterten, schwarzen Massen der jüngeren Laven unterbrechen das Grün der Landschaft. Auch der Anbau hat sich weniger isolirt, denn außer den Städten gibt es eine Menge einzelner Wohnungen, die aufs mannichfaltigste in der Gegend zerstreut sind. Allein selbst hier hat die Hand des Menschen nur sehr wenig gethan, um die reichen Gaben der Natur zu vervielfältigen; die Landwirthschaft wird hier, wie im Innern, äußerst nachlässig betrieben; künstlich bewässerte Felder — Ortaggi — sind bei der Indolenz der großen Grundbesitzer selten, und die beschränkten Mittel der kleinen Pächter und After-Pächter würden selbst bei größerer Betriebsamkeit nicht hinreichen, um diese oder ähnliche Meliorationen ins Leben zu rufen.

Ungeachtet aller dieser ungünstigen Umstände verdient die Insel noch immer, wie vor Zeiten, den Namen einer „Korn-Kammer", denn die Aernten, welche im Juni Statt finden, geben in der Regel einen sehr reichlichen Ertrag, welcher das eigene Bedürfniß bei Weitem übersteigt. Der Ueberschuß wird von den Landleuten nach der Küste in große, öffentliche Getreide-Magazine — Carricatori — gebracht, aus denen der Export ohne weitere Beschwerden für den Producenten Statt findet.

Denkmale des Alterthums.

Sicilien wird von Jahr zu Jahr mehr besucht, und welches Land verdiente auch mehr das Ziel einer Forschungs- wie einer Vergnügungsreise zu sein? Alles, was die Natur auf einen Fleck der Erde zusammendrängen kann, scheint sie hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben, und Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet sich hier in gleichem Maße. Die großen Denkmäler kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Riesenreste alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Felsen und zeigen sich noch nach dreitausendjährigem Zeitensturme würdig, das schönste Land zu schmücken. Wo sind Ruinen, welche mit denen Siciliens zu vergleichen wären? Wo findet der Alter-

thumsforscher reichere Ausbeute, als in diesem Lande, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen? Und was ist in dem hochgepriesenen Rom selbst, was in ganz Italien mit den einfach großen dorischen Bauwerken Siciliens zu vergleichen, außer die Tempel in Pästum? Roms Monumente bestehen bloß aus der Kaiserzeit, alles Andere ist mit Nacht bedeckt; in Sicilien dagegen zählen die neuesten Monumente des griechischen Alterthums dritthalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der antiken Architektur in so klarem Lichte. Die Entwicklung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Stile auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten Siciliens, gibt diesen, besonders dem wunderlich gemischten, antik-modernen, mehr asiatischen als europäischen Palermo ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen; und wie man sich bei Annäherung der blühenden Ufer Siciliens dem Aequator um drei Grade, und Afrika näher als Europa befindet, so fühlt man sich auch durch die Physiognomie der Menschen, ihre Kleidung und Wohnung dem bisher Gesehenen entrückt und in eine tropische Zone versetzt. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der dunkelglühende Himmel sind entzückend. Obgleich in der letzten Zeit etwas mehr für die Fahrstraßen gethan worden ist, so erstrecken sie sich doch nicht weiter, als über die Nordküste, nämlich von Palermo nach Catania und Messina, und auf der anderen Seite bis Trapani. Könnte man bequem durch dieses Paradies fahren, so würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und man würde alle Zwecke, welchen man in diesen beiden Orten nachstrebt, in Einem Punkte vereinigt finden. Zwar sind die Alterthümer hier nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert, wie in Rom, allein es liegt ein unendlicher Reiz darin, sie zu suchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichsten Thäler, deren schöne, bis in die höchsten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachsene Berge den zahllosen afrikanischen Ziegen zur Weide dienen, welche mit ihren lang herabhangenden Seidenflocken ein äußerst malerisches Bild geben, durch die wunderbarsten Perspective, welche sich meist ungeahnet plötzlich auf den Seespiegel oder in ein anderes noch lieblicheres Thal öffnen, endlich um den letzten Bergrücken beugt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die stille, von höheren Bergen umschlossene Anhöhe bei Segeste herabgesenkt, vor dem entzückten Beschauer steht; wenn man die so langer Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindari, des von Cicero erwähnten Gymnasiums, des herrlichen Tempels der Concordia zu Girgenti, des Jupiter Olympicus in Syracus, die eingestürzten Säulen der Giganten und des Jupiterstempels des stolzen Agrigents und die mächtigen Ueberreste der drei Tempel zu Selinunt gesehen, und auf der Höhe des majestätischen Theaters von Taormina des bezauberndsten Anblickes genossen, den Meer und Erde in ihrer höchsten Schönheit vereinigen können —

dann raffe man seine Kräfte zusammen und erklimme den Feuerberg, der seinen ewigen Schwefeldampf den Gestirnen zusendet und dessen Riesenschatten Afrika's Küste erreichen, und überglücklich mag sich preisen, wer das glühende Gestirn von Osten aus dem Meere tauchen und das paradiesische Panorama in den glänzendsten Farben vor sich ausgebreitet sieht.

---

63. Der Aetna.

(Nach Joakim Frederik Schouw, die Erde, die Pflanzen und der Mensch.)

Wo sich die Erdoberfläche zu einer bedeutenden Höhe erhebt, dort tritt die Unebenheit gewöhnlich nicht als ein einzelner Berg, sondern als eine Vereinigung mehrerer Berge, als eine Gebirgsmasse auf; bald als ein im Verhältniß zur Länge schmaler First, mit Berggipfeln auf dem Rücken und den Seiten des Gebirges, bald als eine Sammlung von Bergen, um einander gelagert, gewöhnlich auf einem flacheren Fuß, bald endlich als ein großes Alpenland mit mehreren Bergfirsten, Seitenzweigen, Mittelbergen, Vorbergen und vielen Gipfeln, der eine innerhalb des anderen und neben dem anderen. Bei allen diesen Gebirgen sehen wir Thäler, welche von Flüssen durchströmt werden, Nebenthäler, deren geringerer Wasserlauf zu jenen Hauptströmen stößt, oft Terrassen und Hochebenen. Auf diese Weise treten die Alpen, die Pyrenäen, Norwegens Gebirge, die verschiedenen deutschen Bergsysteme und die Apenninen auf.

Ganz anders zeigt sich der Aetna. Obgleich von sehr bedeutendem Umfang und bedeutender Höhe, ist er doch nur ein einziger Berg, eine einzige kegelförmige Unebenheit der Erdoberfläche, ohne First, ohne Hochebenen und Terrassen, ja, ohne Thäler und Flüsse. Er ist deßhalb, wenn man dabei auf Umfang und Höhe Rücksicht nimmt, in Europa der einzige seiner Art.

Sein Umfang beträgt etwas über 20 geographische Meilen. Die Höhe ist 10,200 pariser Fuß; er ist also viel höher als irgend ein Punkt in dem ganzen nördlichen Europa, höher als die höchsten Gipfel der Apenninen und der griechischen Berge, und eben so hoch als die Pyrenäen. Nur die Gipfel der Alpen und ein paar Punkte in der Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Der Aetna ist gänzlich abgesondert von den übrigen Gebirgen Siciliens; gegen Süden liegt Catania's Ebene, gegen Westen und Norden befinden sich die Flüsse Gjarretta und Alcantara, gegen Osten das Meer. Der Fuß des Berges hat eine rundliche Form, doch ist die Ausdehnung von Norden nach Süden etwas größer, als von Osten nach Westen. Sein höchster Gipfel liegt in der Mitte, und der ganze Berg erhält also die Form eines Kegels. Sanfte Abhänge bilden die Seiten, mit Ausnahme des obersten Gipfels, welcher einen steilen Kegel

bildet, der in einer trichterförmigen Vertiefung — Krater — endet, dessen Mündung ungefähr ein Drittheil bis eine halbe geographische Meile im Umfang beträgt. Der Aetna zeigt nicht ein einziges Thal, die große Vertiefung an der Ostseite, welche den Namen Valle di bue führt, wird von den Seiten eines alten, außerordentlich großen Kraters gebildet.

Dagegen hat der Aetna mehrere Hundert kleine Krater, kegelförmige, abgesonderte kleine Berge mit trichterförmigen Vertiefungen. Durch diese haben die eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe sich im Laufe der Zeit den Ausweg verschafft; aber obgleich verschiedene dieser Krater an und für sich bedeutend sind, so sind sie doch im Verhältniß zur ganzen Masse zu klein, um die Kegelform zu unterbrechen.

Der Boden ist überall vulkanisch, er besteht nämlich aus Lava, vulkanischem Sand oder vulkanischer Asche, oder aus den ausgeworfenen Steinmassen. Die Menge des Sandes und der Asche nimmt natürlich in dem Verhältniß zu, wie man sich den Kratern nähert, und da diese um so häufiger werden, je höher man kommt, so nimmt auch mit der Höhe die Asche zu; der oberste Theil ist beinahe ganz von derselben bedeckt.

Mit der Form des Berges und der Beschaffenheit des Bodens steht die charakteristische Eigenschaft, daß nämlich der Aetna der Flüsse, Bäche und Quellen entbehrt, in naher Verbindung. Das Regenwasser und das, von den großen Schneelagen kommende Schneewasser fließt an den schrägen Seiten hinunter, ohne sich zu Flüssen anzusammeln, weil es dort keine Thäler und auf dem obern Theil auch keinen Rasen gibt, welcher sonst so wesentlich dazu beiträgt, das Wasser zu sammeln; die lockere Asche und die harte Lava sind gleich ungeeignet, die Bildung des Quellwassers zu fördern. Nur in den untersten Theilen des Berges zeigen sich, obgleich sehr spärlich, Quellen, und am Fuße einzelne kleine fließende Wasser. Die Bewohner sind, besonders in den höheren Theilen, auf Cisternenwasser beschränkt.

Die abgesonderte Lage und die zusammengedrängte Form machen den Aetna besonders dazu geeignet, den großen Einfluß zu zeigen, welchen die Höhe auf das Klima und dadurch mittelbar auf die Pflanzen hat. An wenigen Stellen, vielleicht an keiner in Europa, sind die verschiedenen Pflanzengürtel so in die Augen fallend und so gut begrenzt, wie hier, und können so leicht mit einem Blick übersehen werden. Deßhalb haben die Bewohner, ohne irgend einen Begriff von der Pflanzen-Geographie zu haben, den Berg in drei sehr natürliche Gürtel eingetheilt, in den angebauten Gürtel, den Waldgürtel und den nackten Gürtel.

In dem angebauten Gürtel, welcher bis zu einer Höhe von 2500 Fuß geht, finden wir ausgedehnte Aecker, wo man Weizen und Gerste baut, jenen zur Nahrung der Menschen, diese zu Pferdefutter. Noch ausgedehnter ist der Weinbau; der heiße, trockne Sommer und der dunkle Erdboden machen diesen Gürtel besonders geeignet dazu. An

einigen Stellen hat man in der schwarzen, vulkanischen Asche Löcher gegraben, diese mit Dammerde ausgefüllt und Weinreben hineingepflanzt; obgleich die Wurzeln sich nicht weiter als die Dammerde erstrecken, so trägt der Weinstock dennoch, umgeben von der schwarzen Asche, vortreffliche Trauben. Auch der Olivenbau ist an den untersten Abhängen des Aetna bedeutend; nicht weniger der Mandel- und Feigenbau.

Der zweite Gürtel ist der Waldgürtel, welcher sich von 2500 bis 6000 Fuß erstreckt. Die Orangenbäume, die Baumwolle und der Olivenbaum sind verschwunden, Mandel- und Feigenbäume, sowie die Weinreben verschwinden allmählig. Freilich findet man hier noch Getreide- und Weinbau, aber der Wald nimmt doch den größten Theil ein, und dessen Benutzung zum Holzschlag und zu Weiden ist hier die Hauptsache. Bei den höher liegenden Dörfern wird der Weizen nicht mehr gebaut, sondern der Roggen tritt an dessen Stelle, welchen man hier deutsches Korn nennt, vermuthlich weil er aus Deutschland eingeführt worden ist. Die Wälder werden in dem untern Theil des Waldgürtels hauptsächlich von Eichen mit abfälligem Laube und von Kastanien gebildet. Hier findet man die durch den Umfang ihrer Stämme so berühmten Kastanienbäume, unter welchen Castagno di cento cavalli, dessen Umkreis des Stammes an der Wurzel 180 Fuß beträgt, besonders berühmt geworden ist.

Der obere Theil des Waldgürtels besteht hauptsächlich aus Buchen (welche nicht unter 3000 Fuß gefunden werden), einer Art Föhre (Pinus laricio) und Birken. Hier ist kein Getreidebau, man findet keine oder nur sehr wenige Dörfer. Diesen Gürtel benutzt man zum Mästen der Schweine, zum Weiden der Ziegen und zum Holzschlag.

Wenn man in den Alpen, Pyrenäen und Norwegens Bergen die Baumgrenze übersteigt, so trifft man die schöne, früher schon beschriebene Alpenflora; kleine Büsche oder niedrige Kräuter, mit verhältnißmäßig großen, zierlichen Blumen von reinen Farben und mit einer großen Mannichfaltigkeit der Formen und Farben. Diese Alpenflora vermißt man gänzlich auf dem Aetna, ungeachtet die Höhe hinreichend genug ist, um ein eben so kaltes Klima hervorzubringen. Der Pflanzenwuchs über der Baumgrenze ist außerordentlich arm, höchst einförmig, und es ist keine Spur der Formen oder Charakterzüge vorhanden, welche die Alpenflora bietet. Fragen wir, weßhalb der obere Theil des Aetna eine so ärmliche Vegetation hat und gänzlich der Alpenflora entbehrt, so fällt die Antwort nicht schwer: auf die harte Lava und die harte Asche wirkt die Atmosphäre nicht so leicht ein, wie auf anderes Gestein, welches durch sie zu dem für die Alpen so fruchtbaren Kies verwandelt wird; dann verhindert jeder neue Ausbruch, durch die neuen Lavaströme und neuen Aschenregen, diese Umbildung des Erdbodens und vernichtet zugleich die Pflanzen, welche aufzutreten beginnen; endlich kommt noch der große Mangel an Quellen und Bächen hinzu.

Der Aetna hat in verschiedenen Jahreszeiten und unter verschiedenen Verhältnissen ein verändertes Aussehen. Den Aetna sah ich im Anfang

des März 1830 in seiner Wintertracht. Drei Viertheile des Berges, nämlich der ganze nackte Gürtel und beinahe der ganze Waldgürtel, lagen unter einer zusammenhangenden Schneedecke, am Fuße dagegen waren alle Felder mit dem schönsten Frühlingsgrün bekleidet; Erbsen, Bohnen und der Flachs standen schon in voller Blüthe, die Mandelbäume waren bereits abgeblüht und mit Blättern besetzt, und die Feigenblätter begannen sich zu entfalten; die Fluren waren mit Hyacinthen, Narcissen, Crocusarten, Anemonen und unzähligen anderen Blumen geschmückt. Der Aetna stand da als ein ungeheuer großer Schneekegel, dessen Fuß von einem riesengroßen Blumenkranz umgeben war.

Gegen Schluß des August und Anfang September 1818 besuchte ich den Aetna zum ersten Mal. Der Berg war damals in seiner Sommertracht. Der Schnee war gänzlich verschwunden, mit Ausnahme einiger kleinen Anhäufungen in den Vertiefungen des allerhöchsten Theils, welche nur an Ort und Stelle selbst sichtbar waren. Der Wald prangte grün und frisch, aber der angebaute Gürtel bot ein welkes, todtes Aussehen. Der beinahe regenfreie Sommer, die starke Hitze hatten hier fast alles Gras und alle Kräuter vertrocknet; nur die immergrünen Büsche und Bäume mit ihren harten, glänzenden Blättern standen noch da; desgleichen Cactus (Opuntia) und Agaven, welche ihres reichen Saftvorrathes wegen die Dürre aushalten konnten.

Die Aussicht von der Spitze des Aetna hat etwas ganz Eigenthümliches, darauf gegründet, daß der Berg ganz isolirt und kegelförmig ist; keine anderen Gipfel, Firste oder Terrassen verhindern die Aussicht, und es ist fast, als ob man in einem Luftballon hoch oben in der Luft schwebte. Land und Meer liegen unter Einem, wie auf einer Landkarte; vielleicht mit Ausnahme des westlichen vierten Theils übersieht man ganz Sicilien; wenn der Aetna in der Mitte, anstatt auf einer der Küstenseiten läge, so würde man die ganze Insel, obwohl sie einen Fächenraum von gegen 600 □ Meilen einnimmt, und einen Theil des angrenzenden Meeres übersehen; so aber übersieht man nur die Nordküste und über dieselbe hinaus die liparischen Inseln, welche dergestalt liegen, als ob man sie mit Händen greifen könne; man erblickt auch die Südspitze Siciliens; gegen Osten sieht man die Meerenge als ein schmales Wasser; an der entgegengesetzten Seite Calabrien, dessen Berge bis auf 6000 Fuß steigen, und dennoch sieht man das Meer jenseits dieser Berge. Merkwürdig ist der große Schlagschatten, welchen der Aetna wirft; wenn die Sonne Morgens aufgegangen ist und die Meerenge und die Ostseite des Aetna beleuchtet, so sind die Westseiten des Berges und die westlich von demselben liegenden Theile Siciliens noch im Dunkel.

Damals war der Aetna in der vollkommensten Ruhe, der Krater war geschlossen, und nur eine schwache Rauchwolke stieg aus demselben auf. Im folgenden Jahre hatte ich Gelegenheit, diesen Vulkan in Thätigkeit zu sehen.

Während die Ausbrüche des Vesuvs häufiger auf einander folgen,

bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade, so sind die des Aetna viel seltener, aber wenn sie kommen, sind sie desto heftiger. Seit 1811 hatte kein Ausbruch Statt gefunden; ich mußte es deßhalb als ein besonderes Glück ansehen, daß, als ich im Mai 1819 diesen Berg wieder besuchte, am Tage vor meiner Ankunft ein Ausbruch begonnen hatte. Ich eilte sogleich während der Nacht den Berg hinauf und erreichte noch vor Anbruch des Tages einen Punkt, Montagnola, ungefähr 9000 Fuß über dem Meere, wo man den neuen Krater unter sich hatte. Hier bot sich mir nun die herrlichste Gelegenheit, den Flammenrachen zu sehen, aus welchem der Rauch aufsteigt und aus dem die glühenden Steine hinausgeworfen werden; etwas weiter unterhalb die ausströmende Lava, und da dicht dabei ein jäher Sturz nach Valle di bue war, bildete der Lavastrom einen Fall von mindestens einer Höhe von mehreren Hundert Fuß. Unten im Thale oder richtiger im Schlunde erweiterte er sich und strömte gleich einem breiten Feuerfluß von der Länge einer Meile; der von der Lava angezündete Wald stand in lichten Flammen, schon waren Roggenfelder von der herniederfließenden Lava vernichtet, und ängstlich berechneten die Bewohner der nächsten Dörfer, welchen Weg der Strom, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl nehmen würde. Doch stand er bald still, wovon ich mich nach einigen Tagen, als ich seinen Fuß besuchte, überzeugte, indem er erstarrte Lavamassen auf Lavamassen häufte und sich dadurch selbst einen Damm schuf.

Während ich diesen Ausbruch betrachtete und mich dem Krater so nahe, als rathsam, zu nähern suchte, ging die Sonne auf. Das Licht der Sonne kämpfte mit den so verschiedenen Lichtern von dem Feuer des Kraters, der brennenden Lava und des brennenden Waldes. Endlich siegte die Sonne; die Feuersäule des Kraters ward zu einem grauen, die der Lava zu einem weißen Rauch verwandelt; rund umher war Alles mit Schnee bedeckt. Diese Vereinigung von Feuer und Schnee, und dieser Gegensatz und Kampf der verschiedenen Beleuchtungen ist eine der interessantesten Natur-Erscheinungen, welche ich erlebte.

---

64. Palermo.

(Nach Ad. Stahr, ein Jahr in Italien.)

Am Meeresufer liegt in meilenbreiter Ebene, von Orangenwäldern umgeben und mit seinen zahlreichen Kuppeln, Thürmen und Zinnen von Osten nach Westen hingestreckt, Palermo. Die lachende Ebene, mit Recht die goldene Muschel (Conca d'oro) genannt, wird von einem Gebirgshufeisen umschlossen, dessen beide auslaufende Spitzen den Hafen der Stadt bilden. Der eine dieser Ausläufer, der wildgezackte vielgipelige Monte Pellegrino (der Pilgrimsberg), stürzt sich mit kühnem Schwunge fast steilab in die See, während das entgegengesetzte Capo Zafferan (das

Safran-Cap) sich wie ein langer Speer in die Fluthen senkt. Von der Hafenbucht bis an das zweite Thor, fast in der halben Länge der Stadt, dehnt sich ein prächtiger Kai, die Marina, aus. Eine großartige Pflanzenwelt, wie sie das nahe Afrika erzeugt, blüht auf der Landseite und wechselt an den Bergen mit schroffen, kahlen, röthlichgrauen Felsabhängen; auf der anderen Seite aber vollendet der weite, durch nichts als durch den feinen Saum der Horizontlinie des Meeres begrenzte Ausblick ein Bild, dessen Eindruck selbst den von Neapel übertrifft.

Die Stadt ist ins Kreuz gebaut. Zwei lange schnurgrade Straßen, der vom Gestade her sanft aufsteigende Cassaro oder Toledo und die Via Macquedo, durchschneiden sich ungefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni (der Vier-Ecken-Platz), geschmückt mit vier Brunnen und eben so vielen Bildsäulen spanischer Beherrscher Siciliens. Von der Mitte dieses achtseitigen Platzes sieht man die vier Hauptthore, östlich das Meer, nach den übrigen Gegenden hin das Gebirge. In den genannten beiden Straßen wogt das bunteste Gewühl, prangen die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in Bazars und Gewölben der glänzendste Luxus. Dagegen fand ich die meisten Nebenstraßen krumm, winklicht und voll Unrath. Auch hier schweben zum Behuf des Trocknens weiße und farbige Kleidungsstücke, Gardinen und Maccaroni als seltsame Verzierung aus allen Fenstern in der Luft. Vor den Thüren arbeiten unter dem Schutz ausgespannter Zelttücher die meisten Handwerker; Mädchen knüpfen vor Aller Augen Fransen, flechten Gewebe aus Aloefasern und verfertigen in großen Rahmen schöne weiße Stickereien; öffentliche Schreiber, welche vorzugsweise Liebesbriefe für Andere fertigen, habe ihre Tische an allen Ecken; eben so sitzen Advocaten zwischen Actenstößen und ertheilen ihren Clienten unter freiem Himmel Rath. Das getümmelvolle Treiben auf den Straßen dauert bis Mitternacht. Auf dem Platz der Marina hört man alle Abend Militärmusik. Die Marina selber bietet einen der angenehmsten Spaziergänge, die man in Europa findet. Eine in dem Mauerwerk angebrachte Steinbank, Trottoirs, Gasbeleuchtung und eine doppelte Allee immergrüner Bäume gewähren die nöthige Bequemlichkeit und Schatten. Paläste reihen sich an Paläste; vor denselben zieht sich eine mit Bänken versehene Terrasse hin, unterhalb welcher allabendlich die vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern zu Pferd und zu Esel, ihre Corsofahrt hält. Nicht weniger belebt ist der Hafen. Da sitzt auch der öffentliche Erzähler, von früh bis spät seine Geschichten aus der Ritterzeit und Feenwelt auftischend; neben ihm sucht der Improvisator das Zwerchfell seiner Zuhörer durch witzige Einfälle zu erschüttern und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Declamator, der mit sprühenden Augen seine Verse herunterdonnert. Alles ganz wie in Neapel. Einige Hundert Bettler von jedem Alter und Geschlecht, die außer einem schmutzigen Lumpen um die Mitte des Leibes nichts auf dem verbrann-

ten Körper tragen, rennen wie Besessene durch alle Gassen, oder liegen ausgestreckt im Staub und im Kothe da und halten, jämmerlich winselnd, Einem die Hand entgegen, ohne den hin und her rollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen, so daß die Kutscher genöthigt sind, sie zu umfahren.

Der Dom der heiligen Rosalia ist im Aeußern ein Prachtstück; im Innern sind einzelne Capellen und Altäre ganz mit Platten des himmelblauen Lasursteines (Lapis lazuli) bedeckt. In einer der Seitencapellen stehen die rothbraunen Marmorsärge der Kaiser Heinrich IV. und Friedrich II. In der Gruftkirche unter dem Dom ruhen auch Kaiser und Könige neben geistlichen Fürsten und Heiligen.

Nicht weit von dem Dom, auf einem großem, zum Theil mit grünen Particen eingefaßten Platz, erhebt sich das mächtig breite Schloß, die Königsburg des Normannen Roger, einst Festung und noch jetzt auf beiden Seiten mit steinernen Bollwerken versehen. Durch das Eingangsthor tritt man in den viereckigen Hof, wo drei schöne Säulenhallen im Spitzbogenstil über einander aufsteigen. Zur Rechten im zweiten Stockwerke befindet sich die berühmte Capella Palatina mit den herrlichsten alten Mosaikgemälden. Wie der ganze Palast sarazenischen Ursprungs sein soll, so auch die Bauart dieser Kirche. Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente schmücken in fortlaufender Reihe alle Wände, Bögen und Gewölbe. Es ist gleichsam eine vollständige Bibel in Stein und Farben. Marmorbekleidung und Mosaik bedecken jeden Punkt vom Fußboden bis zur Decke. Der ganze Bau erscheint als vollständige dreischiffige Basilica, mit einer Kuppel über dem Chorraume.

Je länger ich hier weile, desto mehr fesselt mich Stadt und Gegend, so daß Neapel in den Hintergrund gedrängt wird. Aus dem nervenzerrüttenden vulkanischen Menschengetose dieser Stadt gibt es außer nach dem Posilipp und Capo di Monte für Spaziergang oder Fahrt gar keine Flucht; denn alle Ortschaften bis Castella mare hinaus sind eigentlich nur endlos fortgesetzte Vorstädte Neapels, deren Ausdehnung ermüdet. Palermo hat dagegen den Vorzug der Begrenzung durch ein Gebirge, dessen malerische Formen vielleicht durch nichts in der Welt übertroffen werden, während zugleich sein Golf, nicht wie der neapolitanische durch Inseln geschlossen, die unbegrenzte Aussicht auf die Unendlichkeit des Meeres bietet. Die Umgebung der Stadt, das ganze breite, leise ansteigende Thal, in dessen Schooße sie hingestreckt liegt, ist ein großer Garten; schattige Kühle, Ruhe und ländlicher Frieden sind bald von jedem Theile der Stadt aus erreichbar.

cc. Die iberische Halbinsel. (Spanien und Portugal.)

65. Geographische Stellung und horizontale Gliederung der iberischen Halbinsel.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, und A. v. Roon, die iberische Halbinsel.)

Italien ist ein herrliches Land, aber man kann in vielen Beziehungen sagen, Spanien ist ein herrlicheres. Das äußerste Südwestland Europa's kann es die Segel seiner Schiffe und seiner Gedanken über und in den beiden weltbildenden und weltbeherrschenden Meeren ausspannen, dem mittelländischen und dem atlantischen. Wie die größte Mannichfaltigkeit der Ideen und Bilder, zur Einheit des Gedankens und des Ueberblicks verbunden, den Begriff der Schönheit bildet, so bildet die Mannichfaltigkeit der Wechsel, Erscheinungen und Erzeugnisse der Natur die Schönheit und den Segen eines Landes und auch den Segen der Erregungen, Anschauungen, Strebungen und Entwicklungen eines Volkes. Diesen Segen hat Spanien vor Italien noch voraus, und mit dem einst glücklichen Hellas gemein, nur in einem mächtigeren gewaltigeren Maße, indem es viermal größer ist, als Hellas war. Spanien und Portugal bilden eine große Halbinsel, zusammen etwas kleiner als Deutschland, etwas größer als Frankreich. Diese Halbinsel, viel besser und glücklicher umgrenzt und viel stärker vertheidigt, als Italien durch seine Alpen, von welchen das leichtere Hinabsteigen gegen Süden, das tausendmal schwerere Hinaufsteigen gegen Norden und Westen nach Deutschland und Frankreich ist. In Italien hinabgestiegen, findet ein fremdes Heer in den fruchtbaren Ebenen des Po sogleich volle Weide für Menschen und Thiere und leichte ungehemmte Bewegung. Ein Heer, das aus Frankreich auch seitwärts an beiden Meeren durch die dort niedrigeren Pyrenäen durchgedrungen ist, hat noch Märsche von dreißig vierzig Meilen durch die schwersten Schlüchte und Tiefen, durch den ungeheuersten Mangel und Noth der Gebirge, ehe es auf die Ebenen Castiliens gelangt. Ganz Spanien, wenn man über die höchsten Stufen heruntergekommen, ist ein Berg- und Hügelland mit mehreren Tafeln, ringsum Meer mit fischreichen Buchten und sichersten Häfen. Die Mannichfaltigkeit dieses Landes wird durch vier, strengest genommen durch drei verschiedene Klimate gemacht. Das erste Klima: die Hochgebirge Cataloniens, Aragoniens, Navarra's, Biscaya's, Asturiens, Galliciens; das zweite Klima: die noch mit einzelnen Bergketten, Schlüchten und Thälern durchschnittenen beiden Castilien, Leon und Estremadura; das dritte Klima: was sich im südlichen Castilien, in der Mancha, im portugiesischen Alentejo gegen die Sierra Morena hinzieht; das vierte Klima, welches, wenn man dieses dritte nicht mitzählt, das dritte heißen muß: die Landschaften unter Aragoniens, Castiliens und Alentejo's Bergen, nämlich Valencia, Murcia, Granada,

Andalusien, Algarbien. Jenes erste Klima kalt, hoch, rauh, reich an Metallen und Viehzucht, in den einzelnen Fluren und Thälern treffliche Wiesen, Obstgärten, Getreide, spätere Aernten, ein spanisches Nordland; das zweite Klima reich an Korn, Obst, Wein, Schafheerden, den einst weltberühmten, welche bei uns jetzt eben so edel gezogen werden; das dritte Klima zieht Südfrüchte, den Oelbaum, den Feigenbaum, den Weinstock neben Weizen und Reis, wenn man wollte, an manchen Stellen auch Zucker und Baumwolle, Eisen, Blei, Gold, Quecksilber, andere Metalle, Farbepflanzen, Soda, Salz, Fischfang, viele andere trefflichste Erzeugnisse nicht einmal zu nennen.

Die Gestade der Halbinsel bilden eine Linie von 420 geographischen Meilen. Das biscayische Meer bespült nämlich die Nord-Küste der Halbinsel, zwischen Fuenterabia und Cap Ortegal, in einer Länge von 70, der atlantische Ocean die West- und Südwest-Küste zwischen C. Ortegal und C. Tarifa in einer Länge von 180, das mittelländische Meer die südöstlichen Gestade zwischen C. Tarifa und C. Creuz auf einer Linie von 170 Meilen.

Die Halbinsel ist daher ein in sich abgeschlossenes Ganzes, dessen Bau von innen nach außen aus ihm selbst construirt und erklärt werden muß; sie ist wie ein hohes Bollwerk anzusehen, welches auf drei Seiten in die Tiefen des Oceans, auf der vierten eben so steil zu den Tiefebenen Süd-Frankreichs abstürzt. Die Halbinsel wird zur Insel, wenn man sich einen etwa 400 Fuß höheren Stand des Meeres denkt, und nichts ist irriger, als die Vorstellung, nach welcher das Gezimmer der Halbinsel als abhängig, seine Theile als Fortsetzungen von der scheidenden Grenzwand der Pyrenäenkette, diese selbst nur als ein entferntes, durch die niedrigen Sevennen verknüpftes Glied des Alpen-Systems angesehen wird.

Betrachtet man die Gesammtlänge der Land- und Wassergrenzen der Halbinsel = 476 Meilen, so ergibt sich, daß die Landgrenzen wenig mehr als ein Achtel dieser Erstreckung einnehmen, — und da diese verhältnißmäßig kurze Landgrenze überdies durch ein unzugängliches und schwieriges Hochgebirge geschlossen ist, so erklärt sich der abgeschlossene, fast insulare Charakter der Halbinsel, der sich in mehrfachen Beziehungen sehr bestimmt ausspricht.

Diese insularische Natur der Halbinsel war schon den Arabern so auffallend, daß sie, die Söhne breiter Continente, sie nur die Insel „al Dschesira“ nannten.

Vergleicht man dagegen die Küstenlänge mit der Arealgröße = 10,600 □Meilen, so stellt sich heraus, daß auf jede Meile Küstensaum eine Fläche von etwa 25 □Meilen zu rechnen ist: ein Verhältniß, welches die abgerundete, ungegliederte Gestalt der Halbinsel und die Einförmigkeit ihrer Küsten bekundet, — welches ihren inneren Landflächen um so mehr ein continentales Gepräge aufdrückt, als sie, nur von seichten Strömen durchflossen und fast ringsum durch Gebirgsmauern mit spärlichen Pforten von den verhältnißmäßig geringen Ge-

stade-Ländern geschieden und daher von überseeischem Verkehr ausgeschlossen sind. — Nur das Küstenland Portugal, welches auf zwei Seiten mit seiner längsten Grenze dem Ocean zugewendet, auf der anderen Seite dagegen durch mancherlei Terrain-Hindernisse im Verkehr gestört ist, hat daher noch heute, ungeachtet seiner politischen Ohnmacht, einen rein maritimen Charakter in allen Beziehungen seines Volks- und Staats-Lebens. — Spanien dagegen, die vorwaltende politische Macht der Halbinsel, hat zugleich mit seinen amerikanischen Colonieen sowohl die Tendenz als die Fähigkeit zu überseeischem Verkehr fast ganz eingebüßt, während es zugleich durch die Natur-Beschaffenheit seiner Landgrenze von einem innigen belebenden Wechsel-Verhältniß mit dem europäischen Continente ausgeschlossen ist, da die innere Federkraft fehlt, welche erforderlich, um solche Hemmungen zu neutralisiren.

Die verhältnißmäßig geringe Küstenlänge der Halbinsel bedingt den Mangel großer, tiefeinschneidender Küstenbiegungen. Die Gestade der Halbinsel bilden daher auch entweder nur ganz flache Busen, wie an der Ost- und Südseite die Buchten von Valencia, Alicante, Cartagena, Almeria, Gibraltar und Cadix, oder es finden sich fiordartige Flußbusen an den Mündungen bedeutender Flüsse, wie an der Westseite bei Setuval, Lissabon, Aveiro, und selbst an der Mondego-Mündung. — An der Nordseite endlich, besonders aber an der Nord-Westseite zeigt sich die mannichfaltigste und zerrissenste Küsten-Bildung; die Mündungen der zahlreichen kurzen Flußläufe sind hier, durch das Eindringen und Ausspülen der oceanischen Fluth, zu eben so vielen busenartigen Einschnitten, Rias genannt, erweitert, welche aber nur die Einförmigkeit des Gestades selbst unterbrechen, ohne zur Gliederung der Halbinsel etwas beizutragen. Sie vermehren aber auch, vereint mit der steilfelsigen Beschaffenheit dieser Küsten-Strecken, die Zugänglichkeit derselben, indem sie eine Menge guter Häfen bilden, während andererseits jedoch die zahlreichen Klippen und Riffe vor den Einfahrten die Möglichkeit der Landung größerer Fahrzeuge auf eine für die Sicherheit der Küsten angemessene Weise beschränken.

An den portugiesischen Gestaden sind die bedeutenderen Häfen zwar gleichfalls in den erweiterten Fluß-Mündungen zu suchen, aber ihre Zahl ist verhältnißmäßig klein. Der einzige Kriegshafen ist Lissabon. Die Küste ist hier, mit Ausnahme der Strecke zwischen der Mondego- und Tajo-Mündung, eben, sandig, flach, voller Untiefen, daher für größere Schiffe, außer den Hafenstellen, ebenfalls unnahbar.

Im Süden ist die Form der Steil-Küsten die vorherrschende, und nur die Strecke zwischen der Guadiana- und Guadalquibir-Mündung flach und untief. Doch sind hier die Hafenstellen nicht, wie an der Nord- und West-Küste, an den Fluß-Mündungen, weil sowohl der Guadiana und Guadalquibir als der kleinere Tinto ihre Mündungen durch Ablagerung von Schlamm und Sand größeren Seeschiffen verschlossen haben, so daß die einst bedeutenden Häfen von Ayamonte,

Palos und San Lucar heute nur Ankerplätze für kleine Fahrzeuge bilden. Hier sind nur vier durch tiefere Einbiegungen der Felsenküste hinreichend geschützte Hafenstellen mit tiefem Ankergrunde: Lagos, Cadix, Gibraltar und Cartagena; alle übrigen sind offene Rheden. Dabei gewährt der tiefe Ankergrund längs der Steil-Küsten größeren Schiffen die Möglichkeit, sich dem Lande fast überall zu nähern. Dies, so wie die Nachbarschaft der seeräuberischen Morisken, und die durch die Nähe Gibraltars gesteigerte Ausbildung des Schleichhandels, hat die Anlage einer sehr großen Menge von Warten, Wachthürmen (Atalayas), Strandbatterieen, kleiner Castelle längs der ganzen Küste des Mittelmeeres hervorgerufen. Die ältesten dieser Festen entstanden bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Die Ost-Küste ist abwechselnd steil und felsig, oder flach und niedrig; sie ist am ärmsten an guten Häfen: denn wo das Gestade nicht flach und sandig ist, da ist es doch geradlinig, da fehlen schirmende Felsenvorsprünge und weit ins Meer ragende Vorgebirge, und die wenigen kleinen Buchten sind durch die Ablagerungen der in sie mündenden Gebirgsbäche untief geworden. Daher ist der Golf von Rosas der einzige, einigermaßen sichere Ankerplatz der Ost-Küste für tiefgehende Kriegsschiffe.

---

66. Historische Bedeutung Spaniens.

(Nach Jul. v. Minutoli, Spanien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Spanien führt uns in seinen Denkmälern eine Völkergeschichte, wie eine Cultur- und Kunstgeschichte vorüber. Die ältesten uns bekannten Einwohner des Landes waren die Celten im nördlichen und westlichen, die Iberer im östlichen und südlichen Spanien. Nachdem sie sich vielfach gemischt hatten, wurden sie unter dem gemeinschaftlichen Namen Celtiberer begriffen. Phönizier waren (schon 1000 v. Chr.) die ersten fremden Ansiedler. Zweimal erhielt Spanien seine herrschende Bevölkerung aus Afrika: Karthager und Mauren, und zweimal aus andern europäischen Ländern: Römer und Germanen. Die Karthager ließen sich zuerst als Colonisten, dann als Eroberer hier nieder, mußten jedoch bald den Römern weichen, die erst nach zweihundertjährigen hartnäckigen Kämpfen zum vollständigen Besitze des Landes gelangten. Vierhundert Jahre herrschten römische Sprache, Sitten und Gesetze auf der Halbinsel, Künste und Wissenschaften blühten auf derselben nicht minder als in Rom: Pomponius Mela, Seneca, Lucanus, die Kaiser Trajanus und Theodosius waren Spanier. Die große Völkerwanderung berührte auch diesen äußersten Winkel des europäischen Continents: Vandalen und Alanen zogen nach kurzem Aufenthalt weiter, Sueven und Westgothen gründeten eine Herrschaft von längerer Dauer und verschmolzen in ein Reich. Zum zweiten Male ward Spanien von Afrika aus erobert durch die Araber, und nur ein

kleiner Theil der Gothen behauptete seine Unabhängigkeit in dem entlegenen Asturien. Unter der arabischen Herrschaft erreichte Spaniens Cultur und Wohlstand die höchste Stufe. In Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel leuchtete es dem übrigen Europa voran; aus weiter Ferne strömten die Jünger der Wissenschaft herbei, um in den Schulen, Bibliotheken und namentlich auf der Universität zu Cordova die griechische und arabische Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie zu studiren. Uneinigkeit der Mauren unter einander, Verfolgung gesonderter Interessen bereiteten ihrer Herrschaft den Untergang. Die christliche Macht erweiterte sich stets auf Kosten der maurischen, welche, seit der Schlacht bei Tolosa (1212) gebrochen, zuletzt nur noch Granada behielt. In demselben Jahre (1492), in welchem dieser letzte Rest des maurischen Reiches schwand, fand Columbus für Spanien Amerika, und seine Entdeckungen in Verbindung mit gleichzeitigen Eroberungen in Europa (Neapel, Navarra, Mailand) und auf der Nord-Küste Afrika's erhoben Spanien zur ersten politischen Macht. Doch das Reich, „in dem die Sonne nicht unterging", behauptete sich nur kurze Zeit auf diesem Höhepunkte: in einer Reihe langer Kämpfe im Innern (mit Mauren und Juden) und nach außen (mit den Niederlanden, England, Portugal, Frankreich) erschöpfte es seine Hülfsmittel, und eine heldenmüthige Nation sank im Streben nach mühelosem Gewinn in schlaffe Unthätigkeit. Gleichzeitig mit seinem politischen Uebergewichte hatte das christliche Spanien seine geistige Höhe erreicht, die es ein Jahrhundert länger zu behaupten wußte als jenes. Die Dichtkunst schöpfte aus den Abenteuern in dem langen Kampfe zwischen den Spaniern und Arabern reichen Stoff zu einer neuen Gattung, der Romanze, die fruchtbaren Dramatiker Lope de Vega und Calderon, so wie Cervantes, schrieben damals ihre Meisterwerke, fast jede Wissenschaft hatte ihren würdigen Vertreter, die Baukunst und Malerei wetteiferte glücklich mit der italienischen.

---

67. Die Pyrenäen*) im Vergleich mit den Alpen.

(Nach J. Fr. Ludw. Hausmann, Umrisse der Natur.)

Die Pyrenäenkette bildet das Band, wodurch Spanien nebst Portugal an das übrige Europa geknüpft ist. Ohne diese hohe und feste, aus krystallinischem Gestein aufgeführte Mauer würden atlantisches und mittelländisches Meer nördlicher sich vereinigen, und statt der Halbinsel würde eine Insel vorhanden sein. Was auf solche Weise eine Verbindung knüpft, ist in anderer Hinsicht die Ursache der

---

*) Vergleiche A. von Roon, die iberische Halbinsel, S. 63 ff.

schärfsten Trennung, der auffallendsten Scheidung der Natur wie der Menschen *).

Wenn nicht selten und selbst noch in neuester Zeit behauptet worden, die Pyrenäenkette sei die Fortsetzung der Alpen und der verhältnißmäßig niedrige Rücken der Sevennen das verknüpfende Glied zwischen beiden hohen Gebirgen, so ist diese Annahme wohl nur durch die oft sehr irreleitende Kartendarstellung, nicht aber durch eine Vergleichung der gesammten äußeren und inneren Beschaffenheiten veranlaßt. Lage und Richtung dürfen wahrlich nicht allein über Identität oder Verschiedenheit von Gebirgen entscheiden, sondern das ganze Wesen derselben und vor Allem ihr Gezimmer muß dabei befragt und verglichen werden. In dieser Hinsicht nun zeigen sich die Pyrenäen von den Alpen so verschieden, daß es nicht möglich ist, sie für Glieder einer großen Kette, als Theile eines großen, Europa von WSW nach ONO durchziehenden Gebirgssystems zu halten. Auch sind beide Gebirgsketten, deren jede eine besondere Richtung beobachtet, auf das schärfste von einander getrennt, indem die Sevennen eben so wenig mit den Alpen als mit den Pyrenäen in Verbindung stehen.

Die geringere Höhe der Pyrenäen, die sich in ihrem höchsten Gipfel, dem Pic de Nethou, zu 10,722 pariser Fuß erhebt und daher unter den höchsten Gipfeln der Alpen etwa um 4000 Fuß zurückbleibt, ist für die wesentliche Verschiedenheit beider Gebirge von nicht sehr großem Gewicht; von größerer Bedeutung ist der auffallende Unterschied in den äußeren Contouren, wie in dem ganzen Gebirgsbau. In den Alpen mehr zusammenhangende Kämme; in den Pyrenäen mehr isolirte, auf der hohen Basis des Rückens zu beträchtlichen Höhen sich erhebende Gipfel; dort eine große Breite des Gebirges, im Zusammenhange mit weit erstreckten Langenthälern, welche verschiedene Hauptjoche von einander sondern; hier eine geringere Breite und Mangel an bedeutenden Längenthälern. Die Alpen sind nicht allein in den Erweiterungen ihrer Querthäler, sondern auch in ihrem Vorgebirge reich an Seen, die den Pyrenäen beinahe gänzlich fehlen.

Der geringeren Höhe und der südlicheren Lage ist es zuzuschreiben, daß in den Pyrenäen der Schnee einen ungleich geringeren Flächenraum einnimmt, als in den Alpen. Nie bemerkt man im Sommer auf den Gipfeln der Pyrenäen eine ununterbrochen sich darstellende Schneedecke, wie sie erscheint, wenn man die Alpen aus der Ferne betrachtet. Gletscher finden sich in den Pyrenäen nur an den Abhängen der höchsten Berge; nie ziehen sie sich, wie so häufig in den Alpen, in Thäler hinab; daher sie dort nicht, wie hier, Wiesen oder

*) Vollkommen wahr ist noch heute und wird es ohne Zweifel immer bleiben, was vor achtzehn Jahrhunderten Silius Italicus sang:

Pyrene celsa nimbosi verticis arce
Divisos Celtis late prospectat Iberos,
Atque aeterna tenet magnis divortia terris.
Punicorum Lib. III. v. 417—419.

gar Kornfelder erreichen. Die weit geringere Masse von Schnee und Eis ist eine Hauptursache, daß die in den Pyrenäen entspringenden Gewässer im Allgemeinen weit weniger stark als diejenigen sind, welche in den Alpen ihren Ursprung nehmen. Einen besonderen Einfluß hierauf hat auch die geringere Breite des Gebirges, und nicht ganz ohne Einwirkung dürfte daneben die schwächere Waldvegetation sein.

Obgleich in den Pyrenäen wegen der südlicheren Lage der Baumwuchs höher als in den Alpen hinansteigt, so ist doch die Bewaldung dort auffallend geringer als hier. Die Schuttgebirgsmassen, welche im nördlichen Vorgebirge der Alpen in großer Breitenerstreckung Träger einer reichen Vegetation sind, indem sie nicht bloß den Holzwuchs, sondern in gleichem Grade Ackerbau und Wiesencultur begünstigen, sind am Fuße der Pyrenäen von geringem Belange. Aber abgesehen davon, so steht doch auch der innere Haupttheil dieses Gebirges hinsichtlich der Waldvegetation, wie auch in der Begrasung, hinter den inneren Alpen zurück. Nicht in den Beschaffenheiten der Gebirgsgesteine kann solches begründet sein, die in den Pyrenäen gewiß nicht minder günstig als in den Alpen einwirken; eher in der geringeren Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens, die zum Theil von der großen Trockenheit des über Spanien fortstreichenden Südwindes abzuleiten ist; und hinsichtlich der Wälder auch wohl in dem sehr fühlbaren Mangel ihrer Schonung und geregelten, sorgsamen Cultur, die freilich auch in den mehrsten Gegenden der Alpen noch sehr vermißt wird. Daß den Bewohnern der Pyrenäen im Allgemeinen wenig Holz zu Gebote steht, ist vermuthlich die Veranlassung des steinernen Baues der Häuser. Wie sehr trägt in den Alpen, zumal in der Schweiz, die Construction der Gebäude, die den Eindruck von Behaglichkeit, Wärme und Sicherheit machen, zur Verschönerung der Gegenden bei! In den Pyrenäen haben die aus rauhen Steinen aufgeführten, mit keinem Bewurf versehenen, ein einfaches Giebeldach tragenden Wohnungen weder das nette, noch das friedliche und freundliche Ansehen, welches den hölzernen Schweizerhäusern, mit ihren weit überragenden Dächern, in einem so hohen Grade eigen ist.

Ueberhaupt stehen die Pyrenäen hinsichtlich der Schönheit und Erhabenheit der Natur bedeutend hinter den Alpen zurück. Wo ist in den Pyrenäen ein genfer, thuner, vierwaldstädter See? Das viel gerühmte, anmuthige Thal von Campan, wie weit wird es übertroffen durch die Gegenden von Bex, Interlaken, Luzern! Der gewaltige Circus von Gaverne mit seiner hohen Cascade, am Fuße des schneebedeckten Mont Perdu, darf sich nicht messen mit der Wengeralp am Fuße der Jungfrau, mit der Gletscherwelt der Allée blanche, oder dem Falle der Tosa.

Auch hinsichtlich dessen, was den Gegenden mehr als irgend etwas Anderes Leben gibt, auch hinsichtlich der Thierwelt und des Menschen behaupten die Alpen den Vorrang vor den Pyrenäen. Zwar haben beide Gebirge den Steinbock, die Gemse und das Murmel-

thier gemein; aber die unvergleichlichen Heerden der schweizer und Tiroler Alpen übertreffen weit den Viehstand in den Pyrenäen. Obgleich die mit Gutmüthigkeit verbundene Kraft der Bewohner dieses Gebirges im Allgemeinen einen erfreulichen Eindruck macht, so verleiht doch die durch geschmackvolle Tracht gehobene und mit körperlicher und geistiger Stärke verbundene Schönheit der Bewohner eines großen Theils der Alpen diesen einen unbeschreiblichen Reiz, der den Pyrenäen mangelt. Einfachheit und Reinheit der Sitten sind in den Pyrenäen besonders durch den verderblichen Einfluß des Contrebande-Handels, nicht weniger als in manchen Theilen der Alpen, durch die zur Ueppigkeit und zur Annahme der Gewohnheiten des Auslandes verleitenden Scharen durchziehender Fremdlinge zurückgedrängt und suchen in den verborgeneren Thälern Schutz.

---

68. Der orographische Bau der Halbinsel und dessen Einfluß auf die historischen Verhältnisse.

(Nach A. von Roon, die iberische Halbinsel.)

Die iberische Halbinsel ist eine einzige, in sich geschlossene, fast ungegliederte Hochmasse, ein zusammenhangendes Hochland, welches auf drei Seiten aus den Fluthen des Oceans, auf der vierten, der nördlichen, aus den Tiefebenen Süd-Frankreichs steil emporsteigt.

Alle Hauptströme der Halbinsel entspringen nicht auf den beiden Hochgebirgen im Norden und Süden, sondern auf der mittleren Hauptmasse des iberischen Hochlandes, wiewohl von jenen beiden die bedeutendsten Zuströme des Ebro und Guadalquibir abfließen. Die Quellen dieses letzteren, so wie die des Duero, Tajo, Guadiana und einer Menge anderer Flüsse liegen sämmtlich auf der Ost-Seite des mittleren Hochlands-Kerns, sämmtlich auf einer gemeinsamen Erhebung, die von den Ebro-Quellen Anfangs südostwärts auf der rechten Seite dieses Stromes, und dann in südlicher Richtung bis zum Ost-Ende des südlichen Hochgebirgs-Randes der Halbinsel fortzieht. Der Duero, Tajo und Guadiana durchfließen, nachdem sie dies gemeinsame hohe Quellland verlassen, die weitgedehnten, heißen, waldlosen, steppenartigen Flächen des Innern der Halbinsel, in denen fast das ganze Jahr hindurch kein Regentropfen fällt. Daraus, so wie aus der geringen, absoluten Höhe ihrer Quellbezirke erklärt sich die Wasserarmuth dieser Ströme und ihrer Nebenflüsse. Nicht selten stagniren sie, trocknen im Sommer auch stellenweise fast ganz aus; dennoch nennt sie der Spanier Caudelosos, d. i. das Nämliche, was der Italiener unter Torrenti versteht; denn im Winter füllen sie ihre Betten mit reißenden Fluthen, überschwemmen sie ihre Ufer und richten große Verheerungen an. Fast denselben Charakter hat der Ebro, nicht so der Guadalquibir, dem

durch die nie ganz schmelzenden Schnee-Vorräthe des südlichen Hochgebirgs-Randes selbst im Sommer ein beträchtlicher Wasserreichthum gesichert wird.

Auf der vorgedachten Erhöhung, von der die Hauptströme abfließen, scheiden sich zwar die Gewässer, welche dem Mittelmeere, von denen, die dem offenen atlantischen Ocean zugehen: aber diese Wasserscheidehöhe ist kein zusammenhangender Gebirgszug, keine wallartige Kette, wie mehrere unserer Karten und Compendien sie angeben, indem sie ihr den Namen der iberischen Kette beilegen. Dieselbe bildet vielmehr den nur wenig erhöhten Ost-Rand der Hauptmasse des Hochlandes; ihrer West-Seite fehlt fast überall der Gebirgs-Charakter, und nur von Osten her, aus dem Tiefthale des Ebro und aus den niedrigen Küstengegenden Valencia's betrachtet erscheint sie als ein mächtiger Felsenwall, der den Zugang zu dem Innern des Hochlandes nur mittelst weniger Gebirgspforten gestattet. — Dies ist der Ost-Rand der weitausgedehnten tafelförmigen Hochflächen, der Scheitelflächen des iberischen Hochlandes, welche sich längs des Duero, Tajo und Guadiana mit mancher Unterbrechung westwärts allmählig hinabsenken zu dem Spiegel des atlantischen Oceans an den Küsten Portugals. Sie liegen nicht in einem und demselben Niveau, sondern bilden zwei Stufen von ungleicher absoluter Höhe, aber fast gleicher horizontaler Ausdehnung: die nördliche höhere, die Hoch-Terrasse von Alt-Castilien und Leon, umfaßt das Becken des Duero-Stroms; der südlicheren, niederen, der Hoch-Terrasse von Neu-Castilien und Estremadura gehören die Becken des Tajo und Guadiana an. Beide werden durch einen Gebirgszug, das castilische Scheidegebirge, welcher von Osten nach Westen, quer durch die Mitte der ganzen Halbinsel geht und im äußersten Westen mit dem Cap la Roca endigt, von einander geschieden.

Die südliche wird im Süden von einem Gebirge umwallt, welches als der Süd-Rand des ganzen castilischen Hochlandes anzusehen ist, welches dasselbe von den andalusischen Tiefebenen scheidet und deßhalb mit dem Namen des andalusischen Scheidegebirges bezeichnet wird; es bildet Anfangs die Wasserscheide zwischen Guadiana und Guadalquibir, wird dann vom ersteren durchbrochen und endigt an der Südwest-Spitze Europa's mit dem Cap St. Vincente.

Die nördliche Hoch-Terrasse wird ebenso im Norden von einem Randgebirge eingeschlossen, welches vermöge seiner Richtung als die Fortsetzung des Pyrenäen-Zuges betrachtet werden kann und unter dem Namen des cantabrisch-asturisch-galicischen Gebirges die Nord-Küste der Halbinsel umsäumt und im Cap Finisterre seinen äußersten, westlichen Grenz-Pfeiler erhalten hat.

Dieser merkwürdige, höchst symmetrische Gebirgsbau der Halbinsel hat in allen Kriegen, deren Schauplatz sie gewesen, seinen Einfluß auf den Gang der Operationen sehr bestimmt geltend gemacht. Die Eroberungen der Carthager, Römer, Araber, Franzosen, die germanischen

Völkerzüge, die Wiedereroberung des Landes von Don Pelayo bis auf den katholischen Ferdinand: alle diese Ereignisse tragen in ihrem Fortschreiten, in ihrem Stillstand den Stempel des Bodens, auf dem sie sich entwickelten. Die Felsengebirge des Nord-Randes wurden die letzte Zufluchtsstätte der Gothen gegen die siegende Macht der von Süden her unwiderstehlich vorschreitenden arabischen Eroberer, und ebenso war der hohe Süd-Rand das letzte Bollwerk der maurischen Macht gegen die christlichen Wiedereroberer, nachdem sich die Macht der letzteren, dem plastischen Bau der Halbinsel entsprechend, von Norden her zonenartig über dieselbe ausgebreitet hatte. So sehen wir das neue Gothenreich (Gothia, das Aschbania der Araber) unter Alfons dem Großen (759—770) südwärts bis über den Duero, bis zum Fuß des castilischen Scheidegebirges sich ausdehnen und die Wiedereroberung an dieser Barriere ein Jahrhundert lang zum Stillstande gebracht, während welcher Zeit die Christen-Heere an den Süd-Grenzen von Leon in stehenden Lagern die eroberten weiten Ebenen zu beschirmen genöthigt waren, wovon diese Gegend bis auf den heutigen Tag den Namen der Tierra de campos behalten hat. Ebenso wird später, als unter Ferdinand I. (1037—1065), dem ersten Könige von Castilien, bereits auch Neu-Castilien dem Christenreiche einverleibt ist, das andalusische Scheidegebirge der Schauplatz der Kämpfe und Heldenthaten der spanischen und maurischen Ritterschaft, und jede Schlucht, jeder Paß, jedes Gemäuer gewinnt hier, in dem langwierigen Kampf, eine Bedeutung, welche in den romantischen Klängen der Volkspoesie bis auf diese Stunde in lebendiger Erinnerung geblieben ist.

Durch diesen auf den plastischen Bau der Halbinsel begründeten Hergang der Ereignisse wurde das innere Hochland zugleich der Sitz der vorherrschenden politischen Macht der Halbinsel. Hier allein war auf weiten Räumen natürliche Einheit, natürlicher Zusammenhang, keine Sonderung, wie in den umliegenden, durch die Abwechselung der Terrain-Formen charakterisirten Küsten-Landschaften; daher hier Concentrirung der politischen Macht, hier die Wiege der ältesten politischen Institutionen, der Einrichtungen und Sitten, selbst der herrschenden Schriftsprache Spaniens. Mit dieser letzteren verbreitete sich europäische Sitte und Cultur von dem Hochlande über die Küsten-Terrassen, in denen Industrie und Gewerbe, als Erbtheil von den Arabern, einen kurzen Aufschwung nahmen und von denen aus später, durch Schifffahrt und Welthandel, Luxus und Reichthum über die ganze Halbinsel gebracht wurde.

So wie die inneren Verhältnisse Spaniens aus dem orographischen Bau der Halbinsel sich erklären, so ist es auch einleuchtend, warum die Existenz der politischen Macht auf dem West-Abfall des Hochlandes immer abhängig bleiben mußte von dem Schicksal der ganzen Halbinsel, und weßhalb die Portugiesen ihre eigenthümliche nationale Größe auf einem anderen Elemente, auf dem Ocean, gesucht und erworben haben.

69. Die Spanier und die Portugiesen.

(Nach Moritz Willkomm, zwei Jahre in Spanien und Portugal, Aug. Ludw. v. Rochau, Reiseleben in Spanien, Moritz Willkomm, Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens.)

Es dürfte wenige Völker geben, welche einen so entschieden ausgesprochenen, so scharf markirten Charakter besitzen, wie die Spanier. Zwei Eigenschaften aber sind die hervorstechendsten Züge des spanischen Charakters, die einander gegenseitig bedingen: nämlich das Nationalgefühl, welches die Bewohner aller Provinzen durchdringt, und der Unabhängigkeitssinn, der die Spanier seit der frühesten Zeit bis jetzt erfüllt hat und im Volke niemals zu Grunde gegangen ist noch zu Grunde gehen wird, und möge sich seine Regierung noch so tief unter das Joch anderer Mächte beugen und in noch so große Abhängigkeit von anderen Nationen gerathen! Trotz der vielen kleinen unabhängigen Staaten, in welche Spanien Jahrhunderte lang getheilt war und die dem Namen nach noch existiren; trotz der außerordentlichen Verschiedenheit der Elemente, aus welchen die spanische Nation zusammengesetzt ist, zu deren Bildung Griechen, Römer, Phönicier, Gothen und andere Barbaren, ja, zuletzt Orientalen, kurz, die an Charakter heterogensten Völkerschaften beigetragen haben; — trotz der außerordentlichen und schroff umgrenzten Verschiedenheit, welche eben deßhalb zwischen den Bewohnern der verschiedenen Provinzen in Körperbildung, Sprache, Sitten und geistigen Fähigkeiten Statt findet; trotz der verschiedenen Interessen, welche die verschiedenen Theile des Landes durchdringen, trotz alle dem dürfte sich nicht leicht ein Bewohner der pyrenäischen Halbinsel finden, welcher im Auslande auf die Frage, was für ein Landsmann er sei, eine andere Antwort gäbe als: „Ich bin ein Spanier", und möge er nun ein Catalonier, Valencianer oder Baske, Castilianer oder Andalusier u. s. w. sein. Er wird stets und mit Stolz bekennen, daß er ein Glied der spanischen Nation sei, nicht sein Volk verläugnen wie der Deutsche, welcher sich nur als Sachse oder Preuße, Baier oder Oesterreicher kennt, aber selten als Deutscher fühlt. Hand in Hand mit dem Nationalgefühl des Spaniers geht sein Unabhängigkeitssinn. Man blättere nur flüchtig in den blutgetränkten Annalen Spaniens, man betrachte die hartnäckigen Kämpfe dieser Nation schon zur Römerzeit, den sieben Jahrhunderte fortgesetzten Unabhängigkeitskrieg gegen die Saracenen, und endlich in neuester Zeit den heroischen, so höchst ungleichen Kampf gegen das mächtige französische Joch, und man wird zugeben müssen, daß die Unabhängigkeit der Nation das Wichtigste und Heiligste ist, was der Spanier kennt. Oft genug hört man über den eiteln Nationalstolz der Spanier spotten, und wohl ist es wahr, daß keiner derselben auf den gegenwärtigen Zustand seines Landes stolz zu sein braucht, und der gebildete Spanier ist es auch nicht, weil er wohl weiß, daß sein Land und Volk in vielen Dingen weit hinter den übrigen

Völkern Europa's zurückgeblieben ist. Wohl aber kann ein jeder Spanier mit Recht auf seine große Vergangenheit stolz sein, selbst auf die jüngste; und immer ist es nach meiner Meinung besser, wenn ein Volk auf seine Nationalität und Unabhängigkeit stolz ist, als wenn es ihm einerlei ist, wer im Lande herrscht. Ich bin fest überzeugt, daß trotz der vielen einander unversöhnlich bekämpfenden politischen Parteien, in welche die große Masse der spanischen Nation zersplittert ist, alle Spanier sich schnell gegen einen Feind von außen, der die Unabhängigkeit ihres Landes beeinträchtigen wollte, vereinigen und bis auf den letzten Mann für ihre Nationalität kämpfen würden; daß noch jetzt, wie zu Napoleon's Zeiten, „Krieg und Dolch" ihre Losung und sie sich eher unter den Trümmern ihrer Häuser begraben lassen, als dem Feinde ergeben würden. Eine nothwendige Frucht dieses Unabhängigkeitssinnes ist der Haß gegen das Ausland und gegen alles, was vom Auslande kommt, eine Eigenschaft, die kein echter Spanier, selbst der Gebildete, nie ganz verläugnen kann, sogar im Auslande nicht.

Der Haß des Spaniers gegen das Ausland macht sich überall bemerklich; theils in den vielfachen Hänseleien und Verspottungen, denen jeder Ausländer, er gehöre einer Nation an, welcher er wolle, bei den niedrigen Ständen ausgesetzt ist (vorausgesetzt, daß man ihn nicht persönlich kennt); und diesem kann man am besten durch möglichste Accommodation an spanische Sitte und Lebensart entgehen, weil sich der Spanier geschmeichelt fühlt, wenn er sieht, daß der Ausländer ihn nachahmt; — theils in den beißenden Zeitungsartikeln in Bezug auf das Ausland, wo es nur immer Gelegenheit dazu gibt; — theils und vorzüglich auf der Bühne, und kein Stück kann größeres Glück in Spanien machen als ein solches, in welchem ein Ausländer persiflirt wird, wo dann der Applaus gewöhnlich gar kein Ende nimmt. Doch wendet sich sein Haß nicht gegen alle Ausländer mit gleicher Stärke. Die Deutschen sind im Allgemeinen noch am liebsten gesehen, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil man in Spanien von Deutschland wenig weiß und die deutsche Politik am Ende wenig directen Einfluß auf Spanien hat, — denn gerade Einmischungen in seine eigenen Staatsverhältnisse sind das, was der Spanier am wenigsten verzeiht; — dagegen bilden die Franzosen, weniger wegen des napoleonischen Krieges als wegen der letzten reactionären Intervention, und namentlich die Engländer wegen ihrer selbstsüchtigen Politik die Hauptzielscheibe ihres Nationalhasses; denn die Spanier wissen sehr wohl, daß sie gerade diesen beiden Nationen den Zustand ihrer Erniedrigung zu verdanken haben, in welchem sich ihr Vaterland befindet; daß gerade diese beiden Nationen darin interessirt sind, den Boden der Halbinsel zum ewigen Schauplatz blutiger Bürgerkämpfe zu machen, damit sein kräftiges Volk nicht von Neuem gefahrdrohend sein Haupt erheben möge.

Eben so wie durch seinen Nationalstolz und seinen Unabhängigkeitssinn zeichnet sich der Spanier durch sein starres Festhalten an seinen alten Gerechtsamen, seinen „Fueros", aus, welches namentlich

die trotzigen Bewohner Cataloniens und Aragons charakterisirt und womit auch sein hartnäckiges Beibehalten alter Sitten und Gebräuche verbunden ist. Noch lange, bis in dieses Jahrhundert, haben die alten demokratischen Verfassungen Aragoniens, Cataloniens, der baskischen Provinzen u. a., wenn auch nur dem Namen nach, bestanden, und unsägliche Mühe hat es gekostet, diese Privilegien den Forderungen der Zeit gemäß zu vernichten, um ein gleichmäßiges Verwaltungssystem in allen Theilen des Königreichs einzuführen. Als Resultat von diesem Festhalten an seinen Rechten, von dieser tief eingewurzelten Achtung vor dem Gesetz kann man die Loyalität des Spaniers betrachten, durch welche sich dieses Volk immer ausgezeichnet hat, denn die „Lealtad Castellana“ ist eben so sprüchwörtlich geworden, wie die punische Treulosigkeit.

Bei keiner der großen Nationen Europa's sind die Provincialunterschiede in Volkscharakter und Volkssitten so scharf ausgeprägt, wie bei den Spaniern. Diese moralische Zerstückelung innerhalb der politischen Einheit ist das Ergebniß geschichtlicher und örtlicher Ursachen, die wir hier auf sich beruhen lassen, um uns an die Erscheinung zu halten, so wie sie sich heutiges Tages darstellt.

Wenn der Spanier von seinen Landsleuten einer anderen Provinz drei Worte spricht, so sind darunter ganz gewiß immer zwei des Tadels oder des Spottes. Jedes Laster, jedes Verbrechen, jeder schlechte Streich, jede Thorheit wird in der alltäglichen Auffassung gewöhnlich auf die Provincial-Eigenschaften desjenigen zurückgeführt, der sich derselben schuldig macht. Hat sich ein General in der Schlacht schlecht aufgeführt, so sagt man mit Achselzucken: er ist ein Andalusier. Tritt Jemand in der Gesellschaft ungeschickt auf, so geschieht es, weil er ein Galicier ist. Begeht ein Anderer irgend eine Rohheit oder Gemeinheit, so darf man sich nicht darüber wundern, denn er ist ja ein Aragonese. Alle diese gegenseitigen Beschuldigungen von einer Provinz zur anderen werden überdieß mit einer Menge der lustigsten Geschichten unterstützt, die schon seit undenklicher Zeit in Umlauf zu sein scheinen, die man von einem Ende der Halbinsel zum anderen kennt, und immer von Neuem erzählt und immer mit neuem Vergnügen anhört.

Die Bewohner des Baskenlandes*) sind der Theil der spanischen Nation, welchem am wenigsten Böses nachgesagt wird. Ihnen eine lächerliche Seite abzugewinnen, ist meines Wissens dem Volkswitz gar nicht gelungen. Man wirft ihnen unbeugsamen Starrsinn vor, aber dieser Vorwurf ist im Munde des Spaniers eigentlich ein Lob. Ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit, ihre Treue, ihre Zuverlässigkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre ehrbare Zucht und Sitte werden von allen übrigen Spaniern ohne Vorbehalt anerkannt.

Und in der That! Wer harmlose Fröhlichkeit, uneigennützige Treue, noble Gastfreiheit, einen freien, stolzen Sinn, reges Nationalgefühl,

*) Eine ausführlichere Schilderung desselben s. S. 260.

warme Anhänglichkeit an den heimischen Boden, unermüdliche Thätigkeit, Fleiß und Ausdauer sucht: der gehe in die baskischen Provinzen. Das Baske, mag er noch so arm, ein Tagelöhner sein, der sich und seine Familie mühsam von seiner Hände Arbeit ernährt, ist stolz, wie ein geborner Fürst; stolz auf sein Land, das ewig grüne; stolz auf sein Volk, welches seit Menschengedenken frei war; stolz auf seine Abkunft, denn ein vermodertes Pergament, das er in irgend einem Winkel seiner Hütte in einer von seinem Urgroßvater geerbten Truhe sorgfältig aufbewahrt, erzählt ihm vielleicht in kaum leserlichen Schriftzügen, daß er der Nachkomme eines uralten Geschlechtes sei, welches dereinst sein Blut für seine Unabhängigkeit, für seine Religion, für seinen Heerd und für seine Kinder verspritzte. Er weiß, daß die Hufe der arabischen Streitrosse niemals den Boden, den er bebaut, zerstampften, daß das Blut, welches in seinen Adern fließt, nicht gemischt ist mit dem Blute der Ungläubigen; daß seine Vorfahren die Ersten in Spanien waren, welche das Christenthum empfingen, und nennt sich deßhalb hochmüthig einen „cristiano viejo", einen alten Christen. Fast verächtlich und mit Bedauern blickt er auf seine Nachbarn, die Aragonesen und Castilianer, in deren Lande so manche Warte mit Fenstern und Thüren im Hufeisenstil, deren ähnliche er vergebens in seinem Lande sucht, an die Herrschaft des Halbmondes erinnert; noch bedauerlicher auf die Völkerschaften des Südens, zumal auf die beweglichen, unbeständigen, prahlerischen und eiteln Andalusier. Er haßt die übrigen Spanier nicht, wie es der Catalonier thut; aber er fühlt sich hoch erhaben über dieselben, hält sein Volk, wie es das älteste ist, so auch für das erste und vorzüglichste in Spanien, ja, am liebsten für das erste in der ganzen Welt. Hand in Hand mit diesem Stolze, diesem hohen Nationalgefühle des Basken, welches die untere Volksclasse dem Fremden bisweilen in unangenehmer Weise fühlbar macht, geht sein Freiheits-, sein Unabhängigkeitssinn. Das Hauptstreben des baskischen Volkes ist, seitdem die Geschichte von ihm erzählt, Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wahrung seiner Interessen gewesen. Jahrhunderte hindurch haben sie fast isolirt unter den Völkern des Westens dagestanden, und auch nachdem sie sich endlich gegen das Jahr 1200 freiwillig der Krone von Castilien unterworfen hatten, waren sie immer mehr Bundesgenossen, als Unterthanen der castilianischen Könige. In diesem lockeren Verbande mit der Krone sind die Basken bis auf die neueste Zeit geblieben. Kein König von Spanien wurde eher als Herr der baskischen Provinzen anerkannt, als bis er deren Fueros feierlichst beschworen hatte; noch Ferdinand VII. hat dies nach seiner Restitution auf den Thron gethan. Seit dem Tode dieses Monarchen haben sich die Verhältnisse freilich sehr bedeutend geändert, denn die Basken sind jetzt eben so gut Unterthanen der Krone, wie die Castilianer und Aragonesen. Da sie jedoch immer noch ihre eigene uralte Verfassung und Regierung besitzen, so stehen sie auch jetzt noch der Krone ferner, als die übrigen Spanier. Daher kommt es, daß die Basken auch gegenwärtig sich wenig um die

spanische Dynastie und Regierung kümmern und derselben wenig Achtung bezeigen. Ein echter, eingefleischter Baske beugt sich vor Nichts, erkennt Nichts über sich an, als sein uraltes, von seinen Vorfahren ihm gegebenes Gesetz, sein Fuero. Dieses in seiner Integrität zu erhalten, ist die Aufgabe seines Lebens. In der Wahrung seines Rechtes, seiner Verfassung, seiner Einrichtungen und Gebräuche concentrirt sich der ganze Liberalismus des Basken; aus diesen engen Grenzen geht er selten hinaus; alles Andere ist ihm gleichgültig, es müßte denn sein eigenes Interesse berühren. Die Basken sind, wie am Ende alle willensstarken und thatkräftigen Völker, welche ihren Wohlstand sich selbst verdanken, egoistisch; — ich möchte sie die spanischen Engländer nennen.

Wenn man aus Navarra, Catalonien oder Valencia kommt, so glaubt man sich in ein fern von diesen Provinzen gelegenes Land, unter eine ganz andere Nation versetzt, sobald man den Boden Aragoniens betritt. Da ist keine Spur mehr von dem Culturzustande der eben genannten Landschaften; vergeblich sucht man die sorgsam angebauten Fluren, die zierlich bestellten Felder der Valencianer, die stolzen Fabrikgebäude der Catalonier, die freundlichen Caserio's und wohlhabend aussehenden Ortschaften der Basken; die harmlose Fröhlichkeit und das zutrauliche Wesen der Basken, die kecke Lebhaftigkeit der Catalonier, die Gastfreiheit und die zuvorkommende Artigkeit der Valencianer sind verschwunden: die kahlen, spärlich bevölkerten, wenig und schlecht angebauten Ebenen und die romantischen Waldgebirge beherbergen einen verschlossenen, abstoßenden Menschenschlag; düster und ernst, wie das Land, ist sein Bewohner, der stolze, finstere, bigotte Aragonese. Doch unter der rauhen Hülle wohnt ein ehrenwerther Charakter, begabt mit herrlichen Eigenschaften, und ich will daher recht gern glauben, was mir von Spaniern versichert worden ist, nämlich daß man den Aragonesen lieben und achten muß, wenn man ihn erst verstehen gelernt hat. Das aragonesische Volk ist ein noch völlig ungeschliffener Edelstein, oder richtiger, ein verwahrlostes, unartiges Kind.

Das gegenwärtige Volk der Aragonesen und ihr Charakter bildeten sich vorzüglich während des Kampfes gegen die Mauren und während des auf diesen folgenden aragonesischen Königthums aus. Ein kleines Häuflein rauher, stolzer, Unabhängigkeit liebender Krieger legte den Grundstein zu der Monarchie von Aragonien, welche, nachdem Catalonien, Valencia und die Balearen zu ihr hinzugekommen waren, eine lange Zeit eine der bedeutendsten Rollen in der Reihe der europäischen Staaten spielte. Es konnte nicht fehlen, daß ein Volk, welches sich seinen Grund und Boden Fuß für Fuß mit dem Schwerte erkämpft hatte und durch eigene Kraft groß und mächtig geworden war, herrschsüchtig, stolz, hartnäckig, dem Waffenhandwerke und dem ungebundenen Leben ergeben, dagegen den friedlichen Beschäftigungen der bürgerlichen Gewerbe, des Handels und des Ackerbaues abhold sein mußte. So entwickelten sich die Eigenschaften des Stolzes, Trotzes, der Heftigkeit, des auffahrenden Wesens, der Herrschsucht und

der Hartnäckigkeit, des Hanges zum unthätigen, herumschweifenden, unabhängigen Leben, der Lust zum Waffenhandwerk u. s. w., die noch jetzt die Aragonesen charakterisiren. In der That liefert Aragonien noch gegenwärtig sowohl die tapfersten und tüchtigsten Soldaten des spanischen Heeres und die kühnsten Jäger, als die verwegensten Schmuggler und Wegelagerer; dagegen stehen fast in keiner anderen Landschaft Spaniens Ackerbau und Industrie auf einer so tiefen Stufe, wie in Aragonien, trotzdem, daß dieses Land für beide Culturzweige außerordentlich geeignet ist, da es von wasserreichen Flüssen in allen Richtungen durchkreuzt wird.

Wie es noch jetzt bei den Basken der Fall ist, so waren auch in Aragonien die Fueros, die Verfassung, mit dem Herzen des Volkes verwachsen. Und diese Rechte wurden von allen Königen geachtet, selbst nachher noch, als die Kronen von Aragonien und Castilien durch die Vermählung Ferdinands V. mit Isabella I. vereinigt worden waren und das Reich Aragonien factisch zu existiren aufgehört hatte. Erst die Bourbonen-Dynastie trat die Rechte des aragonesischen Volkes mit Füßen; erst Philipp V. entriß demselben seine alte freie Verfassung, seine Fueros und Privilegien, zur Strafe dafür, daß es auf der Seite des Hauses Oesterreich während des Erbfolgekrieges gestanden hatte. Viel Blut kostete es, den trotzigen Aragonesen zu zähmen; doch was vermöchte nicht endlich die Gewalt der Bayonnette! — Seit jener Zeit bildeten sich im Charakter des Aragonesen einige Züge aus, die früher demselben schwerlich eigen gewesen sind und durch welche der jetzige Aragonese einen so abstoßenden Eindruck auf den Fremden macht: dies sind ein verschlossener Sinn, ein mürrisches, mißtrauisches Wesen und ein glühender Haß alles Fremden, Eigenschaften, die der Aragonese mit dem Catalonier, bei dem sie aus denselben Ursachen entspringen, theilt. Der gemeine Aragonese ist im Allgemeinen ein anmaßender, stolzer, auffahrender Mensch ohne alle Lebensart. Mißtrauisch blickt er den Fremden an, grüßt ihn nicht, ja, dankt kaum für den gebotenen Gruß. Er ist ernst, spricht sehr wenig, benimmt sich kalt und gleichgültig, wird aber, sobald er Widerspruch erfährt, heftig und grob. Von Artigkeit hat er überhaupt keinen Begriff.

Der Charakter des Aragonesen prägt sich schon in seiner Physiognomie aus. Das hagere, meist sehr gebräunte Gesicht, welches selten ein Lächeln erheitert, die schwarzen, tief liegenden, kleinen stechenden Augen, das unter dem niedrigen Filzhute oder unter der „Redecilla" ungeordnet hervorquellende, wild um den Kopf in langen, schmalen Locken herumhangende, glänzend schwarze Haar machen einen durchaus ungünstigen Effect. Neben diesen vielen unangenehmen Zügen enthält jedoch der aragonesische Charakter auch manche schätzenswerthe Eigenschaft. Der Aragonese ist im Allgemeinen ein ehrenwerther und rechtschaffener Mensch. Er ist überlegend, und handelt nicht leicht eher, als bis er Alles wohl erwogen hat, dann aber mit großer Energie und eiserner Consequenz. Er besitzt eine glühende Liebe zu seinem Vater-

lande, welches zu vertheidigen er für seinen höchsten Ruhm ansieht, eine unbegreifliche Mäßigkeit in seinen Ansprüchen an das Leben und Zufriedenheit mit dem ihm zugefallenen Loose. Rauschende Vergnügungungen liebt er nicht, weßhalb er auch weder dem Tanze, noch dem Weintrinken ergeben ist. Sich zu betrinken gilt bei ihm, wie bei den Südspaniern, für eine Schande. Der gebildete Aragonese beobachtet streng die Vorschriften der Etikette. Er hat etwas Förmliches, eine kühle, stolze Höflichkeit in seinem Wesen, welches Jeden zurückstößt, der an die Zutraulichkeit des Basken oder an die übersprudelnde Heiterkeit des Südspaniers gewohnt ist.

Der **Catalonier** ist ernst, stolz, wenig mittheilsam und mißtrauisch, dabei trotzig, heftig, jähzornig und rachsüchtig. Er ist im höchsten Grade egoistisch, hängt mit unbeugsamem Starrsinn an seinen alten Rechten und Privilegien und betrachtet einen Jeden, der diese zu schmälern sucht, als seinen erklärten Feind. Die Catalonier können es noch immer nicht vergessen, daß ihre Provinz einst einen unabhängigen Freistaat bildete, daß sie noch später, wo sie bereits den Königen von Aragonien unterworfen waren, ja, sogar nach der Vereinigung der Kronen von Castilien und Aragon, eigene Cortes und eine eigene Verfassung besaßen, und möchten sich gar zu gern ihre alten Privilegien wieder erringen, die ihnen nach dem Successionskriege, wo sie bekanntlich auf das hartnäckigste für die Sache des Hauses Oesterreich kämpften, durch Philipp V. mit Hülfe der Franzosen entrissen wurden. Aus jener Zeit datirt die heftige Abneigung des Cataloniers gegen die Castilianer und die castilianische Sprache und sein glühender Haß gegen die Franzosen, welcher in diesem Jahrhunderte zuerst durch den Befreiungskrieg, später durch die reactionäre Revolution von 1823 und in neuester Zeit durch den Sieg des französischen Einflusses bei der Verheirathung der Königin und ihrer Schwester von Neuem angeschürt worden ist. Die Catalonier betrachten sich als ein widerrechtlich unterjochtes Volk, und sie sind es am Ende auch wirklich, denn sie haben kein Verbrechen begangen, welches die Vernichtung ihrer alten freisinnigen Verfassung und ihrer Jahrhunderte hindurch von den Herrschern Spaniens geachteten Privilegien motiviren konnte, sondern ihre Rechte bloß wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an die national gewordene österreichische Dynastie verloren. Ihr stolzer, freisinniger Geist kann dieses Bewußtsein ungerechter Unterjochung nicht ertragen, und hieraus entspringt sowohl ihr abstoßendes, verschlossenes und mißtrauisches Wesen als ihr revolutionärer Sinn, der die spanische Regierung schon so oft in Verlegenheit gebracht hat. Denn unablässig sind sie darauf bedacht, ihre alten Fueros wieder zu erlangen, und hangen deßhalb Jedem mit Enthusiasmus an, welcher verspricht, das alte Regime wieder einzuführen. Hieraus erklärt sich die Anhänglichkeit, welche sie der Sache des Don Carlos bewiesen haben, eine Erscheinung, die Jedermann im höchsten Grade frappiren muß, der den liberalen, ja, geradezu republikanischen Charakter der Catalonier kennt. Man glaube ja nicht, daß sich die Catalonier wirklich für die Person und die

Ansprüche des Don Carlos interessirt haben! Gott bewahre! Sie unterstützten bloß deßhalb die carlistische Partei, weil sie dieselbe als ein Mittel zur Erreichung ihres Zweckes, nämlich der Wiederherstellung ihrer alten Verfassung und Privilegien, betrachteten.

Neben diesem egoistischen Starrsinn, welcher den Spanier und Ausländer gleich unangenehm berührt, zeichnen sich die Catalonier durch viele Eigenschaften aus, die man nur lobenswerth nennen kann. Sie sind geborne Krieger und Seeleute, tapfer, keck, entschlossen, unternehmend, speculativ, industriös, unermüdlich thätig und besitzen eine zähe Ausdauer in allem, was sie anfangen. Ihr kriegerischer Muth hat sich zu jeder Zeit auf das glänzendste bewährt, ihrem speculativen Geist und ihrer Gewandtheit verdankt Barcelona seinen ausgebreiteten Handel und seinen Reichthum; durch ihren Fleiß, ihre Betriebsamkeit und Ausdauer ist eine von Gebirgen starrende und an und für sich sterile und arme Provinz in einen fruchtbaren Garten verwandelt und der reichste und industriöseste Theil der ganzen Halbinsel geworden. Catalonien gehört zu den bevölkertsten und civilisirtesten Provinzen Spaniens. Wohin man blickt, gewahrt man Fabriken aller Art, die zum großen Theil Dampfmaschinen besitzen und jährlich eine ungeheure Menge Tuch, leinene, baumwollene und seidene Stoffe, Seife, Glas, Eisenwaaren und namentlich Papier (es gibt in Catalonien über 200 Papiermühlen!) liefern. Noch bedeutender ist das Manufacturwesen. Wer aus Andalusien kommt, wo die Industrie so sehr darnieder liegt, dem will es bedünken, als befände er sich gar nicht in Spanien, wenn er durch die Gassen Barcelona's und anderer Städte Cataloniens geht. Die rauchenden Dampfessen, das Aechzen der Maschinen, das Schnurren der Spinnräder, das Lärmen der Eisenhämmer, das Klappern der Webstühle u. s. w., Alles erinnert eher an das industriöse England, als an das indolente Spanien. Dabei ist das ganze Land eben so sorgsam oder beinahe noch besser cultivirt wie das benachbarte Königreich von Valencia, denn der Bauer scheut keine Arbeit, um selbst den undankbarsten Boden zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Mit Ausnahme der Gebirge, welche größtentheils bewaldet sind, gewahrt man nirgends wüstes Terrain; selbst in den Gebirgen sind noch alle Thäler weit hinauf bebaut und oft nackte, sterile Felskuppen noch mit Wein bepflanzt. In der Benutzung des Wassers herrscht die außerordentlichste Oekonomie, und alte Gesetze überwachen wie in Valencia die Vertheilung desselben. Dadurch ist es gelungen, den felsigen Boden Cataloniens im höchsten Grade productiv zu machen, so daß diese Provinz gegenwärtig zu den fruchtbarsten und an agronomischen Producten reichsten Theilen der pyrenäischen Halbinsel gehört. In dieser unermüdlichen Thätigkeit des Cataloniers wurzelt der Handel von Barcelona, der ein Welthandel genannt zu werden verdient. Barcelona ist gegenwärtig der besuchteste Hafen und die erste Handelsstadt der Halbinsel und überhaupt einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa.

Die Valencianer sprechen den Fremden mehr an, als ihre Nachbarn, die Catalonier, wegen ihrer Freundlichkeit und zuvorkommenden Höflichkeit. Da ist nichts von Steifigkeit im Benehmen, nichts von Mißtrauen und förmlichem Wesen zu bemerken; man findet in dem Valencianer stets einen heitern jovialen Menschen, welcher sich mit Jedermann gern und lebhaft unterhält und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Im Allgemeinen sind nämlich die Bewohner von Valencia außerordentlich lebhaft und den Vergnügungen ergeben, sind dagegen auch zufrieden, wenn sie nichts haben. Die gebildeten Stände zeichnen sich durch ihren Sinn für Kunst und schöne Wissenschaften aus, zu deren Cultur sie außerordentlich viel Talent besitzen. Die niedrigeren Classen der Bevölkerung von Valencia stehen wegen ihres außerordentlich leidenschaftlichen, jähzornigen und rachsüchsüchtigen Charakters in ganz Spanien in üblem Rufe, und der valencianische Dolch ist berüchtigt und gefürchtet.

Der valencianische Bauer ist enthaltsam und wenig dem Genuß geistiger Getränke ergeben. Sie zeichnen sich durch ihre große körperliche Gewandtheit aus, namentlich im Reiten, weßhalb die Valencianer nebst den Andalusiern die ausgezeichnet schöne Cavallerie des spanischen Heeres fast ausschließlich bilden.

Große Eitelkeit, die sich theils in einer entschiedenen Vorliebe zum Putz, theils in der Sorgfalt zeigt, die auf die Kleidung verwendet wird; eine weniger beleidigende als komische Arroganz, die sich namentlich in einer unbegrenzten Prahlsucht, in unerhörten Uebertreibungen (Fanfarronadas) und im Haschen nach pomphaften Phrasen kund gibt; eine hochmüthige Verachtung nicht nur gegen die Ausländer, sondern auch gegen die Bewohner des gesammten übrigen Spaniens; ein unbesiegbarer, auf die ruhmvollen historischen Erinnerungen, die sich an den Boden knüpfen, pochender Stolz; übermüthige Fröhlichkeit, unauslöschliche Redseligkeit, deren Gegenstand hauptsächlich das eigene liebe Ich und seine Vorzüge sind; große Vorliebe für sinnliche Vergnügungen aller Art; eine gewisse chevalereske Ueberspanntheit und liebenswürdige Nonchalance; dabei große Gutmüthigkeit, durchdringend scharfer Verstand, angeborene Gewandtheit in der Auffassung und eine glühende Phantasie: — das sind die Hauptzüge des andalusischen Volkscharakters, die sich bei allen Bewohnern des großen Landstriches wiederfinden, den die Sierra Morena und der Guadiana begränzen. Es mag sein, daß in den höheren Ständen manche der angedeuteten, weniger empfehlenswerthen Züge durch die Civilisation gemildert, ja, wohl gänzlich verwischt werden; es gibt dennoch Momente, wo selbst die gebildetsten Männer den Andalusier nicht verläugnen können. Auch die Granadiner haben diese Eigenschaften mit ihren übrigen Brüdern gemein; nur mischen sich ihrem Charakter manche Züge bei, die ich wenigstens unter den übrigen Andalusiern nicht gefunden habe und die mir ihren Grund in einem fremdartigen, durch ihre Geschichte bedingten Element zu haben scheinen, nämlich in dem orientalischen.

Namentlich aber zeigt sich das orientalische Element theils in der phantasievollen Ausdrucksweise, theils in dem Glauben an geheimnißvolle Naturkräfte und wunderbare Ereignisse, die dem Granadiner eigen sind. Erstere tritt weniger in der Conversation hervor als in den poetischen Ergüssen seines Geistes, in seinen Improvisationen, worin die Granadiner alle übrigen Andalusier bei Weitem übertreffen. Die Gewandtheit, mit welcher selbst die ungebildetsten Bauern die Sprache handhaben und ihre Gedanken in das beliebte Versmaß des Fandango kleiden, die Zartheit der Empfindung, die diese „Coplas" athmen, die blumenreiche Sprache, die Wahl der Bilder: Alles setzt in Erstaunen und erinnert unwillkürlich an die glühende Phantasie der Orientalen.

Die Bewohner der verschiedenen Landschaften Central-Spaniens haben viel weniger in ihrer Physiognomie und Körperbildung mit einander gemein, als in ihrem Charakter. Es ist der echte castilianische Charakter, welcher sich bei allen Central-Spaniern geltend macht, ganz besonders bei den Alt-Castilianern, Leonesen und Estremannos. Die Neu-Castilianer ähneln in ihrem Charakter mehr den Aragonesen, sind aber ein ungleich cultivirteres Volk als diese. Die hervorspringenden Züge des castilianischen Charakters sind ein unbegrenzter, aber nobler Stolz, Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit, Genügsamkeit, starres Festhalten am Alten, Hergebrachten und daraus entspringende Gleichgültigkeit gegen Neuerungen, besonders gegen die Fortschritte der Industrie. Der letztere Charakterzug kommt auch daher, daß die Bewohner Central-Spaniens ein ausschließlich Ackerbau treibendes Volk sind. Mit diesen Zügen verbindet sich ein ernstes, gemessenes, förmliches und schweigsames Wesen; dies tritt ganz besonders bei den Estremannos hervor, welche Stunden lang bei einander sitzen können, ohne ein einziges Wort zu sprechen, und nur selten ihre Miene zu einem Lächeln verziehen. Die Estremannos tragen in ihrem ganzen Wesen eine Gravität zur Schau, die oft eine höchst komische Wirkung hervorbringt. Durch dieses gravitätische Benehmen gleichen sie ihren Nachbarn, den Portugiesen, auffallend, unterscheiden sich aber von denselben durch ihre Schweigsamkeit und durch ihr Fernsein von allen leeren Prahlereien und hochtrabenden Redensarten, die den Portugiesen so geläufig sind. Trotz ihres großen Ernstes, ihrer unglaublichen Schweigsamkeit und ihres förmlichen Wesens haben die Estremannos nie einen unangenehmen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie die Aragonesen; die Physiognomie der Estremannos hat etwas entschieden Gutmüthiges und Ehrliches, und in der That, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit sind nächst dem altcastilianischen Zuge unerschütterlicher Ehrenhaftigkeit die hervorstechendsten Eigenschaften des Charakters der Bewohner von Estremadura. Die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit des Estremanno äußert sich im Verkehr mit dem Fremden zunächst in einer großen Artigkeit und uneigennützigen Dienstfertigkeit, zwei Eigenschaften, durch welche sich der Estremanno von dem Aragonesen, dem er durch seine Schweigsamkeit und Unreinlichkeit ähnelt, sehr vortheilhaft unterscheidet.

Ich bedaure sehr, daß es mir nicht vergönnt war, längere Zeit unter den Alt-Castilianern und Leonesen zu leben und ihr Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen; die wenigen Tage, die ich unter ihnen verweilte, haben in mir die Ueberzeugung hervorgerufen, daß beide Stämme ein herrliches Volk sind. Sie haben den altcastilianischen, ehernen, unbeugsamen und noblen Charakter, wie ihn die Romanzen des Cid schildern, bewahrt, mit ihm die strenge Sittlichkeit, die edle, uneigennützige Gastfreiheit, die Achtung vor fremdem Eigenthum, den Abscheu vor gemeinen Verbrechen. In den Dörfern auf dem Plateau von Bejar besitzen die Hausthüren keine Schlösser, sondern bloß hölzerne Klinken. Die Bewohner gehen aus und lassen das Haus allein, unverschlossen, denn ein Diebstahl ist unter jenen einfachen, unverdorbenen Naturmenschen unerhört. Gleich den Estremannos sind auch die Leonesen und Alt-Castilianer ernst und förmlich, doch bei Weitem nicht so schweigsam und ungesellig. Im Gegentheil liebt man es in ihrem Lande, am Heerdfeuer oder vor der Hausthüre beisammen zu sitzen und sich in heiterer Weise zu unterhalten, wobei denn gewöhnlich auch die Guitarre, das Tambourin und die Castagnetten nicht zu fehlen pflegen, obwohl Musik und Tanz jenseits des Scheidegebirges nicht so allgemein beliebt sind, wie diesseits desselben in Neu-Castilien, dessen Bewohner hierin große Verwandtschaft mit ihren südlichen Nachbarn, den Valencianern und Andalusiern, haben. Die Neu-Castilianer unterscheiden sich von den drei bisher besprochenen Volksstämmen durch größere Lebhaftigkeit, welche sich theils in Sprechlust, theils in einem heftigen, auffahrenden Wesen kund gibt. Gleich den Aragonesen haben die Neu-Castilianer etwas Lauerndes, Verschmitztes in ihrer Physiognomie. Sie besitzen viel Mutterwitz, und lieben, wie die Andalusier, den Spott; besonders gern machen sie sich über Fremde lustig, ein Zug, der dem altcastilianischen Charakter ganz fremd ist. Ueberhaupt habe ich den Neu-Castilianer im Allgemeinen weniger liebenswürdig gefunden, wie den Alt-Castilianer. Er ist bei Weitem nicht so offenherzig, so theilnehmend, freundlich und gefällig, wie sein Nachbar jenseits des Gebirges; ja, oft wird dem Fremden in Neu-Castilien eben so grob begegnet, wie in Aragonien. Dies ist besonders gegen die aragonesische Grenze hin der Fall, wo die Neu-Castilianer den Aragonesen in Allem sehr ähneln. Ueberhaupt wechselt der Charakter der Neu-Castilianer gegen die Grenzen ihres Landes, was bei den Alt-Castilianern, Leonesen, Estremannos weniger der Fall zu sein scheint.

Was die geistige Befähigung anlangt, so sind unter den Central-Spaniern die Neu-Castilianer die am meisten, die Estremannos die am wenigsten Begabten. Allen Central-Spaniern scheint ein gewisser Hang zur Trägheit angeboren zu sein; am ausgeprägtesten erscheint derselbe bei den Manchagos, Estremannos und den Leonesen. Wegen dieser angeborenen Indolenz sind die Central-Spanier auch wenig unternehmend und allem Neuen, allem, was ihnen ungewohnt und daher unbequem ist, abhold. Zum großen Theil wurzelt diese Indolenz in dem Mangel

an Unterricht; denn mit dem Unterrichtswesen ist es in Central-Spanien im Allgemeinen sehr schlecht beschlagen, besonders in Leon und Estremadura, wo es eben so wenig Volksschulen zu geben pflegt, wie in Aragonien. In Castilien ist in neuester Zeit ziemlich viel für den Volks-Unterricht gethan worden, besonders in Neu-Castilien, wo sich überhaupt der Einfluß der Haupt- und Residenzstadt der Monarchie in guter wie in schlechter Hinsicht allmählig geltend zu machen anfängt.

Wegen der, den Central-Spaniern inwohnenden Indolenz und Gleichgültigkeit gegen Neuerungen und Verbesserungen befinden sich Ackerbau und Industrie in ihrem Lande auf einer sehr tiefen Stufe. Dies gilt ganz besonders von Estremadura, wo der Anbau des Bodens, wenige Gegenden ausgenommen, mit großer Nachlässigkeit betrieben wird. Doch trägt die Indolenz der Bewohner nicht die alleinige Schuld an der schlechten und liederlichen Landwirthschaft. Es ist vor allen Dingen die Unmöglichkeit, die Producte des Ackerbaues zu verwerthen, welche in der Schwierigkeit der Communication ihre Ursache hat.

In Madrid selbst ist in den letzten Jahren vorzüglich als Folge politischer Ereignisse und Umstände etwas mehr Leben und Bewegung in das Volk gekommen; aber in den alten Provincialstädten, wie Toledo, Burgos, Salamanca, Valladolid, hat sich die castilianische Trägheit in aller ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Es ist noch heute wahr, daß ein castilianischer Lazzarone keine Hand zum Arbeiten rührt, wenn ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß treibt.

In diesem Punkte ist der Galicier das Gegenstück des Castilianers; er ist ein unermüdlicher Arbeiter, und so erpicht auf das Zusammenscharren, daß sein Geiz zum Sprüchwort geworden. Der Galicier wandert in der Jugend aus seiner armen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon, um hier als Wasserträger, als Auflader, Hafen-Arbeiter, oder mit anderen schweren Gewerben ein kleines Capital zu erwerben, mit dem er unfehlbar in die Heimath zurückkehrt. Denn die Galicier, wie alle Völker, bei denen der Dudelsack National-Instrument ist, haben den tiefen sentimentalen Zug nach der Heimath, den keine Zeit und keine Entfernung in ihrem Herzen ertödten kann. Die Galicier, obgleich tapfere Naturen, taugen nichts als Soldaten, weil sie so stark vom Heimweh leiden, daß sie sehr oft daran sterben. Die Galicier sind ungeachtet ihres Geizes durchaus ehrliche Leute, dabei wenig geschliffen, ungeschickt und beschränkten Verstandes. Der Tölpel des spanischen Lustspiels, der, welcher gehänselt wird und Prügel bekommt, ist gewöhnlich ein Galicier, und dieser war früher in jenen Rollen unter dem Namen el Gallego sogar eine stehende Person der spanischen Comödie.

Der Asturianer hat viel Aehnlichkeit mit dem Galicier, nur daß er sich leichter abschleifen und schulen läßt als dieser. Deßhalb treten denn die Asturianer in der Fremde vorzugsweise als Bediente in wohlhabende Häuser ein, in denen sie sich durch ihre Anhänglichkeit, ihre Treue und Zuverlässigkeit oft ein unbeschränktes Vertrauen erwerben.

Die Castilianer lassen sich nicht als Bediente gebrauchen, und die dienenden Personen beider Geschlechter in Madrid sind größtentheils Asturianer.

Die Portugiesen stehen in ganz Spanien sehr schlecht angeschrieben. Man will hier eine große Aehnlichkeit zwischen dem portugiesischen und dem französischen Volkscharakter finden, die sich vielleicht auf den gemeinschaftlichen Ursprung dieser beiden Nationen zurückführen läßt, denn der celtische Stamm hat sich bei seiner Einwanderung in Spanien vorzugsweise in dem heutigen Portugal niedergelassen und sich dort bis auf die Römerzeiten ziemlich unvermischt erhalten. Die Portugiesen haben ein sehr lebhaftes Nationalgefühl, sie pflegen die Erinnerung an ihre glänzende Vergangenheit mit eben so viel Stolz als Liebe. Aber ihr Enthusiasmus irrt sich zuweilen in der Zeitrechnung, sie übertragen auf den gegenwärtigen Augenblick Begriffe, Ansprüche, Formen des Ausdrucks, die vor dreihundert Jahren ganz am rechten Orte und von imponirender Wirkung sein mochten, die aber heutzutage unter so wesentlich veränderten Umständen gar oft lächerlich werden. Die Gewohnheit der Portugiesen, ihre Reiterei nicht nach Pferden, sondern nach Hufen zu zählen, gilt hier für einen sprechenden Beweis von der Sucht der westlichen Nachbarn, in allen Dingen zu vergrößern und zu übertreiben. In demselben Sinne machen sich die Spanier lustig über die Realen-Rechnung der Portugiesen, bei der es sich um unermeßliche Zahlenreihen handelt, die ganz winzige Summen repräsentiren. Kurz, der Portugiese ist der Gascogner der Halbinsel, und wie der Gascogner spielt er auch oft die Rolle des Gimpels in den spanischen Anekdoten.

Der Portugiese haßt den Spanier mehr als alle übrigen Nationen der Welt deßhalb, weil der Spanier die Portugiesen verachtet und sie, wo er es nur kann, verspottet und lächerlich zu machen sucht, wozu allerdings der komische Hochmuth der Portugiesen hinreichend Anlaß gibt. Aus diesem feindseligen Verhältnisse erklärt sich die höchst überraschende Erscheinung, daß beide Völker dicht neben einander wohnen können, ohne sich im Geringsten zu amalgamiren. Während längs der Pyrenäen, die doch eine bedeutende natürliche Scheidewand sind, Franzosen und Spanier ziemlich unmerklich in einander übergehen, ja, die Catalonier und die Bewohner von Languedoc, was namentlich die Sprache anlangt, beinahe ein und dasselbe Volk sind, bemerkt man zwischen den Spaniern und den Portugiesen auch nicht die leiseste Spur von einem Uebergange, obwohl hier, wenigstens an der Grenze Andalusiens, bloß ein Strom beide Völker scheidet. Ayamonte ist eine durch und durch andalusische Stadt und seine Bewohner sind sowohl in Hinsicht auf Körperwuchs und Gesichtsbildung als in Betreff der Sprache, Sitten und Tracht eben so echte Andalusier, als die Eingebornen von Sevilla und Cordoba. Sobald man aber den Guadiana überschreitet, befindet man sich wie durch Zaubergewalt unter ein total fremdes Volk versetzt. Weder die Bauart und Einrichtung der Häuser, noch die Gesichtsbil-

dung, die Tracht, Sitten und das Benehmen der Menschen erinnern nur im Entferntesten noch an das gegenüber liegende Andalusien; die Anwohner des westlichen Guadiana-Ufers sind bereits so vollkommene Portugiesen, wie man sie tief im Lande drinnen nicht besser finden kann.

---

70. Das Baskenland.

(Nach A. von Roon, die iberische Halbinsel, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Mit Ausnahme schmaler Küstenebenen und einiger größeren Flächen bildet die Oberfläche dieser Provinzen die abwechselndste, unebenste, durchschnittenste Landschaft, die man sich denken kann. Denn von dem Kamm des cantabrischen Gebirgszuges zweigen sich zahlreiche Querjoche ab, die durch tief eingeschnittene, enge Thäler von einander geschieden werden, und oft mit steilen Felsennasen ins Meer hinaus treten. Diese Provinzen sind daher fast ganz mit Hügeln und Bergen erfüllt, welche der Oberfläche das Aussehen der vom Sturm gepeitschten Meeresfläche geben. Dabei ist die Gestalt der Berge und Hügel sehr mannichfaltig, einige sind steil und felsig, nackt und kahl, andere abgerundet, bewaldet, oder bis zum Gipfel reich bebaut. Aus den Spalten der Gebirge kommen unzählige Bäche und Flüsse hervor, die den Charakter der Torrenten haben, aber durch die eigenthümliche Erweiterung ihrer Mündungen — Rias — so wie durch das Eintreten der oceanischen Fluth periodisch eine Bedeutung erlangen, die gewöhnlichen Bergströmen nicht eigen zu sein pflegt und sowohl in militärischer als commercieller Beziehung von Wichtigkeit ist. Ihre malerischen Thäler sind mit Ortschaften, Weilern, Meiereien (Caserias) dicht besäet, und die eigenthümliche Vertheilung der Grundfläche in diesen Gegenden hat das Gelände auf das mannichfaltigste mit Hecken, Gräben, Zäunen und Bewässerungs-Anlagen übersponnen. Neben zertrümmerten, unersteiglichen Felsenhöhen ist jede Stelle, der es nur irgend abzuwinnen war, mit blühenden Obsthainen oder wogenden Getreidefeldern überdeckt. Nach den Schilderungen der Reisenden gleicht dieses Land daher den gesegneten Gebirgsgegenden Sachsens, Schlesiens oder Ober-Hessens; aber es ist verwickelter, mannichfaltiger, abwechselnder als sie. Hausmann vergleicht die schönen Thalgründe des Baskenlandes mit den sich gegen den Rhein öffnenden Thälern des Schwarzwaldes. Dies Gewirr von Bergen und Thälern, von Flüssen und Gräben, von Hecken und Mauern, von Waldungen und Fruchtfeldern, von geschlossenen Ortschaften und einzelnen Häusern kann daher einem Parteigängerkriege nicht anders als zusagend sein, und erklärt auch zum Theil die wunderlichen Kreuz- und Querzüge der Heere, welche die Tagesgeschichte zu erzählen hat.

Eben so mannichfaltig als die Gestalt ist auch die Benennung seiner Theile, denn der Collectiv-Name „cantabrisches Gebirge" ist,

wie kaum angeführt zu werden braucht, nur bei Geographen im Gebrauch.

Das Klima dieser Berglandschaften bildet den größten Gegensatz zu dem des inneren Plateau-Landes der Halbinsel; es ist nichts weniger als heiß und dürr, und selbst im höchsten Sommer gemäßigt durch die feuchten Seewinde, so wie durch die kühlen Lüfte, welche von den Schneefeldern der Pyrenäen her wehen; im Winter sind die Höhen in manchen Jahren Monate lang mit Schnee bedeckt, aber in den unteren Thälern ist diese Niederschlagsform eine Seltenheit, denn die Nähe des Oceans mildert hier, wie in allen Küstenländern, die Strenge des Winters. Die Berge von Guipuzcoa, Biscaya und der Montana sind größtentheils mit den schönsten nord-europäischen Waldbäumen bedeckt; Buchen, Eichen, Pinus-Arten liefern das beste Nutz- und Schiffbauholz der Halbinsel; aber der starke Holzverbrauch in den Schmelzhütten und Fabriken hat die Waldungen bereits sehr gelichtet und droht sie ganz auszurotten. An den untern Hängen bilden Kastanien, Nüsse und europäische Obstbäume, wildwachsend, ungepflegt, größere Gehölze und kleinere Waldungen. Von den Früchten der letzteren bereitet man, wie im nördlichen Frankreich, bedeutende Quantitäten von Cider, da der wenige, meist in der Umgegend von Bilbao und Orduna gewonnene Wein — Chacoli genannt — für das Bedürfniß des Landes nicht ausreicht. — Statt der trockenen Bergweiden von Navarra und Alava bedecken grüne Teppiche von saftvollem Rasen die Berghänge, und frische Wiesengründe erfüllen die Thäler.

Der Boden ist dem Ackerbau in Guipuzcoa und Biscaya nicht günstig; er besteht aus einem harten Thon, der nur durch Menschenhand, mittelst der Laya (einer zweizackigen Gabel), beackert werden kann; darum ist auch, ungeachtet des fleißigsten, sorgfältigsten Anbaues, der Getreide-Gewinn nicht ausreichend für die Bedürfnisse der beiden Provinzen.

Der Reichthum der beiden nördlichen Provinzen des eigentlichen Baskenlandes beruht daher nicht auf denjenigen Gaben, welche ihnen die Oberfläche ihres Landes darbietet, er besteht vielmehr in den Schätzen, welche die Eingeweide der Berge und ihre fleißigen Hände ihnen liefern. Die Kupfer- und Eisenvorräthe sind bedeutend, und die Schmelzhütten in Guipuzcoa, so wie in Biscaya liefern reiche Ausbeute. Die Industrie der Basken ist daher vorzugsweise auf die Bearbeitung dieser Metalle gerichtet; alle Thäler hallen wieder von den Schlägen der Hämmer, und die mannichfaltigsten Eisenarbeiten, so wie kupferne Kessel und Schiffsbeschläge sind die Früchte dieser Thätigkeit. Die bedeutendsten und für die Kriegführung wichtigsten Etablissements dieser Art sind die Gewehr- und Klingenfabriken, so wie die Ankerschmieden.

Die Basken haben aufgehört, ein meerfahrendes Volk zu sein, wie im Mittelalter, wo ihre Handels-Marine mit der genuesischen und catalonischen wetteiferte. Seit dem Aufblühen der englischen, französischen,

portugiesischen und holländischen Schifffahrt wurden sie um so mehr vom Seehandel ausgeschlossen, als ihnen die Häfen der spanischen Colonieen, in Folge ihrer Weigerung, das spanische Zoll-System zu adoptiren, gesperrt, und ihre Rheder durch die Privilegirung des benachbarten Santander von der Handels-Concurrenz ausgeschlossen waren. Dennoch sicherten ihnen ihre günstigen Zoll-Verhältnisse bisher einen gewinnreichen Umsatz ihrer Producte nach Frankreich und den benachbarten spanischen Provinzen; dagegen empfingen sie von dort nur wenige Artikel, da ihre einfachen Bedürfnisse fast sämmtlich aus dem Lande gedeckt werden konnten.

Wie groß der Wohlstand und die inneren Hülfsmittel dieser Landschaften, wie unabhängig vom Auslande sie namentlich in den wesentlichsten der vom Kriege in Anspruch genommenen Cultur- und Industrie-Artikel sind, das hat der neueste mehrjährige Kampf in den blutigen Thälern des Baskenlandes genügend bewiesen. Mit Erstaunen und Bewunderung erfährt man, wie dieser kleine Landstrich Jahre lang nicht nur Freund und Feind ernährt, sondern auch verhältnißmäßig zahlreiche Heere ins Feld stellt und aus eigenen Mitteln erhält, bekleidet und bewaffnet.

Die (425,000) Bewohner der *baskischen Provinzen* sind, nach der allgemeinen Annahme, die Ueberreste der Ureinwohnerschaft der Halbinsel; sie nennen sich selbst die ältesten und wahrhaftesten Spanier; sie gehören ohne Zweifel jenen merkwürdigen Völkertrümmern an, welche wir unter dem Namen der celtischen oder gälischen Völkerschaften zusammen zu fassen pflegen, welche heute die äußersten West-Enden unseres Erdtheils bewohnen, und wahrscheinlich einst, vor den Umwälzungen, welche durch die Ausbreitung des römischen Weltreiches, durch die germanischen und maurischen Eroberer über Europa gebracht, den ganzen Westen des Erdtheils: Gallien, Britannien, Irland und die iberische Halbinsel, bevölkerten, von denen wir heute nur in den schottischen Hochlanden, einzelnen Grafschaften Irlands, in Wales, der französischen Bretagne und in den baskischen Provinzen reine, unvermischte Nachkommen antreffen.

Zwar scheinen die Forschungen Wilhelm von Humboldt's über die baskische Sprache die Verwandtschaft derselben mit den Mundarten der übrigen gälischen Stämme zweifelhaft zu machen, aber dennoch hat die Hypothese einer ursprünglichen Stammverwandtschaft dieser Völkerreste ungemein viel Plausibles. Ob die Basken-Sprache früher eigene Schriftzeichen gehabt, ist zweifelhaft; seit dem 16. Jahrhundert wird sie, wie die castilianische, mit römischen Lettern geschrieben. So viel ist gewiß, daß sie weder mit den romanischen noch mit anderen Sprachen historischer Völker irgend eine Aehnlichkeit hat.

Die *Basken* sind ein um so merkwürdigerer Volksstamm, als sie sich, trotz der Stürme und Umwälzungen, welche ihre Heimath seit fast zwei Jahrtausenden heimgesucht, dennoch ihre eigene Volksthümlichkeit, ihre Sprache, Sitten, Gesetze und politischen Rechte unverletzt erhalten

haben. Zwar von den Römern und später von den germanischen Eroberern besiegt, aber nicht unterjocht, widerstanden sie ebensowohl dem Alles niederwerfenden Siegeslaufe der Araber, als auch lange Zeit hindurch den Anmaßungen, Vergrößerungsplanen, und, was noch mehr sagen will, dem moralischen Einflusse der benachbarten gothisch-christlichen Reiche, die aus den Trümmern der saracenischen Herrschaft entstanden waren. Biscaya wurde nach seinen uralten Gesetzen von Grafen oder Herren regiert, die erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die castilische Oberherrlichkeit anerkannten, und erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelang es Peter dem Grausamen, durch die Ermordung des letzten Herrn von Biscaya die Landschaft für immer mit seiner Krone zu vereinigen. Doch änderte dies Ereigniß wenig an der alten Unabhängigkeit ihrer Bewohner, denn sie traten nur in die Rolle eines schutzverwandten, nicht in die eines unterworfenen Volkes; sie bewahrten daher ihre politischen Rechte und Freiheiten, und erkannten nicht einmal den Königstitel ihrer Oberherren an, indem dieselben, dem alten Herkommen gemäß, nur „Herren", und das Land eine „Herrschaft" (sennorio) genannt wurde. Guipuzcoa, was in früheren Zeiten die Oberherrlichkeit des Königs von Navarra anerkannte, übertrug dieselbe aus freiem Willen an König Alphons von Castilien (1200), weil ihr früherer Oberherr gegen ihre Gesetze und Freiheiten regiert, die nun in dem mit dem castilischen Könige geschlossenen Vertrage feierlich von diesem garantirt wurden.

Eben so trug sich die Landschaft Alava im Jahre 1332 dem Könige Alphons VI. von Castilien freiwilig an, der hierauf in die Provinz eilte, und auf dem Landtage zu Ariaga, in Gegenwart der Hidalgos, der Geistlichkeit und des versammelten Volkes, einen Vertrag abschloß, durch welchen die Alavesen in allen ihren Fueros und Freiheiten für alle Zeiten bestätigt und ausdrücklich berechtigt wurden, im Falle der Verletzung derselben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Auf diese historischen Grundlagen stützt sich der politische Zustand der Basken, den sie auch unter allen Königen und Dynastieen bis auf die neueste Zeit zu behaupten gewußt haben.

Die (im Jahre 1394 gesammelten und aufgezeichneten) Fueros der drei baskischen Provinzen bestehen im Wesentlichen in Folgendem: Nur die Volksversammlung oder die aus erwählten Notabeln und Deputirten der Städte gebildete Junta hat das Recht der Gesetzgebung und der Besteuerung. Die Junta bestimmt die Höhe der Abgaben und vertheilt dieselben; die Krone erhält einen Antheil daran unter der Form eines freiwilligen Geschenkes (donativo). Zugleich üben die drei Junten die höchste Instanz in Rechtssachen, wozu sich die von Biscaya unter freiem Himmel (bei der alten Eiche von Guernica), die in Guipuzcoa und Alava abwechselnd in gewissen Städten versammeln; der Baske kann selbst außerhalb des Landes nur nach seinen heimischen Gesetzen gerichtet werden. Die Gemeinde-Verwaltungen (ayuntamientos), an deren Spitze Alkalden stehen, werden vom Volke erwählt. Die Bas-

ken nehmen die Vorrechte des Adels (der Hidalgos) in Anspruch und sind, wie dieser, frei von der Aushebung zum Land- und Seedienste (sie stellen nur 1 Infanterie-Regiment), aber zur Zeit des Krieges verpflichtet, sich in Masse zu erheben. Nur Guipuzcoa hat wegen seiner Lage an der Grenze königliche Garnison aufzunehmen.

Diese alten wie die zahlreichen später erlangten Privilegien mußte jeder König von Castilien, später von Spanien beschwören, um als Oberherr der Basken anerkannt zu werden. In Folge des carlistischen Krieges gingen ein großer Theil der baskischen Vorrechte verloren, diese Länder wurden zu spanischen Provinzen erklärt und gleich den übrigen in Verwaltungs- und Gerichtsbezirke eingetheilt; aber noch besitzen die Basken große Vorrechte vor allen übrigen Spaniern, z. B. das der Befreiung von der Militär-Conscription, vom Salz-, Tabaks-Monopol u. s. w.

---

71. Der Monserrat.

(Nach M. Willkomm, zwei Jahre in Spanien und Portugal.)

Der Monserrat ist nicht sowohl ein Berg als vielmehr ein ganzes Gebirge, denn er besitzt einen Umfang von acht Leguas. Dieses Gebirge erhebt sich völlig isolirt gleich einem riesigen Felsenschloß aus dem grünen Wellenkamm des malerischen Hügellandes, welches den Raum zwischen den Thälern der Flüsse Besos, Llobregat und Noya einnimmt, und stellt einen von Osten nach Westen gerichteten Wall dar, der rings von unzugänglichen Felsenwänden umgürtet ist, die so wie alle seine übrigen Felsenpartieen so glatt sind, als wären sie von Menschenhand mit dem Meißel bearbeitet worden. Auf allen Punkten zeigt sich der Rand des Gebirgs von tief einschneidenden, engen, schauerlichen Schluchten voll der grandiosesten Romantik zerrissen. Eine derselben, welche sich nach Osten zu öffnet, spaltet das ganze Gebirge der Länge nach und bietet den einzigen Weg dar, auf dem man zu dem höchsten Gipfel gelangen kann, der sich in der westlichen Hälfte erhebt. Keine der übrigen Schluchten gestattet einen Aufweg, denn sie sind sämmtlich in ihrem oberen Theile von wilden, senkrechten Felsenmassen von vielen Hunderten Fuß Höhe eingefaßt. Der Monserrat besteht aus einer eisenfesten Breccie, die aus kopfgroßen Stücken zusammen gekittet ist, weßhalb sie in der Nähe betrachtet wie von Menschenhand gemauert aussieht. Diese eigenthümliche Breccie ist in horizontale Bänke geschichtet, ganz wie der Quadersandstein, hat aber eine graubraune Farbe. In der Ferne erscheint sie jedoch sehr hell, und daher kommt es, daß der Monserrat von Weitem einem Sandsteingebirge täuschend ähnlich sieht. Auch die Gestalten, welches dieses Gesteine zusammensetzt, erinnern an die Gebilde des Quadersandsteins. Sie sind ebenso phantastisch, haben aber viel kolossalere Dimensionen. An der Ost- und Nordseite stürzt der Monserrat fast senkrecht in riesigen Fels-

massen unmittelbar bis an die Ufer des Llobregat hinab und verengt das Thal dieses Flusses zu einer wildromantischen Schlucht; auf der entgegengesetzten Seite dagegen bildet er einen breiten, ein vielfach coupirtes Hügelland darstellenden Fuß, welcher sich bis an den Noya erstreckt. Hier wächst der vortreffliche Rothwein von Bruch, einem Flecken, der am südlichem Abhange eines felsigen, weit gen Westen sich hinziehenden Kammes ruht, welcher mit dem westlichem Ende des Monserrats zusammenhängt. Auf diesem Kamme liegt eine große befestigte Venta und nahe dabei erhebt sich ein kegelförmiger, ebenfalls verschanzter Hügel, auf dessen Spitze ein alter Thurm steht. Zwischen beiden läuft die Chaussee nach Zaragoza hindurch und windet sich vielfach gekrümmt in das Thal des Noya hinab. Dieser Paß bildet den Schlüssel zum Innern Cataloniens und Aragoniens. Aus diesem Grunde sind die Höhen von Bruch in allen Kriegen der Schauplatz blutiger Gefechte geworden, besonders in neuerer Zeit. Als sich Spanien im Jahre 1808 gegen die Herrschaft Napoleon's erhob, besetzten die Somatenes diesen Punkt, um den Franzosen die Communication zwischen Barcelona und Zaragoza abzuschneiden. Eine französische Division, geführt vom General Schwartz, rückte hierauf von Barcelona aus, um den Paß zu räumen, ward aber nach langem Kampf zum Rückzug genöthigt. Schwartz hatte nämlich keine Artillerie mitgenommen, weil er wußte, daß die Linien von Bruch nicht mit Geschütz besetzt seien. Allein der Erfindungsgeist der Catalonier hatte dem Mangel an Geschütz auf eine Weise abzuhelfen gewußt, die der französische General nicht erwartet haben mochte. Die Somatenes hatten nämlich eine Art von Kanonen aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt, deren Zerplatzen durch viele darumgelegte eiserne Reifen unmöglich gemacht war. Diese improvisirten Kanonen luden sie in Ermangelung von Kugeln mit Steinen und eröffneten nun von allen Seiten ein so lebhaftes Feuer, daß sich die Franzosen gezwungen sahen, nach großem Verlust die Erstürmung der Linien aufzugeben.

Ohne bis auf die Höhen von Bruch vorzudringen, kletterte ich an dem steilen, mit gewaltigen Felstrümmern bestreuten und theilweise von immergrünem Strauchwerk bedeckten Abhange bis zum Fuße der glatten Felswände empor, welche den nordwestlichen Rand des Monserrats bilden. Diese Wände erheben sich vollkommen senkrecht, besitzen eine Höhe von mindestens 500 Fuß und sind längs ihres obern Randes mit vielen abgestutzten Zacken und kopfförmigen Vorsprüngen besetzt, weßhalb sie von fern einer riesigen Festungsmauer mit Schießscharten gleichen. Im Schatten eines kolossalen, weit überhängenden Felsblockes von der Gestalt eines Löwenkopfes auf weichem blumendurchwirkten Moosteppich ruhend, schwelgte ich geraume Zeit in den Reizen des prachtvollen Landschaftsgemäldes, das sich, als ich den Kamm überstiegen hatte, mit einem Male vor mir entrollte. Ich befand mich an der Nordseite des Gebirges. Zu meinen Füßen schlängelte sich gleich einem mit Perlen und Diamanten gestickten Silberbande der Llobregat

durch ein romantisches, von Mühlen, Fabriken, Gehöften und Dörfern wimmelndes Thal. Hinter seinen ernsten Felsvorsprüngen und waldigen Kuppen ragten mehrere parallele Gebirgsketten empor und den Horizont umsäumte in unabsehbarer Linie die tief hinab mit Schnee bedeckte und theilweise von Wolken verhüllte Riesenmauer der Pyrenäen. Von diesem reizenden Punkte brachte mich ein schmaler schlüpfriger Pfad über die dichtbebuschte, von Felszacken starrende Lehne auf die schon erwähnte Straße hinab, welche von Bruch aus zum Kloster führt. Eine Wanderung auf dieser Straße bietet die beste Gelegenheit dar, sich an der grandiosen Romantik des Monserrats zu erlaben, denn nirgends enthüllt dieses phantastische Gebirge alle seine Wunder so sehr, wie an seiner Nord- und Ostseite. Das herrliche Wetter, die idyllische Einsamkeit, die feierliche Stille, der aromatische Blüthenduft, welcher aus den von üppiger Vegetation erfüllten Schluchten emporstieg, das melodische Säuseln der Luft in den Nadelkronen der Föhren, der goldige Schein der Nachmittagssonne, der die zu meinen Füßen ruhende Landschaft in zauberischem Schimmer erglänzen ließ, verlockten mich, oft Viertelstunden lang an einer Stelle zu rasten, um mich an der prachtvollen Aussicht zu weiden und das zerrissene, unbeschreiblich großartige Felsenlabyrinth des Berges zu studiren. Der Monserrat ist eins der wunderbarsten, reizendsten, bizarrsten und grandiosesten Mährchen der Schöpfung! — Alles, was ich von seltsam zerklüfteten Felsmassen gesehen habe, die berühmten adersbacher Steine in Schlesien, das weniger bekannte, obwohl großartigere Felsenlabyrinth von Gros-Skal in Böhmen, die vielgepriesenen und vielbesuchten Sandsteinwände der Bastei und anderer Partieen der sächsischen Schweiz, die fürchterlichen Granitmassen des Elbgrundes oder des düstern Bodethals im Harz, die ungeheuerlichen Marmorgestalten des Torcal bei Antiquera: alles dieses, sage ich, ist ein Kinderspiel im Vergleich mit den gigantischen, capriciös geformten Brecciemassen am Nord- und Ostabhange des Monserrats! Runde Riesenthürme von vielen Hunderten Fuß Durchmesser mit senkrechten oder wohl gar überhangenden Wänden, oben in phantastische Zackenkronen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kegel von schaudererregender Steilheit, durch tiefe, rißartige Schluchten von einander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgroßen Felsblöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick herniederstürzen; hohe Pyramiden, an ihrer Spitze mit abgerundeten kopfartigen Blöcken gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenpfeiler und Wände sind über zweitausend Fuß hoch, denn sie erheben sich unmittelbar von den Ufern des in der dunkeln grausigen Tiefe schäumenden Llobregat bis zum oberen Rande des Gebirges. Bei jeder Biegung der größtentheils in das Gestein gesprengten Straße eröffnen sich wilde, steil ansteigende Gründe und Schluchten, welche tiefe Blicke in das geheimnißvolle Labyrinth des Innern gestatten und aus deren dichtem Gebüsch zahllose Felsgebilde hervorragen in Formen, wie

sie kaum die Phantasie eines Fieberkranken barocker ersinnen kann. Dabei sind alle Ritzen und Spalten auf das Reichste mit Epheu, Buchsbaum und anderem immergrünem Strauchwerk austapezirt, weßhalb diese Partieen des Monserrats überaus pittoreske Ansichten gewähren.

---

72. Madrid.

(Nach M. Willkomm, zwei Jahre in Spanien und Portugal.)

Madrid, welches jetzt fast 300,000 Einwohner zählt, liegt auf mehreren flachen Hügeln am östlichen Ufer des Manzanares in einer Höhe von 2412 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers und ist somit die am höchsten gelegene Residenz von Europa. Aus diesem Grunde sowie wegen seiner großen Entfernung vom Meer und seiner Lage in einer weiten, sterilen, fast baumlosen, im Norden von hohen, das halbe Jahr hindurch mit Schnee bedeckten Gebirgen umschlossenen Hochebene ist das Klima von Madrid weniger angenehm, als man bei seiner so bedeutend südlichen Lage (Madrid liegt unter gleicher Breite mit Neapel) zu vermuthen berechtigt wäre. Sein Klima ist für den Fremden sogar sehr gefährlich, theils wegen der außerordentlich trockenen und scharfen Luft, theils und vornehmlich wegen der großen Veränderlichkeit der Temperatur, die sehr häufig und plötzlich von einem Extrem zum andern überspringt.

Es ist merkwürdig, daß Philipp II., welcher Madrid auf die Stufe stellte, die es gegenwärtig einnimmt, ihm kein seiner würdiges Denkmal hinterließ, obwohl er über so ausgezeichnete Architekten verfügen konnte, wie Bautista de Toledo und Juan de Herrera, die Baumeister des Escorial. Unter den vielen Kirchen und Klöstern erhebt sich keine stattliche Kathedrale und bei Weitem die Mehrzahl seiner Tempel ist klein, unbedeutend und geschmacklos.

Das weniger durch edlen harmonischen Stil als seine ungeheuern Dimensionen am meisten imponirende Gebäude von Madrid ist der königliche Palast, welcher von fern einen ungemein großartigen Eindruck macht, der in größerer Nähe durch die theilweise Ueberladung mit architektonischen Verzierungen etwas herabgestimmt wird. Das Schloß von Madrid ist eines der größten Paläste, die es gibt — die Tuilerieen sind eine Spielerei dagegen, und kaum dürfte das Schloß von Versailles mit dem madrider sich messen können —, und würde unbedingt das größte von allen sein, wenn der ursprüngliche Plan zur Ausführung gekommen oder nur der nachmals abgeänderte vollendet worden wäre, denn gegenwärtig ist kaum die Hälfte fertig. An derselben Stelle, wo sich jetzt diese stolze Königsburg erhebt, stand ehemals der alte Alcazar, der seine Gründung den Mauren verdankte. Diese finstere Zwingburg ward allmählig, als die Könige von Castilien sich

von Zeit zu Zeit in Madrid aufhielten, mehr und mehr vergrößert und endlich, wie schon erwähnt, durch Kaiser Karl V. in ein königliches Residenzschloß verwandelt. Philipp II. ließ es noch bedeutend vergrößern und mit vielen Werken der Kunst von hohem Werthe schmücken. Am Weihnachtsheiligabend des Jahres 1734 ward dieses weitläufige Schloß, von dem seltsamer Weise kein Bild mehr existirt, ein Raub der Flammen, und Philipp V. beschloß, an seiner Stelle einen neuen Palast zu erbauen, der alle Schlösser der Welt verdunkeln sollte. Der Plan, den der Architekt Don Felipe Jubara entwarf und in einem Modell aus Holz zur Ausführung brachte, welches jetzt in dem sogenannten topographischen Cabinet des Buen Retiro aufgestellt ist, war wirklich kolossal. Der Palast sollte nämlich ein Viereck mit 34 Thoren bilden, 100 Fuß hoch werden und jede Façade eine Länge von 1600 Fuß erhalten! Dieses enorme Project kam wie manches andere von so gigantischen Dimensionen nicht zur Ausführung, indem es namentlich an der Unzulänglichkeit des Platzes scheiterte, da Philipp V. sein Schloß expreß an der Stelle des alten Alcazar erbaut haben wollte. Daher ward der Italiener Giovanni Sachetti aus Turin, ein Schüler Jubara's, mit Anfertigung eines neuen Planes beauftragt. Dieser reducirte die ungeheuren Proportionen des von seinem Lehrer entworfenen Planes und erbaute den jetzigen Palast, der ganz aus Sandstein und Marmor besteht. Er sollte zwei durch zwei Flügel verbundene regelmäßige Vierecke bilden, von denen bloß das westliche fertig geworden ist. Dieses ist im Renaissance-Stil erbaut und durch eine Menge an und für sich schöner Statuen, Urnen und anderer Verzierungen etwas stark überladen. Der geräumige innere Schloßhof ist von Säulenhallen umgeben und mit den Marmorstatuen der vier in Spanien geborenen Kaiser Roms, Trajanus, Arcadius, Honorius und Theodosius, geschmückt. Das Innere soll an Großartigkeit der Säle und an Pracht Alles übertreffen, womit andere Gebäude dieser Art in Europa prahlen können. Je prächtiger aber der Palast ist, desto düsterer sind seine Umgebungen. Das Schloß liegt nämlich am westlichen Ende der Stadt auf einem ziemlich steil abfallenden Hügel am Manzanares; im Schatten seiner mächtigen Grundmauern liegen armselige strohgedeckte Hütten von Zigeunern und Tagelöhnern wie unerhörte Bitten an den Stufen des Thrones, und die arme Königin überschaut aus ihren Marmorhallen nichts, als die traurige sterile Hochebene von Neu-Castilien, die sich endlos gen Süd und West erstreckt und aus der hier und da ein elender Weiler seine grauen Dächer emporhebt! Vor der östlichen Façade des Schlosses befindet sich die Plaza y Glorieta del Oriente, einer der schönsten Plätze von Madrid, den es der Zerstörungssucht der Franzosen verdankt, die an dieser Stelle eine Menge Häuser, Kirchen und Gärten niederreißen ließen, um Batterieen gegen die Stadt zur Vertheidigung der Hofburg zu errichten. Als ich mich in Madrid befand, war dieser Platz noch nicht vollkommen vollendet. Seine westliche Seite bildet die großartige Façade des Schlosses; diesem

gerade gegenüber soll das Teatro de Oriente erbaut werden*), und an seiner südlichen Seite steht das Palais der Biblioteca nacional.

Ich führe jetzt meine Leser nach dem Buen Retiro, der sich gerade an dem entgegengesetzten Ende der Stadt befindet. Da wir somit ganz Madrid durchkreuzen müssen, so wollen wir unterwegs einen flüchtigen Blick auf die erwähnenswerthesten Gegenstände werfen, die sich unserm Auge darbieten. Durch ein hochgewölbtes Thor treten wir auf die Plaza mayor, einen großen, regelmäßig viereckigen Platz, umringt von einem Porticus, auf welchem fünf balcongezierte Stockwerke ganz gleichmäßig gebauter Häuser mit platten Dächern ruhen, von deren Einförmigkeit nur die Panaderia real eine Ausnahme macht. Dieser großartige Platz, unter Philipp III. erbaut, dient noch jetzt zu den großen königlichen Festen, namentlich den großartigen Stiergefechten, welche bei Gelegenheit bedeutungsvoller Hof-Ereignisse, z. B. vor Kurzem bei der Doppel-Vermählung des königlichen Schwesterpaars, veranstaltet zu werden pflegen. Auch sonst ist dieser Platz sehr belebt, weil unter seinen Säulenhallen die Colporteurs der zahllosen politischen Journale, die in Madrid erscheinen, die Zeitungen in großen Körben zum Verkauf auszubieten pflegen, jedoch bei Weitem nicht so wie der unregelmäßige der Puerta del Sol, auf den wir durch die Calle mayor, eine der schönsten Straßen der Stadt, gelangen. An seiner südlichen Seite macht das große Gebäude der Casa de Correos oder des Postenhauses einen mehr eleganten als großartigen Eindruck, und von ihm laufen nach allen Richtungen sechs der schönsten Straßen aus, unter denen die von San Geronimo und Alcala, die beide nach dem Prado führen, die prächtigsten sind. Von der letztern habe ich schon gesprochen. Am Ende der Straße von Alcala nimmt uns der berühmte Prado in seine schattigen Baumgänge auf, eine mit einer Menge von Ulmen-Alleen, die durch laufendes Wasser fortwährend erfrischt werden, mit Steinbänken und acht prächtigen Marmorfontainen gezierte Promenade von 9650 Fuß Länge, welche die ganze östliche Seite von Madrid vom Thore von Atocha bis zu der Puerta de Recoletos umschließt, von wo aus sich noch eine Ulmen-Allee eine halbe Stunde weit bis zu dem Obelisk der Fuente Castellana hin erstreckt. Eine Menge Erfrischungsbuden, eleganter Cafés, Eishallen u. dgl. liegen an dem Saume der Stadt, während einen großen Theil der östlichen Seite des Prado das ungeheure, in griechischem Tempelstil erbaute Gebäude des Museo del Prado oder der königlichen Gemälde-Galerie einnimmt. Dieses sowie der Prado sind Schöpfungen Karl's III., denn vorher war hier, wo jetzt täglich viele Tausende promeniren, nichts als ein großer Weideplatz, wo Ziegenheerden weideten (daher der Name el Prado, d. h. die Wiese) und welcher die Burg des Buen Retiro von der Stadt trennte. Der Mündung der Straße von Alcala gerade gegenüber steht der prachtvolle Triumphbogen der Puerta de Alcala,

*) Ist geschehen.

der aus fünf Portalen zusammengesetzt ist, von denen die mittleren drei Hauptthore (jedes derselben ist 70 Fuß hoch und 17 breit!) gewölbt, die beiden kleinern Seiten-Eingänge nicht gewölbt sind. Jede Façade schmücken zehn ionische Säulen aus weißem Marmor. Auf dem mit Fahnen und Tropäen gezierten Sims erhebt sich ein Frontispiz mit dem königlichen Wappen, gehalten von der Fama, Alles aus weißem Marmor. — Zur Rechten des Schlosses liegt die große befestigte Artillerie-Kaserne, die früher einen Theil der Gebäude des Retiro ausmachte, und vor dieser erhebt sich dicht am Prado, auf einem von Bäumen umringten Platze, der den Namen „Campo de la Lealtad" (Feld der Loyalität) führt, das Monument des 2. Mai, welches das Andenken der am 2. Mai 1808 an dieser Stelle für die Unabhängigkeit der Nation gefallenen Opfer von Madrid verewigt.

Von diesem stolzen Denkmal steigen wir zu dem königlichen Lustschloß des Buen Retiro empor. Dieses verdankt seine Entstehung der glanzvollen Regierung Philipp's IV. und diente bis zur Thronbesteigung Philipp's V. als alleinige Residenz des Hofes. Deßhalb verwandelte sich dieser Ort allmählig in eine kleine Stadt. Theater, Kirchen und unermeßliche Gartenanlagen, die noch existiren, entstanden in den Umgebungen des Schlosses. Die Gärten des Buen Retiro, eine der besuchtesten Promenaden der eleganten Welt von Madrid, nehmen einen sehr bedeutenden Flächenraum ein, sind aber zum Theil schlecht gehalten und größtentheils in steifem französischem Geschmack. Namentlich gilt Letzteres von den verschlossenen Gärten der Königin, die man bloß mit specieller Erlaubniß des Directors sehen kann. In diesen hat man einen künstlichen Berg errichtet, der die schönste Ansicht von Madrid darbietet, weil gerade hinter seinen vielen Kuppeln und Thürmen die hohen schneebedeckten Kuppen der Sierra de Guadarrama emporsteigen und dem Bilde der Stadt einen Rahmen geben, dessen es von andern Punkten aus entbehrt. Traurig aber ist der Anblick der dürren hügeligen Fläche, welche die grünen Gärten des Buen Retiro umgibt. Ueberhaupt darf man, soll einem Madrid gefallen, die Stadt nicht verlassen. So lange man inmitten seiner eleganten belebten Straßen, seiner Gärten und Promenaden bleibt, glaubt man sich in einer reichen, mit allen Reizen des Südens geschmückten Gegend; sobald man aber die Thore durchschreitet, sieht man sich in eine wasserlose Wüste versetzt.

---

73. Die Vega von Murcia und ihr Seidenbau.

(Nach Reinhold Bernhard Brehm, in Petermann's Mittheilungen über wichtige neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie. 1858.)

Unter Vega oder Huerta versteht man in Spanien eine von einem Flusse durch Canäle bewässerte Ebene. Fast alle Vega's sind noch von den Mauren angelegt und werden heutiges Tages auch noch in der-

selben Art und Weise, ja, fast mit denselben Ackergeräthschaften wie früher angebaut. Die Vega von Murcia beginnt 1½ Leguas oberhalb der Stadt und erstreckt sich nach Orihuela und weiter hinab bis ans Gestade des Meeres. Sie wird nach Westen von dem Campo von Lorca und weiterhin von der Sierra de Espunna begrenzt, im Norden und Süden ebenfalls von steilen, kahlen wilden Gebirgszügen eingeschlossen und geht bloß nach Osten zu allmählig in die Meeresküste über. Durch den Fluß Segura bewässert, welcher schon weiter oben prachtvolle Thäler, z. B. das von Ulea, zu den schönsten Orangengärten Spaniens umschafft, gehört sie entschieden zu den fruchtbarsten und reichsten Landstrichen Süd-Europa's. Der Reichthum ihrer Producte ist äußerst mannichfaltig, jeden Monat werden Früchte verschiedener Art eingeärntet; vom März bis Juni gleicht sie einem großen Blumengarten.

Wo die Bewässerung aufhört, beginnt das sogenannte Campo, das sich bis an den Fuß der Gebirge erstreckt und auf welchem bloß ein Mal im Jahre Weizen oder Gerste geärntet wird. Ein Hauptreichthum des Campo sind die Oelbäume, von denen man einen jeden eine Unze Goldes werth hält und die oft dem Acker einen ansehnlichen Preis verleihen. Wo wegen der Trockenheit keine Oelbäume mehr fortkommen, gedeiht noch die Stachelfeige (Opuntia), aus der man in neuester Zeit Zucker zu gewinnen begonnen hat.

Die Aussaat des Weizens findet im November und December, die Aernte im April und Mai Statt, worauf das Feld in der Huerta sogleich wieder mit Wasser überrieselt und bereits am dritten oder vierten Tage mit Mais besäet wird.

Oberhalb des Campo beginnen die kahlen, jetzt bloß mit Rosmarin, Thymian, Lavendel und vielen anderen aromatischen Kräutern bewachsenen Gebirge, deren steile, kegelartige Felszacken und mit prachtvollen Oleandern bekleidete, tief eingerissene Regenstrom-Betten einen höchst malerischen Gegensatz zu der aufs sorgfältigste angebauten Vega bilden. Man muß süd-spanische Sierras gesehen haben, um sich von der Wildheit derselben eine Vorstellung zu machen. In den Zeiten der Mauren waren auch diese Gebirge mit Wald bedeckt und zahlreiche Quellen sprudelten an ihrem Fuße hervor; als aber die Spanier wiederum die Oberherrschaft erhielten, ließen sie die Stämme niederschlagen, ohne darauf bedacht sein, wieder nachzupflanzen. Die etwa noch stehen gebliebenen Bäume verdorrten unter der sengenden Sonne Murcia's, die Quellen versiegten, die Regenwolken verschwanden, und so erhielten die Berge ihr jetziges ödes Ansehen, und schwer dürfte es halten, wiederum Holzwuchs zu erzielen, da zuweilen in 26 Monaten kein Tropfen die schmachtende Natur erfrischt; daher sagt auch der Murcianer: el serenissimo reymo de Murcia.

Die Bewohner unserer Huerta (Labradores genannt) unterscheiden sich durch ihre Sitten wesentlich von den Bewohnern Valencia's. Während letztere als wahre Nachkommen der Mauren wohl alle Laster ihrer

Vorfahren, als Zorn, Heimtücke und grenzenlose Rachsucht, nicht aber ihre Tugenden geerbt haben, findet man bei dem Murcianer Treue, außerordentliche Gastfreundschaft und zuvorkommende Gefälligkeit.

Die Tracht der Labradores ist noch fast ganz die Maurische: weite, nicht bis zum Knie reichende, weiße Leinwand-Beinkleider, die hochrothe Leibbinde (Faja), in deren einem Ende Stahl, Stein, Schwamm, Tabak und Papier zum Anfertigen der Cigarillos, in deren anderem das Geld verwahrt wird, eine mit großen silbernen Hängeknöpfen geschmückte Weste, ein auf der Brust und am Kragen gesticktes Hemd, das turbanartig um den Kopf gewundene Tuch und die aus Esparto oder auch Hanf geflochtenen Sandalen bilden die ganze Bekleidung des murcianischen Bauern. Sonntags zieht er wohl noch weiße, baumwollene Gamaschen an, die vom Knöchel bis unters Knie reichen, setzt einen breitkrämpigen, niedrigen Hut auf und trägt eine über den Arm gehangene Jacke. Die Frauen kleiden sich sehr bunt, tragen rothe oder grüne Röcke, die mit Streifen schwarzen Sammtes besetzt und mit unzähligen Goldplättchen geziert sind. Das Haupthaar ist in einen kunstvollen Zopf geflochten, der, weit nach oben hinaufgesteckt, den Kopf überragt. In den Ohren tragen sie lange hängende, mit bunten Steinen besetzte Ohrenglocken; den Kopf verhüllen sie mit der Mantilla, die sich bloß dadurch von der der vornehmen Frauen unterscheidet, daß an ihr die breiten, schönen Spitzen fehlen.

Die Häuser der Labradores in der Vega sind wohl die einfachsten, die man sich denken kann, und werden bloß noch von den Höhlen der Zigeuner in Granada an Einfachheit überboten. Sie bestehen eigentlich bloß aus Rohr und Stroh. Im Sommer schlafen die männlichen Bewohner der Huerta gewöhnlich im Freien unter einem Feigenbaume, neben ihren Maulthieren, Schweinen und Ochsen (Kühe gibt es fast gar nicht), auf harter Erde, bloß in ihre wollene Decke (Manta) gewickelt. Die Häuser der Landleute stehen vereinzelt inmitten des ihnen anvertrauten Feldes und sind von Feigen- und Orangenbäumen umgeben.

Die um das Haus herumliegenden Felder sind mit Maulbeerbäumen um- und durchpflanzt, so daß das Getreide oder die anderen Früchte unter denselben wachsen. Am Rande der Felder, an den Häusern, an den die Vega durchkreuzenden Wegen stehen die Feigenbäume, während die Orangen gewöhnlich in einer von einem Aloë- (Agave Americana) oder Opuntia-Zaun umschlossenen Einfriedigung gezogen werden. Die Orangenbäume stehen dann so dicht beisammen, daß sie sich mit ihren Zweigen berühren, was jedoch ihrer Fruchtbarkeit durchaus keinen Eintrag thut; denn gerade in einem ganz dicht bepflanzten Garten brach ich einen sehr dünnen Zweig mit siebzehn Stück Orangen ab.

Anfangs März fangen an den Maulbeerbäumen die jungen Blättchen an, sich zu zeigen, und in Zeit von vierzehn Tagen sieht man unter der schon jetzt recht warm scheinenden Sonne Murcia's das Laub

sich rasch entfalten. Jetzt, Anfang April, sucht der Labrador die Eier des Seidenspinners (Bombyx mori), die er simienti (Saamen) nennt und die bisher an einem trockenen Orte aufbewahrt oder angekauft wurden, hervor, feuchtet eine beliebige Quantität von 1, 2, 3 oder mehr Unzen mit Wasser etwas an und schüttet sie in ein Leinwandsäckchen, welches die Frauen einen oder zwei Tage unter dem Halstuche am Halse tragen. Natürlich werden bei diesem Act die nöthigen Sprüche nicht vergessen und unter denselben Ceremonien am zweiten oder dritten Tage die Eier wieder hervorgeholt, dann auf frische Maulbeerblätter in die Sonne gelegt, und nach wenigen Stunden kriechen die Räupchen aus, welche jetzt usanos heißen, und beginnen sogleich, die jungen, zarten Blätter zu verzehren.

Vor der Hand befindet sich nun die kleine Colonie noch in einem mit einem weißen Tuche ausgekleideten Körbchen, allein schon nach einigen Tagen ist die Gesellschaft gewachsen und bedarf eines größeren Raumes; sie wird deßhalb auf Rohrmatten übergesiedelt, bekommt täglich viermal frische Blätter, während die vertrockneten entfernt werden. Täglich, fast zusehends wachsen die Raupen; ein oder zwei Personen sind lediglich damit beschäftigt, frische Blätter von den Bäumen zu streifen, zwei andere, die vertrockneten zu entfernen und die frischen an ihrer Stelle unterzulegen. Die Raupen werden jetzt sorgfältig vor der stechenden Sonne geschützt, befinden sich Nachts auf dem Oberboden und werden bei Tage, wenn die Gesellschaft nicht zu zahlreich ist, auf der Rohrmatte herab vor das Haus ins Freie geschafft, woselbst sie, mit Reifbogen überstellt und mit Leinwandtüchern überdeckt, die Wärme des Tages genießen dürfen. Viermal streifen diese Thierchen ihre Hülle ab, um die letzte weißgraue, mit drei Augen an jeder Seite des Kopfes geschmückte zu behalten. Sie haben jetzt die Dicke eines kleinen Fingers erreicht, hören plötzlich zu fressen auf und beginnen sich einzuspinnen. Bemerkt dies ihr Pfleger, so holt er Esparto oder Dornenzweige, Flachsbüschel u. s. w. herbei und stellt sie auf den Rohrmatten auf. Eifrig werden dieselben von den Raupen aufgesucht, und jetzt beginnt das Einspinnen, was wirklich einen höchst interessanten Anblick gewährt. Sorgfältig werden die feinen, weißen oder gelblichen Fädchen von einem Halm zum andern gezogen, das Gewebe wird täglich dichter, nimmt die längliche Puppenform an, bis es zuletzt die Raupe dem Auge des Zuschauers entzieht. In fünf bis sechs Tagen ist gewöhnlich die Zeit des Einspinnens vollendet; sorgfältig werden jetzt die Puppen von den Grashalmen oder kleinen Aestchen abgenommen, und nachdem die zur nächsten Zucht erforderliche Anzahl bei Seite gelegt ist, die übrigen einige Stunden in der Mittagszeit der Gluth der Mai- oder Junisonne ausgesetzt, wodurch die armen Thierchen in kürzester Zeit zu Grunde gehen.

Die Puppen (nimfas) werden entweder abgesponnen und die Rohseide, welche jetzt eine dunkelgelbe Farbe hat, wird zu Markte gebracht, oder pfundweise in die jetzt in der Huerta errichtete privilegirte Fabrik

verkauft. Das Abspinnen der Seidenfäden geschieht mittelst heißen Wassers, in welches die Cocons geworfen werden; von sechs bis acht Cocons werden die Fädchen zu einem Faden vereinigt, indem man dieselben mittelst eines feinen Ruthenbesens, woran sie hangen bleiben, aufnimmt, durch ein Oehr gesteckt und, nachdem sie dasselbe passirt, mit einem gleich starken zweiten, durch ein zweites Oehr laufenden Faden zu Einem mittelst eines Rades zusammengesponnen, der also jetzt aus sechszehn und mehr Fädchen besteht und als Rohseide in den Handel kommt.

---

74. Die Alhambra.

(Nach Karl v. Hailbronner, Morgenland und Abendland, und M. Willkomm, zwei Jahre in Spanien und Portugal.)

Die Alhambra, die ehemalige Citadelle von Granada, ist 700 Fuß hoch, steht ganz frei und abschüssig, von zwei Flüssen eingefaßt, und trägt auf dem langen Bergrücken, der von drei Seiten steil aus der Stadt Granada emporsteigt, die alten dicken Festungsmauern und Thürme, wovon sie ihren Namen hat, nebst dem neuen Palast Karl's V., dem alten Chalifenschloß, einigen Hundert anderen Häusern, großen Parkanlagen und Raum für 40,000 Menschen, die zur Zeit der Mauren dieses kostbare Reichskleinod sollen vertheidigt haben. Von der Bibarambla steigt eine schmale Straße zu dem neuen Platze hinauf, und von diesem rechts eine Gasse zu dem großen Thore, das aus Granada in die Alhambra führt und durch hohe, zwanzig Fuß dicke Mauern die Festungswerke der Alhambra unter sich verbindet, die jähen Abfälle des Berges stützt und durch dessen Portal man in den Park gelangt, der die Alhambra selbst in sich in zwei Theile scheidet. Auf dem südlichen Rande des Berges überblickt man den größten Theil der von drei Seiten an seinem Fuß sich herum ziehenden unteren Stadt, ihre reiche Ebene und die Eisgebirge. Der Park auf der Alhambra wäre Englands würdig. Breite Gänge mit Rosenspalieren, Ruhebänken und Springquellen ziehen sich über die hügeligen Absätze hin und durch einen dichten, stets Schatten bietenden Wald hoher uralter Platanen, Lorberbäume, Kastanien und Eichen, die hier gegen ihre Natur dicht beisammen stehen und ihr ansehnliches Contingent zu den natürlichen Laubgalerieen stellen. Alles ist vortrefflich erhalten und sorgsam gepflegt, und während unten auf dem Paseo der Abend das Geräusch der großen Welt aufnimmt, sammelt sich in den düsteren Wegen der Alhambra ein kleineres Publicum, dessen Bedürfniß mehr Abgeschiedenheit scheint, dessen Seelenstimmung mehr Einsamkeit fordert. Allerwärts entfließen den Felsen fröhlich plaudernde Quellen, die eiligen Laufes dem üppigen Thale zuströmen, nachdem sie ihre ersten Gaben in den Brunnen und Fontainen der Alhambra niedergelegt. Das Grün der Bäume und

Gesträuche, die Pracht und der Duft der Blumen schienen mir an Lebhaftigkeit selbst noch die der Ebene zu übertreffen. Nachdem man die letzte steile Höhe im Park hinaufgestiegen, wendet ein Weg links, und durch das hohe Araberthor und seine unbedeckten Gänge gelangt man auf die große Plattform, welche den neuen Kaiserpalast, die alte Maurenburg und die castellartig abgeschlossenen Thürme zur Einfassung hat und einen großen freien Platz mit einer erstaunlichen Aussicht bildet. Von seiner halbrunden offenen Bastionenterrasse sieht man senkrecht hinab über die grauen Dächer und weißen Häuser der weit über das Hügelland ausgedehnten Stadt und über die prachtvoll sich ausspannende grüne Vega. Links vom Eintritt in diesen Platz stehen zwei viereckige hohe Thürme, umgeben von dicken Mauern, durch Backstein und Felskiesel unzerstörbar gemacht. Von dem flachen Dache ihres höchsten, der torre primera, genießt man eine Fernsicht, wie ich sie nur auf den Höhen von Salahieh über das Thal von Damascus ähnlich mich entsinne. Der Ton der Luft, das Aroma der Vegetation, die Färbung von Berg und Thal sind nicht zu schildern, nicht zu malen. Der Berg der Alhambra ist ganz isolirt und von allen Seiten, besonders gegen die Stadt und die nördliche weit überragende Höhe, worauf das Xeneralife und die Veste Alcazaba stehen, steil abfallend. Neue Festungswerke, welche der unselige Bürgerkrieg nöthig machte, erheben sich über den alten, ohne ihrer Schönheit zu schaden. In dichtem Gebüsch reizend versteckt, durch schmale Schlucht von der Alhambra getrennt, steht oder hängt das Lustsommerschloß der Chalifen, und weiter zurück, jenseits des enges Thales, das sich von der Stadt hineinzieht, erhebt sich das Campo sacro über den Felsen. Ueber die steilen Höhen des jenseitigen Berges, an welchem die Stadt sich hinauf und herum ausbreitet, spannt sich in Form eines Bogens eine Saracenenmauer zu Thal und Stadt herab. Die Stadt selbst und alle Anhöhen, auf der sie liegt, sind mit Bäumen durchwebt, während große Obstgärten ihre Grenzen bezeichnen, ganz wie zu Damascus. Alle hinteren Berge, welche sich gerade über diesem prächtigen Vordergrund erheben, sind unbebaut, aber grün bis zu den äußersten Rändern, und über das ganze entzückende Bild legt sich das Diadem der Schneeregion, gleich riesiger weißer Wolke ewig und unverändert den azurnen Himmel durchziehend. Damascus ist schön und herrlich, wer aber von dem Signalthurme der Alhambra die Gegend von Granada überblickt, hat alle Zauber der Schöpfung erfaßt, und für ihn hat sie keine neuen Wunder mehr.

Karl V. empfand ein besonderes Wohlgefallen an der Alhambra und würde in dem dort auf seinen Befehl erbauten Palast einen Theil der heißen Jahreszeit zugebracht haben, wenn nicht die häufigen Erdbeben die Ausführung dieses Entschlusses und die Vollendung des Schlosses verhindert hätten.

Jener große Herrscher beging die unbegreifliche Barbarei, den schönsten Theil des maurischen Schlosses, nämlich den Winter-Palast, niederreißen zu lassen, um Platz für das neue Schloß zu gewinnen, welches

er für eine Sommer-Residenz der Könige von Spanien bestimmte. Dieses bildet ein großes Viereck von edler Architektur, dessen Portale und Simse schöne Basreliefs aus weißem Marmor schmücken, doch sind bloß die Mauern vollendet worden. Der maurische Palast selbst ist von außen wie alle Bauwerke der Araber ganz unscheinbar, da dieses Volk alle Schönheiten der Baukunst bloß auf das Innere der Wohnungen zu verwenden pflegt. Man sieht nichts als ein Conglomerat hoher, fast fensterloser Mauern, überragt von einigen viereckigen zinnengekrönten Thürmen und zwei achteckigen Pavillons. Sobald man aber das bescheidene Pförtchen durchschreitet, welches den einzigen Eingang in das Schloß bildet, glaubt man sich in ein total fremdes Land versetzt. Man tritt in einen länglich viereckigen, mit weißen glattpolirten Marmorplatten belegten Hof, der von einem von zierlichen weißen Marmorsäulen getragenem Porticus umgeben ist. Alle diese Säulen sind außerordentlich schlank, meist paarweise gestellt, stehen auf niedrigen kreisrunden Sockeln und haben arabeskengeschmückte Capitäle. Die einzelnen Säulenpaare sind durch leichtgeschwungene Hufeisenbogen mit einander verbunden, welche die durchbrochenen Wände des Porticus tragen, die mit wunderschön gearbeiteter, aus phantastischen Blumen und den elegantesten Arabesken bestehender Stuccatur bekleidet sind. Um die Simse bemerkt man Inschriften aus dem Koran, zwischen deren arabischen Buchstaben sich zartgebildete Blumenguirlanden hindurchschlingen. In der Mitte dieses Hofes, welcher den Namen el Patio de la Alberca o del gran Vivero führt, befindet sich ein großes Wasserbassin von 130 Fuß Länge, das von zwei Fontainen fortwährend mit krystallenem Wasser gefüllt wird und von Myrten-, Rosen- und Oleanderhecken umringt ist. Die nördliche Seite dieses Hofes bildet die Torre de Comares, ein ungeheurer viereckiger Thurm, dessen Mauern von einer Staunen erregenden Dicke sind. Ein hohes Portal, an dessen Pforten sich noch die alten aus Cedernholz kunstvoll zusammengesetzten Thürflügel befinden, führt in den großen Salon der Sala de los Embajadores (Saal der Gesandten), welcher das Innere des Thurmes einnimmt.

Der Saal der Gesandten ist ein ungeheures viereckiges Gemach, dessen Inneres ein mysteriöses Halbdunkel erfüllt, welches kaum hinreicht, die Vergoldungen der aus einer kunstvollen buntgemalten Mosaik von Cedernholz zusammengefügten Decke zu erkennen. Die Wände sind ebenfalls von Arabesken überzogen, und noch gewahrt man die Stellen, wo der Thron und die Divans standen, so wie die Haken, von denen die Kronleuchter herabhingen. In diesem Saale wird regelmäßig einmal des Jahres ein Ball vom Commandanten der Alhambra gegeben, nämlich den 2. Januar, den Jahrestag der Uebergabe von Granada, wo auch sämmtliche Fontainen und Wasserkünste des Palastes springen, was sonst nicht der Fall ist. In dem obern Theile der Torre de Comares, die nach ihrem Baumeister benannt ist, befinden sich die Gemächer, in welche der König Muley-Hassan seine Gemahlin Aixa mit

ihrem Sohne Boabdil einsperren ließ, weil das Horoskop dieses Prinzen prophezeite, daß unter seiner Herrschaft das Reich von Granada untergehen werde. Die Sultanin vereitelte indessen die Plane ihres despotischen Gemahls, indem sie den Prinzen an den zusammengebundenen Shawls ihrer Frauen bei Nacht in das Thal des Darro hinabließ, worauf die lange Reihe bürgerlicher Fehden begann, die es den Spaniern möglich machten, sich Granada's zu bemächtigen. Dieses geschah im Mai des Jahres 1492. Dem Eingange des ersten Hofes gegenüber führt eine elegante Pforte in den berühmten Patio de los Leones, den Haupthof des Palastes. Dieser ist ein regelmäßiges Viereck, umschlossen von einem von 168 Marmorsäulen getragenen Porticus mit zwei vorspringenden Hallen, deren Säulen durch spitze, halbmondförmig ausgezackte Bogen mit einander verbunden sind. Die Simse sind auch hier mit arabischen Inschriften verziert, die jedoch weiter nichts als Wiederholungen der Worte: „La illa illah allah!“ (Es gibt keinen Gott außer Gott!) enthalten sollen. In der Mitte dieses prachtvollen Hofes steht die berühmte Fuente de los Leones, die ihm seinen Namen gegeben hat. Dies ist eine große, von 12 Marmorlöwen getragene und ebenfalls mit Arabesken en basrelief gezierte Schale aus Alabaster, aus deren Mittelpunkt sich auf einem runden Piedestal eine zweite kleinere Schale erhebt, die in ihrem Centrum eine runde Pyramide trägt, aus deren Spitze, wenn die Fontaine im Gange ist, ein mächtiger Strahl Wassers emporspritzt, das, von einer Schale in die andere fallend, endlich wieder aus den Rachen der Löwen hervorströmt. Der Hof der Löwen und die eben geschilderte Fontaine ist der Schauplatz von hundert romantischen Scenen gewesen, von denen die Balladen und Chroniken sprechen und die zum Theil historisch begründet sind.

Zu beiden Seiten des Löwenhofes einander gegenüber befinden sich die beiden Sälen der zwei Schwestern und der Abencerragen, die schon von außen durch die achteckigen Pavillons angedeutet werden. Die schönste dieser beiden Hallen und überhaupt der schönste Theil des ganzen Palastes ist der Saal der zwei Schwestern, so genannt nach zwei weißen Marmorplatten von ungeheuren Dimensionen, welche zu beiden Seiten der im Mittelpunkt befindlichen Fontaine in das Getäfel des Fußbodens eingefügt sind. Der untere Theil dieses Gemaches ist viereckig und seine Wände bestehen zum Theil aus Mosaik, in welcher man die Wappen sämmtlicher Könige von Granada bemerkt. Der obere Theil ist achteckig und endigt in eine reizende Kuppel, ganz aus phantastischer Stuccatur zusammengesetzt, die wie Bienenzellen aussieht und an die Stalactiten der Tropfstein-Höhlen erinnert. Alle hervorspringenden Leisten sind reich vergoldet, die concaven Stellen dagegen weiß, roth und blau gemalt. Die Farben und Vergoldungen sind zum Theil noch so frisch, als wären sie erst aufgetragen. Das Licht fällt durch acht in der Kuppel angebrachte Fenster herein und bringt einen höchst eigenthümlichen Effect in dieser zauberischen Halle hervor, deren Wände aus brüsseler Spitzen zu bestehen scheinen. Ein um die Wände des Gemachs laufender

Porticus stützt eine in der halben Höhe angebrachte Galerie, die mit dem Harem, welcher den östlichen Theil des Palastes einnahm, in Verbindung stand, und noch gewahrt man die aus durchbrochenem Blumenwerk bestehenden Jalousieen, hinter denen die Frauen des Harems unbeobachtet den Festen zusehen konnten, die in diesem Saale veranstaltet zu werden pflegten. In der hintersten Wand dieser Halle befindet sich ein kleines, höchst elegantes, nischenartiges Gemach, dessen zierliches gestäbtes Fenster nach dem Garten der Lindaraxa geht, einem viereckigen, mit Blumenbosquets, Fontainen und Orangenlauben geschmückten und von einem Marmor-Porticus umgebenen Hof, der zu dem Harem gehörte. Der Saal der Abencerragen ist durch eine ganz ähnliche Kuppel geschlossen, wie der der zwei Schwestern, doch nicht so reich verziert. Dieser soll nach der Volkssage der Schauplatz von der Ermordung der Abencerragen gewesen sein, welche Florian in seinem „Gonsalve de Cordue" erzählt. Die Geschichte weiß hiervon nichts, und wahrscheinlich ist die ganze Sage rein erdichtet, da eine solche Grausamkeit gar nicht dem Charakter des weichherzigen und schwachen Boabdil entspricht. Noch zeigt man aber die Pforte, durch welche die Abencerragen einer nach dem anderen hereingeführt worden seien, und die Flecke, die man auf dem Marmorboden und an dem Bassin der Fontaine gewahrt, in welches die Köpfe der Enthaupteten geworfen worden sein sollen, werden noch für die blutigen Spuren jener Mordnacht ausgegeben, die sich niemals hätten vertilgen lassen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Säle, Höfe und Gärten des maurischen Palastes sowie die in seinen Souterrains befindlichen Bäder beschreiben wollte; ich will bloß noch den Tocador de la Reyna oder das Boudoir der Königin erwähnen, einen offenen Pavillon, der den obersten Theil eines Thurmes am äußersten Ende des Serails einnimmt und namentlich wegen der reizenden Aussicht, die er nach drei Seiten hin darbietet, des Besuches werth ist. Die Fenster dieses Pavillons, den ein niedriger Porticus umgibt, sind so angebracht, daß das Auge, wie man sich auch stellen möge, stets andere Landschaften erblickt. In einem Winkel des Fußbodens gewahrt man eine durchlöcherte Marmorplatte, dazu bestimmt, um die Düfte der unter dem Boden angezündeten Parfüms in das Gemach herein zu lassen. Die Aussicht von diesem reizend gelegenen Boudoir ist unbeschreiblich schön, namentlich gegen Osten, wo man in dem von der üppigsten Vegetation erfüllten Thale des Darro emporsieht. Rechts davon, der Alhambra gerade gegenüber, erblickt man den Ginaraliph (Haus der Liebe)*), umringt von seinen immergrünen Gärten mit ihren mehr als 400 Jahr alten Cypressen. Darüber erhebt sich der steile trümmerbedeckte Hügel der Silla del Moro, und weiter rechts blickt die weiße Schnee-Pyramide des Picacho de Veleta über die dunkelbelaubten Feigenbäume der Gärten der Alhambra hervor.

*) Der Sommerpalast der maurischen Königinnen, von der Alhambra durch eine tiefe Schlucht getrennt.

75. Der Fels von Gibraltar.

(Nach J. Fr. Ludw. Hausmann, Umrisse nach der Natur.)

Unter den außerordentlichsten Erscheinungen, die der Süden von Europa darbietet, behauptet der Fels von Gibraltar unstreitig eine der ersten Stellen. Gewaltige Katastrophen haben ihn vermuthlich vom übrigen Spanien getrennt und menschliche Kühnheit ist in anderem Sinne dem Beispiele der physischen Kräfte gefolgt, um auf fremdem Boden eine Niederlassung zu gründen und unbesiegbar zu befestigen, welche den Verkehr des mächtigsten Inselreichs mit den Küsten des mittelländischen Meeres eben so sehr erleichtert, als dauernd sichert.

Mit seltener Schroffheit erhebt sich der wunderbare Fels plötzlich aus den an ihm sich brechenden Wellen, und nur eine schmale, aus Sand bestehende Landenge bildet das lockere Band, wodurch er mit dem Continente zusammenhängt.

Mag es noch vor der Hand unentschieden bleiben, auf welche Weise Gibraltar's Fels seine jetzige, ausgezeichnete Gestalt erlangte, so wird doch nicht verkannt werden können, daß seine Masse einen großen Antheil an dem Widerstande nahm, welchen die Südspitze Spaniens den nach einem Durchbruche strebenden Fluthen entgegensetzte. Daß die gewaltigen Wirkungen des Meeres auf die Umformung der Felsenmasse einen großen Einfluß ausübten, und daß nicht etwa seine Emporhebung oder sein Umsturz zu den Convulsionen gehörten, durch welche die Verbindung des mittelländischen und atlantischen Meeres herbeigeführt wurde, bezeugen die an seinen Wänden unverkennbar erhaltenen Spuren der Einwirkung des Meeres und in Verbindung mit diesen die Absätze am südlichen Ende, welche die verschiedene Höhe der Fluthen in den Zeiten vor dem Durchbruche bezeichnen.

Die verschiedenen Seiten des, im Verhältniß zu seiner Länge, schmalen Felsen haben eine abweichende Gestalt. An der Nord- und Ostseite stürzt er im Ganzen beinahe senkrecht ab, indem er an einzelnen Stellen sogar mit überhangenden Massen drohet. An der Westseite ist er dagegen mehr und im Ganzen zusammenhangend verflacht, wiewohl auch hier durch einzelne, senkrechte Wände Stufen gebildet werden. Der südliche, weit vorgestreckte Fuß besteht aus zwei Absätzen, mit zum Theil lothrechten Felsenwänden. Um den westlichen, nördlichen und östlichen Rand des Felsens zieht sich eine Fläche, die gegen Norden in die schmale Landzunge ausläuft, welche Gibraltar mit dem festen Lande verbindet. An der Westseite steht auf dieser Fläche die Stadt, deren höherer Theil sich an den Abhang des Felsen lehnt.

An der Ostseite des Felsen hat die Natur eine künstliche Befestigung überflüssig gemacht; diese befindet sich an den drei andern Seiten. Die Festungswerke umgeben hier nicht allein den ganzen Rand des Felsen, sondern sie ziehen sich in den mannichfaltigsten Linien bis zum höchsten Gipfel desselben hinan, und nicht bloß an der Außenseite, son-

dern selbst in verdeckten Gängen, die an der Nordseite in großer Ausdehnung und in verschiedenen Höhen über einander darin durch Sprengarbeit ausgehöhlt worden und mit zahlreichen Seitenöffnungen für das Geschütz versehen sind.

Nicht minder ungewöhnlich als die ganze Bildung des Felsen ist die organische Natur, welche ihn bekleidet. Sie ist ein seltsames Gemisch von ursprünglich europäischen, afrikanischen und amerikanischen Erzeugnissen und gibt in ihrer Art ein eben so lebendiges Bild von der genauen Verbindung, welche der isolirte Fels zwischen entfernten Gegenden knüpft, als die auf der schmalen Fläche seines Fußes im lebendigsten Verkehr sich bewegenden Menschen, deren abweichende Trachten und Sprachen die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören, erkennen lassen.

An dem Felsen, der in einem engen Raume das merkwürdigste Gemisch von Producten verschiedener Länder und Weltgegenden vereinigt, stellt sich zugleich der auffallendste Wechsel meteorologischer Erscheinungen dar. Jetzt ist sein Gipfel klar; in einem Augenblicke nachher ist er in Nebel und Wolken umhüllt. Tage lang können sie an dem Felsen hangen, während vielleicht heller Sonnenschein seinen Fuß und das Meer erleuchtet. Aber eine plötzliche Aenderung des Windes vermag die Wolkendecke in einem Augenblicke zu zerreißen oder zu heben. So haben auch zuweilen die entgegengesetzten Seiten der Felsenwand eine ganz verschiedene Witterung. An der Ostseite kann ein dichter, nasser Nebel ruhen, während die Westseite den freundlichsten Sonnenschein genießt, und umgekehrt. Es kann gegen die östliche Felsenwand stürmen, während an der westlichen Seite Windstille ist. So brechen sich also an dem Felsen von Gibraltar nicht bloß die Wellen, sondern es bricht sich an seiner gewaltigen Mauer auch das Wetter; er ist im eigentlichsten Verstande eine Wind- und Wetterscheide.

Die Mannichfaltigkeit der merkwürdigen Gegenstände und der Wechsel der Erscheinungen der Nähe sind es nicht allein, wodurch zu Gibraltar das Auge auf die anziehendste Weise gefesselt wird; auch die Anschauungen, welche dort die Ferne gewährt, gehören zu den außerordentlichsten, die ein Küstenstandpunkt darzubieten vermag, und jede Seite des Felsen spendet in dieser Hinsicht besondere Genüsse. Der schmale Kamm der Höhe eröffnet mir am Rande des senkrechten Absturzes gegen Morgen die unermeßliche Aussicht auf das Meer, die nur zur Linken durch die spanische Küste begränzt ist, welche das unbewaffnete Auge bis über Marbella hinaus verfolgt und wo an dem grünen, das höhere Gebirge einfassenden Saume einzelne hell weiße Ortschaften erkannt und von den weniger licht erscheinenden Wachtthürmen unterschieden werden. Gegen Westen überblicke ich den weiten Meerbusen und das schön geformte Gebirge, welches hinter Algesiras sich erhebt und gegen die Berge von San Roque verläuft. Jene Stadt, mit ihrem langen, von den Mauren erbaueten Aquäducte stellt sich nicht minder deutlich dar, als dieser auf einer Anhöhe gelagerte Ort.

Der Meerbusen ist von Masten belebt, und jeder Wechsel des Windes bringt eine Veränderung in diesem Leben, in dem Aus- und Einlaufen der Schiffe hervor. So anziehend und unterhaltend diese Anschauungen sind, so werden sie doch von dem Anblicke noch weit übertroffen, den die Standpunkte auf den südlichen Terrassen gewähren. Die Küste von Afrika liegt von Tanger bis über Ceuta hinaus ausgebreitet vor mir. Die hohe Durchsichtigkeit der Luft bringt mir die fernen Gegenstände so nahe, daß ich nicht allein die Umrisse und Einschnitte der Gebirge auf das genaueste übersehe, sondern sogar einen Theil von Ceuta unterscheide.

So stehe ich sinnend und forschend am Eckpfeiler des Schleusenthores, welches dem Wasser des größten Binnenmeeres den Ausgang in den Ocean eröffnet und die entgegengesetzte Srömung beider im Gleichgewichte erhält. Welche Kräfte waren es, die den mächtigen Felsendamm durchbrachen und die gewaltige Schleusenkammer sprengten? In welcher urweltlichen Zeit erfolgte die erstaunliche Katastrophe, welche für späte Geschlechter den Weg des lebhaftesten Verkehrs bahnte? — Die Antwort auf diese und viele andere Fragen steht an den Säulen des Herkules mit Hieroglyphen eingegraben, von welchen die scharfsinnigste Combination nur wenige mit einiger Sicherheit zu enträthseln vermag. Aber mit unzweideutiger Buchstabenschrift verkündet der den Elementen trotzende Fels, daß mit seinem Dasein eine Reihe der merkwürdigsten Begebenheiten aus den verschiedensten Zeiten zusammenhängt — von den Fahrten der Phönicier an bis zum Kampfe gegen die schwimmenden Batterieen —, wodurch die genauere Kunde der Beschaffenheit der Südspitze Europa's ein sehr erhöhetes Interesse und die Wahrheit, daß ein festes Band die Natur der Länder mit der Geschichte des Menschengeschlechts verknüpft, eine neue Stütz erhält.

---

76. Portugals Weltstellung.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Portugal scheinen wir bei dieser Beschauung und Betrachtung der großen pyrenäischen Halbinsel fast ganz übersehen zu haben. Es ist in der That nur ein abgerissenes Bruchstück des Ganzen, mit seiner eignen Art und Sprache ungefähr ein ähnliches Bruchstück, wie Holland ein abgerissenes Stück des großen Deutschlands ist. Seit ein paar Jahrhunderten, seit 1640, wo es sich wieder von Spanien losriß, hat es seine frühere Bedeutung, welche es im fünfzehnten Jahrhundert eine kurze Zeit zu haben schien, fast ganz verloren und kann seit 150 Jahren fast wie eine von England abhängige Provinz betrachtet werden. Es ist ein Unglück für die Halbinsel, wenngleich kein tödtliches, daß Portugal noch als ein besonderes Reich besteht; denn es kann bei politischen Zerwürfnissen der Völker gemißbraucht werden und ist häufig von

England gemißbraucht worden, Spanien gegen Westen zu zwicken und in Schach zu halten. Aber viel wichtiger ist eine andere Rücksicht, und zwar eine geographische und finanzielle. Ströme sind die großen Pulsadern der Länder; es laufen aber drei solche Pulsadern der Halbinsel gegen Westen und Süden in's atlantische Meer aus, der Duero, der Tajo und Guadiana. Portugal kann diese Pulsadern abbinden oder sperren, und sperrt dadurch ein kräftiges Lebensblut, ja, die Lebenswege des Landes ab. Ueber diese Pulsadern, über diese gebornen Lebenswege und Straßen des Handels und Verkehrs, über Schiffbarmachung, Canalgrabung, kurz, über Brauchbarmachung und Benutzung dieser ersten natürlichsten Land- und Handelssttraßen ist zwischen den beiden Ländern oft und noch in unsern Tagen Verhandlung und Zwist gewesen. Jetzt, wo alle Völker ihren natürlichen Ursprüngen, Gelegenheiten und Belangen mehr nachforschen und wegen der erschütterten und umgestürzten Zeit nachforschen müssen, sind fast alle gescheidten und aufgeklärten Spanier und Portugiesen still und laut darüber einig, daß, wenn die Halbinsel ihr ganzes Leben, ihr volles Glück und ihre natürliche angeborne Stärke gewinnen soll, Portugal mit Spanien vereinigt werden muß. Darnach streben schon Viele und möchten es jetzt, wo in der Kümmerlichkeit und halben Unrechtmäßigkeit der thronenden Herrscherinnen beider Länder so geringes Hinderniß der Vereinigung zu sein scheint, schon verwirklichen. Aber, aber — so leicht und machlich ist es nicht, als es Manchen däucht. Wollten jene gescheidten patriotischen Männer es zur Ausführung bringen, wie geschwinde würde der englische Leopard über's Meer herbeispringen, für den Stamm Braganza die Heiligkeit der Verträge anrufen, mit Flotten und Heeren herbeispringen!

---

77. Lissabon.

(Nach Moritz Willkomm, die Halbinsel der Pyrenäen.)

Lissabon (portugiesisch und spanisch = Lisboa), Hauptstadt des Reiches, Residenz seiner Könige, Sitz der Regierung und des Patriarchen (des Hauptes der portugiesischen Kirche), große, blühende und opulente Stadt von 275,286 Einwohnern, das Centrum des portugiesischen Handels und einer der wichtigsten Handels- und Hafenplätze Europa's, liegt prachtvoll auf sieben Hügeln am nördlichen Ufer der herrlichen, von der Tajomündung gebildeten Bai in einer unbeschreiblich reizenden Gegend, umringt von vielen freundlichen und wohlhabenden Flecken und Klöstern und von mehr als 6000 Landhäusern.

Am 1. November 1755 wurden zwei Drittheile der gewaltigen Stadt, die damals von einer mit 77 Thürmen versehenen und von 37 Thoren durchbrochenen Ringmauer umgürtet war und 80,000 Häuser mit 300,000 Einwohnern besaß, durch das berühmte, von einem furchtbaren Brande und noch gräßlicheren Ueberfluthungen des Meeres be-

gleitete Erdbeben gänzlich zerstört und der Rest bedeutend beschädigt, nachdem schon im Jahre 1531 ein acht Tage anhaltendes Erdbeben furchtbare Verheerungen angerichtet hatte. In Folge der kräftigen Maßregeln des Marquis von Pombal erhob sich die Stadt rasch wie ein Phönix aus ihrer Asche und wurde nach einem ganz neuen Plane wieder aufgebaut.

Das jetzige Lissabon liegt ungemein malerisch in amphitheatralischer Form theils eben dicht am Ufer der Bai, theils auf und zwischen drei großen und vier kleinen Hügeln, und bietet mit seinen 43,000 Häusern, 246 Kirchen und Capellen (die Kirchen der Klöster mit eingerechnet), mit seinen vielen Palästen und großen öffentlichen Gebäuden, mit den lieblichen Terrassen von S. Pedro de Alcántara und seinem großartigen Aquäduct, unter dessen höchsten, über die am westlichen Ende der Stadt befindliche Thalschlucht von Alcántara gespannten Bogen ein Linienschiff mit vollen Segeln hinwegfahren kann, von der Bai aus einen unbeschreiblich prachtvollen und imposanten Anblick dar. Diese Ansicht würde noch großartiger sein, besäße die Stadt höhere Thürme. Allein aus Furcht vor neuen heftigen Erderschütterungeu hat man keine Kirche mit einem hohen Thurme versehen.

Lissabon ist von sehr verschiedener Bauart. Der bei dem großen Erdbeben stehen gebliebene östliche Stadttheil, welcher sich an den Abhängen des von einem alten maurischen Castell gekrönten Monte de Castello, des höchsten Hügels, hinzieht, besteht aus engen, krummen, schlecht gepflasterten, steil ansteigenden Gassen und finstern, schmalen, hohen, mit gothischen Zierrathen überladenen Häusern, die neuern Stadttheile dagegen sind regelmäßig und gut gebaut. Den schönsten Theil Lissabons bildet die in der Ebene dicht am Tajoufer gelegene Neustadt (cidade nova), in welcher sich stolze Paläste befinden. Dennoch besitzt Lissabon wenige oder gar keine Gebäude von edler und wahrhaft schöner Architektur. Das großartigste Bauwerk Lissabons ist aber der unter Johann V. erbaute Aquäduct von Alcántara, unter den Namen os arcos, aguas livres und agua de Bellas bekannt, welcher die 20 öffentlichen Brunnen der Stadt und viele Privatbrunnen mit Trinkwasser versorgt, das durch ihn über eine Meile weit von Bellas hergeleitet wird. Diese gänzlich aus Marmorquadern erbaute Wasserleitung ruht beim Uebergange über das Alcántarathal auf 35 Bogen, von denen der mittelste 230′ hoch und 107′ breit ist.

Lissabon war früher, nach dem Erdbeben und noch zu Anfange dieses Jahrhunderts, wegen der Unsicherheit seiner Gassen, besonders bei Nachtzeit, sehr berüchtigt. Die Gassen wurden nämlich damals nicht beleuchtet, lagen zum Theil noch voll Schutt und Steine, und diese Umstände begünstigten im Vereine mit der großen Unregelmäßigkeit und Unebenheit der Stadt das schlechte Gesindel, welches sich massenhaft in Lissabon aufhäufte, bei Nacht oft bandenweise die Straßen durchzog, raubte und mordete. Fast kein Morgen brach an, ohne daß nicht

mehrere Leichname von Beraubten und Ermordeten gefunden wurden, ja, selbst am hellen lichten Tage gehörten Raubanfälle auf offener Gasse in den älteren und einsameren Stadtvierteln keineswegs zu den Seltenheiten. Dabei starrten die Gassen selbst in den neuen Stadttheilen von Schmutz und Unflath, indem der Abfall der Küchen, todte Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse, Vögel, Fische u. s. w. und aller Unrath der Häuser, fester wie flüssiger, auf die Gassen geworfen wurde und Niemand daran dachte, dieselben zu reinigen. Dort begünstigte die Sonnenhitze die Fäulniß der animalischen Stoffe, und viele Gassen waren daher häufig mit pestilenzialischem Gestanke erfüllt und der Heerd typhöser Fieber. Zu diesen Uebelständen gesellte sich ein Heer von herrenlosen, halbwilden Hunden, die sich in den Gassen herumtummelten, wo sie von dem Abfalle der Häuser sich ernährten, und Niemand dachte daran, diese Bestien zu entfernen, da sie allein es waren, welche die Gassen bis zu einem gewissen Grade von Unrath reinigten. Zu Anfange dieses Jahrhunderts schätzte man die Zahl der herrenlosen Hunde auf 60,000! Noch jetzt ist es nicht gelungen, dieselben ganz zu entfernen, doch hat sich ihre Zahl bedeutend verringert, so daß dieselbe nicht mehr als einige Tausende beträgt. Sie ganz zu entfernen, wird unmöglich sein, so lange in den alten und vom Proletariat bewohnten Stadttheilen, die noch immer sehr schmutzig sind, nicht gewaltsam eine Aenderung des Zustandes herbeigeführt wird. Die neueren Stadttheile sind jetzt ziemlich reinlich und die Unsicherheit der Gassen hat fast ganz aufgehört, seitdem durchgängig eine gute Beleuchtung und eine bewaffnete, zahlreiche Straßenpolizei, die bei Nacht in den verdächtigen Stadttheilen patroullirt, eingeführt worden ist. Auch das Proletariat ist jetzt nicht mehr so schreckenerregend wie früher, wo die Hälfte der Einwohnerzahl aus Proletariern bestanden haben soll, von denen mindestens ein Zehntheil ein herrenloses Gesindel ohne Dach und Fach war, das keinen andern Wohnort hatte als die Gasse, und kein anderes Geschäft als unstätes Herumlungern. Aber noch immer ist Lissabon der Sammelplatz des Abschaumes der portugiesischen Nation und alles fremden Gesindels und die einzige Stadt der pyrenäischen Halbinsel, die ernste socialistische oder communistische Bewegungen zu besorgen Ursache hat. Es gibt daher hier auch ein Heer von Bettlern. Unter den Mittelclassen der Bevölkerung Lissabons herrscht ziemlicher Wohlstand und mehr Bildung als im ganzen übrigen Portugal, Oporto ausgenommen; die höheren Stände zeichnen sich durch feine Weltsitte aus, sind aber entsetzlich demoralisirt.

Lissabon besitzt keine eigentlichen Vorstädte, indem die äußeren Stadttheile, die vor dem Erdbeben die Vorstädte bildeten (Alcántara, Belêm, Junqueira, Bemposta u. a.), jetzt unmittelbar mit dem Centrum der Stadt zusammenhangen und in entgegengesetzter Richtung ganz allmählig in den breiten Gürtel von Landsitzen übergehen, welcher die Hauptstadt Portugals schon in einer Entfernung von mehreren Meilen ankündigt und das Gebiet von Lissabon (termo de Lisboa) bildet. Lissabon hat

daher auch keine Thore. Innerhalb des Stadtgebietes, welches 7½ Meile lang und 2½ Meile breit ist, und nahe bei dessen Grenzen liegen mehrere blühende, ebenfalls mit stattlichen Landsitzen, Schössern, Klöstern u. s. w. geschmückte Dörfer, Flecken und Villas.

Der in den Jahren 1717 bis 1731 erbaute Klosterpalast von Mafra, das prachtvollste Bauwerk Portugals und eines der schönsten und großartigsten Europa's, welches den Escorial an Umfang und Pracht noch übertrifft, bildet ein Viereck von 760′ Länge und 670 Breite und enthält 866 Gemächer und 5200 Fenster. Die das Centrum einnehmende, ganz und gar aus Marmor in Form eines Kreuzes erbaute Kirche ist 186′ lang, im Kreuze 135′ breit, inwendig mit 58 Statuen aus carrarischem Marmor und vielen Kunstschätzen und Kostbarkeiten geschmückt und besitzt eine imposante Kuppel und an der prächtigen Façade zwei 216′ hohe Glockenthürme. Das weitläufige Kloster enthält 300 gewölbte Zellen. Dasselbe gehörte den Franziscanern von der strengen Observanz dos Arrabidos. Unter Joseph I. wurde in ihm eine Erziehungsanstalt für die männliche Jugend angelegt, die aber längst eingegangen ist.

---

b. Mittel-Europa.

78. Die Alpen.

(Nach J. Kutzen, das deutsche Land, und A. Schaubach, die deutschen Alpen.)

Wenn überhaupt jedes mächtige Gebirge die Aufmerksamkeit und das Interesse der Menschen fesselt, so ist dieses von jeher ganz besonders bei den Alpen der Fall gewesen. Dafür spricht selbst das mehr als zweitausendjährige Alter dieses Namens, dessen Bedeutung heute noch in der Benennung des erhabensten Riesen derselben, des Montblanc, hervortritt; denn als die Römer in das Hochgebirge erobernd vordrangen, fanden sie den Namen „Alpen“ (hohe und weiße oder Schnee-Gebirge) im äußersten Osten wie im Westen einheimisch, so daß derselbe unstreitig auf seine ältesten Bewohner, die Bewohner gallischen, d. h. celtischen Ursprungs, zurückzuführen ist. Nach dem Vorgange der Römer, die ihn beibehielten, ist er bis auf unsere Tage geblieben.

Schon durch ihre geographische Lage erhalten die Alpen eine höhere Bedeutung. Indem nämlich Europa im Ganzen zwischen der Tropenwelt und den Polar-Gegenden der Erde sich befindet, nehmen sie, zwischen 43 und 48 Grad nördlicher Breite liegend, fast genau die Mitte zwischen dem Aequator und dem Nordpol ein; und indem sie zwischen 22 und 34 Grad östlicher Länge von Ferro sich erstrecken, behaupten sie eine centrale Stellung in Hocheuropa. Angelehnt an das mittlere Südglied des Erdtheils, an Italien, haben sie zugleich östlich und westlich zu Nachbarn zwei Gebiete des continentalen Hocheuropa, den Ost- und Westflügel der europäischen Mittelgebirgs-Landschaften

oder Ungarn und Frankreich, während nördlich unser deutsches Mittelgebirgs-Land ihnen vorgelagert ist. Eine Zahl Grade weiter nach Norden versetzt, würden sie unnahbare Eiswüsten, und weiter nach Süden, würden sie jenes so wirksamen Zaubers der Mannichfaltigkeit entkleidet sein, welcher uns jetzt dicht neben dem Eispalaste eines Bergriesen die volle Milde eines lieblichen Landschaftsbildes darbietet. In der Richtung, wie jetzt, nämlich von Südwest nach Nordost emporragend, halten sie von den ihnen nördlich anliegenden Landschaften den warmen, feuchten Südwind ab und schützen Italien vor dem rauhen Nord. An dem entgegengesetzten Ende Deutschlands oder auch in der Richtung von Süden nach Norden auf der östlichen oder westlichen Seite desselben emporgerichtet, würden sie das continentale Mittel-Europa, würden sie großentheils Italien zu etwas ganz Anderem gemacht haben, und zwar nicht bloß in klimatischer Beziehung.

Indem sie ferner im Osten an das Hügelland des südwestlichen Ungarns, im Süden an das adriatische Meer, an das lombardische Tiefland und an das ligurische Küstenmeer, im Westen an das Rhone-Thal stoßen und im Norden ungefähr bis zu einer Linie reichen, welche man sich über den Genfer-, Boden-, Chiem- und Atter-See bis in die Nähe von Wien gezogen denkt, so erhalten sie durch diese Umgebungen einen Vorzug vor den beiden höchsten Gebirgen Asiens und Amerika's; denn an das Himalaya-Gebirge lehnt sich nördlich eine für Cultur-Entwicklung weniger geeignete Hochfläche von ungeheurem Umfange, und die nach Westen steil abstürzenden Andes bespült auf dieser Seite ununterbrochen das Meer, während das alpinische Hochland Europa's nur an zwei Stellen, im Osten und im äußersten Westen, dort in dem Küstengebiete von Friaul und Istrien, hier in dem ligurischen Littorale mit dem Meere in unmittelbare Berührung tritt, im Uebrigen von den fruchtbaren Ebenen der vier mächtigen Ströme Po, Rhone, Rhein und Donau umgeben ist, die ihnen entweder Ursprung oder Größe und insbesondere ihren ewigen Schnee- und Eisfeldern jene reiche Wasserfülle verdanken, welche nicht nur die nie versiegende Quelle der Befruchtung für alle den Alpen angelagerten Landschaften bildet, sondern auch den Verkehr noch vieler anderer vier verschiedenen Meeresgebieten, dem adriatischen, mittelländischen, deutschen und schwarzen Meere, und dem Weltverkehre zuleitet.

Um sich die horizontale Ausdehnungsweise des Alpengebirges durch ein Bild zu versinnlichen, hat man sie nicht unpassend mit zwei Flügeln verglichen, welche zusammen ein großes Oval bilden. Da, wo sich beide verbinden, an der Gruppe des Montblanc, gerade also bei der bedeutendsten Erhebung im ganzen Umfange des Hochgebirges, ist die unbedeutendste Ausdehnung in die Breite, nämlich 20 Meilen. Der westliche Flügel, welcher deutsches Gebiet nicht berührt, ist nicht nur als der kürzere, sondern auch als der zusammengelegte oder geschlossene, der östliche dagegen, an dessen Nordseite sich nur deutsches Land anlehnt, als der längere und ausgebreitetere zu denken, der, je weiter entfaltet,

desto niedriger wird und sich auch sonst des Alpen-Charakters mehr und mehr entäußert, während jener durch Schroffheit und Wildheit der Gestaltung ausgezeichnet und an Höhe der Gipfel den erhabensten Theilen des anderen gleich ist. Der westliche Alpen-Flügel erstreckt sich von Süden nach Norden, von dem Strande des Meeres bei Nizza bis nach Savoyen zum Montblanc etwa 37 Meilen, der östliche in seiner Richtung von Südwesten nach Nordosten über 100 Meilen, so daß das ganze Oval beider von Nizza bis in die Nähe von Wien nahe an 150 Meilen Länge umfaßt, wogegen seine Breite von 20 bis etwas über 40 Meilen sich ausdehnt. Demnach ergibt sich ein Verhältniß der Länge zu der Breite jenes Ovals etwa wie 5 : 1, und der Flächeninhalt ihres Gebietes beträgt ungefähr 4500 Quadrat-Meilen, wovon auf die Theile des deutschen Bundesgebietes, nämlich auf das Erzherzogthum Oesterreich nebst Salzburg, auf die österreichischen Lande Kärnthen, Krain, Friaul, Istrien und Tirol mit Vorarlberg, auf das Königreich Baiern und das Fürstenthum Liechtenstein etwa 2200 Quadrat-Meilen kommen.

Somit sind die Alpen dem Umfange ihres Gebiets nach kleiner als die beiden niedrigeren Hauptgebirge des nördlichen Europa, der Ural und das skandinavische Gebirge; dagegen größer als die zwei gleichfalls niedrigeren Hauptgebirge des südlichen Europa, der Apennin und die Pyrenäen.

Bevor wir weiter ins Einzelne gehen, fragen wir billig vor allen Dingen: Woher denn der außerordentliche Eindruck, den die Alpen auf Sinn und Stimmung des Menschen üben? Ein erster Blick auf sie bei günstiger Beleuchtung von einem besonders geeigneten Standpunkte, z. B. auf ihrer Südseite von dem Dome zu Mailand oder von St. Marcus zu Venedig, auf der Nordseite von der Hasenmatt und dem Weißenstein unfern Solothurn, oder von den Höhen bei Linz, läßt sich nur empfinden, nicht schildern.

Gleich Riesenmauern einer gigantischen Feste seltsam gezackt und starr, überbaut mit silberglänzenden Kuppeln, Felshörnern und Eispyramiden in phantastischem Gewirr, treten die Alpen vor den gefesselten Blick, unübersehbar und unzählbar in den einzelnen Gebirgszügen, Gebirgsgruppen, Bergrücken, Hochebenen, Hochthälern, Durchbrüchen und Einsattelungen von den verschiedensten Formen, Größen, Bekleidungen und Farben. So ausgestattet mit Erhabenheiten und Tiefen, mit waldigen und grasreichen Vor- und Mittelgebirgen, mit großen und kleinen, länglichen und runden Thälern, so durchfurcht von Bächen und Flüssen, so eingeschnitten und umspült von Berg- und Landseen, so in Klüfte, Schluchten und Abgründe zerrissen, so durchtos't von brausenden Wasserstürzen, so durchdonnert von Gletscherbrüchen, Steinschutt- und Schneeströmen, — wo anderwärts in Europa, wo sonst auf dem Erdenrund fände sich Aehnliches auf g l e i c h engem Raume zusammengedrängt?

Zwar auch anderen Ländern unseres Erdtheils fehlen nicht eigenthümliche Reize, nicht Seen, nicht Wasserfälle, nicht malerische Gebirge und üppige Thalgelände: aber wo dieser kolossale Maßstab zugleich und

überraschend schnelle Wechsel und diese Fülle von Contrasten und Abstufungen, diese Verbindung des Todten mit dem Lebenvollen, des Oeden mit dem Fruchtbaren, des Ernsten und Dunkeln mit dem Freundlichen und hell Heitern, des erhaben Furchtbaren mit dem anmuthig Schönen? wo solch einladende Ruhe der Matten und Wiesen mit dem tiefen, erquickenden Grün und solch herrliche Gelände mit duftenden Alpenblumen und kräftigen Bäumen in nächster Nähe jener dunkeln und schroffen Gesteinswände und inmitten von starrenden Wüsten nackter Felstrümmer und unübersehbarer oder unvergänglicher, blendender Schnee- und Eisfelder? wo anders jene ewig frischen, von Kraft übersprudelnden Sprößlinge der letzteren, die gletschergebornen herrlichen Alpenströme, die noch in weiter Ferne von ihrer Heimath mit ihren smaragdgrünen Wellen das Auge erfreuen, nachdem sie den läuternden Gang durch die Alpen-Seen vollendet? wo die weiten Spiegel dieser selbst, zurückstrahlend in voller Klarheit das Bild himmelhoher Berge und ringsum an ihren Ufern im bunten Kranze geschmückt mit Städten, Flecken Dörfern, prächtigen Villen oder traulich einsamen Alpenhäusern, belebt durch fleißige Menschen, die ihr Brod bald in der Tiefe des Wassers, bald an den grünen Galerieen der nahen Gebirge suchen? wo endlich in unseren Gebirgen sonst der gleich unbeschreibliche Eindruck auf Sinne und Einbildungkraft, sei es, daß bei Morgen- und Abendbeleuchtung die Alpen in einem feurigen Purpur strahlen und durch die zartesten Farbenhauche bezaubern, sei es, daß sie nach Untergang der Sonne wie eine Welt von hehren blassen Geistern stumm und still vom Himmel herabschauen?

Gebirge überhaupt sind das Größte der sinnlichen Anschauung, die Alpen aber die höchsten Gebirge Europa's, daher denn auch die magische Anziehungskraft, welche die Völker fast aller Länder zu diesen Gottesaltären treibt, um bewußt und unbewußt die Macht des Höchsten zu verehren. Nicht nur der staunende Bewunderer der Naturschönheiten findet hier, was er sucht, sondern allen Hülfswissenschaften der höheren Erdkunde sprudeln hier unversiegbare Quellen. Während hier der Geolog und Geognost hinanklettert zu den der Pflanzendecke entstiegenen Wänden, um die ihren Zinnen aufgeprägten Hieroglyphen zu entziffern, oder vom hohen Schneegipfel herab auf gefährlichen Pfaden der Geschichte der Eisgebilde folgt von ihrer Entstehung bis hinab zu ihrem Ende am Ausgusse der Gletscher, findet er hier auf dem Trümmerhaufen von Geschieben seinen Freund, den Mineralogen, hämmernd, wie einen Steinklopfer an der Straße, um zu sehen, welche Schätze ihm der Gletscher von seiner Geburtsstätte herabgeführt habe. Dort eilt der Botaniker der schönen Heerde des Alpenviehes voran, welche, die jauchzende Sennerin an der Spitze, froh der Alpe zufährt, um vor ihr die schönsten Blüthen der Hochalpen zu pflücken; hier hat sich der Maler niedergelassen, um jene schöne Häusergruppe mit ihrer eben so bunten Volksscenerie, oder den blauen Spiegel eines See's, oder die Staubsäulen eines Wasserfalles, oder die grünen Stufen der Eiswelt, oder die schönen Umrisse einer ganzen Bergkette mit allen ihren bunten Far-

ben, Tönen und Schattirungen in seine Mappe einzutragen, um einst sich und Andere auch in fernen Ländern hieher zaubern zu können. Sein Reisegefährte sammelt unterdessen die Sagen des Volks, die Geschichten der Trümmer alter Burgen und noch älterer Volksstämme, deren Nachkommen hier hausen, kurz, die Bruchstücke der Geschichte. Denn so bunt das Gletschergeschiebe, seine Schutthalde ist, in welchem der Mineralog ein ganzes Cabinet aller umliegenden Höhen findet, ebenso gleicht auch die Gebirgswelt der Alpen in ethnographischer Hinsicht einem bunten Mosaikboden, der aus Völkern aller Zeiten und Länder zusammengesetzt ist, und es gibt wohl für den Geschichtsforscher nichts Interessanteres, als nachzuforschen, wozu dieses oder jenes Bruchstück gehöre und durch welche Strömung es hierher gebracht ist. Merkwürdiger Weise erscheint da, wo die geognostische Karte am buntesten ist, auch die Völkerkarte am vielfarbigsten.

---

79. Die Verzweigung und Gliederung des Alpensystems.

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme.)

Die Hauptmasse der Hochgebirgsketten wird zu beiden Seiten von einer Reihe von Nebenketten und Vor-Alpenketten begleitet, und faßt man alle diese zusammen, so ergibt sich daraus ein dreifaches mannichfach verzweigtes Gebirgssystem, dessen Breite zwar von Westen nach Osten immer mehr zunimmt, dessen Höhe aber im umgekehrten Verhältniß immer mehr abnimmt. Denn im Westen, in dem schmalern Theile der Alpen, finden sich neben den höchsten Gipfeln auch die erhabensten Ketten und Rücken, während die Massen im Osten in dem breitern Theile der Alpen bedeutend niedriger werden.

Diese Erscheinung hängt mit der eigenthümlichen geognostischen Beschaffenheit des Alpengebirges zusammen, und man unterscheidet in dieser Beziehung eine dreifache Gliederung oder eine dreifache Region des Alpensystems, welche verschiedenen Gebiete für die Charakteristik seiner einzelnen Theile von eben solcher Bedeutung sind, wie für ihre Pflanzen- und Thierwelt. Den mittlern Kern des Alpenlandes pflegt man mit dem Namen der Uralpen zu bezeichnen, indem man darunter das Urgestein der Erde, wie Granit, Gneus, Thonschiefer, Urkalk oder überhaupt diejenigen Massen versteht, welche in der größten Tiefe unter allen andern Gebirgsmassen zu liegen pflegen, sich aber auch in den höchsten Gipfeln über jene Massen erheben. Sie sind der Träger, aller andern alpinischen Gebirgsmassen. Diese Masse der Uralpen bildet die Längenachse des ganzen Alpensystems; sie ist aber nicht auf eine einzelne Kette beschränkt, vielmehr zeigen sich diese Uralpen überall vorherrschend in dem weiten Gebiete vom Montblanc bis zum Groß-Glockner. Darum findet sich auch hier in den Ländern Schweiz und Tirol der grandiose Naturcharakter der Alpen vor-

nehmlich ausgebildet. Auf beiden Seiten dieses mittlern Zuges, welcher die primitive Gebirgsbildung der Alpen zeigt, lagern sich zwei andere Gebirgszonen, deren Massen aus Kalkstein und jüngern Schieferarten bestehen. Dies sind die secundären Gebirgsformen, welche, wenngleich im Allgemeinen niedriger als die erste Gebirgsart, auch oft zu den erhabensten Gipfeln emporsteigen und so der Höhe der Uralpen gleich kommen. Wegen des Vorherrschens des Kalkes in ihnen nennt man sie die nördlichen und südlichen Kalkalpen. Sie begleiten die Uralpen auf der Nord- und Südseite in ihrem ganzen Zug, und decken sie an der Seite oft ganz zu. Diese Kalkstein-Massen sind voll von Resten einer untergegangenen Thierwelt; denn auf ihren höchsten Rücken und Gipfeln in einer Meereshöhe von 8- bis 10,000 Fuß findet man die mächtigsten Muschellager und versteinerte Seethiere in großen Bänken. Diese beiden Kalkstein-Gebirgsreihen unterscheiden sich jedoch darin von einander, daß die nördliche schon im äußersten Westen des Alpenlandes mit den Thälern der Rhone und Isere ihren Anfang nimmt, und daß sie im Osten erst in der Ebene von Oedenburg in Ober-Ungarn endet. Die südlichen Kalkalpen beginnen erst mehr ostwärts an der obern Sesia in der Nähe des Simplon-Passes. Bei den lombardischen Seen wird ihre Breite schon ziemlich ansehnlich, und von da an füllen sie alle südlichen österreichischen Alpen-Landschaften an der Sau und Drau und ziehen sich durch die illyrischen Gebirgsketten bis nach Griechenland hinein. Zu beiden Seiten dieser Kalkalpen lehnt sich im Norden und Süden eine dritte Masse an, welche man mit dem Namen der Flötzgebirge bezeichnet. Während die Uralpen sich durch ihre scharfen Rücken, die sich nur selten zu breitern Massen erweitern, und durch ihre erhabenen, spitzen Gipfel auszeichnen, die Kalkalpen aber sich mehr durch ihre langgestreckten und breiten Massen, gleich hohen Mauerwänden, charakterisiren, sind die Flötzgebirgs-Massen in den mannichfaltigsten und pittoreskesten Formen aufgethürmt, und tragen sämmtlich die Spuren gewaltiger Zerrüttungen der Erd-Oberfläche an sich. Aber nur am Nordsaume der Kalkalpen sind diese aus den jüngsten Gebirgsarten der Erde bestehenden Bergmassen zu sehr hohen Bergen aufgehäuft, und diese Trümmerberge haben dort zur Bildung der zahlreichen Seen, besonders in Helvetien, viel beigetragen. Denn alle diese Seen, durch ihre große Tiefe ausgezeichnet, sind nicht sowohl flache Wasser-Bassins als vielmehr trichterförmige Einstürze zwischen den umgebenden Gebirgsmassen. Zu jenen helvetischen Trümmerbergen gehört vornehmlich der Rigi zwischen dem Vierwaldstätter- und Zuger-See, welcher sich auf der Grenzmark der drei Cantone Luzern, Schwyz und Zug zu einer Höhe von 5500 Fuß erhebt. Er liegt ganz isolirt zwischen jenen beiden Seen als ein äußerstes Vorgebirge der Alpen und gewährt darum auch einen so prachtvollen Ueberblick über das Alpengebirge.

Wenn auf solche Weise die geognostische Beschaffenheit des Alpenlandes die Erhebung und die Formen der Gebirgsketten und ihrer

Gipfel, die eigenthümliche Bildung der Felsspitzen und Felsmauern, das Streichen der Gebirgsschichten und die ganze Mannichfaltigkeit der Landschaft bedingt, so zeigen sich nicht minder merkwürdige Erscheinungen bei der Betrachtung der Höhen-Verhältnisse der Alpen im Allgemeinen. Denn die absolute Erhebung der Alpenmassen über den Meeresspiegel ist außerordentlich verschieden. Berücksichtigt man zunächst die nördlichen Vorebenen der Alpen, so steigt das schwäbisch-baierische Tafelland schon in seinen Flächen zu den ansehnlichen Höhen von durchschnittlich 1500 Fuß, ja, in einzelnen Theilen selbst bis gegen 2000 Fuß empor. Die Städte Ulm, Sigmaringen, Augsburg und München liegen zum Theil schon höher als die norddeutschen Bergstädte auf dem Harz und dem Fichtel-Gebirge, und doch liegen sie in einer weiten Ebene, wo die Erscheinungen einer Gebirgs-Landschaft wie bei jenen nicht wahrzunehmen sind. Dann aber betritt man bei dem ersten Emporsteigen in dem alpinischen Berglande das Gebiet der sogenannten Voralpen, welche sich von 2000 bis zu 5000 Fuß erheben. Diese Voralpen übersteigen in ihrer Höhe schon alle mitteldeutschen Gebirgsmassen; sie reichen von dem Punkte, wo die Alpennatur ihren Anfang nimmt, bis zu derjenigen Vegetations-Grenze, wo der Baumwuchs unter der geographischen Breite des Alpenlandes aufhört. Es ist diese Region demnach ein Raum von 3000 Fuß senkrechter Erhebung, und sie wird charakterisirt durch den Waldreichthum und die alpinischen Frühlings-Weiden. Hier finden sich noch eine Menge von Ortschaften in Dörfern, Flecken und Städten, und überhaupt reich bevölkerte Thäler.

Auf die Voralpen folgt sodann die zweite Region der Mittel-Alpen, welche von 5000 Fuß bis zu 8000 Fuß emporsteigen und von der Grenzlinie des Baumwuchses bis zu der des ewigen Schnees unter dieser geographischen Breite reichen. Diese Region bildet gleichfalls eine Zone von 3000 Fuß senkrechter Erhebung. Sie umläuft wie ein Kranz das gesammte Alpengebirge und ist die eigentliche Heimath der alpinischen Flora und Fauna. Hier liegen die berühmten Alpentriften mit den eigenthümlichen Kräutern und Blumen, welche sich zugleich nur noch in Lappland und Grönland, in der Polarzone, wiederfinden. Hier hausen die Gemse, der Steinbock, das Murmelthier, das Schneehuhn und viele andere dem Alpenlande eigenthümlichen Thiere. In diese Region des Gebirgslandes fällt das Leben der zahlreichen Hirtenvölker der Alpen, hier ist die Sennen-Wirthschaft in der Frühlings- und Sommerzeit einheimisch. Auf die Mittel-Alpen folgt zuletzt die dritte Region der Hoch-Alpen, welche im Allgemeinen von 8000 Fuß bis zu 10,000 Fuß emporsteigen und sich theilweise noch höher erheben. Hier zeigen sich weite Schneefelder und Eismassen, als Krusten oder als Gletscher, oder auch nackte Felswände, die wegen ihrer Steilheit nicht fähig sind, dauernden Schnee zu tragen. Wo hin und wieder auf diesen Höhen noch Schutz ist, da überziehen sich die Felswände mit zwergartigen Gewächsen, mit Moosen und

Lichenen; doch reichen diese nicht höher als bis zu 10,500 Fuß hinauf, und bis zu 11,000 Fuß scheint sich hier im Alpenlande kein Leben zu versteigen. Ueber diese Vegetations-Grenze hinaus erheben sich nur noch einzelne Riesengipfel, deren Gesichtskreis, wie von dem Montblanc und dem Groß-Glockner, an 40, 50 und 60 Stunden weit über die Erde reicht.

Das Vorkommen der Schnee- und Eismassen, welche den Hauptrücken des Alpengebirges überlagern, gewährt einen Ueberblick über die Gesammterhebung dieser Gebirgsmassen. Unter dem 44. bis 48. Parallel zieht die Schneegrenze im Alpengebirge in einer Höhe von 7800 Fuß bis 8700 Fuß hin. Alles, was darüber liegt, ist demnach mit ewigen Schneefeldern und Eismassen bedeckt. Aber wo sich zusammenhangende Schneefelder vorfinden, da breitet sich die Herrschaft der kalten Zone schon bei 7800 und 8000 Fuß aus, und das ist überall auf der Nordseite oder der Schattenseite der Berge der Fall, wo sich die Schneefelder tiefer als auf den Südgehängen derselben hinabsenken. Die Höhen, welche einige Tausend Fuß niedriger sind, werden auf einige Monate, vornehmlich vom Juni bis zum August, von der Schneedecke des Winters entblößt, und dann wachsen die eigenthümlichen Alpenpflanzen, zum Theil durch die Schneehülle hindurch, sogleich empor, und schmücken die höchsten Sommerweiden der alpinischen Hirtenvölker. Die Rücken der Alpenzüge sind nur mit Schneefeldern überzogen, denn die Gletscher und größeren Eismassen füllen bloß die tiefen kalten Thäler und die Felsschluchten, in welche sie sich, aus den geschmolzenen und gleich wieder gefrorenen Schneemassen gebildet, stromartig hinabdrängen und als mächtige Eisharnische die Abhänge der Berge bekleiden. Mit solchen Gletschern sind die größten Einsenkungen des Alpenzuges erfüllt, während die erhabensten Rücken mit Schneefeldern bedeckt sind. Beide Gebilde der polarischen Zone haben demnach eine ganz verschiedene Region ihres Vorkommens. Denn die Gletscher liegen überall nur an den tiefsten Enden der Schneefelder. Ueber 10,800 Fuß finden sich keine Gletscher in Europa mehr, und hier im Alpengebirge ist ihr Gebiet beschränkt auf den Raum von ungefähr 10,000 Fuß bis zu 3000 Fuß, d. h. sie können nur eine senkrechte Höhe von 7000 Fuß haben, wie ausgedehnt sie auch sonst in ihrer geneigten Richtung sein mögen.

Die Schneemassen im Alpengebirge finden sich in zwanzig Hauptgruppen vertheilt von dem Monte Viso an den Quellen des Po im Westen bis zum Groß-Glockner und den Quellen der Drau im Osten, und dazu gibt es an 5- bis 600 solcher Gletschermassen, welche ein großes Eismeer in der Aetherregion über der Vegetationsgrenze der Erde bilden. Mit den Schneefeldern nehmen sie zusammen einen Raum von mehr als hundert Quadratmeilen ein. Dieser Raum ist nun für Pflanzen, Thiere und Menschen ganz unbewohnbar und oft ganz unnahbar; er ist von den kulturfähigen Theilen des Alpenlandes abzuziehen. Aber in diesen Schnee- und Eismassen sind in dem kleinsten Raume die größten Wasserschätze des mittleren West-Europa zusam-

mengedrängt; sie bilden die nie versiegende Quelle der schiffbaren Ströme dieses Theiles von Europa, welcher aus ihnen seinen Segen und seine Befruchtung bezieht.

Den Erhebungen der alpinischen Gebirgsmassen entsprechen auch die Einsenkungen oder Thäler, und die Thalbildung ist für die Kenntniß des Alpenlandes eben so wichtig als die eigentliche Bergbildung. Eine merkwürdige und für das Alpengebirge wichtige Erscheinung ist, daß die längsten und bedeutendsten Thäler in der Richtung des Hauptzuges von Südwest nach Nordost gehen. Dies sind die großen Längenthäler der Alpen, wie die Thäler der obern Rhone, des Rheins, Inn, Salza, Ens u. a., und von ihnen hängt die Bildung aller übrigen Thäler ab. Diese Thäler bilden die Canäle zur Abführung der Wasserschätze des Innern des Alpenlandes, und sie führen zu den großen umkreisenden Thalsenkungen dieses Gebirgssystems. Denn außerhalb desselben sind es vier große Ströme, welche, jene Thalsenkungen durchziehend, alle Gewässer der Alpen in sich aufnehmen. Dies sind die Thäler des Rheins und Po, der Rhone und Donau. Nur Theile von ihnen liegen innerhalb des Alpenlandes, entweder ihr oberer Lauf oder doch ihre Hauptzuströme. Zum Rhone-Thale öffnen sich vier große Alpenthäler, zum Rhein-Thale fünf Alpenthäler, zum Po-Thale acht Alpenthäler und zum Donau-Thale zwölf Alpenthäler, und dazu kommen noch sieben große Alpenthäler, welche sich in dem ligurischen und friaulischen Littorale unmittelbar zum Meere öffnen. Rechnet man alle diese Stromthäler innerhalb des Alpenlandes zusammen, so ergibt sich daraus eine Summe von vierzig großen Alpenthälern, durch welche das ganze Gebirgssystem in seine bestimmten Gaue geschieden wird und wovon jedes nach seinem Bau, nach seinen Producten und Bewohnern von dem andern verschieden ist. Dazu muß man aber auch noch die zahlreichen Seitenthäler rechnen, wodurch die Anzahl jener Hauptthäler bis um das Zehnfache vermehrt wird. Und so wie schon im Alterthume die verschiedenartigsten Völkerstämme zu den Bewohnern dieser Alpengaue gehörten, so beherbergen die Alpen schon seit den Zeiten des Mittelalters bis auf diese Stunde zahlreiche Zweige der drei vornehmsten europäischen Völkerstämme von romanischer, germanischer und slawischer Abstammung. Durch eben diese ethnographische Mannichfaltigkeit erhält dieses Gebirgssystem auch einen außerordentlich reichen historischen Charakter.

Mit jenen Alpenthälern stehen die Alpenstraßen und Alpenpässe in genauer Verbindung. Sie dienen zur Verknüpfung der Völker mitten durch diese Hochgebirge hindurch, sie sind die für die Völkergeschichte wichtigsten Localitäten daselbst und gehören zum Theil zu den berühmtesten Punkten der europäischen Geschichte. Nach diesen Passagen pflegten schon die Alten das Gebirge einzutheilen und die einzelnen Züge desselben zu benennen. Durch die Römer wurden die meisten Pfade durch das Alpenland mit seinen Hochpässen eröffnet, und diese sind auch sämmtlich durch das Mittelalter im Gebrauch geblie-

ben, da sie im Allgemeinen mit den von der Natur durch dieses Gebirge gebahnten Wegen zusammenfielen. Die Anzahl der Alpenstraßen hat sich jetzt zwar verdoppelt, indem man einige dreißig derselben zählt, doch auch bei den in den jüngsten Zeiten eröffneten Pfaden, welche zum Theil zu den großartigsten und wunderbarsten Werken in der Wegebaukunst gehören, hat man stets den durch die Thalsenkungen der alpinischen Flüsse von der Natur vorgezeichneten Straßen folgen müssen.

Durch seine Erhebung und Ausbreitung wie durch seinen Bau in geognostischer Beziehung sondert sich das Alpengebirge in drei Haupttheile, deren Unterschiede sich eben so bestimmt in ihren ethnographischen und historischen Verhältnissen zu erkennen geben. Fast alle drei sind für die deutsche Geschichte im weiteren Sinne genommen von gleicher Wichtigkeit. 1) Die Central-Alpen. Sie erstrecken sich vom Montblanc im Westen bis zum Groß-Glockner im Osten und bilden demnach auf eine Ausdehnung von 60 Meilen den Hauptstamm des Alpenlandes. Sie enthalten den eigentlichen Kern des Hochgebirgslandes in den Landschaften Schweiz und Tirol. In ihnen zeigt sich die charakteristische Alpennatur hauptsächlich vorherrschend und überall in dem größten Maßstabe. Diese Central-Alpen sind als die germanischen Alpen zu bezeichnen wegen ihrer überwiegend deutschen Bevölkerung, welche, jedoch mit Einschluß des hier gleichfalls einheimischen romanischen Volksstammes der Rhätier, bis zu den Südgehängen des Gebirges hinüberreicht. 2) Die West-Alpen. Sie dehnen sich bei einer weit geringeren Breite als die Central-Alpen in der Richtung von Norden nach Süden vom Montblanc bis zum ligurischen Meere zwischen den Golfen von Lyon und Genua nur an 40 Meilen weit aus und sind auch noch durch einen kolossalen Charakter ausgezeichnet, wenngleich sie nicht so massenhaft wie die vorigen Alpen auftreten. Sie sind die romanischen Alpen zu nennen wegen ihrer durchaus romanischen Bevölkerung sowohl auf ihrer lombardischen als ihrer burgundisch-provenzalischen Seite. 3) Die Ost-Alpen. Sie erstrecken sich in der Richtung von Westen nach Osten vom Groß-Glockner bis zu den Ebenen von Ober-Ungarn. Von den beiden vorigen Gruppen unterscheiden sie sich dadurch, daß der großartige Alpencharakter in ihnen bald verschwindet, indem sie, an Breite zwar immer mehr zunehmend, welche den ganzen Länderraum von der Donau bis zum Adria-Meere erfüllt, an der Höhe ihrer Massen schnell verlieren. Eigenthümlich ist dabei dieser Gruppe, daß sie sich in zwei große Flügel zerspaltet, von welchen der eine in einer Länge von 40 Meilen sich nordostwärts bis zur Donau erstreckt und dort mit dem Kahlenberge endet, der andere sich in gleicher Ausdehnung südostwärts bis nach Istrien an den Gestaden des adriatischen Meeres hinzieht. Diese Gruppe ist nach der schon seit den ersten Zeiten des Mittelalters in ihr herrschenden Bevölkerung als die der slawischen Alpen zu bezeichen.

Vergleicht man jene drei Hauptgruppen des Alpenlandes mit einander, so zeigt sich, daß die mittlere Kammhöhe in den West-Alpen

von Süden nach Norden allmählig von 5000 bis zu 8000 Fuß emporsteigt, daß sie in den Central-Alpen sich gewöhnlich nicht unter 8000 Fuß hält und häufig bis zu 10,000 Fuß emporsteigt, daß sie aber in den Ost-Alpen wieder allmählig von 8000 Fuß bis zu 3000 Fuß hinabsinkt. Dagegen steigt die Gipfelhöhe in den West-Alpen von 7000 bis 13,000 Fuß empor, hält sich in den Central-Alpen in einer ostwärts allmählig abnehmenden Erhebung von 14,000 Fuß bis 8000 Fuß, und sinkt in den Ost-Alpen in derselben Richtung von 11,000 Fuß bis zu 5000 Fuß hinab. Auf ähnliche Weise zeigt sich die mittlere Erhebung der Paßhöhen in diesen verschiedenen Alpengebieten, indem dieselben in den West-Alpen sich zwischen 3000 bis 7000 Fuß, in den Central-Alpen zwischen 6000 bis 10,000 Fuß und in den Ost-Alpen nur zwischen 3000 bis 5000 Fuß halten, so daß sich daraus für die letzteren eine größere Uebereinstimmung dieser drei genannten Verhältnisse ergibt, während dieselben in den westlichen Alpen schon mehr von einander abweichen und in den centralen Alpen die größten Contraste darbieten.

Übrigens zerfällt jede der drei Hauptgruppen des Alpenlandes wieder in mehrere untergeordnete Glieder, und schon nach dem Vorgange der Alten werden vornehmlich an neun Haupttheile*) unterschieden, deren ältere Namen, nachmals in einem mehr oder minder gleichen Umfange gebraucht, sich wenigstens für die Zeiten des Mittelalters als in historischer Beziehung von Bedeutung erweisen.

---

80. Vergleichung der Alpen mit anderen Hochgebirgen.

(Nach H. Beitzke, die Alpen, und G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Durch die große Zerrissenheit eines Alpenzuges in sich, durch das Gleichlaufen mehrerer solcher Züge, durch die nothwenige Entstehung von mehrfachen ausgedehnten Längen-Thälern, durch viele Aufstauungen des Wassers zu großen Alpen-Seen, durch die Bekleidung, durch einen unendlichen Bergwald, durch den eigenen Charakter der Frische, der über das Alpenland zauberisch ausgegossen, ist ihm eine Mannichfaltigkeit von Formen und Gegensätzen eigenthümlich, die sich kaum auf der ganzen Erde wiederholen dürfte.

Vergleicht man die Alpen ihrer Gestaltung nach mit anderen Hochgebirgen, so zeigen sich weder in den Pyrenäen, noch im Kaukasus, noch im Himalaya, noch auch in den Andes solche Längen-Thäler,

---

*) Diese neun Haupttheile sind: a) in den West-Alpen: die Meer-Alpen, die cottischen und die grajischen Alpen; b) in den Central-Alpen: die penninischen, lepontischen und rhätischen Alpen; c) in den Ost-Alpen: die norischen, karnischen und julischen Alpen.

die auf breiter Sohle ebenen Fußes bis tief ins Innere des Gebirges führen. Den Pyrenäen wie dem Kaukasus fehlen überhaupt die größeren, zumal die longitudinalen Thäler. Im Himalaya (wenigstens in den uns genauer bekannten, höchsten Theilen desselben) ist mit den zu Riesenhöhe emporgestiegenen Gipfeln auch der unterste Felsengrund der Thalklüfte, wo sich die Thalwände berühren, an den Tag herausgehoben über das Niveau der umliegenden Ebene, so daß ausgleichende Schuttanhäufungen nicht mehr haften. Dagegen ist das skandinavische Gebirge so tief eingesenkt, daß die See in seine großen Thäler fast bis zu ihrem Hintergrunde eindringt. Die Hochthäler der Andes sind Längen-Thäler, aber von ganz anderer Art als die alpinischen, nicht der Ebene gleich, sondern hoch über sie in eine ganz andere Luftregion erhoben, so hoch fast wie die höchsten Alpengipfel. Wilde, steile Felsenschluchten führen den Wanderer wie die Gewässer hinab. Eben so hoch liegen die Tafelflächen auf der Nordseite des Himalaya. Keines dieser Gebirge hat ferner Seen in den Thalmündungen, den alpinischen ähnlich. Der Titicaca, die Seen von Tibet sind Plateau-Seen.

Die Apenninen, wenn man sie vom Col di Tenda an rechnet, sind noch etwas länger als die Alpen. Ihre gewöhnliche Breite ist 25 Meilen. Die ligurischen Apenninen abgerechnet, streichen sie mit den Graden der Länge. Je weiter sie also nach Süden ziehen, erhitzen sich ihre Thäler immer mehr, wenn der Fuß des Hochlandes sich auch im Meer kühlt. Selten steigen die Gipfel über 6000 Fuß empor, nur an den Grenzen des Kirchenstaates und Neapel ragen die Gebirge der Abruzzen in die Schnee-Region hinauf. Es regnet wenig in der italieschen Halbinsel, obgleich sie sich so weit ins Meer taucht, vielmehr brennt die Sonne heiß genug auf die Berge und gewährt ihnen nicht die frische Decke des Holzwuchses. Die Apenninen sind größtentheils kahl. Flüsse nur von mäßiger Bedeutung können von ihnen, vermöge der Construction des Landes, nicht herabkommen. Außer drei Bergseen sind die übrigen ganz unbedeutend. Hiernach müssen auch die Apenninen gegen die Alpen durchaus zurückstehen. Nur an einigen Meerbusen, als dem von Genua, von Neapel, Salerno, Tarent, wo felsiger Abfall des Gebirges zum Meere, eine große, malerisch gruppirte Hauptstadt, das Interesse eines vielbesuchten schiffreichen Hafens mit der südlichen Vegetation und dem dunkelblauen farbigen Glanz des Himmels zusammenkommen, wiegen diese Gegenden einen Theil der Alpenschönheit auf.

Das skandinavische Gebirge ist, wie schon angeführt, viel länger, auch meist breiter als die Alpen und hat weit mehr Flächeninhalt. Aber schon der südlichste Punkt desselben, Cap Lindenäs, liegt fast 10 Breitengrade nördlicher als der nördlichste Punkt der Alpen. Die Schnee-Gränze rückt sich daher schon im südlichsten Theile um mehr als 2000 Fuß tiefer als bei den nödlichsten Theilen der Alpen. Zudem streicht das Gebirge mehr mit den Längengraden. Je weiter also nach Norden, je mehr sinkt die Schneegränze herab, je mehr er-

kältet sich das Gebirge, je unwirthbarer, unwohnlicher wird es. Außerdem bildet das Hochland meist nur einen einzigen sehr abgeplatteten Zug, so daß die Hoch-Fjelder seiner Scheitelfläche, im Sommer mit Sümpfen, Mooren, Heidekraut und kümmerlichen Zwergbäumen bedeckt, bis 16 Meilen Breite haben, auf welcher sich zuweilen schneebedeckte winterliche Felsengrate erheben, die meist in Nebel eingehüllt sind. Es mangelt an Längen-Thälern und an Mannichfaltigkeit. Endlich ist es nur halb so hoch als das Alpen-Gebirge.

Die Karpathen bedecken so viel Raum als die Alpen; sie haben mit diesen in der Figur eine entfernte Familienähnlichkeit, aber sie sind viel niedriger, tragen nur an einem wenig ausgedehnten Orte ewigen Schnee, heben sich meistentheils nicht über die Waldregionen hinaus und bei vielen schönen Gebirgslandschaften, bei der eigenthümlichen Bauart der Tatra und der interessanten Formation des Kessellandes von Erdely oder Siebenbürgen halten sie doch keinen Vergleich mit dem Alpen-Gebirge aus.

Noch viel weniger kann der Ural darauf einen Anspruch machen.

Das Hochland der griechischen Halbinsel nimmt 2000 Quadratmeilen mehr Raum ein, als das Alpenland. Es fehlt die Pracht der Schnee-Kronen; nur der mittlere Theil an den Quellen der Morawa, der Maritza und des Vardar hebt sich (9000 Fuß hoch) über die Waldregion empor und berührt die Schneelinie, so daß an einigen wenigen Orten hier und da manches Jahr der Schnee liegen bleibt. Von dem übrigen Theil des Gebirges gehen noch manche Spitzen über die Waldregion empor, die meisten bleiben aber darunter. Es finden sich einige Hochseen, sie sind aber von geringer Ausdehnung und nicht mit denen in den Alpen zu vergleichen. Da die Gewässer nicht aus Schnee und Eis ernährt werden, auch eine wärmere Sonne auf diese Berge scheint, so sind sie schwerlich so stark und kräftig als die der Alpen. Der Hauptzug liegt in einem Parallel mit den Pyrenäen und dürfte daher auch dessen Waldmangel haben. Die Vegetation in den Thälern hat südeuropäischen Charakter und ist dieselbe wie im Königreich Neapel. Wenn nun das Innere dieses Hochlandes den Alpen nachstehen muß, deren politische Lage auch noch einflußreicher ist, so sind es doch die Küstengegenden (da das Hochland an den meisten Orten zum Meere herabfällt), welche den Alpen den Preis streitig machen. Die große Zerrissenheit der Küste, die vielen vorspringenden felsigen Halbinseln, die mannichfach zerstreuten Inseln vereinigen hier mit südeuropäischer Vegetation und Temperatur, bei steter Verbindung mit dem Meer, eine Erhabenheit, Schönheit und Merkwürdigkeit der Formen, wie sie sich in keinem Theile Europa's zusammenfinden.

Bei den Alpen trifft man nur bei Marseille, Toulon, Frejus, Antibes und Nizza und am adriatischen Meere bei Triest und der Halbinsel Istrien etwas Aehnliches an. Dennoch gebührt der Gesammtheit derselben, wie ich glaube, der unbestrittene Vorzug. Auch die Pässe sind in den Alpen verhältnißmäßig am bequemsten und zahlreichsten.

81. Die Gletscher *).

(Nach A. Schaubach, die deutschen Alpen.)

Der Gletscher (in der Schweiz), Gletschner (in Vorarlberg), der Ferner (in den Rhätischen Alpen Tirols), das Kees (in den Norischen Alpen), Vedretta (in den Romanischen Alpen) entsteht nur in gewissen Zonen der Erde und unter gewissen Verhältnissen des Klima's, Bodens und der Abdachung. Nur die gemäßigte und kalte Zone ist die Heimath der Gletscher, nur in einem mehr feuchten als trockenen Klima können sich Gletscher bilden; der gewöhnliche Alpenkalk ist ihrer Ausbildung nicht günstig, ebenso wenig die südliche Abdachung. Wenn daher auch in der heißen Zone Berge weit in die Schneeregion hineinragen, so erreichen sie dieselbe erst in einer solchen Höhe, daß die Luft schon zu trocken ist, um die Schneekörner in eine feste Masse zu verwandeln und sie als solche in die Tiefe hinabzuschieben. Es findet sich höchstens das lockere, im Bruche lichtgrün gefärbte Schneeeis, von Hugi Firn genannt, welches in unseren Alpen in einer gewissen Höhe beginnt und die Eisfelder auf den höchsten Platten des Alpenkalkes bildet. Auf der Südabdachung der Alpen finden sich aus dem doppelten Grunde keine oder nur geringe Gletscher-Ansiedelungen, weil es die den Strahlen der Sonne ausgesetzte Seite und weil die Südabdachung in der Regel sehr steil ist.

In den hohen Eisgebirgen der Alpen, namentlich da, wo sich gruppenweise viele Hochgipfel aufthürmen, besteht fast aller Niederschlag der Atmosphäre aus Schnee, bald in Schneeflocken, bald in Graupen, bald in Duft, und durch die Anhäufung dieser Niederschläge in den höheren trockeneren Räumen hüllen sich die Hochgipfel in dickes, weißes, schneeiges Gewand; der Wind hilft dem oft kühnen, leichten und luftigen Aufbau über jähe Wände. Diese Gebilde verdichten sich durch ihr Alter mit der Zeit, und dieses Schneeeis, in seinen vielfachen Abbrüchen blaßgrün erscheinend, ist der Firn; er erhebt sich bis zu den höchsten Spitzen und steigt in seltsamem Gestuf auf das Getäfel der Gletscher hernieder. Verschieden von diesem ist der eigentliche Gletscher; seine Eismassen sind das Pflaster der zwischen Eisbergen hinansteigenden Hochthäler. Entweder hangen die Firnmassen unmittelbar mit dem Gletscher zusammen und verschmelzen dann auch in einander, oder sie werden durch hohe Wände getrennt; dann entstürzen sie durch die neu hinzugekommenen Lasten oder auch durch die Ausdehnung, die sie durch die Sonnenstrahlen erhalten, den Wänden, über denen sie schon lange drohend herüberhingen; das sind die Eislawinen, welche vom Erwachen des Tages bis zum Nachmittag niederdonnern in Gestalt von Wasser-

---

*) Vergleiche eine mehr wissenschaftliche Behandlung desselben Gegenstandes in A. Petermann's Mittheilungen über wichtige neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie, 1855, S. 173 ff., und Tschudi, die Thierwelt der Alpen.

fällen. Zu diesen Anhäufungen von Eisstaub und Gebröckel kommen im Winter und Frühjahr die Schneelähnen oder eigentlichen Lawinen und der starke Schneefall selbst.

Durch diese fortgesetzten eisigen Anhäufungen in Thälern, die auch tief unter der Schneeregion liegen, sammeln sich dieselben daselbst so, daß sie theils wegen ihrer Masse, theils wegen der durch die nahen eisigen Umgebungen niedrigen Luftwärme der Sommer nicht wegzuschmelzen vermag; die Masse wird nur durchzogen, um dann um so fester zusammen zu frieren.

Da die eigentlichen Gletscher fast nur in Thälern liegen, welche sie oft 3- bis 500 Fuß dick ausfüllen, so haben sie in ihrem Verlaufe eine verschiedene Gestalt. Die Alpenthäler steigen meistens stufenförmig abwärts und die einzelnen Absätze oder Stufen sind namentlich in den höheren Gegenden oft steil und groß. So weit der Gletscher in der ebenen Thalstrecke liegt, ist seine Oberfläche ziemlich eben; wo sich der Thalboden allmählig senkt, bemerkt man auch eine Unruhe auf der Oberfläche, sie schlägt große flache Wogen; wo aber die Thalstufe jäh abfällt und in der Tiefe vielleicht eine Thalenge bildet, so daß unter dem Absturz ein Kessel entsteht, zeigt der Gletscher seine eigenthümlichste und auffallendste Gestalt, seine Pracht; in unzählige Theile zerspalten, welche von der Sonne und Luft allseitig angeschmolzen sind, stellt sich ein Choas von Eisthürmen, Obelisken, Pyramiden u. s. w. dar, oben in den Spitzen weißlich, weiter herab grün, in grünblaue Färbung übergehend, in den tiefsten Spalten dunkelblau; gegen den Rand zu schmilzt das ganze Gethürm gewöhnlich wieder zu einer dichteren Masse zusammen. Am schönsten stellt sich ein solcher Eispalast aus naher Tiefe dar, wenn die Eisthürme, halb von der Sonne durchschienen, in den blauen Aether spießen. Wenn die Thalstufe aber senkrecht und zu groß ist, so bricht er oben ab und seine Thürme entstürzen fortwährend unter großem Donner und in Staub aufgelös't in das tiefere Thal, und hier erzeugt sich unter günstigen Umständen der Gletscher von Neuem. Endet der Gletscher auf ebenem Thalboden ohne Hinderniß, so nimmt er daselbst eine runde muschelförmige Gestalt an. Ueber diee bene Oberfläche des Gletschers ziehen sich Längen- und Querspalten, welche nach ihrem Alter aber kaum als Risse, bald als weitklaffende Klüfte erscheinen und einen furchtbar prächtigen Anblick gewähren durch ihr Farbenspiel, das sich vom lichtesten Grünweiß bis in das schwärzeste Blau zieht, bis endlich in der Tiefe ein bodenloser, nächtlicher Schlund erscheint. Außer den Klüften fallen dem Reisenden die kreisrunden ziehbrunnähnlichen Löcher auf, gewöhnlich in der Tiefe mit Wasser gefüllt.

Eine andere Erscheinung sind kleine Eispyramiden und Gletschertische. Letztere sind gewöhnlich kreisrunde Eispyramiden, mit großen Steinplatten wie mit einem Hute bedeckt; sie liegen oft so locker, daß man sie bewegen kann. Fallen jene Steinplatten herab, so bleiben die erstgenannten Eispyramiden übrig. Viele Bäche rauschen über die Oberfläche

in blauen Eisrinnen. Oft versenkt sich ein solcher Bach in eine tiefere Eisschicht und rinnt unter der sichtbaren Oberfläche, nur dem Gehöre vernehmbar, hin; man wähnt jeden Augenblick an das Ufer eines Eisbaches zu kommen und hört ihn dann wieder plötzlich hinter sich. Dieses Wasser, Gletschermilch genannt, ist sehr klar und kalt, den Durstigen wohl sehr labend, aber leicht Erkältung bringend. Das Wasser, welches dem unteren Ende des Gletschers entströmt, das Keeswasser, ist grau und trüb, besonders Nachmittags, wird jedoch von den Umwohnern dem Quellwasser vorgezogen. Wandert man über einen Gletscher, so vernimmt man bisweilen einen unterirdischen Donner von einem eigenen, fast metallartigen Klange, begleitet von einer Erschütterung, die Folge eines neuen Spaltenwurfs; die neue Spalte erscheint als kaum bemerkbarer Riß.

Endlich bringt der Schutt und das Geröll an und auf dem Gletscher manche seltsame Erscheinungen hervor. Durch die Lawinen, welche den beiderseitigen Höhen entstürzen, werden den Gletschern auch Schuttmassen zugeführt, und da die Gletscher auch aus ihren Eisbergen herausrücken zwischen grünen und schneelosen Seitenwänden, so führen daselbst im Frühjahre die Grundlawinen noch mehr Schutt herab. Der Schnee aber schmilzt von solchen Trümmerhaufen bald hinweg, und so sind die Gletscher sehr oft auf ihren beiderseitigen Gestaden mit einem Walle von Steintrümmern bedeckt, welche das Eis oft so verhüllen, daß man gar nicht mehr auf Eis zu wandern glaubt, bis sich plötzlich mitten zwischen den grauen Steinhaufen eine tiefe blaue Grotte öffnet, oder wo die Steine selbst nicht haufenweis liegen, färben sie in schiefrigen Gebirgen die Oberfläche des Eises so grau, daß man es nicht für Eis hält. Treffen zwei Gletscher aus zwei Thälern, welche sich vereinigen, zusammen, so verschmelzen sie nach und nach zu einem großen Eisstrome; so wie aber zwei Ströme nach ihrer Vereinigung noch auf einer Strecke hin sichtbar sind durch eine Grenzlinie, wie durch ihre Färbung, so bezeichnen hier noch weit hinab jene Trümmerhaufenlinien auf der Mitte des großen Gletschers die Grenze jener beiden Gletscher, oder verkünden, daß der Gletscher aus zwei Armen zu einem zusammen geflossen ist. Diese Trümmerhaufen heißen in der Schweiz Gufer, Guferlinien, in den deutschen Alpen führen sie den allgemeinen Namen Mure*) (murus), wie alle Trümmeranhäufungen durch Bergstürze und Fluthen. Auch am unteren Ende des Gletschers umwallet denselben, wenn es die Umstände erlauben, eine Mure, welche jedoch mehr auf festem Boden, als auf dem Gletscher selbst liegt. Dieser Trümmerhaufe entsteht aus dem Vorrücken der Gletscher, indem sie Alles, was ihnen im Wege liegt, vor sich herschieben, selbst entgegenstehende Felsen zertrümmern und sie der Mure beifügen. Wird ein Gletscher nicht durch zu mächtige Felsenschranken aufgehalten, so dringt er schneller und weiter vor, zieht sich aber auch ebenso leicht

*) Gewöhnlich Moräne.

zurück, d. h. er schmilzt, weil er sich aus seinem Bereiche gewagt hat, von der zu großen Wärme zusammen. Sein einstiges Dasein verkündet dann nur die zurückgebliebene Mure; der Gletscher muß sich nun eine neue schaffen, die er wieder vor sich herschiebt; daher zeigen sich oft so viele Ringwälle, als der Gletscher vorgerückt ist, gleich den Schuttanhäufungen, welche der Wogenschlag des Meeres, eines Sees oder eines ausgetretenen Flusses hinterläßt und die das Fallen oder Wachsen eines Flusses andeuten.

Unten, wo der Gletscher auffitzt, ist er zellig angeschmolzen und bildet oft große Gewölbe, wie man bei Gletscherabbrüchen deutlich sehen kann, oder auch bei manchen Gletscherspalten am Rande. In diesen Eiskellern tropft es fortwährend.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Gletscherwelt ist das Vorrücken der Gletscher. In früheren Zeiten erklärte man es durch die Abhängigkeit und Steilheit der Thäler, was wohl hie und da mit einwirken kann; allein die Alpenthäler sind nicht sowohl steilabhängig, sondern wechseln zwischen Stufen und Ebenen, und der Gletscher rückt in der Ebene oft schneller vor, als an Abhängen, wo er abbricht und in Lawinen in die tiefere Thalstufe stürzt; sollte er auf diese Weise vorrücken, so müßte irgendwo eine Lostrennung von seiner übrigen Masse stattfinden, was doch nicht der Fall ist. Einer zweiten Erklärung zufolge dehnt sich der Gletscher durch seine Spalten aus, welche im Winter mit Schnee ausgefüllt werden, den Gletscher wieder zu einer Masse vereinigen, worauf die nächstjährigen Spaltenwürfe den Gletscher wieder ausdehnen. Allein die meisten Spalten schließen sich den Winter wieder, und wenn auch Schnee hineinkommen sollte, so ist dieser viel zu locker, um die Spalte wieder mit fester Eismasse zu erfüllen; außerdem bildet der Schnee gewöhnlich sogleich Brücken über die Spalten, weßhalb es auch gefährlich ist, nach einem Schneefalle über einen Gletscher zu wandern, weil der Schnee die Spalten nicht ausgefüllt, sondern nur leicht überwölbt hat. Eine dritte Erklärung leitet es aus dem körnigen Gefüge ab, Eiskristallen, welche in hohen Firnregionen aus graupenartigen Körnern, in tieferen Gegenden immer mehr in die Gestalt der Hagelkörner von zunehmender Größe nach der Tiefe übergehen. Durch die Vergrößerung der Körner vermöge ihrer größeren Aufnahme der Feuchtigkeit, welche durch das fortwährende Schmelzen einsickert, wird ebenso, wie sich das frierende Wasser ausdehnt, auch der ganze Eiskörper des Gletschers ausgedehnt.

---

82. Die Alpengewässer.

(Nach H. Beitzke, die Alpen, und G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Wie in einem Alpen Hochlande alle Formen höher potentiirt sind, so sind es auch die Gewässer. Sie werden hier geboren, verleben

hier ihre Jugend, verbringen im mittleren Lande ihr Mannesalter und sterben matt, abgelebt und lebenssatt im Meere. Wir wissen also nichts Besseres, als die Alpenflüsse mit der frischen, kräftigen, rastlosen, gefahrliebenden Jugend, die Ströme der Ebene mit dem vielerfahrenen, aber bedächtigen und langsamen Alter in Vergleich zu stellen.

Die meisten Quellen der Flüsse sind unzugänglich. Sie rinnen schon eine Weile unter dem Gletscher fort und stürzen dann aus einem Eisgewölbe hervor; andere Wasser laufen auf der Oberfläche der Gletscher hin, stürzen schäumend herab und vereinigen sich mit den vorigen. Viele kommen auch aus dem oberen lockeren Schnee her. Aller Orten rauscht es herab. Schon ein wenig gesammelt, taumeln die Wasser auf scharfgeneigte verwitterte Granitblöcke, theilen sich und stürzen in vielen Strahlen in Schaum aufgelös't in den Abgrund. Das gesammelte Wasser rauscht unruhig durch Schlünde, oder hat vielleicht ein wenig Zeit, in dem ersten Kahr auszuruhen; bald aber folgen neue Kämpfe, und mit lautem Geschrei windet es sich durch Felsenengen durch, muß noch ein- oder mehrmals verzweifelte Stürze von mehreren Hundert Fuß machen, bis es die ersten Tücken des Gesteins überwunden hat und zu den freundlichen Wohnungen der Menschen gelangt. Unterweges erhält der Bach seitwärts Nahrung genug durch ähnliche Wasser. Viele davon flattern oder stürzen, zuweilen vom Winde seitwärts gejagt, wie weißes Flockensilber hernieder. Außerdem rinnt und leckt es noch überall von den nackten Wänden herab. — Die Kämpfe des Wassers mit dem Gestein in so einsamen Kahrs in wilder Majestät der Umgebung sind ein erhabenes Schauspiel.

Wenn diese Bäche auch nicht aus Schnee herkommen, sondern nur in der Alpenregion entspringen, so können sie dennoch viel Schwierigkeiten zu überwinden haben, wenn sie auch nicht so wasserreich sind, als die aus Gletschern entsprossenen. Hoch oben in der Begegnung zweier Felsenberge kommt ein Gerinne hervor, welches in der öden Felsschlucht herabrauscht. Seitwärts tropft und rieselt und schäumt es von den Wänden herab und in immerwährenden Stürzen, Wirbeln und Kämpfen sucht es sich Bahn. Oftmals findet es auch so großen Widerstand, daß kleine Bergseen, finster und tief, entstehen, es füllt aber die Tiefe aus und reis't eilig weiter. — In den Kalkgebirgen saugen sich die ersten Wasser wohl wieder ein und kommen nach meilenlangem unterirdischem Lauf wieder zum Vorschein. Davon gibt es sehr viele Beispiele, am meisten in den julischen Alpen.

Es ist erstaunlich, was von rings umgebenden Bergen bei der Ursprungsgegend eines Flusses für eine Wassermasse auf geringer Entfernung zusammenrauscht. In Kurzem ist ein starker, forellenreicher Bach da, welcher lärmend und schäumend flüchtig über die Steine dahin tanzt. Alle Alpenwasser, die aus Urgestein kommen, haben eine blaßblaue, ins Grünliche fallende Farbe, wenn sie rein sind. Die aus Schnee herkommen, haben diese Farbe des Morgens; Nachmittags, wo die Sonne den Schnee schneller aufthaut und die Bäche stärker macht,

haben sie eine schmutzig gelbe Farbe, weil sie dann eine Menge Geschiebe mit sich führen. Die Bäche, welche aus Kalkgebirgen herkommen, haben meist immer eine smaragdgrüne Farbe.

Gestärkt durch immer neue Zuflüsse, einem schönen, kräftigen Jünglinge vergleichbar, tos't und schäumt der Fluß immer tiefer hinab, nicht selten zwischen hohen Felsenufern, die kaum seinen Durchzug gestatten, öfter noch zwischen steilen waldigen Abfällen, vielfach gekrümmt. Staunend erblickt man von der Höhe des Steiges oder des gefahrvollen Felsenweges unter sich in schwindelnder Tiefe den grünen schäumenden Bergfluß, wie er jauchzend hintos't über die Steine und alle Schwierigkeiten siegreich überwindet. Mit Entzücken schaut man die weißen Wildbäche, wie sie von den Seitenhöhen herabkommen und in glänzenden Cascaden in seinen Schooß fallen. Es geht nichts über die Melodie dieser Alpenwasser.

Nach Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten gelangt der Fluß hierauf an Orte, wo er mehr Raum gewinnt und wo Wiesen sich an den rauhen Bergwald legen oder wo selbst der Ackerbau, jedoch noch auf sehr unebenem Boden, an seinen Ufern beginnt. Mit dem Ackerbau stellt sich das Laubholz ein, welches dem untern Raum einen so erquicklichen, frischen Charakter verleiht. Je weiter der Fluß herabkommt, je mehr gewinnt das Hauptthal an Form, je mehr nimmt seine Rauhheit ab. Auch die Nebenbäche kommen nicht mehr mit solcher Gewalt her, da sie schon etwas weiter zurück entsprungen sind.

Durch eine Menge Nebengewässer kräftig geworden, ist jetzt keine Gewalt, kein Bergriegel mehr im Stande, den Fluß aufzuhalten, er wird Alles überwältigen. Noch immer treibt er seine grünen Wellen mit Ungestüm daher, so daß er an dem scharfen Ufer noch hie und da aufschäumt und nicht selten hörbar wird. Gefährlich ist's, bei anscheinend mäßiger Tiefe ihn zu durchreiten, noch gefährlicher, seinen beweglichen Rücken zu befahren. Wenn er auch manche breite, schwellende Wiesenflur mit vielen Krümmungen gleichsam nur zu durchirren scheint, ganz seine Wildheit verläugnend, so grollt und murrt er doch bald wieder laut auf, um zu zeigen, daß mit ihm kein friedlicher Bund zu schließen sei.

Die Breite und Tiefe eines Gebirgsflusses ist sehr ungleich und es läßt sich kaum etwas Festes darüber bestimmen. Wo der Fluß Raum genug hat, breitet er sich sehr aus, seine Tiefe ist gering und die großen Steine seines Bettes sind entweder sichtbar oder treten geradezu an die Oberfläche des Wassers. Eben so engt er sich auf ein Drittheil der Breite wieder ein und wird tief, wo er Schwierigkeiten zu überwinden hat. Zuweilen hat er schon eine ansehnliche Breite, es münden noch mehr Flüsse hinein, und doch wird er wegen mehrerer Hindernisse nur schmaler als vorher.

Die Schnelligkeit des Laufs von ein und demselben Flusse ist, nach der vielfach wechselnden Neigung des Bodens, natürlicher Weise sehr verschieden. Nachdem er stellenweise lautlos, wie ein Fluß der Ebene

dahin geflossen ist, wird er plötzlich wieder lärmend, wenn er eine neue Thalstufe oder Einengung zurückzulegen hat. Auch die Wassermasse, die er zu verschiedenen Jahreszeiten oder bei veränderter Witterung hat, wirkt darauf ein. Je weniger Wasser er hat, desto langsamer wird er fließen. Im hohen Sommer sind die Wasser des Hochgebirges die vollsten, weil dann am meisten der Schnee schmilzt. Dann sind die übrigen weit schwächer. Sie sind die stärkeren im Frühling, wenn der Winterschnee aufthaut, weil erstere noch vom Frost gebunden sind. — Die Frühlingswasser richten oft schreckliche Verheerungen an, wenn langanhaltende warme Tage im April den Schnee zu schnell schmelzen und Regengüsse sich noch dazu gesellen. Eben so furchtbar sind oft die langen Regentage um das Herbst-Aequinoctium. Es ist unglaublich, wie viel Wasser zusammenrauscht und wie hoch es steigt. Die Thalfläche von einer halben Meile Breite wird überschwemmt und bildet einen gewaltigen Strom, der Alles verheerend mit sich fortreißt. Alle Wildbäche, die im Sommer ganz austrocknen, stürzen wüthend von den Bergen, großen Strömen gleich. Gewaltige Steine, selbst Felsstücke, eine Menge Geschiebe, wird auf die Wiesen und die Aecker getrieben, und die Aernte für dieses oder das folgende Jahr ist dahin. Aber der Schaden, der an Gebäuden, Mühlen, Wehren, Brücken, angerichtet wird ist wo möglich noch größer.

Die Seen abgerechnet, will die Schifffahrt auf den Alpen-Strömen aus den Gründen, welche ich angeführt habe, nicht viel bedeuten. Die Rhone ist nur ein paar Stunden vom Genfer See aufwärts zu befahren. Der Rhein wird von Chur an mit Flößen beschifft. Die Fahrt auf dem Inn beginnt erst von Innsbruck und ist auch von hier an nicht ganz gefahrlos. Die Salza wird in den Alpen gar nicht benutzt. Die Traun ist von Gmunden an für den Transport des Salzes schiffbar gemacht, aber im Hochlande selbst wird sie wie die Ens nicht befahren. Die sichere Schifffahrt auf der Mur beginnt erst von Grätz an. Auf der Drau fährt man mit Flößen und sehr flach gebauten Kähnen (Volletten genannt) von Villach an; es vergeht aber kein Jahr ohne Unglück und man zieht in den meisten Fällen den Landtransport vor. Die Sau ist in Deutschland noch zu klein, und die Flüsse, welche nach Italien gehen, beschifft man erst in der lombardischen Ebene.

Die großen Seen gehören nur dem centralen Theil des Alpenzuges an, sowohl im Süden wie im Norden; — weder im westlichen Flügel, noch in den östlichen Alpen kommen sie vor; sie liegen in der Regel am Eingang ins Hochgebirge, zur Hälfte zwischen den kolossalen Felsenpfeilern der Pforte versteckt, zur Hälfte in die Ebene hinausragend, und bezeichnen so den Rand des Gebirges. Nur seltener ziehen sie sich tiefer ins Innere zurück und werden dann meist durch Horizontalboden mit einem andern äußern See, oder doch mit der Ebene verbunden. Häufig und von eigenthümlichem Reiz sind die Doppelseen, Zwillingsseen, durch Aufschüttung aus einem Seitenthal von einander

geschieden. — An diese Seen der Alpen-Pforten reiht sich eine andere Klasse von Seen, die eigentlich nicht mehr dem Hochgebirge angehören, sich aber doch von ihm abhängig zeigen. Sie liegen außerhalb des Gebirges, im vorliegenden Hügelland — aber in der Fortsetzung von Querthälern oder Alpenseen, durch Horizontalboden getrennt, der auf früheren Zusammenhang deutet; so z. B. der Züricher See, der Bodensee (dieser jetzt eigentlich außerhalb, früher gewiß innerhalb des Gebirges).

Die Seen alle sind von großer Tiefe, Klarheit, die schönste Zierde der Alpen, Läuterbecken ihrer Gewässer; sie erleichtern den Verkehr, zumal den Waarentransport. — Innerhalb des centralen Alpengebietes selber zeigt sich noch ein merkwürdiger Unterschied in der Lage dieser großen Wasserbecken. In den Schweizer-Alpen verschließen sie, im Süden wie im Norden, die Ausgänge aller großen Alpenthäler. In Tirol und den benachbarten Gegenden dagegen finden sie sich nur in den Mündungen der kleineren Thäler; die größeren Flüsse, Inn, Isar, Lech, Etsch haben ihre Thalgründe mit Bergschutt ausgefüllt. Das ist von wichtigem Einfluß auf die Schicksale der Thalgaue, und besonders auf den Boden und die Bodencultur der Ebene.

---

83. Die klimatischen Verhältnisse der Alpen.

(Nach A. Schaubach, die deutschen Alpen.)

Die Alpen gleichen einem gegen den Mittag gerichteten Treibhause, das seine nördlichen Umgebungen beschatten. Demnach tritt erst mit einiger Entfernung von dem nördlichen Fuß jene niedere Temperatur ein, die in diesen sich so nahen Gegenden das Klima so schroff abstuft. So wie aber auf der einen Seite ein milderes Klima herangezogen wird aus dem heißen Süden, so wird anderen Theils durch die mächtige Erhebung des Alpengürtels auch das Klima des Polarkreises herbeigezaubert. Kaum zwei Breitengrade im Ganzen, oft aber auch nur einige Stunden, umschließen hier den Wechsel des mathematischen Klima's von fast 30 Graden. Beschattet von dem Laube der Granate, Kastanie und selbst der Citrone, blitzt durch ihr von südlicher Sonne durchglühtes Laub der ewige Winter. Auffallender noch tritt im Gebirge selbst der klimatische Unterschied auf zwischen Sonn- nnd Schattenseite, d. i. Süd- und Nordabdachung der Thäler. Während von der dem Süden zugewendeten Wand auf Höhen von 3-—4000 Fuß freundliche, noch im Sonnenstrahl glänzende Häusergruppen herabgrüßen zu dem schon im Schatten des Thales wandernden Fremdling, umdüstern die kalten blauen Schatten der Wälder den nach Mitternacht gerichteten Abhang. Durch Steilabfälle der Nordwand wird jedoch oft das ganze Thal erwärmt, wie das Innthal, daher auch hier die Schattenseite auf den den Sonnenstrahlen zugänglicheren Stufen wohlangebaut und bevölkert ist. Die starren, pflanzenleeren Kalkwiesen bedürfen des belebenden Sonnenstrahles nicht, sie spenden ihn der an Pflanzen

reicheren, aber an Sonne ärmeren Schattenseite. Vertreten aber bewachsene, der Wärme selbst bedürftige Höhen die Kalkwände der Sonnenseite, dann saugen auch ihre weiten pflanzenreichen Höhen nicht nur die Feuchtigkeit der Atmosphäre, sondern auch die Sonnenstrahlen ein und entziehen der anderen Seite ein Element ihrer Feuchtigkeit (Pinzgau).

Sowohl mit dem Aufsteigen zu Höhen, als auch mit dem Hinabsteigen in südlichere geringere Breitengrade wird der Temperaturwechsel zwischen Sommer und Winter geringer, und dadurch unterscheidet sich das Gebirgsklima, wenn man auch sonst die beeisten Zinnen mit der Polarregion vergleicht, von dieser. Es kann dies Jeder auf seinen zunächst liegenden auch minder hohen Gebirgen oder auch nur Höhen wahrnehmen. Die Thäler sind zwar bei Tage im Scheine der Sonne wärmer, aber die Nächte auch kälter. Je weiter man sich dem Norden nähert, desto heißer werden oft die Tage des hohen Sommers, und besonders bekannt ist die oft unerträgliche Hitze selbst des Polarkreises, eine Folge der langen Tage und nur kurzen Nächte; im Winter das Gegentheil. Daher hier aus dem großen Gegensatze von Tag und Nacht auch der von Wärme und Kälte. Je mehr wir uns aber dem Aequator nähern, desto mehr sehen wir, daß er nicht nur ein Gleicher der Erdkugel ist, sondern fast Alles ausgleicht; Tag und Nacht bleiben sich das ganze Jahr über gleich, und daher auch eine vollkommene Stetigkeit oder vielmehr Regelmäßigkeit des Klima's. Die zwölfstündige Nacht kühlt die durch die senkrechten Sonnenstrahlen erhitzte Luft wieder ab und schlägt zugleich die in der Hitze des Tages mit Dunst übersättigte Luft als Thau nieder, der einen starken Regen ersetzt.

Wir finden demnach nicht gerade, wenn wir uns dem Süden im Sommer nähern, ein heißeres Klima, wie Viele glauben; nur der Winter wird den aus dem Norden kommenden Reisenden deutlicher beweisen, daß er sich dem Süden, einem milderen Klima nähert.

Zur Reife der Südfrüchte gehört kein wärmerer Sommer, als unser nordischer, aber ein wärmerer Winter.

Am nördlichen Fuße der Alpen finden wir den wechselnden Norden, am südlichen Fuße den milderen Süden mit wenigeren Gegensätzen, und auf den Höhen einen milden Winter.

Der Brenner in Tirol ist der den meisten Fremden bekannteste Berg, und wer ihn einmal überschritt, weiß kaum, woher er diese Berühmtheit (Höhenberühmtheit) erlangt hat; dennoch erhebt sich sein Rücken am Posthause 4572 Fuß über das Meer, also 1000 Fuß über den Scheitel des Brockens, und welcher Unterschied! hier auf dem Brennerrücken, welcher freilich einem völlig ebenen Thale gleicht, reiht sich Haus an Haus und selbst Getreidefelder suchen die Höhe zu bemänteln. Kriml im obersten Salzachthale, 3200 Fuß hoch, bauet den herrlichsten Weizen. Wer das Eisackthal hinabwandert nach Botzen und hier erstaunt über den kräftigeren Wuchs der Feige, welche wild aus den Felsenrissen aufsteigt und von der ebenfalls wilden Rebe umsponnen, kaum ihre saftigen Blätter zeigen kann, dort über die Majestät

der Kastanien oder den in der Wildniß wuchernden Cactus, wird gewiß zugeben, daß in den Thälern des Alpenlandes das mildeste Klima herrscht, so weit die deutsche Sprache ertönt.

Die Schneelinie in den Alpen steigt und fällt nach Umständen, welche bald die Temperatur herabdrücken oder steigern. Es kann hier nur die Rede sein von jenen zusammenhangenden Schneemassen und nicht von Schneestreifen, die besonders in den Kalkalpen oft bis 2000 Fuß herabsteigen. Ebel nimmt die Schneegrenze in den schweizer Alpen zu 7800 Fuß an, ein Gesetz, das in den deutschen Alpen nicht gilt, und es ist überhaupt merkwürdig, daß in dem Alpengürtel fast der entgegengesetzte Fall, als im übrigen Lande zu sein scheint, nämlich Zunahme eines wärmeren Klima's von Westen nach Osten in den höheren Regionen und so auch in der Schneeregion, während in der Tiefe der umgekehrte Fall ist. In unseren Alpen möchte daher 9000 Fuß als die Grenze anzusehen sein, wo gewöhnlich weit ausgebreitete Schneefelder anzutreffen wären, obgleich auch da nicht immer.

84. Der Mensch in den Alpen *).

(Nach J. Kutzen, das deutsche Land.)

Ein Gebirgsland von solcher Eigenthümlichkeit, wie wir an den Alpen kennen gelernt haben, äußert einen entscheidenden Einfluß auf das Leben und den Charakter der dasselbe bewohnenden Völkerschaften; diese tragen in jedem einzelnen Mitgliede stark ihr Gepräge; denn sie stehen fortwährend in einem ganz anderen Verhältnisse zu ihnen, als die Bevölkerung der Ebenen und der übrigen Gebirge Deutschlands. Was der Alpenbewohner auch sinnt und thut, sie setzen ihm Richtung, Ordnung und Maß; in der Wahl seiner Wohnstätte, seines Ackers, seiner Weide, seiner Beschäftigung, seines Verkehrs — immer wird er an ihre gewaltige Herrschaft gewiesen, die ihn von allen Seiten mit den mannichfaltigsten Eindrücken, Mahnungen und Nöthigungen umgibt. Aber wie fest auch dieselbe ihn umschließt, wie hart bisweilen ihr Zorn von ihm empfunden wird, sie hält ihn nicht muth- und hoffnungslos zu Boden gedrückt; sie zieht ihn hülfreich wieder empor, und auf wunderbare Weise bleibt seine Liebe ihr zugethan, und mit erhöhter und gestählter Kraft wirkt er selbst veredelnd und beherrschend auf sie zurück.

In der That, der Alpenbewohner gewährt auch jetzt, nachdem gewisse Einflüsse von außen hier und da eben nicht günstig umgestaltet haben, das Bild eines hoch anziehenden, durch Naturfrische und Naturkräftigkeit ausgezeichneten Menschenschlages. Zwar zeigt dieses Bild je nach den verschiedenen Theilen der Alpen auch verschiedene Nüan-

*) Ueber den Menschen in den deutschen Alpen vergleiche Schaubach, die deutschen Alpen, I. S. 204—234. — Vgl. auch S. 7—10 des vorliegenden Bandes.

cen; aber deutlich treten gewisse allgemeine Charakterzüge hervor, auf welche seiner Thäler und Berge Natur einen unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat.

In der Alpenwelt pflegt nicht bloß der Waldarbeiter, der Kohlenbrenner, Holzflößer, Jäger und Hirt Tage, Wochen, ja, Monate lang Umgang und vertraute Bekanntschaft mit den Bergen, auf deren Abhänge, Gipfel und in deren innersten Winkelschluchten unmittelbar sein Geschäft führt; auch der Ackersmann muß ihr Vertrauter werden; denn nicht hat er, wie der Bauer der großen Ebene, seine Felder in einem ununterbrochenen, ihm nahe und bequem gelegenen Ganzen beisammen, das er mit verhältnißmäßig leichter Mühe bebauen könnte; im Alpenlande ist, einzelne gesegnete Striche abgerechnet, des fruchtbaren Erdreichs weniger, und dieß wenige auf verschiedenen Stufen der Bodenerhebung weit zerstreut. Hier thut's Noth, jeden kleinen Fleck aufzusuchen und zu benutzen; fortwährend drängt diese Rücksicht und das ganze Verhältniß seiner Wirthschaft in alle Regionen und Zonen des Gebirgs seine Thätigkeit: in die obersten, in denen sein Vieh weidet; in die mittleren, in denen er sein Holz findet; in die unteren, wo mancher kleine Streifen Feldes oder der kleine Weinberg zu bestellen ist, bis in die Thalsohle hinab, wo oft sein vornehmster Acker liegt.

Und kann der Bewohner der Flecken und Städte, der Gebildete, der Handelsmann das Gebirge missen? Der Arzt muß seine Hülfe, der Priester den Trost der Religion hinauftragen in entlegene Hütten hinter Wasserstürzen und Gletschern; und der Verkehrsmann, sei es der Spitzen- und Schnittwaarenhändler aus Vorarlberg und dem Lechthale, der Handschuh- und Teppichverkäufer aus dem Ziller- und Tefferegger-Thale oder der Viehhändler aus Passeier oder der Wein- und Fruchthändler aus den gesegneten Etschgauen — sie alle ziehen über die Alpenpässe, aus einem Thale in's andere, vorüber an den gehörnten und gletscherbepanzerten Bergriesen, die in vielfachem Wechsel von Kleid und Miene sich ihrem Blicke darstellen, bald in der blendenden Hülle des Winters, bald im lachenden, bunten Frühlingskleide, bald von stürmenden Wolken umsaust, bald wieder von Regenstrichen gepeischt oder von Blitzen umzuckt, heute von dicken Nebeln umzogen, gestern vom Glanze der scheidenden Sonne verklärt.

Mit dieser Natur von Jugend auf verwachsen, durch sie tagtäglich in Anspruch genommen, auf ihren Umgang fast allein hingewiesen, sollte nicht der Bewohner der Alpen vorzugsweise von lebendiger Liebe zur Heimath erfüllt werden? So ist es. Er bleibt damit erfüllt, auch wenn seine Gewandtheit in der Ferne Behaglichkeit und Glück des Lebens ihm erwirbt. Zurückgekehrt mit Reichthümern, wird er unmerklich von der Alpennatur dermaßen wieder gefesselt, daß er sich, trotz jener, der einfachen, alpinischen Lebensweise und den alten Gewohnheiten der Väter wieder zuwendet, fremde Bedürfnisse und fremde Weise alsbald ablegend. Vor allen sind in dieser Beziehung zu erwähnen die Bewohner des durch Andreas Hofer zu europäischer

Berühmtheit gelangten Thales Passeier im Centrum der Tiroler-Alpen. So weit sie auch als Händler hin und her wandern, es fliegt ihnen kein neues Bedürfniß an, und mit den einfältigsten Augen von der Welt ziehen sie an den Reichthümern dieser Erde vorüber. Sie bringen nicht einmal das Gefühl und Verständniß von Dingen, die nur einigermaßen nach Bequemlichkeit des Lebens aussehen, aus der großen Welt zurück. So sehr ist ihr sonst heiterer Sinn von der Härte des Lebens in ihrem strengen Thale gefesselt.

Ich sagte vorhin: den alten Gewohnheiten wendet sich der Alpenbewohner wieder zu. In der Abgeschlossenheit seines Thales, bei der Unbekanntschaft mit der Außenwelt, deren veränderliche und abweichende Moden ihn nicht verlocken können, ist er in der Großartigkeit seiner Naturumgebungen immer auf dieselben Gegenstände und deren Wiederkehr angewiesen. Auf denselben Wegen zieht er in seinen Alpenthälern und Bergen fortwährend hin und zurück. Ein Abweichen rechts oder links vom gewohnten Thal- und Bergwege könnte oft nur mit großer Mühe, ja, nicht ohne die Gefahr eines bedenklichen und lebensgefährlichen Abirrens geschehen. So wirkt die Natur von verschiedenen Seiten her, um ihn auf dem alten Geleise der Gewohnheiten überhaupt zu halten.

Viele gewöhnliche Geschäfte, bei deren Verrichtung der Bewohner des Flachlandes wenig oder gar nichts von Mühe verspürt, sind für den Aelpler nicht nur höchst anstrengend, sondern bisweilen ebenso gefährlich, als in dem Erfolge unsicher. Jahre hat er auf die Urbarmachung seiner Wiesen und seines Ackers an des Berges Abhange verwendet; ein einziger Gewitterguß vernichtet schonungslos diese Mühe, die Felder fußhoch mit Steingetrümmer überschüttend. Des Lebens Nothdurft spornt ihn an, aufs Neue an's Werk zu gehen, die Steine weg oder in die Tiefe und die Fruchterde obenauf zu bringen, bis sein Feld wieder hergestellt ist; und doch befindet er sich jetzt in demselben Zustande der bangen Ungewißheit, ob nicht schon in den nächsten Tagen das Werk unsäglicher Anstrengungen aufs Neue vernichtet sein werde. Da ist also seine Besitzesstätte eine fortwährende Kampfes- und Uebungsstätte zu Ausdauer, Unverdrossenheit, Genügsamkeit und Gottvertrauen.

Aber religiöser Sinn wird noch durch Anderes geweckt. Er sammelt hoch oben am steilen Abhange eine Kütze Gras für den Wintervorrath; er kann hierbei den Tod sich holen. Er macht einen Weg nur von einem Dorfe zum andern, aber über ein Bergjoch, und auf diesem kann er von Verderben bringenden Wettern überrascht oder, bei Schneegestöber, Sturm und Nebelregen den unkenntlich gewordenen Pfad verfehlend, einem furchtbaren Grabe in der Tiefe der jähen Wand zugeschleudert werden. Solche Gefahren mahnen doppelt an Den dort oben, der über Sonnenschein und Sturmesbrausen gebietet, und so findet sich der Alpenbewohner vor Beginn des Geschäfts oder der Reise mit seinem Schöpfer ab. Gar oft kann man unten am Fuße des

Joches, über welches die Wanderung geht, oder oben auf dem Bergrücken, in der Oede zwischen grauen Felsen und glänzenden Schneefeldern und jenseits in der Tiefe Zeichen und Stätten flehender und dankender Andacht gewahren.

Die vielen Gefahren, auf welche die Bewohner der Alpen stets gefaßt sein müssen, machen sie auch unerschrocken, zuversichtlich, gewandt und stark, und der immer nöthige Kampf mit der Natur, um ihr des Unterhaltes wegen nach Möglichkeit abzutrotzen, übt in hohem Grade ihre Erfindungskraft und ihren Kunstsinn. Sie sind bekannt als tüchtige Mechaniker; weltberühmt von ihren plastischen Arbeiten die Holzschnitzeleien z. B. aus Groeden in Tirol, aus Berchtesgaden in den baierischen Alpen, aus der Fichtau im Gebiete der österreichischen Traun. Auch von höheren Künstlern weisen die Alpenlandschaften eine Zahl auf. Tirol allein zählt eine Reihe wackerer Maler aus alter und neuer Zeit.

Nicht minder anziehend ist ihre Kunst des Gesanges. In vielen Gegenden ertönt uns aus der niedrigsten Bauernhütte Gesang und Zitherspiel entgegen. Und welchen fremden Wanderer belebt nicht jene jauchzende Freude der Alpen aus dem Munde des Senners und der Sennerin, die von den saftgrünen Matten und sonnigen Grashängen entgegen schallt? „Die Strauß'schen und Lanner'schen Zauberwalzer sind nur die verklärten Töne des von den Sennhütten aus luftiger Höhe herabtönenden Jodelns.“ Auch dieses Jodeln (oder Jauchzen), der Alpen eigenthümlichster Gesang, der sich von den Grenzen Frankreichs bis an die von Ungarn fast bei allen alpinischen Hochgebirgsvölkern findet, ist aus der Natur der Alpen hervorgegangen, indem er auf die Erweckung des in den hohen Felswänden schlummernden Echo's berechnet ist; denn um dasselbe zu wecken, ist ein laut schallender Gesang nöthig, aber besser von einem Einzelnen, als von einem ganzen laut jauchzenden Chore, und so begegnet uns hier in der Menschenwelt der Alpen, was bei den Thieren, von denen man in den Gebirgen immer nur einzelne Sänger hört.

---

aa. Die Schweiz.

85. Völker und Sprachen in der Schweiz.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

In der Schweiz, dieser merkwürdigen Bergveste an den dreifachen Marken von Deutschland, Frankreich und Italien, gehört die Bevölkerung den umgebenden Ländern an. Die alte celtische, romanisirte Einwohnerschaft hat sich im Jura und im Südwesten des ebenen Landes erhalten, um den Genfer- und Neufchateller-See, bis an die Saone; auch in ein paar äußern Alpenthälern, und, an der Rhone,

auch im Innern des Hochgebirges. Deutsche — Sueven und Allemannen —, von Norden her eingedrungen, bewohnen den bei Weitem größeren Theil des ebenen Landes und fast die ganze Nordseite des Gebirges; Italiener die südlichen Thäler, rhätische Bevölkerung und romanische Sprache, einst über fast ganz Graubündten ausgedehnt, herrscht noch in den oberen Thalgauen. — Vier Sprachen also werden in der kleinen Schweiz gesprochen. Am West-Ende wie am Ost-Ende der Alpen finden wir dieses merkwürdige Zusammenfassen sehr verschiedener Völker und Sprachen in eine Staats- oder Bundes-Einheit, — mit sehr verschiedenen Dimensionen und unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Es ist aber eben so seltsam von einer schweizer Nation zu reden, wie von einer österreichischen.

Doch sind die Deutschen in der Schweiz bei Weitem vorherrschend, durch Zahl und Macht. Die natürliche Stellung, die nach Norden und Osten zu offeneren Grenzen weisen das Land an Deutschland. — Die französische Cultur hat hier einen günstigen Boden gefunden und sich unter eigenthümlichen Bedingungen, getrennt vom Mutterlande und dessen Zuständen, auf literarischem und religiösem Gebiete produktiv erwiesen, — in der innigsten, durch politischen Verband vermittelten Berührung mit deutscher Art und Bildung, deren reiche Blüthen und Früchte hier entschieden die besondere Farbe des Bodens tragen. Genf ist für die französische Literatur ein wichtigerer Punkt, als irgend eine französische Stadt, außer Paris, und wenig deutsche Städte thun es Zürich zuvor. — Minder thätig zeigt sich das geistige Leben in den zweisprachigen Cantons.

Stammesart, Sprache, Cultur dreier großer Völker begegnen sich auf helvetischem Boden, ohne sich zu vermischen, und finden dort eine friedliche, gesicherte Heimath. Denn die Schweiz liegt nicht in der Bahn der zerstörenden Völker-Bewegungen, noch der belebtesten Handels-Verbindungen. Die großen Heereszüge ließen sie fast immer zur Seite liegen; nur in der neuesten Zeit ist sie einmal zum Kriegsschauplatz geworden; zum Unglück für dies schöne Land herrschte bei den kriegführenden Parteien ein militärisches System, welches ihm große strategische Wichtigkeit beilegte. Der Handel bahnt sich allerdings Straßen, auch über die helvetischen Alpen hin und macht Zürich, Basel, Genf zu belebten, wohlhabenden Städten. Der große Waarenzug von Italien nach Deutschland und Frankreich geht aber doch zur See, oder über den Brenner und die östlichen Alpen.

Gebirg und Ebene sind in der Schweiz, der Lebensweise nach, scharf geschieden. Städte und städtisches Gewerbe gehören fast allein der Ebene an; im Gebirge, auch in den großen Haupt-Thälern, sehen wir nur ein paar sehr kleine Städte, keine Fabriken u. dgl.; auch keinen Bergbau; fast nur ein Hirtenleben, mit etwas nothdürftigem Feldbau. Der Gegensatz zwischen dem Alpenhirten und dem Bürger, Fabrikanten, Ackersmann des flachen Landes tritt mehr als je in unsern Tagen einflußreich hervor.

86. Die Cantone des Schweizer Alpenlandes.

(Nach Theod. Mügge, die Schweiz und ihre Zustände.)

1. Die Ur-Cantone am Vierwaldstätter-See.

Wenn einer der schweizer Seen Aehnlichkeit mit den Fjorden Norwegens hat, so ist es dieser Felsensee, mit seinen tiefen Buchten, seinen nackten, oft wildromantischen Ufern, seinen Föhren, welche die steilen Wände krönen, und seiner malerischen Einsamkeit. Wie alle Gebirgsseen, sind auch die der Schweiz sehr tief, weil sie die tiefsten Thäler ausfüllen. Die beiden größten, der genfer See von 11 geographischen Quadrat-Meilen Flächenraum und der Bodensee von 9½ Quadrat-Meilen, sind zugleich die tiefsten, denn der erste hat über 1000 Fuß Tiefe, der andere soll sogar bei Lindau 2200 Fuß hinabgehen. Der vierwaldstätter See ist bis 900 Fuß tief, seine Breite sehr ungleich, im Allgemeinen aber nur ¼ bis ½ Meile. So liegt er eingeklemmt und gewunden zwischen 6- bis 8000 Fuß hohen Felsen, und je weiter das Dampfschiff hinaufzieht, je wilder und prächtiger werden seine Ufer. An den Ufern dieses schönen Sees scheidet sich auch die Gebirgs-Formation der Nagelflue und des Sandsteins vom Kalk, der an den Südufern in mächtigen Lagern auftritt. Der See liegt so recht im Mittelpunkt der Schweiz und in ihrem historischen Urleben, denn rund um seine Becken ziehen sich die vier Staaten, welche die erste Eidgenossenschaft bildeten. Das Westende besitzt Luzern; blickt man rechts in die tiefe Bucht, so erkennt man den Thurm von Stanz, dem Hauptflecken in Unterwalden; verfolgt man die Krümmungen des Sees bis an seine südlichste Spitze, so liegt Uri vor uns; die linken Ufer aber, Küßnacht und der Rigi, gehören zu Schwyz, das an den Gehängen seiner Gebirge wunderschön unter den kühnen Pyramiden des schwyzer Haken liegt.

Kein schweizer See hat so großartige Umgebungen, eine solche Mannichfaltigkeit von Natur-Scenerie, einen solchen Wechsel von Licht. Schneeige Häupter und Gletscher steigen in Uri auf; liebliche Matten ziehen an den Abhängen hin, das tiefe Grün der Gebirgstriften wechselt mit Wald und nacktem Gestein, mit senkrechten Felsenmauern und den freundlichsten, sonnenglänzenden, fruchtbaren Thal- und Uferrändern, die eine gütige Himmelshand reich gesegnet hat.

Das ist aber die eigenthümliche Natur der Schweiz. Dicht neben dem Eis und Schnee blühen oft die Fruchtbäume, dicht unter den ungeheuren Giganten liegen die saftigsten Matten, und das fette Vieh weidet bis an die Gletscher. Norwegische Wildheit und Zerklüftung, die ungeheuren, grenzenlosen Einöden Skandinaviens, diese schmalen, schauerlichen Fjorde, welche zuweilen, wie mit Rolands Schwert zerhauen, zwischen 4000 Fuß hohen, glatten, eisbezackten Wänden liegen, solche Wunder einer hochgearteten Natur trifft man in der Schweiz nicht. Hier mischt sich immer eine versöhnende Milde mit dem Schrecken, aus dem Eis und Schnee gelangt man nach wenigen Stunden wieder

zu Fruchtbäumen und Feldern, und nach einem beschwerlichen Marsche ist man sicher, immer wieder ein Wirthshaus, und meist ein gutes, zu finden.

Wie in der Schweiz alles Bergsteigen und Klettern meist auf Stunden hinauskommt, so sind auch die kleinen Hirtenstaaten meist winzige Ländchen, von denen man in der Ferne kaum begreift, wie sie den österreichischen Herzogen widerstehen konnten. Sieht man jedoch hier in der Nähe die steilen Felswege, die engen Pässe, die schmalen Thäler und die glatten Wände, so nimmt dies so wenig Wunder, wie der hartnäckige Kampf der Unterwaldner und Schwyzer gegen die Franzosen im Jahre 1798. Ein paar Hundert Büchsenschützen können hier gegen viele Tausende kämpfen.

Von den vier Waldstätten liegen Unterwalden und Uri jenseit des vierwaldstätter Sees im eigentlichen Hochgebirge, während Luzern und Schwyz gleichsam die Vorwächter gegen die andringende Cultur bilden. Ganz Unterwalden ist 7 Stunden lang und 5 Stunden breit; dennoch ist dieses schon so winzige Staatsleben nochmals getheilt, denn der Canton zerfällt in zwei Halbcantone, in das Land Nied- und Ob dem Kernwald, und jeder hat seine Landesgemeinden, seinen Landrath und vielerlei Räthe und Behörden. Wie seine Natur es mit sich bringt, ist Unterwalden ganz und gar ein Hirtenland, eben wie Uri und Schwyz. Die Bewohner von Unterwalden sind Hirten und Ackerleute, welche in Dörfern und zerstreuten Höfen, die zu Gemeinden gesammelt sind, wohnen. Eine Stadt gibt es nicht in ihrem kleinen Lande.

Von Stanz, dem Hauptorte in Niedwalden, das ganz in einem Walde von Obstbäumen versteckt in einem schönen Thale liegt, führt der Weg durch den Kernwald hinauf nach Sarnen, dem Hauptorte oder Dorfe in Obwalden. Schöne Alpen und Weiden, freundliche Thäler und eine erhabene Gebirgs-Natur füllen diese kleinen Cantone.

Hoch oben im Gebirge in einem Thale, umringt von wilden Felsen, liegt das reiche und alte Benedictiner-Kloster Engelberg, umgeben von dem Dorfe gleichen Namens. Von Engelberg aus hat man die großartigste Alpen-Natur in der Nähe. Wer den Titlis besteigen will, muß es von hier aus unternehmen; er findet rüstige und gewandte Führer. Ueber das Joch ins Genthal hinab geht es nach Oberbern, einen wilden Paß hinauf; ein noch wilderer führt über die Surenen nach Altorf im Canton Uri, zwischen dem Titlis und Uri Rothstock hin über Schneefelder und hohe Alpen, an Felsenhäuptern von 9-—10,000 Fuß Höhe vorüber, und oben blickt man in eine hehre Gebirgswelt grauer und eisiger Riesenhäupter, unten in den blauen See und ins Reuß-, Madra- und Schächenthal. So steigt man nach Altorf nieder, macht einen Weg von neun derben Schweizerstunden und ist im Lande des Tell, der überall dem Wanderer hier entgegentritt, in Bildern und in Sagen.

Was diesen kleinen Canton Uri betrifft, so ist er in seinen Grundeinrichtungen mit geringen Abänderungen, wie Unterwalden. Er ist der Zwillingsbruder seines Nachbars. Es ist dieselbe Natur mit ihren saftigen Matten und hohen Felsthälern, ihren Gebirgseinsamkeiten und

wilden Scenerieen von rauschenden Bergströmen, Quellen, Schuttstürzen, Waldleisten und Schluchten. In den Thälern wächst der Obstbaum, die Pfirsiche reift und die Melone. Es weht ein Hauch von Italiens Nähe durch das Reußthal und die Gotthardstraße herunter. An den Gehängen und Höhen stehen die Häuser der Menschen, welche in kleinen Dörfern und Gehöften wohnen, im Sommer aber zum größten Theil auf den Alpen bei ihrem Vieh leben und erst zur Winterzeit mit diesem in die Thäler hinabsteigen. Es ist auch dasselbe Volk, wie in Unterwalden. Dasselbe Leben, dieselben Sitten und Gebräuche, welche zu derselben Verfassung vereint sind.

Durch Uri zieht die Gotthardstraße nieder, dieser wichtige Hauptpaß, welcher durch den Canton Tessin nach Mailand und Italien führt. Viel Fuhrwerk und jährlich wohl 20,000 Reisende gehen das Reußthal hinab und hinauf über den hohen Gebirgsstock, dessen bequeme Straße in den Jahren 1820 bis 1830 mit bedeutenden Kosten von Uri und Tessin erbaut wurde. Es ist einer der schönsten und prachtvollsten Wege in der Schweiz, dieser Weg durch das Reußthal bis zum Gotthard hinauf. Eine wild erhabene Alpen-Natur begleitet von der Einfassung des vierwaldstätter Sees den Wanderer. Zehntausend Fuß hohe nackte, mit Gletschern und ewigem Schnee gekrönte Hörner und Felsenhäupter fassen die Straße zu beiden Seiten ein. Der prächtige Uri-Rothstock, der Susten-, der Galenstock, die Windgellen und das Schneehorn, die ungeheure weiße Pyramide des Bristenstocks und die Oberalp bilden Reihen von Giganten, welche endlich sich mit dem Wall der Gotthards-Gebirge verschmelzen, der Italien von Deutschland scheidet. Und zwischen ihnen liegt das Thal der brausenden Reuß, erst grün und lieblich mit Fruchtbäumen und Menschenwohnungen besetzt, dann immer wilder und schmaler, immer schauerlicher und öder. Die Straße windet sich bald rechts, bald links, über den Gebirgsstrom. Zufluchtsörter vor fallenden Lawinen sind in die Felsen gehauen; dann führt sie im Zickzack aufwärts durch die Felsenschlucht der Schöllenen, die, zur Winterzeit von stürzenden Schneemassen oft gefüllt, gefährlich genug zu passiren ist, und endlich über die Teufelsbrücke und durch die Felsen-Galerie des Urnerlochs in das Urserenthal, das mit seinen grünen Matten wie eine Oase in der Wüste erscheint. Die Teufelsbrücke ist ein kühnes Werk der Menschenhand. Die wüthende Reuß stürzt in einem schönen Fall durch den mächtigen Bogen von Quadern und läßt ihren Wasserstaub weit darüber hinfliegen. Die Wildheit und Nacktheit dieser Felsmassen, die Enge des Thales, die mächtigen Schuttstürze und die leblose Oede erinnern lebhaft an die engen düstern Felsenthäler der Hardanger Fjellen Norwegens und an den Felsenspalt Romsdalen. Aber hier ist doch ein anderes Culturwesen; schöne Straßen, Brücken, Posten, menschlicher Fleiß; dort sucht der Reisende seinen Weg durch bahnlose Wildniß und Gießbäche und braucht Tage, um eine Menschenwohnung zu erreichen.

Wenn der Wanderer über den Kinzig-Kulm ins Muettathal steigt

oder das Dampfschiff, welches von Flüelen hinauf an der Tellskapelle und dem Grüti vorüberfährt, wo einst die drei Männer, Walter Fürst aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden und Werner Stauffacher aus Schwyz, im Jahre 1307 den ersten Bund der Freiheit beschworen, ihn nach Brunnen führt, so steht er auf dem Grunde des dritten Ur-Cantons, des Cantons Schwyz, der dem ganzen Lande den Namen gab und am meisten genannt wird unter jenen dreien, weil er der größte und einflußreichste unter ihnen ist.

Wenn man in Brunnen landet, liegt das Schwyzerland im schönen Amphitheater vor dem Wanderer. Fruchtbar und wohl angebaut, dehnt es sich von hier bis um den Rigi nach Arth an den Roßberg hin aus und läuft über die schönen Fels-Pyramiden des Mythen und schwyzer Haken bis an den züricher See. Es ist ganz voll Berge und Gebirge, welche bis zu einer Höhe von 7000 Fuß aufsteigen, voll kleiner Thäler und schöner Matten, ein großes Weideland, in welchem Viehwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Bewohner sein muß. Zur Rechten öffnet sich mit einer engen romantisch wilden Schlucht das große, fünf Stunden lange Muettathal, das über den Pragel nach Glarus führt. Der Flecken Schwyz liegt an den Bergabhängen, von Gärten umgeben, die mit Frucht- und Wallnußbäumen besetzt sind. Es ist grün und sonnig an diesen Bergen, und der Blick auf den waldstätter See, auf den Rigi, auf das Thal von Arth, auf die Felsen und Menschenwohnungen, Dörfer und Matten ein wechselnder und überaus lieblicher.

In den ältesten Zeiten waren diese Urschweizer der Kern und die Kraft der Eidgenossen. Ihre wilde Tapferkeit entschied die Schlachten, ihre Führer saßen im Rath voran, man rühmte das Volk, schmeichelte ihm und suchte seine Freundschaft. Das änderte sich Alles. Die Städte kamen an die Spitze, um die kleinen Hirtenstaaten kümmerte man sich nicht mehr; ihr Trotz, ihre Rohheit wurden verrufen, ihre Anmaßungen lächerlich gemacht, ihre Einrichtungen verspottet, und je mehr sich die großen Cantone reformirten, das Corporationswesen sich mehr auflös'te und eine neue Zeit hereinbrach, um so greller zeigten sich die Unterschiede. In Schwyz und Uri läßt man es sich aber noch jetzt nicht nehmen, daß hier allein das rechte Schweizervolk wohne. Die alten Erinnerungen leben dort am tiefsten fort, die wahre alte Schweizerfreiheit, so sagen sie, sei nur bei ihnen noch vorhanden.

2. Glarus.

Wenn man von Schwyz aus durch das schöne Muettathal wandert und über den Pragelpaß steigt, gelangt man ins Klönthal und befindet sich in dem kleinen, größtentheils protestantischen Canton Glarus, welcher nur 30,000 Einwohner zählt. Aber welch ein gewerbfleißiges Völkchen wohnt in diesen schmalen Thälern zwischen schneegekrönten Bergen! Wie anders ist es doch hier, als in Uri oder Schwyz! Wie ist die schaffende Hand des Gewerbfleißes bis tief in den Schooß dieser Felsen gedrungen und hat mildere Sitten ins Leben gerufen!

Das Klönthal ist ein liebliches, schmales, wildes Thal, aus welchem man zum Thale der Linth, dem Hauptthale des Cantons, hinabsteigt. Wenige Menschen wohnen darin; nur dann und wann erblickt man einige Hütten, einige Matten an den Abhängen und Alpenweiden, wo Hirten ihr Vieh treiben. Zwischen den Wänden des Wiggis und des Glärnisch eingeklemmt, hat es oft kaum Raum für die wohlerhaltene Fahrstraße, welche bis ans Thalende hinzieht und die Holzausfuhr erleichtert, die ein Hauptgewinn der Glarner aus dieser waldbewachsenen Felsenschlucht ist.

Vom Ausgange des Klönthals bis zu den Ufern des wallenstätter Sees hin öffnet sich das Thal der Linth breiter und läßt Raum für einigen Fruchtbau, den gewerbsame Gemeinden treiben. Hier liegt Näfels, der Schlachtort von 1388, Mollis und Arnen. Hier wird auch noch jetzt das jährliche Dankfest für den Sieg gefeiert, welcher Glarus von der österreichischen Herrschaft frei machte. Je mehr man aber dem Lauf der Linth aufwärts folgt, um so enger wird das Thal. Die Gebirge treten immer dichter und höher heran; die Stadt Glarus liegt schon so sehr in ihrem Schatten, daß in den längsten Sommertagen die Sonne um fünf Uhr nicht mehr gesehen wird. Denn über ihr streckt der Glärnisch seine drohenden Riesenglieder aus und hat schon mehrmals den kleinen Ort zu verschütten versucht.

Glarus ist eine freundliche Stadt oder vielmehr ein Marktflecken, in dem viele wohlhabende Leute wohnen, die meist ihr Geld ihrer Gewerbsamkeit zu danken haben. Die Hauptsache ist die Fabrikarbeit, die Baumwollspinnereien, die Kattundruckereien und Färbereien, und wunderbar ist es zu sehen, wie bis zum äußersten Ende des Thales, wo die mächtigen Gebirgsstöcke des Tödi, der Biferten- und Kistenstock es schließen, große Fabrikhäuser stehen und die weißen, bunten und rothen Zeuge auf den Trocken- und Bleichplätzen liegen.

Im Norden stößt Glarus an den wallenstätter See, in den die Linth strömt und durch den Linth-Canal den Ausfluß in den züricher See bildet. Dieselbe treffliche Landstraße, welche das Linththal durchzieht, setzt sich bis zum Canton Zürich fort und bildet mit dem See und Canal das fördernde Mittel, der Industrie eine leichte und gute Verbindung zu schaffen. Die Baumwollenzeuge aus dem glarner Felsenlande finden dort ihren Weg, um über die halbe Erde zu wandern, und ihre betriebsamen Fabrikanten und Kaufleute wandern mit; den Glarner findet man in Amerika und Indien.

An den wallenstätter See kommen die wenigsten Fremden, und doch ruht er erhaben und herrlich zwischen seinen senkrechten Felsenmauern. Unter allen schweizer Seen hat er den düstersten Charakter. Keine Fahrstraße geht an ihm hin. Die hohen Wände von Kalkstein fallen in äußerster Steile in seine dunklen Wasser, und wer nicht über den See schiffen wollte, müßte auf schwindelnden Saumpfaden über das Gebirge oder einen weiten Umweg durch den Canton St. Gallen machen, um ins Rheinthal hinabzusteigen. Der See bildet einen merkwürdigen Wasserpaß, doch dieser wird durch das Dampfschiff, welches von Wesen

nach Wallenstatt fährt, sehr erleichtert, denn mit seiner Hülfe ist man in einer Stunde, die im Anschauen der romantisch schönen Umgebungen schnell vergeht, jenseit angelangt und kann auf bequemen Kunststraßen nun leicht die Reise nach Graubündten, Italien, Vorarlberg oder Tirol fortsetzen.

3. Graubündten.

Wie der Canton Wallis aus dem Thal der Rhone gebildet wird, dessen zahllose kleine Nebenthäler in den geheimnißvollen Schooß der höchsten Gebirge Europa's dringen, so besteht Graubündten aus dem großen Thale des Rheins und den größeren und kleinen Thälern seiner vielen Nebenflüsse. Lang ausgestreckt zwischen den hohen Kalksteinketten der inneren Schweiz und den Urgebirgen, deren Knoten der Gotthard ist, zieht es von der Nähe desselben und den Quellen des mächtigen Stroms bis zu den Grenzen St. Gallens, zwanzig Meilen hinab, ein wildes Gemisch von Felsenketten und Felsenthälern. Zwölf bis vierzehn Meilen ist es breit, oft waldbedeckt, oft kahl mit vergletscherten Eismassen überzogen, und doch wieder fruchtbar, schön und weidereich. Graubündten ist einer der größten Cantone der Schweiz, denn er enthält mindestens 130 geviertete Meilen, auf welchen jedoch kaum 90,000 Menschen leben, die in mehr als 150 Thälern zerstreut sind.

Aber diese geringe Zahl gehört obenein nicht einem und demselben Stamme an. Dieses hohe Bergland war seit den frühesten Tagen der Geschichte der Tummelplatz ziehender Völker, die sich feindlich hier begegnend bekämpften. Deutsche und italienische Stämme, welche sich einst den Besitz streitig machten, leben jetzt vereint darin; doch so dunkel ist die alte Geschichte des Landes, daß der Hauptstamm der jetzigen Bewohner, der romanische, nicht weiß, wem er seinen Ursprung zu danken hat. Nach den neuesten Zählungen leben in Graubündten 36,000 Deutsche, 46,000 romanisch redende Leute und 11,000 Italiener. Alle drei Sprachen werden gesprochen, wie aber die romanische entstanden ist und woher die Romanier stammen, weiß Niemand. Man hat gesagt, es seien die Reste der sieben Römerheere, welche von den Cimbern geschlagen in die hohen Thäler der rhätischen Alpen flüchteten und sich dort mit den Ureinwohnern vermischten. Nach anderer Meinung sollen es die Nachkommen der Etrusker sein, welche zur Zeit der Verheerung Italiens durch die Gallier unter Brennus in diese Thäler flohen, allein kein Buch und keine Ueberlieferung gibt eine Kunde. Den Romaniern kann das freilich gleichgültig sein, sie bleiben darum doch das kleine stille Völkchen, das in seinen Erdwinkeln keine eigene Cultur entwickeln kann. Die romanische Sprache ist kaum Schriftsprache zu nennen, denn sie besitzt ungefähr 30 Bücher, meist religiösen Inhalts, dabei theilt sie sich in zwei Haupt- und mehrere Nebendialecte, das eigentliche Romanische und das Ladin, welche sehr verschieden unter sich sind. Wortarm und unausgebildet, ist es keine Sprache, die auf Beachtung Anspruch machen kann, ersichtlich aber ist es eine Abart des Alt-Italienischen und wird darum von Italienern auch eben so leicht verstanden, wie die Romanier diese Nachbarn am besten verstehen.

Doch nicht genug, daß drei Sprachen und drei Volksstämme in Graubündten sitzen und eine lose Vereinigung zum gemeinsamen Staat geschlossen haben, auch die Religion trennt die Bewohner. Es gibt 55,000 Reformirte und gegen 35,000 Katholiken hier; was aber das Gewirr vollendet, ist, daß katholische und protestantische, romanische und deutsche Gemeinden oft ganz zerstreut durch einander und neben einander wohnen, was kaum in der Art möglich sein würde, wäre nicht in Graubündten die Selbständigkeit jeder Gemeinde dermaßen groß, daß jede eigentlich eine kleine Republik für sich bildet. Auf diese Weise läßt sich auch allein erklären, wie Graubündten in seinem uralten Verfassungswesen noch immer beharren kann, wie es möglich ist, daß die drei Volksstämme friedlich unter einander wohnen, jede Gemeinde ganz getrennt von der anderen, tief in einsamen, wilden, oft 5 bis 6000 Fuß hohen Thälern vergraben, deren eisumgürtelte Scheidewände sie von den Nachbarn entfernt halten.

Das Land ist ganz gefüllt mit Gebirgen und Bergströmen, mit ungeheuern Gletschern und Schneemassen. Hohe Alpenketten trennen es von Italien und Tirol, und nur Pässe und Saumstraßen, die einen Theil des Jahres ungangbar bleiben, unterhalten die Verbindung, welche auf viele Grenz-Meilen unmöglich bleibt. Eigentlich führen nur drei Straßen nach Italien: über den Lukmanier, über den Bernhardin und über den Splügen, obwohl es viele Nebenpässe und Pfade dahin, wie nach Tirol und Vorarlberg, gibt.

Der Vorderrhein fließt vom Gotthard nieder durch das große Längenthal des Cantons und nimmt mehr als fünfzig Nebenflüsse und Bäche auf. Zu ihm gesellt sich der Hinterrhein, der aus verschiedenen Armen zusammen kommt, die vom Piz-Valrhein und dem Rheingletscher bis zum Septimer von den Albula-Alpen herunterströmen. Die Bäche, welche von dem Lukmanier fließen und beim Kloster Dissentis in den Vorderrhein fallen, hat man Mittelrhein genannt, ein Name, den man jetzt aus den Geographien streicht und gewöhnlich nur annimmt, daß der Rhein aus zwei Hauptarmen, dem Vorder- und Hinterrhein, besteht, welche sich bei Reichenau vereinigen.

Aber nicht das ganze Graubündten gehört zum Rheingebiet. Das Engadin wird vom Inn durchströmt, der durch die Finstermünz-Schlucht nach Tirol entweicht. So gehört auch das Land jenseits des Bernhardin und des Septimer zum Stromgebiete der Adda und des Ticino, wie es seiner ganzen Natur und seinen Bewohnern nach zu Italien gehört. Wirft man den Blick auf eine Landkarte, so wird man erst recht die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse Graubündtens begreifen. Ueberall erblickt man Gebirge, deren blaue Kämme die große Zahl der Gletscher anzeigen; überall sieht man die Streifen der zahllosen Bäche und Flüsse, welche durch den Reichthum an Schnee- und Eislagern erzeugt werden, und dieser Wasserreichthum wird durch Seen vermehrt, welche einst gewiß alle Hochthäler füllten und bedeutenden Umfang hatten, während sie jetzt, nachdem die Gewässer sich Durchbrüche und [Ab]flüsse verschafft haben, nur noch die tiefsten Stellen bedecken.

Bei der Verschiedenheit der Höhe, in welcher die zahlreichen Thäler liegen, muß auch eine große Verschiedenheit des Klima's und der Producte in diesem Lande sein, wo fast jedes Thal seine eigenen Luftströmungen und seine bestimmten Witterungswechsel hat. In den tiefen Thälern wachsen alle Getreidearten und schöne Fruchtbäume, in den höheren liegen reiche Matten und Weiden, in den höchsten trifft man eine nordische Flora, wie sie den nördlichsten Ländern Europa's nur eigen ist. Landbau und Viehzucht sind aber überall die Hauptbeschäftigungen der Bewohner, denn kein bedeutender Sammelplatz des Menschenlebens ist in diesem hohen Berglande, wo Industrie sich mit Vortheil entwickeln und eine speculative Handels- und Fabrikthätigkeit den Blick über die Cantonal-Grenzen hinaus zu richten vermöchte. Das geht hier nicht so an, wie in dem gewerbreichen, heiteren Zürich und im Vorlande der Alpen; natürliche Hindernisse, wie Sinn, Sitten und Wesenheit der Bewohner, stemmen sich dagegen. Doch gibt es einen ganz eigenthümlichen Industrietrieb unter den Leuten im Engadin, dem Thale des Inn, denn dieses liefert die Pasteten- und Zuckerbäcker für die ganze civilisirte Erde, wovon wir später noch sprechen wollen. Der übrige Theil der Graubündtner denkt weniger daran, weit hinaus zu wandern, sondern treibt seine Heerden auf die Alpenmatten, jagt im Rheinwalde und in den wilden Felsketten den Bär, den Luchs und die Gemse, bestellt in milden friedlichen Thälern sein Feld, leistet mit seinen Pferden und Ochsen auf der Splügen-, der Julier- oder Bernhardinstraße den Fuhrleuten Dienste, hilft Reisende befördern und führt ein stilles, unangetastetes Naturleben. Dennoch aber ist in diesem so viel gemischten Völkchen ein allgemeiner Drang vorhanden, durch die Welt zu irren und dem Glück nach zu jagen, denn seit alten Zeiten war Graubündten der beste Werbeplatz für die ausländischen Heere: graubündten'sche Regimenter fochten überall, und noch jetzt stammt ein großer Theil der Schweizer-Truppen in Rom und Neapel aus diesem Gebirgslande, wo die Menschen doch so fern vom Geräusch der Welt wohnen und die alte Hauptstadt Chur der einzige nennenswerthe Sammelplatz der Bevölkerung ist.

4. Tessin.

Tessin ist der einzige Canton der Schweiz, welcher jenseits der Hauptkette der Alpen liegt, naturgemäß also zu Italien gehört und dessen Bewohner demnach auch von italienischem Stamme sind und sämmtlich italienisch reden. Dieser Canton, wie alle Landstriche im Süden der Alpen, ist auch nur durch Eroberung an die Schweiz gekommen, als in der Heldenzeit der kleinen Hirten-Cantone in den Kriegen mit Mailand Uri und Unterwalden sich hier Unterthanen verschafften.

Tessin ist ein Gebirgsland; nur im Süden, am Lago Maggiore und dem Luganosee, verflachen sich die Berge zu Hügeln, indeß tragen doch nur der Gotthard und wenige andere Bergkuppen ewigen Schnee. So sind auch die Gletscher unbedeutend gegen die auf der Nordseite

der Alpen; überall fast ist eine milde Natur vorwaltend, welche auch auf die Menschen in so fern zurückwirkt, daß nicht ausschließlich ein Hirtenvolk hier wohnt, sondern in den südlichen Thälern und Hügelketten die Wälder von echten Kastanien, ein ausgedehnter Weinbau, die Zucht der Seidenraupe auf Maulbeerpflanzungen, die Zucht der Granaten, Mandeln, Citronen und Orangen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung zu mannichfacher Lebensbeschäftigung treiben und sie über ein Volk von Viehtreibern stellen. Nur im nördlichsten und höchsten Theile des Landes ist die Viehwirthschaft Hauptsache, denn hier sind die Felsen nackt; Nadelholz- oder Lerchenbaum-Wälder halten die Bergwände besetzt.

Von der Mitte des Cantons ab bis an die Seen hinunter ist der Boden vortrefflich. Dort eben wird Seidenzucht vorherrschend getrieben und jährlich 40,000 Pfund Seide gewonnen, die den Bewohnern eine Million Lire (die Lire 6½ Silbergroschen preußisch) an Gewinn abwerfen.

Trotz aller dieser mannichfachen Vorzüge ist Tessin doch kein reicher Canton. Ein großer Theil des Volkes ist sehr arm und sehr unwissend, und jedenfalls ist es ein schlimmes Zeichen, daß jährlich wohl mehr als 10,000 Menschen, ein Zehntheil der ganzen Bevölkerung, auswandert, um in den großen Städten Italiens Brod und Arbeit zu finden. Die Kaminfeger, Lastträger, Kastanienbrater, Kellner, Käsehändler und wandernde Glaser, welche man in Italien antrifft, sind zum guten Theil Bürger der Republik Tessin, die eben nichts Besseres anzufangen wissen, um sich am Leben zu erhalten.

5. Wallis.

Der dritte Canton, welcher die Grenze gegen Italien bildet, ist Wallis, doch ist er kein Nachbar Tessins, denn zwischen beiden drängt sich das piemontesische Gebiet und die Hochkette der Alpen, auf deren Kämmen die Scheidelinie hinläuft. Wallis überschreitet nirgends den südlichen Rand der Alpen, es bleibt im Norden derselben und bildet das große Thal zwischen den Kalksteinketten des berner Oberlandes und den walliser Alpen. Durch dieses große Thal fließt die Rhone aus dem Rhonegletscher in der Nähe des Gotthards hervor und durchströmt ganz Wallis, bis sie in den genfer See sich ergießt.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß Wallis zu den höchsten Gebirgsländern der Erde gehört, denn nirgend kann man anders hinein als über Hochpässe, mit Ausnahme des unteren Laufes der Rhone, wo der Strom die Grenze gegen die Waadt bildet.

Wenn man vom Gotthard das Urseren Thal durchwandert und über die Furka steigt, erreicht man die Quellen der Rhone. Unter dem blauen, zerklüfteten Rhonegletscher brechen zwei starke Wasserarme hervor, welche brausend durch das enge Thal stürzen und nach Oberwallis hinabfließen. Eine Straße führt am rechten Ufer hin, welche, von Martigny über Sitten, Sieders und Brieg führend, den Simplon über-

schreitet und nach Domo d'Ossola zum Lago Maggiore hinabführt. Bekanntlich hat Napoleon diese Straße gebaut und 18 Millionen Franken darauf verwandt, um seinen Heeren einen fahrbaren, guten Uebergang über die Alpen zu sichern. Er hatte die Schwierigkeiten eines solchen Zuges empfunden, darum legte er die Simplonstraße an, deren Ausführung von den geschicktesten Ingenieuren Anfangs für unmöglich gehalten wurde, bis der Kaiser selbst die Gedanken dazu lieferte. Jede Stunde dieser Straße kostete fast 1½ Million Franken. Es mußten 611 Brücken gebaut werden, 7 Galerieen und 20 Zufluchtsörter; sechs Jahre lang arbeiteten 20—30,000 Menschen daran.

Auf beinahe 100 Quadrat-Meilen wohnen in Wallis 75,000 Menschen, also eine schwache Bevölkerung; indeß darf man nicht vergessen, daß ⅙ des ganzen Landes aus nackten, öden Felsen, Schnee- und Eisfeldern besteht und ganz unbewohnbar ist.

Wenn man das Rhonethal hinabpilgert, bietet es in seinem oberen Theil meist einen öden, kalten Anblick. Die Thalsohle verengt sich oft, ungeheure Felsmassen drängen sich wie Querwälle hinein, durch welche der Strom in wildfluthenden Armen hinabschießt. Man sieht es seinem breiten Bett und den steinigen und sumpfigen Ufern an, daß er oft furchtbare Verheerungen anrichtet. Und wie könnte dieses auch anders sein? Von beiden Seiten von den höchsten Gebirgen Europa's eingedämmt, ist der Raum im Thale kaum meist eine Stunde breit, höchstens zwei Stunden. Jeder heftige Regen schickt von diesen schneebedeckten Ketten und Gipfeln mächtige Wassermassen in das Rhonebett; aus den vielen Seitenthälern brechen die Bergströme hervor, welche oft mit fürchterlicher Schnelle wachsen und die schrecklichsten Zerstörungen bewirken. So kommt es denn, daß der Fleiß der Menschen hier oft in wenigen Stunden auf Jahre vernichtet wird und an manchen Stellen den Elementen ganz unterliegt. Die Thalsohle wie die Nordseite des Gebirgs erscheint daher meist sehr öde und unbewohnt, und häufig erinnerte sie mich in ihrer nackten Wildheit, die Seiten mit düsterem Tannenwald bedeckt, aus denen die Felsenkuppen hervorsprangen, an die großen norwegischen Thäler, an Guldbrandsdalen oder an das Thal des Glommen, nur daß hier doch bei aller Wildheit der Alpen eine mildere Natur sich zeigt. Denn an der Südseite liegen auf den Abhängen viele große Gemeinden mit schönen Fruchtfeldern, Wiesen und Gärten. Der Wein zieht an den Hügeln herunter und faßt die Landstraße ein, wo die duftigen Blätter der Wallnuß- und Kastanienbäume dem Wanderer Schatten geben. Da stehen Kirchen und Klöster, da liegen auf der Thalsohle selbst Schlösser und Landsitze und Städte, und wo wir düstere Schluchten sich öffnen sehen, aus denen ferne Gletscher und Eisfelder hervorschauen, sagt uns häufig der Führer, daß dort in den Querthälern guter Wein wächst und wohlhabende Hirten und Bauern wohnen.

Ober-Wallis sprach von je an deutsch; die Sprache von Unter-Wallis ist ein Gemisch von fränkischen, lateinischen, burgundischen und

deutschen Worten. In den Städten aber bildete sich die französische Sprache aus und erlangte in neuerer Zeit ein solches Uebergewicht, daß die höhere Classe in Ober-Wallis nun ebenfalls Französisch spricht und Viele kein Deutsch mehr verstehen, obwohl das Volk in den Thälern von Siders hinauf bis zu den Rhonequellen nur Deutsch redet, und zwar ein sehr alterthümliches und nach den verschiedenen Thälern so vielfach abweichendes, daß Sprachforscher hier die anziehendsten Studien machen können.

In wohl hundert und mehr größeren und kleineren Thälern leben in diesem Canton die Menschen zerstreut und kümmern sich Jahr aus Jahr ein wenig oder gar nicht um ihren gemeinsamen politischen Zusammenhang. Es gibt verborgene Thäler am Mont-Rosa, am Matterhorn und in der Hoch-Alpenkette, deren Bewohner fast nie ins Rhonethal hinabsteigen, wohin nie ein Fremder gelangt und deren Trachten und Gestalten, wie aus einer unbekannten Welt stammend, angestaunt werden, wenn einmal Einer oder der Andere in Sitten oder Martigny erscheint.

Und so ist es auch mit der Natur beschaffen, deren ungemeine Verschiedenheit in Erstaunen setzt. Hier gedeihen in südlichen Thälern Citronen und Mandeln, hier reift süßer, schöner Wein, Muscateller, welcher dem feinsten spanischen nichts nachgibt, dort kann Hafer und Gerste kaum fortkommen, und an anderen Stellen bleibt jede Frucht aus. Nur Matten und Weiden läßt der spät schmelzende Schnee begrünen und weis't die Bewohner allein auf Ziegen-, Schaf- und Rinderzucht. So wird auch in dem einen Thale schon im Mai geärntet und bei den Nachbarn im October. Es kommt Alles darauf an, wie hoch das Thal liegt, welche Sonne es hat, wie geschützt es vor rauhen Winden ist und welchen Natur-Einwirkungen seine Abhänge ausgesetzt sind. Ueber ihnen thronen dann die hohen nackten Alpenstöcke mit ungeheuren Schnee- und Eisköpfen, zwischen denen schimmernde Firnen meilenweit sich in Wüsten ausdehnen, wo jedes Leben stirbt.

---

87. Das helvetische Tafelland.

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme, und Th. Mügge, die Schweiz und ihre Zustände.)

Das Hochland der Aar, am Fuße der westlichen Central-Alpen gelegen, bildet ein von der Natur rings ummauertes eigenthümliches Gebiet, indem es gleich einem weiten Thalkessel auf zwei Seiten von den hohen Alpen und den Bergketten des Jura umsäumt, auf der dritten Seite aber von dem tiefen Thalspalte des Rhein nebst dem Wasserbecken des Bodensees von den übrigen Hochflächen am Nordrande des Alpenlandes abgeschnitten wird. Und das ist als die erste Ursache zu betrachten, daß sich hier in Verbindung mit manchen andern

Umständen, wie besonders der Lage an der südwestlichen Ecke des deutschen Landes zwischen den romanischen Völkern im Westen und Süden, im Mittelalter bald ein ganz eigenthümliches Leben entwickelte, und daß die sich hier ausbildende helvetische Eidgenossenschaft sich bald ganz von Deutschland trennte. Schon im Alterthum die besondere Heimath des ansehnlichen gallischen Volkes der Helvetier, dehnt sich dieses Hochland bei einer nur geringen Breite von fünf bis acht Meilen doch über dreißig Meilen weit in der Richtung von Südwest nach Nordost oder vom Genfer-See bis zum Bodensee aus und wird in seinen Flächen, die durchschnittlich eine Meereshöhe von 1500 Fuß behaupten, nur noch von mäßigen Berg- und Hügelketten durchzogen, welche die dieses Gebiet vielfach durchschneidenden Gewässer von einander scheiden, ohne jedoch bestimmtere Naturgrenzen zu bilden, an welche sich die ethnographischen und politischen Grenzen im Innern desselben anschließen konnten.

Zwei Hauptgewässer sind es, welche, sich aus den Alpen ergießend, das helvetische Tafelland durchziehen, die Thur und die Aar. Die Thur entspringt auf der rhätisch-alemannischen Grenzmark an der Südseite des hohen Säntis, an dessen Abhängen sich die nördlichsten Gletscherarme des heutigen Schweizerlandes vorfinden. Von dort durchströmt die Thur in einem großen gegen Nordwest und Norden gewandten Bogen das alte Toggenburger-Land um die heutigen Thurgauer-Alpen herum, an deren Nordrande bei dem Städtchen Bischofszell sie die aus dem Alpenlande von Appenzell und von den Nordgehängen des Säntis herabkommende Sitter (Sintria, Sydrona) in sich aufnimmt, und sich nun in mehr nordwestlicher Richtung, mit dem Bassin des Bodensees parallel laufend, dem Rheinstrom nähert. Hier in ihrem untern Laufe durchströmt die Thur das fruchtbare und milde Hügelland und die Thalebene des heutigen Landes Thurgau, bei dessen Hauptstadt Frauenfeld sie vorübergeht, den Rheinstrom sodann auf die Strecke von Stein bis Schaffhausen in der Richtung von Osten nach Westen begleitet und sich unterhalb der Katarakten von Schaffhausen in den Rhein ergießt.

Die Aar bildet mit ihrem weitverzweigten System von Wasseradern und Bassins, zu welchen auch die gesammte Neuenburger-Seegruppe gehört, den Hauptstrom des helvetischen Tafellandes, dessen Gewässer sie fast sämmtlich durch einen engen und schmalen Canal bei Waldshut zum Rheinstrom führt. Den Quellen des Rheins und der Rhone benachbart entspringend, kommt sie aus dem Herzen des Alpengebirges, welches sie in der oberen Hälfte ihres Laufes in einem mächtigen Querthale in der Richtung von Südost nach Nordwest durchbricht, während sie in der unteren Hälfte ihres Laufes in der helvetischen Hochebene ein begleitendes Längenthal jenes Gebirges unmittelbar am Fuße der Bergketten des Jura in der Richtung von Südwest nach Nordosten bildet. Daß der Name der Aar dem gallischen Sprachstamme angehöre, lehrt das öftere Vorkommen dieses Namens für Flüsse

auf dem Gebiete der gallischen Völker, so daß darum diese helvetische Aar auch bei den früheren Autoren zuweilen mit der französischen Aar oder der Saone (Arar) verwechselt worden ist.

Die Quellen der Aar liegen im innersten östlichen Winkel des Berner-Oberlandes an der Westseite des St. Gotthard. Dort breitet sich einer der mächtigsten Alpenstöcke in der Gestalt einer dreiseitigen Pyramide aus unmittelbar über dem oberen Rhone-Thal bei Münster. An seiner Südostecke erhebt sich der gewaltige Riese des Finsteraarhorn in einer Höhe von 13,428 Fuß, an der Südwestecke die Jungfrau in einer Höhe von 12,872 Fuß und an seiner nördlichen Ecke die Wetterhörner in einer Höhe von 11,450 Fuß, während zwischen ihnen verschiedene andere Riesengipfel, wie der Eiger, das Schreckhorn u. s. w. emporragen. Dort an der südöstlichen Ecke dieser von gewaltigen Eismeeren und Eisströmen überdeckten Pyramide treten die Quellbäche der Aar aus den Gletscherarmen dieser Polarregion hervor, die dann vereinigt gegen Nordosten und Norden am Fuße des Grimsel-Passes, wo ein Saumweg von 6570 Fuß Höhe nach dem Quellgebiet der Rhone und so wieder zur Furka am St. Gotthard geleitet, in mehreren prachtvollen Katarakten vorüber stürzen. In einem nordwestwärts gekrümmten Bogen umströmt die Aar in einem tiefen Thalspalt jenen kolossalen Alpenstock, aus dessen Gletschern ihr von allen Seiten zahlreiche Quellbäche zufließen, und bewässert hier bei dem Flecken Meyringen vorübergehend das berühmte Hasli-Thal in dem Berner-Oberlande. Ehe aber die Aar noch in das helvetische Tafelland oder in das bernerische Niederland eintreten kann, hat sie zwei merkwürdige Alpenseen zu durchsetzen, von welchen der obere und kleinere eine Länge von viertehalb Stunden und eine Meereshöhe von 1790 Fuß hat. Dieser Brienzer-See bildet bei seiner Erstreckung von Nordost nach Südwest ein Längenthal der Alpen auf der Nordwestseite jenes hohen Alpenstockes, der ihm noch zahlreiche Gewässer aus seinen Gletschern, wie vornehmlich in den berühmten Thälern von Grindelwald und Lauterbrunnen, zusendet. Durch einen flachen Wiesengrund geht die Aar sodann bei dem Städtchen Unterseen vorüber zu dem nur wenig weiter abwärts liegenden untern und etwas größern See, welcher bei einer Meereshöhe von 1760 Fuß durch seine Erstreckung von Südost nach Nordwest wieder ein Querthal der Alpen bezeichnet, durch welches sich zugleich das Aar-Thal zur Tafelebene von Bern aufschließt. Dieser Thurner-See nimmt wiederum die zahlreichen Gewässer der Westhälfte des Berner-Alpenlandes in sich auf, indem sie sich in zwei größere Rinnsale, die Kander und Simmen im Osten und Westen, sammeln und dann durch einen gemeinsamen Canal in der Nähe des Sees sich dort in ihn ergießen, wo die Ruinen der alten burgundischen Burg Strätlingen (angeblich das Stammschloß der burgundischen Rudolfinger) gelegen sind.

Bei der Stadt Thun, in einem paradiesischen Alpenthale gelegen, tritt nun die Aar in nordwestlicher Richtung in das Berner-Niederland

ein und geht nur wenige Meilen unterhalb bei dem berühmten Bern, der Hauptstadt der westlichen Schweiz, vorüber, worauf sie bald von Süden her ihren ersten bedeutenden Zufluß in der Saane erhält, durch die ihr Lauf nach Norden abgelenkt wird. Diese Saane kommt von dem westlichen Ende des Berner-Alpenlandes herab, wo der mächtige Alpenstock des Oldenhorn mit den Diablerets noch in einer Höhe von 9600 Fuß den Grenzstein zwischen den Ländern Bern, Wallis und Waadt bildet. In ihrem oberen Laufe durchströmt die Saane das wildromantische Alpenland von Greyerz (Gruyère) auf der Grenzmark des deutschen und romanischen Sprach- und Volksstammes. In ihrem unteren, gerade gegen Norden gerichteten Laufe bewässert sie die fruchtbare Thalebene des Landes Freiburg, bei dessen gleichnamiger Hauptstadt mit dem Beinamen im Uechtlande sie vorübergeht und sich unterhalb des Ortes Laupen in die Aar ergießt. Nur auf eine kurze Strecke behält die Aar ihre Richtung gegen Norden, indem sie bald durch den Einfluß der Zihl, die ihr von Westen her den gesammten Reichthum der Gewässer der Neuenburger-Seegruppe zuführt, gegen Nordosten hin abgelenkt wird.

Das Gebiet der Neuenburger-Seegruppe ist der westliche Theil des Schweizerlandes, unmittelbar am Ostfuße des Jura gelegen und aus drei Bassins bestehend, welche sich im Parallelismus mit den Jura-Ketten von Südwest nach Nordost hin erstrecken. Hier ist die eigentliche welsche Schweiz zu suchen, die einen Theil der romanischen Länder bildet, da hier die französische Sprache die allgemein herrschende ist. Der See von Neufchatel ist der größte aller innerhalb des Schweizerlandes gelegenen Seen, da der Bodensee und Genfer-See, wie es auch bei dem alten helvetischen Lande der Fall war, nur an seinen äußersten Grenzen liegen. Bei der noch ansehnlichen Meereshöhe von 1320 Fuß hat er eine Breite von zwei und eine Länge von acht Stunden. Steil steigen die Felswände des Jura an seiner Westseite empor, während sich an seiner Ostseite eine Moorniederung erstreckt, die sich rings um jene drei Seen ausbreitet und beweis't, daß sie ehemals ein gemeinsames Seebecken gebildet haben. Nur ein Isthmus von vier Meilen Breite zwischen den Städten Yverdun und Lausanne trennt den Neuenburger-See von dem Genfer-See in dem ganz ebenen und flachen Lande der Waadt, wo die nach entgegengesetzten Seiten sich hinziehenden Gewässer, wie besonders die zum Neuenburger-See gehende Orbe bei der alten gleichnamigen Stadt, schon seit älterer Zeit den Gedanken zu einer Wasserverbindung zwischen jenen beiden Seen und somit zwischen den Stromsystemen des Rhein und der Rhone am Fuße des Alpengebirges erregt haben. Noch ehe der Neuenburger-See sich gegen Nordosten zum Bieler-See entladet, nimmt er von Osten her an seinem untern Ende durch die Broye das Gewässer des kleinen Murten-Sees in sich auf.

Durch die schon schiffbare Zihl oder Thile ergießt sich die vereinigte Wasserfülle der beiden benachbarten Seebecken nur wenig unter-

halb derselben in den jetzt nach der anliegenden Stadt Biel benannten See, welcher bei einer Meereshöhe von 1300 Fuß sich an drei Stunden weit in nordöstlicher Richtung ausbreitet und gleich dem oberen großen See auf seinem westlichen Ufer von den steilen Felsketten des Jura, an seinem östlichen Ufer aber von einer Moorniederung umsäumt wird. Die Zihl bildet zugleich den gemeinschaftlichen Abzugscanal aller dieser Gewässer, die sie nicht weit unterhalb des Bieler-Sees zur Aar führt und diesem Strom dadurch seine neue Richtung nach Nordosten anweiset, welche er, bei den Städten Solothurn und Aarau vorüberfließend, bis zur Aufnahme seiner beiden bedeutendsten Zuflüsse, der Reuß und Limmat, behält. Auf der linken Seite von den fast undurchbrochenen Felswänden der Ketten des Jura ummauert, die in einigen Vorhöhen selbst auf die rechte Seite des Flusses übersetzen, empfängt die Aar nur auf dieser Seite noch verschiedene kleinere Zuströme, unter welchen die das Berner-Niederland durchströmende und bei dem Orte Burgdorf vorübergehende Emmen vornehmlich hervortritt. Das Uebertreten der Kalksteinwände des Jura auf das östliche Ufer des Flusses zeigt sich besonders bei dem Orte Bruck, wo die Aar dieselben zugleich zu durchbrechen sucht, um sich nordwärts einen Ausgang zum Rheine zu verschaffen, den sie erst etwas unterhalb Bruck nach der Aufnahme jener beiden größeren Zuströme gewinnen kann. Zu diesen vorspringenden Kalksteinketten gehört auch der weiter ostwärts liegende Läger-Berg, der bei dem Orte Baden von der Limmat durchbrochen wird. Mit dem Auftreten dieses Felsbettes zu beiden Seiten der Aar beginnt hier die Verengerung ihres Strombettes, welches unterhalb Bruck bei der Aufnahme jener Zuströme nur eine Breite von 65 Fuß hat, und durch welches der Fluß mit reißender Schnelligkeit hinstürzt.

In westlicher Richtung tritt die Reuß bei dem Orte Luzern aus dem Vierwaldstätter-See heraus, nimmt aber sogleich wieder ihre alte nördliche Richtung an und durchströmt in solcher noch auf eine Strecke von ungefähr acht Meilen das helvetische Tafelland. Noch zwei nicht unwichtige Gewässer nimmt die Reuß in diesem unteren Theile ihres Laufes in sich auf, nämlich auf der linken Seite von Südwesten her den aus dem sogenannten Entlibuch kommenden Fluß Emmen, der sich unterhalb Luzern in sie einmündet, und weiter abwärts auf der rechten Seite von Südosten her die Lorze, den Abzugscanal des kleinen, im Norden des Waldstätter-Sees gelegenen Zuger-Sees, zwischen welchen beiden sich der berühmte Rigi als ein Vorposten des Alpenlandes erhebt. Bei dem Dorfe Windisch, das sich auf den Trümmern der alten Römerstadt Vindonissa erhoben hat, ergießt sich die Reuß in die Aar, aber in eben dieser Gegend der Vereinigung dieser beiden Alpenflüsse, von wo einst die Römer die Herrschaft über das helvetische Land übten, steigt unmittelbar im Westen jener Ruinen der Bülpelsberg empor, gleichfalls geziert mit den Ruinen einer Burg, wenn schon nur aus den Zeiten des Mittelalters, auf welchem das berühmteste hel-

vetische Rittergeschlecht hausete, das in diesen Gebieten auf geraume Zeit eine ähnliche Herrschaft wie die Römer im Alterthume führte. Es sind die Ruinen von dem Stammschlosse des alten schwäbischen Fürstenhauses Habsburg, welches, erst lange nach seiner Erhebung in Oesterreich aus seinen alten Erblanden verdrängt, durch eben diese den ersten Grund zum Emporkommen und zur Ausbreitung der schweizerischen Eidgenossenschaft legen mußte.

Die Stromrinne der Limmat bildet ein großes Querthal in dem Alpengebirge in der Richtung von Südost nach Nordwest, welches erst bei dem Züricher-See aufhört und gegen Südost zu der merkwürdigen Gabelung des Rheinthales bei Sargans und Ragatz zurückführt.

Unter dem Namen Linth durchströmt sie das Alpenthal von Glarus und erreicht den Wallenstädter-See jetzt in Folge der in neueren Zeiten vorgenommenen Canalbauten, da sie ehemals durch Absetzung zahlreicher Geschiebe aus dem oberen Gebirge gefährliche Anschwellungen der Gewässer und auch Versumpfungen der anliegenden Thalebenen verursachte, bis sie durch die merkwürdigen Canalbauten Escher's in den Jahren 1807 bis 1819 in den Wallenstädter-See geleitet und der Abfluß desselben durch eine bis zum Züricher-See hin sich erstreckende und schiffbare Canallinie geregelt wurde, so daß dadurch ein großer Theil der versumpften Landschaften der Cultur wieder zurückgegeben werden konnte. Der nur ziemlich schmale aber an zehn Stunden weit sich etwas sichelförmig erstreckende Züricher-See, das untere Bassin des Limmat-Thales, noch in einer Meereshöhe von 1280 Fuß gelegen, gehört mit zu den größten und schönsten Seen des Schweizerlandes und ist durch seine eben so schon im Alterthum wie im Mittelalter trefflich augebauten Uferlandschaften ausgezeichnet zu nennen.

Welch ein Reiz schimmert aus diesen tiefblauen Wogen, und wie ist das Land ein großer, lieblicher Garten voll Fruchtbarkeit, voll wechselnder Rebenberge, Getreidefelder, Fruchtbäume und saftiger Pflanzungen aller Art! Nirgends zeigt sich ein wüster Platz; Alles hat die fleißige Hand des Menschen zum Tribut gezwungen, und die Menschen haben ihre reinlichen, netten Wohnungen überall errichtet, denn beide Seeufer sind eine fortgesetzte Kette von Landhäusern, Fabriken, Färbereien, Dörfern, Meierhöfen, Gärtner- und Bauerhäusern und Wohnungen fleißiger Weber und Fabrikarbeiter. Es ist, als ob die Stadt zwei lange glänzende Arme um die blühenden Seeufer schlänge, Polypenarme und Finger ihrer Industrie und ihres Wohlstandes, die in geheimnißvollen Fäden sich in den Schooß der Berge verlieren. Schöne Kunststraßen, welche an beiden Ufern hinlaufen und den See ganz einschließen, in dessen Wellen verschiedene Cantone sich berühren, gehören zur Vervollständigung dieses reizenden Netzes mannichfacher Lebenskräfte, welche sich darin verschlingen.

Zürich ist der geistige Mittelpunkt der deutschen Schweiz; denn kein Canton enthält, wie dieser, eine solche Fülle der verschiedensten Lebensentwickelungen und eine so große Zahl gebildeter,

gelehrter und unterrichteter Männer; keiner ist auch von der Natur so glücklich begünstigt durch Fruchtbarkeit des Bodens, Milde des Klima's, reichen Wein-, Getreide- und Obstbau, vereint mit lebhafter Industrie und Handel.

Bern, in der Blüthezeit seiner Junker-Herrschaft doppelt so groß wie Zürich, hat durch seine Macht im Felde und durch sein aristokratisches Uebergewicht die erste Stelle in der Eidgenossenschaft eingenommen, was Zürich mehr als einmal zu hindern strebte. Die Züricher Junker aber konnten gegen Bern nicht aufkommen, dessen alte stolze Geschlechter sich nie mit Handel und Geschäft befaßten und höhnisch auf den Krämer-Adel von Zürich herab blickten. Dafür gewann Zürich nach und nach das geistige Uebergewicht.

Der schiffbare Ausfluß des Züricher-Sees ist die Limmat, an deren Ufern sich hier das berühmte Zürich, die Hauptstadt der östlichen Schweiz, erhebt. Sie nimmt hier zugleich ihren bedeutendsten Nebenfluß, die Zihl, in sich auf, welche in einer eigenthümlichen Thal-Linie den See an seiner Südwestseite begleitet hat. Aber das Quellgebiet der Zihl führt noch weiter gegen Südosten zurück in das Alpenland von Schwyz bis zum hohen Glärnisch, wo am Fuße der waldigen Berggruppe Etzel die berühmte Benedictiner-Abtei Einsiedeln (cella Meginradi) gelegen ist. Von Zürich an durchströmt die Limmat noch auf einige Meilen das fruchtbare helvetische Tafelland, hat aber, ehe sie sich mit der Aar vereinigen kann, einen Gebirgsriegel in einer der vorspringenden Vorketten des Jura zu durchbrechen. Dies ist der Läger-Berg bei dem alten, schon den Römern bekannten Badeorte Baden (aquae Helveticae), über welchem auf einer Anhöhe sich das alte Schloß, der Stein zu Baden, die einstmalige Residenz der österreichischen Herzoge in ihren schwäbischen Besitzungen, erhebt. Die durch die Aufnahme der Gewässer der Reuß und Limmat ansehnlich bereicherte Aar bricht nun sogleich nordwärts durch die Bergketten hindurch, bespült dort die Vorhöhen des bekannten Bötzberges (mons Vocetius) auf ihrer Westseite und erreicht bald bei dem Dorfe Coblenz (aus der römischen Station Confluentia hervorgegangen) der Stadt Waldshut gegenüber den Rhein, in welchen sie nach einem Laufe von 40 Meilen ihre Fluthen ergießt.

Nur im Alterthum bildete dies von festen Naturgrenzen umschlossene helvetische Tafelland durch den in ihm wohnenden gallischen Stamm der Helvetier eine ethnographische Einheit, welche dasselbe seit dem Falle der römischen Herrschaft und seit der Einwanderung germanischer Stämme nie wieder erhalten hat, wenn auch noch öfter eine politische Einheit in ihm wieder hergestellt wurde. Wird dasselbe doch noch jetzt durch eine der wichtigsten Grenzlinien Europa's, durch die deutsch-romanische Sprachengrenze, mitten durchschnitten und dadurch die von je an so vielfach zerstückelte Schweiz noch überdies in eine deutsche und welsche geschieden.

88. Der Rheinfall bei Schaffhausen*).

(Nach K. Simrock, das malerische und romantische Rheinland.)

Der Rheinfall bei Schaffhausen hat nicht nur den Namen dieser Stadt in aller Welt berühmt gemacht, sondern er ist es eigentlich, dem sie Entstehung und Blüthe verdankt. Dies geschah nicht etwa durch den Besuch der Fremden, welche ein so einziges Naturschauspiel zu betrachten zahlreich herbeieilen, obwohl auch diese nicht ganz unbedeutend dazu beitragen mögen, sondern durch das natürliche Stapelrecht, welches der Rheinfall zu Gunsten der Stadt, besser als es ein kaiserliches Privilegium vermöchte, begründet hat. Da kein Schiff, ohne in tausend Stücke zu zertrümmern, den Rheinfall hinab kann, so müssen alle Güter, die aus dem Bodensee u. s. w. hieher gelangen, oberhalb Schaffhausen ausgeladen, auf der Achse durch die Stadt geführt und unterhalb des Wasserfalles wieder an Bord genommen werden. Die großen Schiffe fahren daher nur bis nach Schaffhausen; kleinere, aus leichten Tannendielen gezimmerte, sogenannte Lauertannen, werden, wie ihre Ladung durch die Stadt, am Wasserfall vorbeigetragen und unterhalb desselben wieder auf den Strom gesetzt. Vermuthlich lag hierin der Grund der ersten Ansiedelung, aus welcher Schaffhausen, dessen Name auch von Schiff, oder dem lateinischen Scapha abgeleitet wird, hervorging. Dabei könnte aber befremden, daß Schaffhausen eine gute Stunde oberhalb des Wasserfalls liegt; deßhalb müssen wir des Umstands gedenken, daß schon vor der Stadt die Schifffahrt durch einen Felsendamm gehemmt wird, der bei niederm Wasserstand sichtbar hervorragt. Er besteht, gleich der Felswand und den Felszacken des Wasserfalls, aus Kalksteinen, was den Zusammenhang beider Steinmassen mit dem hier auslaufenden Juragebirge bestätigt. Die Volkssprache nennt die Felsen des Damms die Lächen.

Bei Schaffhausen hört man den Rheinfall schon toben und brausen. Er ereignet sich aber erst bei dem Zürcher Schlößchen Lauffen, das auf der linken Rheinseite auf einem hohen Felsen liegt. Dieser bildete wohl einst mit dem Steindamme, welchen hier der Rhein zu durch-

*) Der Rheinfall wird im Munde des Volks jener Gegend nicht anders als der Lauffen, und zwar der große Lauffen genannt, wenn man ihn von dem kleinen Lauffen, einem zweiten nicht so bedutenden Falle des Rheins, der weiter unten bei Lauffenburg Statt hat, unterscheiden will. Die beiden Lauffen genannten Schlößchen und jenes Lauffenburg führen ihren Namen ohne Zweifel erst von den entsprechenden Wasserfällen, wie auch das leberbergische Städtchen Lauffen von dem schönen Falle der Birs genannt ist. Gewöhnlich findet man die umgekehrte Angabe; selbst Glutz-Blotzheim sagt, zuweilen trage der Rheinfall den Namen des Schlosses. Ob der Name Lauffen deutsch oder celtisch sei, ist schwer zu sagen; mit dem deutschen Zeitwort laufen hat er aber wohl nichts zu schaffen. Eher möchte man einen Zusammenhang mit Lawine vermuthen, da das althochdeutsche louuin, von welchem dieses Wort abgeleitet wird, einen Gießbach bedeutet.

brechen hatte, eine fortlaufende Bergwand, von der die Felsblöcke, die sich jetzt mitten im Strom dem Sturz entgegenstemmen, nur Ueberbleibsel sind.

Die Tiefe der Felswand, welche sich der Rhein herabzustürzen hat, beträgt etwa 70 bis 80 Fuß. Aber eben da er den Anlauf zum Hinabspringen nimmt, stemmen sich ihm 5 (jetzt nur noch 3) Felsblöcke entgegen, welche aus der Wand emporragen. Einer derselben wird ganz überströmt, die übrigen nur bei dem höchsten Wasserstande. Der überströmte Felsen ist dem Schloß Lauffen am nächsten, an dessen Fuß das Gerüste Fischenz, ein hölzerner balkonartiger Vorbau über dem Abgrunde, die vortheilhafteste Stellung gewährt, um den ganzen vollen Eindruck des erhabenen Schauspiels mit einem Male zu gewinnen.

Schon oberhalb des Sturzes mußte sich der Strom in ein enges Felsenbette zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen empor starrten. Darüber schäumend vor Unmuth gelangt er mit starkem Gefälle in die Nähe der Felszacken, wo der Boden schon unter ihm weicht, und der Fall, obwohl erst allmählig, beginnt. Mit gewaltsamer Eil schießt er gegen die Felsblöcke hinab, an denen sein Fall sich bricht, der erst jetzt eigentlich geschehen soll. Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Theil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedende, schäumende Gischt, ein dritter wälzt sich in großen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von Neuem anhebt. Denkt man sich dies in der größten Geschwindigkeit hinter einander und zugleich neben einander, da ein Theil des Wassers schon im Kessel zischt und brandet, wenn der andere erst wider die Felsen prallt und über sie hinaus spritzt; denkt man sich dies Schauspiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, daß nur der erste Felsen überströmt wird, und läßt man dann die Sonne sich entschleiern, um den mannichfaltigsten, herrlichsten Farbenwechsel hervorzubringen, indem sie die vom Wind gekräuselten Säume des Schaums vergoldet, den Wasserspiegel mit Glanz überstrahlt und im aufsteigenden, schnell bewegten Dunst den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, dessen Oberes von der Luft hin und her getrieben, vom neu aufwallenden Nebel verwischt und doch gleich wieder neu erzeugt wird, während der Fuß ruhig und unbeweglich in Gischt und Schaum des Kessels steht — faßt man dies alles in eine Vorstellung zusammen, so hat man ein schwaches Bild dessen, was an dem Phänomen Sichtbares ist. Auf das Ohr wirkt gleichzeitig das ungeheure Donnergetöse des Sturzes so gewaltsam, daß man es in stiller Nacht auf zwei Meilen weit hört, in der Nähe aber Niemand sein eigenes Wort vernimmt. Auch dem Gefühle macht es sich durch die Lufterschütterung und den Staubregen bemerklich, der den Zuschauer in kurzer Zeit durchnäßt, wenn er sich dem Anblick zu unbedachtsam hingibt.

89. Der Jura.

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme.)

Schon im Alterthume bildete das Jura=Gebirge die Grenze zwischen den beiden ansehnlichen gallischen Völkerschaften der Helvetier im Osten und der Sequaner im Westen, wie es in neueren Zeiten die Grenzmark des Schweizerlandes gegen das französische Land Burgund (Bourgogne) geworden ist. In hydrographischer Beziehung scheidet es eben so bestimmt das weit verzweigte Flußgebiet der Aar in dem helvetischen Tafellande von dem Flußgebiete des Doubs in dem hochburgundischen Lande, das zum Stromsystem der Rhone und Saone gehört.

Dem ursprünglichen Sprachgebrauche gemäß ist es auch jetzt noch gewöhnlich, den Namen des Jura auf das Gebirgssystem einzuschränken, welches sich von dem Mont Vouache an der Rhone einige Stunden unterhalb Genf in der Richtung von Südwesten nach Nordosten bis zum Rhein in dem Canton Schaffhausen an vierzig Meilen weit im Parallelismus mit dem Alpengebirge erstreckt, und in dieser Ausdehnung haben wir auch hier nur dieses Gebirge zu betrachten. Berücksichtigt man aber die eigenthümliche geognostische Natur dieses Gebirges, so reicht es viel weiter, indem es auf der einen Seite gegen Südwesten, über die Rhone in das Delphinat hineingeht, während es auf der anderen Seite, gegen Nordosten den Rhein überschreitend, sich durch das heutige Schwaben und Franken bis in die Mitte von Deutschland hineinerstreckt, wo es sich an den Gebirgsknoten des Fichtel=Gebirges anschließt. In diesem weitesten Sinne genommen dehnt sich das Jura=Gebirge in immer gleicher Richtung, wenn auch mit einer nach Nordosten zu abnehmenden Höhe seiner Massen fortgehend an hundert Meilen weit aus, und bildet so die große Naturgrenze zwischen dem weiten Tafellande am Nordsaume des Alpengebirges gegen das mittelhohe Gebirgsland des östlichen Frankreich und des südwestlichen Deutschland.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Jura vor allen anderen Gebirgen des mittleren West=Europa liegt darin, daß er von den beiden mächtigen Alpenströmen, dem Rhein und der Rhone, in ihrem westwärts gewandten Laufe in schmalen und engen Stromspalten durchbrochen wird, ehe diese beiden Gewässer in ihre Stufen=Landschaften, in entgegen gesetzten Richtungen nach Norden und nach Süden abfließend, eintreten können, und in ihrer geographischen Stellung sich vollkommen entsprechend liegen grade vor ihrem Eintritt in die Gebirgsketten des Jura die beiden großen durch ihre Natur=Schönheiten auf gleiche Weise ausgezeichneten Wasserbecken des Boden=Sees und des Genfer=Sees, welche die nordöstliche und südwestliche Grenzmark des helvitischen Landes bezeichnen. Aber grade zwischen jenen beiden großen Thaldurchbrüchen breitet sich der Jura, aus einer Reihe paralleler Gebirgsketten bestehend, in seiner großartigsten Natur als ein hoher undurchbrochener

Gebirgswall aus, der darum auch so häufig eine ethnographische und politische Grenzmark hat bilden können.

Betrachtet man den Jura von den nördlichsten Vorhöhen der Alpen, so stellt er sich an seiner Südostseite in der Schweiz als ein ununterbrochen fortziehender grüner Wall dar, auf welchem man nur an wenigen Stellen nackte Felstheile wahrnimmt. Von der französischen Seite aus, wie von der Gegend oberhalb Lyon, erscheinen die Ketten des Jura, die aus den Flächen von Lyon und Bugey als senkrechte, gelblichte, hin und wieder rostfarbene Felsenwände auf einmal anheben und hintereinander emporsteigen, an das hohe Alpengebirge so angedrängt, daß man die tiefe Thal-Ebene der flachen Schweiz zwischen beiden nicht vermuthet, sondern daß der Jura als die Vorstufe des Alpenlandes erscheint. Aber von den Höhen des Jura überschaut man nach Osten und Süden einen großen Theil der flachen Schweiz und von Schwaben, besonders von seinen höheren Punkten, wie von dem Mont Dole, M. Tendre, Chasseral, Hasenmatt, Weißenstein und Hauenstein, und erblickt das prachtvolle Alpen-Panorama mit seinen riesigen Schneehöhen vom Montblanc bis zum Berner-Oberlande. Nach Norden und nach Westen sieht man bis an den Horizont nichts als einförmige mit Gras oder Wald bewachsene Parallelketten, Kämme und Hügel. Doch reicht der Blick von dem M. Dole in der Waadt westwärts über das Hügelland von Bresse bis in die Ebenen am Zusammenfluß der Rhone und Saone.

Der Jura besteht im Wesentlichen aus Kalkmassen, welche denen des Alpengebirges entsprechen, die von ihnen nur durch das tertiäre Gebilde in dem Hügellande und dem Flachlande der Schweiz getrennt sind. Zugleich treten diese Kalkmassen des Jura in einer Reihe von Parallelketten auf, welche nach Art aller solcher Gebirge eine große Menge von Längenthälern in sich einschließen, von denen viele wegen ihrer Erhebung sehr rauh oder durch die darin herrschende Felsenzertrümmerung und durch Mangel an Bächen öde und unfruchtbar sind, während viele andere sich durch die höchste Fruchtbarkeit auszeichnen, trefflich bebaut sind und einen Reichthum an schönen Wiesen, Laub- und Nadelholz-Waldungen enthalten und auch oft kleine Seen beherbergen. Der höchste Rücken dieses Gebirges liegt aber den Alpen am nächsten. Denn der Jura erhebt sich plötzlich wie ein steiles Giebeldach bis zu einer Höhe von 2-—3000 Fuß über der Ebene und den Seen von Savoyen und Helvetien oder an 3-—4000 Fuß über dem Meere und erstreckt sich in dieser Höhe von der Rhone bis zum Rhein als gebogene Wellenlinie fort, über welcher nur hin und wieder einzelne Kuppen noch an 600 bis 1000 Fuß höher emporsteigen. Gegen Nordwesten stuft sich der Jura in einer Breite von fünfzehn bis achtzehn Stunden allmählig durch seine Parallelketten hinab. Denn die nordwestlichste, nur noch an 600 Fuß hohe Kette fällt zu der Ebene von Hoch-Burgund hinab, in welcher unmittelbar an ihrem Fuße die Orte Poligny, Salins und Besançon gelegen sind.

Die höchsten Kuppen des Jura liegen in seinem südwestlichen Theile. Denn dort erheben sich auf der Westseite des Genfer-Sees der Mont Reculet an 5196 Fuß, der M. Dole an 5082 Fuß und der M. Tendre an 5170 Fuß über dem Meere. Weiter gegen Nordosten nimmt seine Höhe allmählig ab. Denn die erhabene Gruppe des Chasseral im Westen des Bieler Sees steigt nur an 4945 Fuß empor, und noch mehr verliert sich seine Erhebung weiter abwärts, wo er mit seinen Bergketten das Gebiet des ehemaligen Bisthums Basel füllend und sich an der unteren Aar entlang ziehend die Naturgrenzen zwischen den Cantonen Solothurn und Basel bildet und sich bis in den nördlichen Theil des Cantons Aargau hinein erstreckt. Dort in dem Gebiete an der Birs bis zum obern Doubs hin führt der Jura wegen des leberfarbenen Ansehens seiner Kalkmassen seit älterer Zeit den Namen des Leberberges, wonach noch jetzt das neuerworbene Berner-Land daselbst benannt wird. Hier aber, an der Aar entlang, ist der erhabene Rücken des Jura bekannt unter den beiden Namen des Weißenstein, der in der Hasenmatt noch an 4470 Fuß aufsteigt, und des Hauenstein, dessen höchster Gipfel die Schafmatt bildet. Beide Gruppen werden geschieden durch den von dem kleinen Flusse Dünnern durchströmten Eng-Paß Kluß, über welchem der Paßwang sich noch an 2940 Fuß erhebt. Weiter gegen Nordosten im Aargau steigen die bedeutendsten Höhen, wie die Wasserfluh und Geisfluh, nur noch ungefähr an 2500 Fuß empor.

Der Jura erhebt sich also im Allgemeinen nicht über die Linie des Baumwuchses. Nur seine höchsten Kuppen gehen um einige Hundert Fuß darüber hinaus, aber diese erreichen noch lange nicht die Region des ewigen Schnees. Daher verliert dieses Gebirge im Frühjahr sehr bald seinen Schnee, und Gletscherbildung zeigt sich hier nirgends. Nur an wenigen Stellen in entlegenen Schluchten beherbergt es ewigen Schnee.

---

90. Die Cantone der französischen Schweiz.

(Nach Th. Mügge, die Schweiz und ihre Zustände.)

1. Genf.

Der kleine Canton Genf füllt den äußersten südwestlichen Winkel der Schweiz aus und liegt eingeklemmt zwischen Frankreich und Sardinien, so daß er nur mit einer schmalen Spitze an die Waadt grenzt. Der See füllt den übrigen Grenzraum gegen Norden, und seine Wogen sind die besten Vermittler der Verbindungen des Freistaats mit den Nachbar-Cantonen. Grade da, wo der Halbmond des Sees sich schließt und die Rhone daraus hervortritt, liegt die Stadt Genf, welche von den 64,000 Einwohnern des Cantons die volle Hälfte zählt und der

Sammelplatz und Mittelpunkt alles Lebens und aller Thätigkeit desselben ist.

Der lemanische See ist der größte in der Schweiz, 16—17 Stunden lang und bis 3 Stunden breit. Obwohl er bogenförmig sich krümmt, erscheint er doch meerartig unabsehbar, und da er bis 1000 Fuß tief ist, haben seine sturmbewegten Wasser die Macht und Größe der Meereswogen. Je weiter man von Genf sich entfernt, um so schöner werden die Ufer, welche nach und nach anwachsen und an der sardinischen Seite einen wilden Gebirgs-Charakter annehmen. Zur Linken liegt die Waadt mit zahllosen bewohnten Oertern, alle von dem Grün der Rebe umschlungen, die an den Höhen des Jorat emporklettert. Hier fährt das Schiff an Coppet vorüber, wo Necker und seine Tochter wohnten, dann an dem alten Nyon, zu Deutsch Neuß, in dessen gothischem Schlosse einst Karl von Bonstetten die Salis, Matthisson, Johannes Müller und viele andere ausgezeichnete Männer um sich versammelte. Eine halbe Stunde später erreicht man die kleine Stadt Rolle, welche ganz von Weinbergen umringt ist, die den feurigen la Côte liefern. Alle diese Städte, wie auch Morges (das deutsche Morsen), steigen mit ihren alten bethürmten Schlössern wie aus den Wellen des Sees empor und lehnen sich an die grünen duftigen Wände des Bergzuges, der sich hinter ihnen erhebt. So folgen sich Ouchy, Lutry, Cully und das herrliche Vevay (zu Deutsch Vivis), Montreux in seiner tiefen Bucht, wo Feigen, Granaten und Lorber im Freien wachsen, das alte Schloß Chillon, dessen unterirdische Hallen und Gefängnisse Byron besungen hat, endlich Villeneuve in der Nähe der Rhonemündungen und letzter Punkt der Dampfschifffahrt.

Wenn nun das Auge mit Lust und Freude auf diesen blühenden, ganz von Wein- und Fruchtbäumen, von Städten und großen Gemeinden, von Schlössern und Landhäusern dicht besetzten Ufern weilt, so schweift es mit nicht weniger Entzücken über die wilden hohen Gebirge des savoyischen Ufers, die in der östlichen Hälfte des Sees hart an das große prachtvolle Wasserbecken treten. Die Eis- und Schnee-Hörner des Dent de Midi steigen hier hoch in die Wolken, und kaum erinnere ich mich, je schönere Färbungen von Wasser, Luft, Wolken und blauem Gebirgsduft gesehen zu haben, als eines Abends in Vevay, wo die Sonne rothglühend in die Wogen des Sees sank und eine prachtvolle Vollmondnacht ihr folgte. Hier die endlosen Rebenwände und eine milde Natur voll Blüthen und Saft, dort die nackten, kahlen, spitzen Felsen in ihren Eis- und Schnee-Kronen und zwischen beiden der glänzende See mit seinen mächtigen Segelschiffen, seinen Barken, Gondeln und Dampfern, das alles gibt Bilder voll Wechsel, Schönheit und Pracht, die sich tief empfinden lassen.

Genf liegt zu beiden Seiten an der aus dem See strömenden Rhone. Am Hafen hat man den großen reizvollen See vor sich, den breiten Strom, die schönen Brücken, welche hinüber führen, ein fruchtbares, rebengrünes Land rund umher, Felsen und Gebirge in der

Ferne, sogar den Montblanc mit schneebedecktem Gipfel, und dazu das lebendige Gewühl an den Ufern, Handel und Gewerbe in reichen Magazinen, Kaffeehäuser, auf deren platten Dächern oder mit Orangenbäumen und Blumen besetzten Vorplätzen man entzückt das Panorama betrachtet, kurz, es fehlt hier nichts, was Auge und Sinne fesseln kann. Eine prächtige neue Straße zieht zum Theater hin und oben auf den Wällen gibt es herrliche Spaziergänge, wo man die Umgegend überschaut und weite Blicke durch diese lieblichen Berge und Thäler thut.

Die Genfer machen vornehmlich Uhren und feine Goldarbeiten, und von hier aus zieht sich diese eigenthümliche Industrie über das rechte Rhoneufer in die Waadt, durch den waadtländischen Antheil des Jura und durch Neufchatel in den bernischen Theil jenes Gebirgs auf eine Strecke von zwanzig Meilen.

Es gibt nun Werkstätten und Arbeiter, durch welche die verschiedenen Räder der Uhren gemacht werden, andere verfertigen die Federn, wieder andere die Schrauben oder Spindeln oder die verschiedenen feinen Theile, die Cylinder, Anker und Ketten. Viele arbeiten die Gehäuse von Gold oder Silber im Rohen, eine andere Classe polirt, guillochirt und gravirt, wieder Andere beschäftigen sich mit der Verfertigung der Zifferblätter, Uhrschlüssel, Kapseln, Zeiger u. s. w., mit Emailliren und Malen, Einsetzen der feinen Steine, in welchen die Zapfen der Cylinder und Räder laufen, kurz, jede Uhr erfordert an achtzig Arbeiter, ehe das Werk zusammengesetzt werden kann.

Der Uhren-Fabrikant, d. h. der reiche Uhrenhändler, welcher ein Lager hält und sein Fabrikat im Wege des Handels durch die Welt verbreitet, beschäftigt alle diese einzelnen Arbeiter und Werkstätten, die ihm stückweis liefern und nach bestimmten Sätzen bei untadelhafter Arbeit bezahlt werden. Er selbst hat aber in seinem Hause nur ein paar Leute, welche die fertigen Werke zusammensetzen, nachdem jeder einzelne Theil repassirt worden ist.

2. Waadt.

Lausanne ist die Hauptstadt des Cantons Waadt, der den ganzen weiten nördlichen Uferbogen des lemanischen Sees umzieht und über den Jorat hinaus in den Jura hinein, bis an den See von Neufchatel sich erstreckt. Es ist ein reich gesegnetes Land, dieses grüne und rebenvolle Land der Waadt; fruchtbar an allen Boden-Erzeugnissen, angebaut und ohne große Mühe den Fleiß lohnend, denn nur in einem Winkel, wo Wallis und Freiburg mit seinem Gebiet zusammenstoßen, gibt es hohes Gebirgsland: das Oldenhorn, die Diablerets und der Dent de Morcles tragen Eishauben und ewigen Schnee.

Wenn man von Ouchy nach Lausanne herauffährt, kann man die Natur dieses Winzer-Cantons auf viele Meilen überblicken. Es ist ein großer, blühender Garten, wo Terrasse über Terrasse liegt. Frucht- und Weingärten dehnen sich auf viele Stunden aus, und diese glücklichen Gestade gleichen einem unermeßlichen heiteren Landschaftsbilde, zu welchem

Maler ihre Pinsel in die schönsten Farben tauchten, um Sehnsucht und Verlangen in der Brust des Beschauers aufzuwecken.

Ja, gewiß, dieses Land am See hat etwas Arkadisches, nur sind die Waadtländer eben keine sanften träumerischen Hirten und Schäfer; und geht man tiefer in den Canton hinein, so weicht der Weinbau dem Ackerbau; auf Wiesen und Matten, an Bergen und Gehängen weiden große Heerden; oder auch die Fruchtbarkeit des Bodens verliert sich in den öden, dürren Thälern des Jura und versinkt in den sumpfigen Umgebungen des Neufchateller-Sees. Im Ganzen aber ist die Waadt sehr fruchtbar; Weinbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen ihrer Bewohner, schöne Waldungen geben ihr Holzreichthum und auf diesem vielfach getheilten Boden leben auf ungefähr 56 Quadrat-Meilen nahe an 200,000 Menschen, unter denen es sehr wenige Reiche, aber eben so wenige Bettler gibt.

Das ist vielleicht das Beste, was man von der Waadt sagen kann. Es ist ein Land voll Bauern, denn die in den Städten wohnen, sind größtentheils auch weiter nichts als Ackerleute, Viehzüchter und Winzer. Die Industrie ist nicht groß im Lande, sie beschränkt sich auf einige Baumwollen- und Tabaks-Fabrikation, aber im Jura werden viele Uhren gemacht und diese Uhren-Fabrikation hat in neuer Zeit sehr bedeutend zugenommen, wie denn überhaupt die Bewohner des Jura-Gebirgs vom Himmel als Uhrmacher des Menschengeschlechts bestimmt zu sein scheinen. St. Croix ist der Mittelpunkt dieser Industrie geworden, welche sich ganz besonders mit der Anfertigung von Spiel-Uhren, Dosen mit Spielwerken, Kästchen mit dergleichen u. s. w. beschäftigt. Fast sämmtliche Fabrikate dieser Art kommen aus dem waadtländischen Jura und werden bis nach China versandt.

3. Neufchatel.

Die Stadt Neufchatel mit schönen großen Gebäuden und Plätzen dicht am Seeufer, einem Museum, das von dem Naturforscher Agassiz vortrefflich geordnet ist, und einer Gemälde-Galerie, welche mehrere treffliche Bilder, unter anderen ein prachtvolles Meisterwerk Calame's: der Mont Rosa in Morgenbeleuchtung, enthält; diese kleine freundliche Stadt, umringt von Weinbergen, die mit ihren Reben und Fruchtbäumen sie überall umschlingen, ist der Sitz der Regierung, des Adels und vieler reicher Leute. Uhren-Fabrikation, Baumwollen-Industrie und Spitzenklöppelei beschäftigen die Einwohner, aber die eigentlichen Sitze der Uhrmacher liegen oben in den dürren Längenthälern des Jura, zu welchen die Post mühsam vier Stunden lang meist bergauf fährt. Die reizenden rebengrünen Ufer des Sees machen nach und nach den Tannen Platz, welche die gelben Kalksteinwände des Jura besetzen, und endlich verschwinden die blauen Wogen hinter Wald und Felsenspitzen, bis der Wagen nach Valangin hinunter in das erste Thal der Jurakette rollt, um jenseit von Neuem noch höher und mühsamer hinauf gezogen zu werden.

Aber wie wunderbar ist der Anblick, wenn man endlich la Chaux-de-Fonds erreicht! Hier in dem dürren, baum- und wasserleeren Thale, wo man kaum die Hütten armer Hirten und Grasmäher vermuthen sollte, erhebt sich eine Stadt von mächtigen großen Gebäuden, in welchen mehr als 12,000 Menschen wohnen, die größtentheils Uhren machen und ganz unter denselben Verhältnissen zu den Fabrikanten reichlich ihr Brod verdienen, wie ich dieses bei Genf dargestellt habe. Es gibt hier Millionäre und sehr viele reiche Leute, aber selbst die allerreichsten machen keinen Aufwand. Sie haben keine Landhäuser, sie geben keine Feste; sie leben nur für die Arbeit, für ihr Geschäft und dessen Gewinn, und ihr höchstes Vergnügen besteht darin, Abends mit ähnlichen Freunden beisammen zu sitzen, zu rauchen und eine Partie Boston oder Whist zu spielen.

So ist es in allen diesen Thälern, in Locle, in Val Travers, und diesem ganzen Juralande, sowohl in dem, was zu Neufchatel gehört, wie in dem südlich anstoßenden Theil der Waadt, oder in dem bernischen Jura, der nördlich liegt. Ueberall werden Uhren gemacht, überall erblickt man statt des Hirten und Ackerbauers, die in diesen Felsenthälern wenig zu thun haben, Menschen, welche hinter den hellen Glasfenstern in den großen Steinhäusern sitzen und mit Hülfe von Loupen, Mikroskopen und feinen Instrumenten penible Arbeiten verrichten. Das ist ein sonderbarer, eigenthümlicher Anblick, der von Gemeinde zu Gemeinde sich wiederholt, und wenn man von la Chaux-de-Fonds nach Basel fährt, nicht eher endet, als bis man die breiten fruchtbaren Thäler des berner Landes erreicht, wo Ackerbau und Viehzucht wieder in ihre Rechte treten.

Es ist ein schöner Weg durch diese Jurathäler nach Basel, namentlich der Weg durch das romantische Münsterthal, wo die Birs sich durch enge Felsenspalten drängt und steile Kalksteinwände mit zackigen Gipfeln nur Raum für die Landstraße übrig lassen. Es ist die letzte Erinnerung an die Felsen-Natur der Schweiz, denn immer mehr öffnet sich das Land, und hat man den Canton Baselland erreicht, so weichen die Hügel weit zurück und bilden ein fruchtbares, welliges Land, besetzt mit weiten Kornfeldern, mit Obstbäumen und Gärten, das sich in nichts mehr von dem nahen deutschen Grenzlande unterscheidet.

---

bb. Deutschland.

91. Deutschlands Weltstellung und deren Folgen *).

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme, und J. Kutzen, das deutsche Land.)

Das Heimathland des deutschen Volkes gehört nach seinen natürlichen wie nach seinen historisch-ethnographischen Verhältnissen zu den wichtigsten Theilen von Europa. Zwar finden wir Deutschland nicht

*) Vgl. E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, S. 346 ff.

in der Reihe jener drei schönen Halbinseln, welche den Süden des europäischen Erdtheiles bilden, und welche von der Natur mit ihren reichsten Gaben ausgestattet von je an die Hauptschauplätze der Völker-Entwickelung in der vorchristlichen Zeit gewesen sind. Aber wenn Deutschland im Verhältniß zu jenen auch dem mehr rauhen und weniger reichen Norden angehört, so hat es dafür andere Gaben und Vorzüge von der Natur erhalten, wie dies schon aus der so reichen und wichtigen historischen Entwickelung der Völker auf seinem Boden nothwendig hervorgeht.

Während jene drei Halbinseln des europäischen Südens mehr oder minder eine Beziehung zu den beiden andern Erdtheilen der alten Welt, zum asiatischen Orient und zum afrikanischen Süden haben, gehört Deutschland nur allein dem europäischen Abendlande oder dem Heimathlande der gebildetsten Völker der Erde an, und nur Italien nähert sich von jenen südeuropäischen Ländern dem Charakter Deutschlands rücksichtlich seiner Weltstellung. Aber Deutschland ist nicht bloß ein echt europäisches Land, es ist das eigentliche Central-Land von Europa, wodurch die vielfach gespaltenen Glieder dieses Erdtheiles zu einer wahrhaften Einheit zusammengeschlossen werden. Denn Deutschland verknüpft nicht nur den Süden Europa's durch die italische Halbinsel mit dem skandinavischen Norden durch die dänische Halbinsel, sondern, indem es die Natur des gebirgigen West-Europa mit der Natur des flachen Ost-Europa in sich vereinigt, verknüpft es auch die gebirgigen atlantischen Länder im Westen mit den weiten sarmatischen Ebenen im Osten.

Diese eigenthümliche Weltstellung in der Mitte aller Ländertheile Europa's hat dem deutschen Boden vornehmlich zu einer so reichen historischen Entwickelung verholfen und ihm während des Mittelalters in einer mehr als tausendjährigen Zeit seinen Einfluß auf die übrigen Theile Europa's gesichert. Dazu kommt noch das besondere Verhältniß, daß Deutschland nicht auf solche Weise das Central-Land Europa's bildet, daß es nicht auch auf das bestimmteste von allen übrigen Ländern wieder geschieden wäre und sich als ein selbständiges Glied in dem Gesammt-Organismus dieses Erdtheiles darstellte. Die zwiefachen Meere, welche Deutschland auf der Nordseite unmittelbar bespülen und auf der Südseite ihm nahe benachbart liegen, sind als eben so viele Naturgrenzen wie auch als verbindende Glieder mit den übrigen Theilen zu betrachten. Das Alpensystem, diese große Naturgrenze Deutschlands gegen Italien, liegt seinem größern Theile nach wesentlich auf deutschem Boden und bildet den Kern nicht nur von ganz Europa, sondern vornehmlich auch von Deutschland.

Wenn der Norden Deutschlands auch gerade nicht ein milderes Klima als sein Süden zeigt, so mußte doch dadurch eine größere Gleichartigkeit aller klimatischen und der damit zusammenhangenden vegetativen Verhältnisse bewirkt werden. Wenigstens zeigen sich auf dem deutschen Boden nicht die großen Contraste, welche uns auf

dem Gebiete des italischen Halbinsel-Landes in seinem Norden und Süden entgegentreten. Der Einfluß davon auf die Entwickelung des Völkerlebens ist in der Geschichte klar genug ausgesprochen.

Diese größere Gleichartigkeit der klimatischen Verhältnisse Deutschlands hängt wieder mit einer andern merkwürdigen Eigenthümlichkeit seines Bodens zusammen. Während alle übrigen Theile von Europa mehr oder weniger eine in ihnen vorherrschende Naturform der Oberflächen-Bildung der Erde haben, zeichnet sich Deutschland durch die größte Mannichfaltigkeit derselben aus. So wie schon Europa überhaupt, im Verhältniß zu den übrigen Erdtheilen, keinen constanten Naturtypus in sich zeigt, welcher dominirend hervorragte, sondern alle Formen der Oberflächen-Bildung der Erde in sich vereinigt und zu einem harmonischen, mannichfach in sich bestimmten Ganzen verknüpft, so trägt diesen Charakter in Europa vorzugsweise wiederum der deutsche Boden. Man findet hier die größte Abwechselung von Hochgebirgs-Ländern, Tafel-Ländern, Stufen-Ländern mit den verschiedenartigsten Strom-Systemen, ferner Gebirgs-Systeme der mannichfaltigsten Art und große Flachebenen. Wenn daher Europa den vollendetsten Typus der Erdoberflächen-Bildung gibt, so zeigt wiederum Deutschland als das Herz von Europa die Vollendung dessen, was die Natur in dem plastischen Bau der Erdoberfläche hat hervorbringen können.

Nicht minder merkwürdig ist der Boden Deutschlands durch seine historisch-ethnographischen Verhältnisse. Denn so wie Europa überhaupt die Heimath und der Entwickelungsschauplatz der indogermanischen Völker genannt werden muß, welche sich vor allen übrigen Völkern der Erde durch einen eigenthümlichen höhern Adel auszeichnen, so ist Deutschland wiederum der Entwickelungsschauplatz des edelsten Zweiges dieses großen Volksstammes oder des germanisch-deutschen Stammes, von welchem alle übrigen modernen Culturvölker Europa's mehr oder weniger ausgegangen sind.

In den Wäldern Germaniens zwischen dem Rhein und der Donau bildete sich zu der Zeit, als die mächtigste und gewaltigste Herrschaft, welche jemals die Welt gesehen, die der römischen Imperatoren, nach ihren materiellen und geistigen Hülfsmitteln in Blüthe stand, dasjenige Leben aus, von welchem einige Jahrhunderte später die gesammte Welt umgestaltet und erneuert werden sollte. Die glanzvolle römische Welt hat die eigenthümliche Schmach erlitten, von Barbaren vernichtet zu werden, aber gerade diese Barbaren wurden die Träger des neuen geistigen Lebens, welches in der christlichen Religion der Welt aufgegangen war. In den Wäldern Germaniens zeigen sich die ersten Anfänge von dem Gefolgewesen und dem Lehnssystem, welche als eine höhere Form des politischen Lebens im Verhältniß zu allen bisher von Griechen und Römern entwickelten Staatsformen über ein Jahrtausend den Charakter der abendländischen Welt in politischer Beziehung bilden sollten.

Der Kern der in der Zeit der Völkerwanderung auf dem deutschen Boden zurückgebliebenen germanisch-deutschen Stämme bildete auch fortan

den Mittelpunkt der gesammten Entwickelung der christlich-germanischen Welt. Von dem Boden Deutschlands ging die Erneuerung des römischen Weltreiches aus in dem heiligen römischen Reiche durch die echt deutschen Karolingen, und bei der zweiten Erneuerung desselben durch die Sachsen wurde der alte Boden Germaniens der eigentliche Sitz des römisch-deutschen Kaiserthums. Diese Zeit des Mittelalters ist die Glanzperiode des deutschen Landes und Volkes unter der glorreichen Herrschaft der drei Kaiserhäuser der Ottonen, Salier und Hohenstaufen aus den drei edelsten echt deutschen Stämmen der Sachsen, Franken und Schwaben, welche nach einander die Weltherrschaft geführt haben. Diese Zeit ist das Heldenalter der deutschen Nation zu nennen.

Das römisch-deutsche Reich war auf ein Jahrtausend lang das herrschende in Europa, gegen welches alle übrigen Reiche germanischen Ursprunges im Abendlande in eine untergeordnete Stellung traten. Seine Geschichte ist die gesammte abendländische Geschichte oder die allgemeine Geschichte, deren Bedeutung damit für immer gesichert ist.

So erscheint Deutschland als ein Hauptland auch der historischen und geistigen Mitte, als das von allen Seiten an sich ziehende und ansammelnde Ideen-Centrum Europa's, als das in dieser Hinsicht der ganzen Welt bedürftige Herz, gerade so, wie das leibliche Herz, mit welchem es oft verglichen wird, des ganzen Körpers bedarf. Umsonst suchen wir nach einem Lande, in welchem die allgemeinen Wissenschaften so gepflegt und ausgebildet, die Kenntnisse so ausgebreitet, die Bestrebungen in Sachen der Kunst so wenig einseitig sind, als in Deutschland; umsonst nach einem Lande und Volke von einer gleich großen Allseitigkeit, vermöge der es, der Kern des Continents, am meisten befähigt ist, eben sowohl von jeder Seite her, was die Fremde entwickelt, aufzunehmen, als auch das Eigenthümliche und das zum Eigenthum umgeschaffene Fremde dem Auslande wieder mitzutheilen. „Wohl sind die herrlichen Bäume," sagt ein deutscher Gelehrter, „welche die Weltgeschichte aufwachsen ließ, verdorrt, ihre Blüthen sind abgefallen; aber die köstlichen Früchte, welche sie getragen haben, sind als der Samen der neuen Bildung in allen Ländern ausgesäet, haben endlich Keime getrieben und sind dann, von allen Seiten sich befruchtend, in Deutschland als jener hohe geistige Lebensbaum aufgeschlagen, der durch seine Wurzeln Nahrung aus allen Zeiten und Zonen zieht und seine Aeste und Zweige über alle Völker ausbreitend, ihnen geistig nährende und erquickende Früchte zum Genuß anbietet, damit auch sie von dem neuen Lebenssafte der gegenwärtigen Bildung durchdrungen werden."

Freilich ist dem damit in Verbindung stehenden, in so hohem Grade an unserem Volke sichtbaren Weltbürgersinne, der das Ausländische ohne Vorurtheil prüft und sich so die geistigen Blüthen aller Völker anzueignen geneigt fühlt, auch jene, von unserem deutschgesinnten

Philosophen Fichte scharf getadelte Ausländerei nicht fremd geblieben, welche ohne Noth Auswärtiges nachäfft und das Einheimische verachtet. In letzterer Beziehung ist das deutsche Volk, wenn sein Land geographisch das Herz Europa's ist, bisweilen das schwache und bethörte Herz gewesen, das die rechte Stelle verloren zu haben schien.

Indeß nehmen wir zugleich auch bei einem unbefangenen Rückblick in die Geschichte mit erhebender Genugthuung wahr, daß die gesunden und frischen Kräfte, die von jenem Herzpunkte des Erdtheils ausgeflossen, die Wechselwirkungen und Verständnisse der Länder und Völker, die im Kreise ringsum liegen, vermittelt, die von ihnen ausströmenden Uebel gemildert, zertheilt, abgewehrt und so sich Allen wohlthätig, Niemandem gefährlich erwiesen haben. Deutschland hat den skandinavischen Völkern, einem Theile der Slawen und den Magyaren das Christenthum und Civilisation gebracht und leuchtet ihnen noch fortwährend durch Modelle der Bildung vor; und den romanischen Ländern, Italiens südlicher Heftigkeit und Ueberschwenglichkeit, so wie Frankreichs schnell entzündeter Leidenschaftlichkeit und leicht übersprudelndem Ideenreichthume gegenüber hat es sich, trotz manchen momentanen Wankens, doch immer wieder zu einem gemessenen Ernste zu sammeln und eine solide Gegenwirkung zu entwickeln gewußt.

---

92. Deutschlands Bodengestaltung und deren Folgen.

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme, und J. Kutzen, das deutsche Land.)

Das Alpengebirge, der Kern und der Träger des Baues von dem gesammten westlichen Europa, bildet auch den eigentlichen Kern des deutschen Landes. In seiner mächtigen Ausbreitung von der Mündung der Rhone bis zum mittlern Donau-Laufe und bis zum nordöstlichen Winkel des Adria-Meeres, scheidet es die vier schönsten ihm nach den vier Himmelsrichtungen angelagerten Länder von West-Europa oder Deutschland und Italien, Frankreich und Ungarn. Von seinen Riesenhöhen, die mit ewigen Schneefeldern und Gletschermassen bedeckt sind, ergießen sich die vier mächtigsten Ströme herab, welche wie der Rhein und die Donau, der Po und die Rhone die Landschaften des westlichen Europa bewässern und befruchten. An seiner Nordseite liegen, terrassenförmig sich abdachend, längs der Ufer des Rheins und der Donau, die Gaue Germaniens. Das Gebirge selbst gehört nach seinen wichtigsten Theilen noch zum germanischen Gebiete. Denn die sogenannten Centralalpen von dem Montblanc bis zum Groß-Glockner waren, mit wenigen Ausnahmen, schon im Mittelalter von Schwaben und Baiern bevölkert bis dahin, wo sich in die Thäler des Südabhanges dieses Gebirges die welsche Bevölkerung der Lombarden eingedrängt hatte.

Die Ostalpen dagegen, welche durch die beiden großen Flügel gebildet werden, die von dem Groß-Glockner auf der Ostgrenze Tirols

sich nordostwärts bis zur Donau bei Wien und südostwärts bis zur Halbinsel Istriens hinziehen und dort im Alterthum die norischen Alpen, hier die karnischen und julischen Alpen genannt wurden, sind als eine frühere Heimath slawischer Völker erst im Laufe der Zeit für den Boden Deutschlands gewonnen worden. Dieses Alpengebirge bildet nun die erste Region Deutschlands, es ist die Region der Hochgebirgs-Landschaften in der heutigen Schweiz, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Oesterreich, Kärnthen, Krain und Istrien.

Da das Alpengebirge sich in einem großen nach Norden gekrümmten Bogen durch die Mitte West-Europa's hindurchzieht, so schließen sich die übrigen ihm angelagerten Naturformen, welche sämmtlich von seiner erhabenen Mitte aus beherrscht werden, in immer größeren Bogen von dem atlantischen Ocean im Westen bis zu den sarmatischen Ebenen im Osten an dasselbe an. Den convexen Bogen des Alpengebirges umlagert zunächst auf der ganzen Nordseite eine Zone von Tafel-Landschaften in mäßiger Breite, aber sehr lang ausgedehnt. Sie bleibt überall in einer Höhe von 1000 bis 1500 Fuß, und trägt auf ihrem Rücken weite unabsehbare Ebenen, aus welchen das Alpengebirge im Süden steil emporsteigt. Nirgends ist hier Gebirgsbildung, nur Hügelland. Diese Zone erstreckt sich in ihrer weitesten Ausdehnung von Genf im Südwesten bis nach Regensburg im Nordost und bis Passau im Osten. Die größte Länge dieser Tafelflächen vom Genfer-See bis nach Passau beträgt an 80 Meilen, die größte Breite von Regensburg am Donau-Knie bis zum Durchbruch des Inn aus dem Alpengebirge bei Kufstein an 20 Meilen.

Diese Zone von Tafel-Landschaften bildet die zweite Region Deutschlands und wird im Allgemeinen das baierische Hochland genannt. Sie umfaßt die nördliche, flache Schweiz an der Aar, den südöstlichen Theil von Schwaben an der obern Donau oder das sogenannte Ober-Schwaben und vornehmlich das alte Bajoarien, aus welchem das heutige Baiern, aber in einem ganz verschiedenen Umfange davon, hervorgegangen ist.

So wie der Südrand dieser Plateau-Ebene durch das Alpengebirge, so wird auch ihr Nordrand scharf begrenzt durch eine Reihe von niedern Gebirgsketten, welche sich gleichfalls in einem Bogen von Genf bis nach Passau herumziehen. Es sind im Nordwesten die Gebirgsketten des Jura und die der rauhen oder schwäbischen Alp, welche sich als nordöstliche Fortsetzung des Jura durch Schwaben und Franken bis zum Fichtel-Gebirge hinziehen, und sodann auf der Nord-Ostseite die Gebirgsketten des Böhmer-Waldes bis zu den Manharts-Bergen in Oesterreich, wo die Quellen der Moldau der Donau nahe benachbart liegen.

Durch den Rhein-Strom oder vielmehr durch das Becken des Boden-Sees in Ober-Schwaben, der sich in dieser Hochebene in schräger Richtung von den Alpen bis zum Jura hinzieht, wird das Tafelland in zwei ungleiche Theile getheilt, in den südwestlichen,

kleinern, die flache, nördliche Schweiz, die von der Aar mit ihren Zuströmen Reuß und Limmat durchzogen wird, und den nordöstlichen, größern, der von der Donau mit ihren alpinischen Zuflüssen bewässert wird. Dieser letztere Theil ist die eigentliche Heimath der alten Bajoaren, während jener an der Aar und rings um den Boden-See von den Nachkommen der alten Alemannen bevölkert wird.

Den Hauptstrom der baierischen Hochebene bildet aber die Donau, welche (ähnlich wie der Po und die Rhone) ein Längen-Begleiter des Alpensystems an seiner Nord- und Ostseite genannt werden muß, und welche nicht nur die Mehrzahl der nordwärts aus den Alpen hervorbrechenden Ströme, sondern auch alle ihnen nach Osten hin entfließenden Gewässer in sich aufnimmt.

Jenseit jener Gebirgsketten, welche die Plateauflächen auf der Nordseite umsäumen, folgt sodann ein weit ausgebreitetes Gebiet von Berglandschaften, völlig contrastirend mit den Plateauflächen und mit dem Alpengebirgslande. Diese Zone besteht aus der mannichfaltigsten Gruppirung von Erhebungen und Senkungen aller Art. Während sich in der Region der Bergebene eine große Einförmigkeit der Oberflächenbildung zeigt, findet sich in dieser Zone die größte Mannichfaltigkeit in der Gestaltung der Erdoberfläche. Diese Zone beschränkt sich aber nicht bloß auf das eigentliche Deutschland, sondern sie zieht sich in einem mächtigen Bogen durch das mittlere West-Europa hindurch. Sie erfüllt das mittlere und östliche Frankreich, einen großen Theil des mittlern und südlichen Deutschlands mit Böhmen und Mähren und das nordwestliche Ungarn. Das ganze Gebiet zeigt nur mäßige absolute Erhebungen, nirgends findet sich hier ein alpinischer Charakter, wie in der Schweiz und in Tirol; denn kaum einige Kuppen erreichen eine Höhe von ungefähr 5000 Fuß, und dies bezeichnet dort im Alpengebirge die Grenze des Baumwuchses und den Anfang der Region der Alpentriften. Die Schneekoppe auf dem schlesischen Riesengebirge mit einer Höhe von 5000 Fuß ist der höchste Gipfel in diesem Gebiete; der hohe Feldberg bei Freiburg auf dem Schwarzwalde hat nur eine Höhe von 4608 Fuß, der Brocken im Harz nur 3500 Fuß, der Ochsenkopf auf dem Fichtel-Gebirge nur 3400 Fuß, und die höchste Erhebung der rauhen Alp nur 3100 Fuß.

Diese Zone von niedern Gebirgs-Landschaften ist nun mannichfaltig durchbrochen von Stromthälern, deren Quellgebiet nicht innerhalb der Kurve des Plateaulandes liegt, sondern deren Quellen sämmtlich innerhalb eben dieser Zone gelegen sind. Dahin gehören im äußersten Westen der Doubs und die Saone als Zuflüsse der Rhone am äußern Rande des Jura, dann die linken Zuflüsse des Rheins, wie der Ill im Elsaß, die Nahe und die lothringische Mosel mit der Saar, die rechten Zuflüsse des Rheins, wie die Kinzig, Murg, der schwäbisch-fränkische Neckar mit seinen Nebenflüssen Kocher und Jaxt, der fränkische Main mit seinen Zuströmen und die Lahn. Sodann die hessisch-thüringischen Flüsse Fulda und Werra, die beiden Quell-Ströme

der Weser. Ferner im Osten die Saale, die Unstrut in Thüringen und die Eger und Moldau in Böhmen als Zuflüsse zu dem Elbe-System. Alle diese Füsse sind nicht selbständige, sondern nur Zuflüsse zu andern. Sie heißen daher die Ströme des Berglandes oder die hintern Zuströme im Unterschiede von den Flüssen des norddeutschen Flachlandes, und im Allgemeinen sind sie alle durch eine romantische Natur und eine pittoreske Umgebung ausgezeichnet.

Es bildet diese Zone die dritte Region Deutschlands im weitern Sinne von den burgundischen Gebieten an der Saone im Westen bis zu den Bergketten im Osten der March auf der Gränze von Ober-Ungarn. Sie umfaßt die Landschaften des alten Ober-Lothringen im Westen des Rheins, die Gebiete der alten Franken am Rhein und Main, den größern Theil von dem Gebiete der Alemannen oder das doppelte Nieder-Schwaben am Rhein und am Neckar, die Landschaften der Hessen und der Thüringer von der Fulda und Werra bis zur Saale, einen Theil des Landes der alten Sachsen in Westfalen und Engern, und auf der Ostseite das Gebiet der slawischen Tschechen in Böhmen und Mähren. Die Bergmasse des Fichtel-Gebirges bildet einen wichtigen Mittelpunkt in dem gesammten Bergrevier des mittlern West-Europa, dort scheiden sich die Wassersysteme der drei Hauptströme Deutschlands, des Rheins, der Donau und der Elbe.

An dem äußersten Rande jenes großen Bergkranzes beginnt sodann das Gebiet der Niederung von West-Europa, es ist das nordwestliche Frankreich, das nördliche Deutschland und die Ebenen von Schlesien, Pommern und Polen, welche sich unmittelbar an die weiten sarmatischen Ebenen von Ost-Europa anschließen. Es zeigen sich hier mächtig ausgedehnte aber im Ganzen sehr einförmige Flächen, die sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erheben und sich, wie in dem Deltalande des Rhein, zum Theil unter denselben hinabsenken. Dem äußern Abfalle jenes umsäumenden Gebirgreviers entquillen große Landströme, welche von dort aus die flachen Ebenen bewässern und sich unmittelbar ins Meer einmünden. Die allgemeine Senkung geht aber nach drei verschiedenen Meeresbecken, so die Seine zum französisch-englischen Canale, die Ems und Weser zum deutschen Meere und die Oder und Weichsel zum baltischen Meere. Alle diese Flüsse sind selbständige Strom-Systeme, in so fern sie eine eigene Mündung haben. Sie sind die vordern Landströme zu nennen und haben alle eine analoge Bildung.

Diese weiten Niederungen, welche wir von dem waldigen Landrücken der Ardennen zwischen den Flußgebieten der Schelde und Seine im Westen bis zur untern Elbe und bis zur Oder im Osten zu verfolgen haben, bilden die vierte Region Deutschlands. Es sind die Landschaften von Nieder-Lothringen oder Belgien, die Gebiete der Friesen und der Sachsen vom Rhein bis zur Elbe und die der baltischen Slawen oder der Wenden von der Elbe und Saale bis zur Oder.

In diese vier Regionen oder Terrassen des Alpenlandes, des Ta-

fellandes, des Berglandes und des Flachlandes mit der vierfachen Classe von Strömen gliedert sich das mittlere West-Europa und auch der Boden Deutschlands. Dazu kommt aber zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit noch eine fünfte Classe von Strömen, wenn schon mit keinem individuell geschiedenen Gebiete. Dies sind die durchbrechenden Strom-Systeme, welcher Name ihren Charakter am besten bezeichnet und sie von der Natur der übrigen Ströme unterscheidet. Denn der große Halbkreis von Gebirgs-Landschaften des mittlern West-Europa wird durch zwei große Stromthäler von eigenthümlicher Art durchbrochen und dadurch das ganze Gebiet in drei große natürliche Reviere getheilt, in ein westliches, mittleres und östliches.

Diese natürliche Scheidung geschieht durch die beiden durchbrechenden Tiefthäler des Rheins und der Elbe. Beide unterscheiden sich von allen andern nordwärts fließenden Strömen charakteristisch dadurch, daß sie zunächst zwei große selbständige Stromgebiete Europa's bilden, und dann, daß sie dem innern Kranze des großen Gebirgsbaues entquillen. Der Rhein ist von beiden offenbar der bedeutendere Strom, weil er den Alpen, dem Kern von ganz West-Europa entströmt und von da aus alle übrigen gegen Norden vorgelagerten Naturformen durchbricht, während die Elbe nur aus dem deutschen Mittelgebirgs-System oder aus dem Bergkessel des Böhmer-Landes hervorkommt. Beide durchschneiden den großen Gebirgs-Halbkreis, der sich ihnen dammartig in dem mittlern Deutschland entgegensetzt. An diesen Stellen verschwindet nun auf einige Zeit der sonst milde Charakter der Thalbildung der beiden Strom-Systeme, dort zeigen sich enge Schluchten, wilde Stromengen und tiefe Thalspalten. Es tritt dort zum letzten Male die Felsbildung des Hochgebirges auf, und zwar dicht an der Gränze der großen Niederung.

So zeigt sich der Durchbruch des Rheins auf die großartigste Weise bei Bingen im Rheingau bis nach Coblenz hinab und wiederum von Andernach bis nach Bonn, und so zeigt sich der Durchbruch der Elbe bei Lowositz in Böhmen unterhalb Leitmeritz bis nach Pirna und Meißen. Daher sind diese Stellen an der Grenze des nördlichen Tieflandes die romantischen Stromgegenden Deutschlands bei einer sonst milden Umgebung der Landschaft. Es sind am Rhein die weinreichen Rheingaue von Mainz bis nach Köln, und an der Elbe die sogenannte sächsische Schweiz, das obst- und weinreiche Meißner Hochland. Nur der Rhein und die Elbe haben diese Natur, welche ihrer Thalbildung einen eigenthümlichen Charakter mittheilt.

Der Rhein, welcher die Mitte Germaniens durchströmt, zeigt diese Natur in dem großartigsten Maßstabe und ist schon durch seine Naturverhältnisse der merkwürdigste, wie durch seine historischen Verhältnisse der wichtigste Fluß von ganz Europa. Die Elbe, welche die Wiederholung dieser Naturbildung in einem etwas kleinern Maßstabe zeigt, liegt schon an der Ostgränze des eigentlichen Germaniens und scheidet den classischen Boden Deutschlands von dem slawischen oder wendischen

Deutschland, wo sich das Gebiet der wendischen Marken in dem heutigen Sachsen (dem alten Meißen) und in Brandenburg befindet. Beide Ströme bilden aber die Haupt-Bollwerke für die Sicherheit Deutschlands gegen alle von Westen und Osten andringenden Feinde, von wo stets seit den Zeiten der Römer an die Angriffe auf die Freiheit Deutschlands von außerhalb gekommen sind. Denn beide Flüsse sind nicht zu umgehen, sondern müssen mit gewaffneter Hand überschritten werden.

Nur zwei andere mehr untergeordnete Flüsse zeigen noch das Ansetzen einer ähnlichen Bildung, was aber darum auch von keiner historischen Bedeutung geworden ist. So die Weser bei ihrem Durchbruche durch die westfälische Pforte oberhalb Minden. Dann aber zeigt sich kaum noch bemerkbar das Ansetzen einer solchen Bildung in der Maas auf der Westseite des Rheins bei ihrem Durchbruche durch das Ardenner-Waldgebirge oberhalb Namur auf der Naturgrenze zwischen Frankreich und den deutschen Niederlanden oder Belgien.

Die vielbedauerte und doch so zäh festgehaltene politische Zerspaltung Deutschlands ist keineswegs ausschießlich durch historische, sondern wesentlich auch durch geographische, durch Verhältnisse der Lage und der Landes-Physik begründet worden. Uns fehlt eine leicht zu vertheidigende, schwer zu nehmende und zu einem politischen Mittelpunkte vortheilhaft gelegene Central-Hochfläche, etwa wie Spanien sie hat; oder ein überwiegend großes, centralisirendes Becken an einem ganz deutschen Hauptflusse, etwa wie das weite Becken der Seine oder der Themse, statt dessen wir viele kleine haben. Dieser Mangel, dann der Mangel an Natur-Einheit eines geographisch abgeschlossenen Ganzen, die nach mehreren Seiten offene Lage war durchaus nicht geeignet, derartig, wie in allen anderen germanischen und in den größeren romanischen Staaten-Territorien, das Streben nach Centralisation der Staatsgewalt und die Ausbildung einer das ganze einige Deutschland beherrschenden Hauptstadt zu unterstützen. Vielmehr hat jene Eigenthümlichkeit und jene ungemeine Mannichfaltigkeit der Bodengestaltung und des inneren Baues derselben, jene in der Bodenplastik sich aussprechende vielfältige Individualisirung der Locale eine ähnliche Mannichfaltigkeit der Bevölkerung, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Industriezweige, eine vielfältige geistige Durchbildung hervorrufen und entwickeln helfen. Um so leichter konnte bei dem uralten geschichtlichen Zuge unseres Volkes nach Selbständigkeit und Sonderung der Stämme und bei der dadurch geförderten politischen Werdelust einzelner Perioden eine ähnliche Mannichfaltigkeit der Staaten und staatlichen Einrichtungen entstehen.

Diese, nicht ohne Mitwirkung der Lage und Bodenplastik entstandene Vielheit und Mannichfaltigkeit deutscher Staaten mußte, besonders bei der unseren Stämmen eigenthümlichen Sprödigkeit ihres Wesens, die geistige Bildung noch mehr vermannichfachen und erweitern. Die Gefahr einer einseitigen Abhängigkeit von einer Alles beherrschenden einzigen Haupt- und Residenzstadt konnte nicht entstehen; vielmehr wurde der Blick nach

verschiedenen größeren oder kleineren Centralpunkten hingezogen, die als befruchtende Vorbilder, jedes in seiner Art, durch schöpferische Strebsamkeit glänzten und dem großen Ganzen des Vaterlandes ihre Gaben darboten. Wieviel des Fördersamen für den universalen Geist der deutschen Literatur ist nicht z. B. aus dem kleinen Weimar seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen?

Wie in der Literatur, so ward auch in anderen hochwichtigen Interessen, z. B. auf dem kirchlichen, politischen, mercantilen Gebiete, einer ausschließlichen Vereinigung der Lebenskräfte auf einen Punkt vorgebeugt. Industrie und Handel fanden an verschiedenen Gebieten, an einer größeren Anzahl von Meß- und Stapelplätzen einen Anhalt, und in unserem Jahrhunderte ist gleichzeitig mit der immer mehr durchdringenden Ansicht, daß die Handelsinteressen aller Gebiete Deutschlands zu aller Nutzen vereinigt werden können, auch bereits auf den Wegen des Verkehrs in immer großartigerem Maßstabe das Mittel in Anwendung gekommen, das einer wahrhaften Einigung des gemeinsamen Vaterlandes in die Hände arbeitet. Besonders durch die Eisenbahnen, die sich mehr und mehr netzartig über Deutschland auszubreiten begonnen haben, wird für dasselbe nicht bloß die Aenderung, die auch anderen Staats-Territorien zu Gute kommt, nämlich nicht bloß gewissermaßen eine Verkürzung der Entfernungslinien seiner einzelnen Theile von einander und dadurch eine Zusammenschiebung und vielfachere Durchdringung des Ganzen erwirkt, sondern es wird zweifelsohne auch in Beziehung auf Nationalbewußtsein und Nationaleinheit ein ausgleichender Einfluß geübt werden.

---

93. Deutschlands Natur *).

(Nach Heinrich Luden, deutsche Geschichte.)

Die weiten Fluren, die sich, mannichfaltig durchschnitten, von den höchsten Alpen über dem mittelländischen und dem adriatischen Meere, in unbestimmten Grenzen, westlich an den Ufern der Maas und Schelde hinab bis zur Nordsee hinbreiten, und östlich von der March hinüber zur Oder bis zu dem Ausflusse der Weichsel, nennen wir Deutschland.

Dieses Land, in dieser Ausdehnung, gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe.

Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechselung, die reichste Mannichfaltigkeit, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des

*) Vgl. E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, S. 348–50.

Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Hier scheint sich die Zeugungskraft gesammelt zu haben, die dort versagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude belebt und menschlichem Fleiße nichts gewährend, als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abgänge und Hügel hinweg, welche den köstlichsten Wein erzeugen, die Freude des Menschen, in der Ferne, wie in der Nähe gesucht und gewünscht von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Thier schreckt, kein giftiges Gewürm droht, kein häßliches Ungeziefer quält. Aber Ueberfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zweck und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst, der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt, das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

---

94. Deutschland's Gewässer im Allgemeinen.

(Nach W. H. Riehl, Land und Leute.)

Das deutsche Tiefland ist vorwiegend Küstenland und schon hierdurch ganz besonders berufen zu Schifffahrt und Handel. Aber auch die Flußgänge bilden hier große, schiffbare Wasserstraßen. Fast in Parallellinien ziehen Niederrhein, Ems, Weser, Oder und Weichsel in ruhigem

Strom und festen Bahnen dem Meere zu. Eine Flußschifffahrtslinie von mehr als 600 Meilen Länge erstreckt sich tief in's Land hinein. Hier also fand ein Handelsvolk den bereiteten Boden. Dagegen haben die Gewässer dieser Tiefebene sehr wenig Gefälle. Dies hinderte die massenhafte und allgemeine Entwickelung der Industrie. Dafür spricht schon die Geschichte der ältesten industriellen Anlagen: der Mühlen. Jahrhunderte lang hatte Mittel- und Oberdeutschland bereits Wassermühlen besessen, bevor man im norddeutschen Küstenlande den großen Fortschritt von der Handmühle zur Windmühle machte. Erst in der modernen Zeit beginnt die Kraft des Dampfes hier ausgleichend zu wirken.

Das mittelgebirgige Deutschland zeigt ein ganz anderes hydrographisches Bild. Hier ist ein nach allen Winden ausstrahlendes Netz von Flüssen und Bächen. Schifffahrt und Industrie theilen sich in die Benutzung dieser Wassergefälle. Namentlich aber ließen die zahllosen, überallhin verbreiteten, kleinen und doch nutzbaren Wasserkräfte eine beispiellose Mannichfaltigkeit der industriellen Entwickelung zu. Am Rande des mitteldeutschen Bergwalles lagern die großen Steinkohlenschätze der Saar und Ruhr, der Eifel, des Thüringer Waldes, des Erzgebirges und Riesengebirges. Als Vorposten Mitteldeutschlands schiebt sich, auf diese Kohlenschätze gegründet, die Maschinenindustrie im Nordwesten weit ins Flachland vor. Während die Parallellinien der großen Ströme das norddeutsche Tiefland zu großen Massen concentriren, wird das mittelgebirgige Deutschland durch die planlos gekreuzten Thal- und Flußlinien zerstückt. Elbe und Rhein durchbrechen den ganzen Gebirgswall, Donau-, Rhein- und Elbegebiet zieht gegeneinander und verschlingt sich ineinander. Darum sind hier jene berühmten Dachtraufen zu finden, von welchen das Regenwasser nach zweien Meeren abläuft, und die Bergköpfe, von welchen man in acht bis zehn deutsche Staaten hineinschauen kann.

Das hochgebirgige Deutschland läßt wiederum eine dem Norden verwandte Symmetrie in der Führung der Flußlinien erkennen. Hier gibt es wieder eine einigende Haupt-Wasserstraße: die Donau. Fast in Parallelzügen fallen ihr die meisten größeren Alpenströme zu. Aber die meisten dieser wilden, verheerenden Alpengewässer taugen weder zur Schifffahrt noch zu industriellen Zwecken. Sie verbinden die Gaue nicht, sondern schließen das Land in großen Massen ab. Die langsame Entwickelung, das reine Bauernleben zahlreicher Landstriche ist hier schon durch Berg und Fluß bedingt. Dagegen zieht im Südosten die Industrie in breiter, reicher Entfaltung durch Böhmen aus Mitteldeutschland herüber nach Oesterreich und bildet hier eine Enclave, die wie ein Gegenbild zu den westfälisch-niederrheinischen Industriezweigen am Saume der nordwestdeutschen Tiefebene erscheint.

95. Die Deutschen *).

(Nach A. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, und W. H. Riehl, Land und Leute.)

So wie kein anderes europäisches Land in seiner Bodenplastik einen häufigeren und größeren Wechsel und Reichthum der Formen aufweisen kann: so ist auch dem Volke in Betreff seines Charakters eine Mannichfaltigkeit, eine Vielseitigkeit verliehen worden, welche überrascht, ein Reichthum des Gepräges, der nirgend übertroffen wird. Wie mannichfaltig indeß und verschieden die Abschattungen des deutschen National-Charakters erscheinen mögen, so behaupten sie doch alle, dem Auslande gegenüber, einen ganz eigenthümlichen Grundton, der, begründet in der dem deutschen Volke ursprünglich mitgegebenen, durch physische Einflüsse und historische Verhältnisse mannichfach gemodelten, nimmer aber ganz verwischten Seelenstimmung, jede Lebensrichtung durchdringt, jede Lebensform gestaltet, der das ganze nationelle Sein und Handeln bedingt, zugleich aber — im Wechselverkehr — durch dasselbe neue Lebenskraft, neue Formen und Farben gewinnt, gleich wie der Wald durch seine eigenen Schatten, oder wie das Meer durch seinen Wolkenhimmel.

Diese nationelle Ausprägung des Charakters spricht sich aus in der Gestaltung des häuslichen und geselligen, bürgerlichen und politischen, sittlichen und religiösen Lebens der Deutschen. — Vorzugsweise aber ist ihre, zum Theil wenigstens durch die heimathliche Natur bedingte, häusliche Existenz für die Auffassung der nationellen Eigenthümlichkeiten von großer Bedeutung. — Auf ein häusliches Dasein ist der Deutsche durch die äußere Natur seines Landes, wie durch die innere Stimmung seiner Seele hingewiesen.

Den Deutschen verweisen seine rauhen Wintermonate, seine schaurigen Herbst- und Frühlingstage, selbst die Unbeständigkeit seines Sommers unter ein schirmendes Dach, in ein fest verschlossenes Haus, an den warmen Ofen, in die behagliche heimische Stille des Zimmers, in den traulichen Kreis seiner Familie. Es ist wohl zu begreifen, wie Nothwendigkeit und Gewöhnung ihn da einen großen Theil seiner irdischen Glückseligkeit finden ließen, wo Andere nur eine traurige Beschränkung sehen. Aber es ist schwerer zu sagen, ob jene klimatische Nothwendigkeit die alleinige Ursache dieser Beschränkung, oder ob die letztere nicht zugleich hervorgegangen ist aus einer nationellen Vorliebe für jenes patriarchalische Stillleben, für jene strengere Abgeschlossenheit der Existenz, die sich überall findet, wo eine starke Ausprägung der Individualität, wo eine tiefere Auffassung des Lebens eine gewisse Beschaulichkeit und die davon unzertrennliche Zurückgezogenheit des Daseins

*) Vgl. das Urtheil eines Ausländers in Fr. v. Rougemont, Geographie des Menschen, übersetzt von Ch. G. Hegendubel, II. S. 20—28.

wünschenswerth, ja, nothwendig macht. — So viel scheint gewiß, daß dieser Sinn für den Reiz häuslicher Freuden keineswegs bei allen nordischen Nationen, bei keiner aber in höherem Grade gefunden wird, als bei der deutschen.

Diese Vorliebe muß ein Vorzug genannt werden, weil sie eine lange Reihe der trefflichsten Eigenschaften in ihrem Gefolge hat. Denn in der engen Atmosphäre seiner Häuslichkeit gedeihen alle jene stillen Tugenden, welche den Deutschen zu einem fleißigen, ordentlichen Haushalter, trefflichen Vater und treuen Ehegatten machen. In dem innigen Verkehr des traulichen Familienkreises entfaltet sich vorzugsweise jene ächt vaterländische Blume, die er selbst „Gemüth" nennt, die andere Nationen aber zum Theil weder würdigen, noch begreifen, ja, kaum zu bezeichnen wissen. An seinem friedlichen Heerde erwächs't jene unergründliche deutsche Gutmüthigkeit und kindliche Herzensfreundlichkeit, die den Fremden häufig für kindische Einfalt gilt. In dem stillen Zimmer gewinnt er jene Vorliebe für eine beschauliche Betrachtung des Lebens, welche ihm, leichter als anderen, hinweghilft über die Eitelkeit der Dinge dieser Welt, welche ihm eine andere erschließt, die er mit seinen Reflexionen erfüllt und mit selbstgeschaffenen Idealen bevölkert; — erlangt er jene Stille der Seele, welche die deutsche Nation zu einem „Volke von Denkern" gemacht und sie mit einer Mannichfaltigkeit, mit einer Allseitigkeit der Erkenntniß, mit einem Reichthum philosophischer Weltanschauung ausgestattet hat, wie keine andere; — jene edle Pietät, die Mutter der Freundes- und Liebestreue, der Familien- und Unterthanenliebe, der Biederkeit in Wort und That, — und zugleich jene duft- und klangreiche Lyrik des Daseins, welche sich in der deutschen Poesie und Kunst, in der ganzen Literatur, ja, in der Geschichte des Volkes selbst wiederspiegelt.

Durch die glückliche Physik seines Vaterlandes, durch die Lage und Weltstellung desselben, durch eine unübertroffene Geistesreife und Geistestiefe, durch einen von harten Gewöhnungen und Entbehrungen, von günstigen Natur-Anlagen und mehr noch von mächtigen moralischen Impulsen getragenen Kriegsmuth berufen, den politischen Schwerpunkt des europäischen Lebens zu bilden, ist der Deutsche dennoch bisher oft nur ein Spielball in den Händen seiner gewandteren und thatkräftigeren Nachbarn gewesen, und oft hat er sich begnügt, an dem Kampfe um Weltfragen nur als leidender Zuschauer Theil zu nehmen. In seine Geistesarbeit versenkt, über Philosophemen und Theoremen brütend, im innerlichen Ringen um die Lösung der heiligsten und höchsten Fragen der menschlichen Existenz, hat er oft, dem Handeln scheinbar entfremdet, den Druck des Auslandes vergessen, und nur von Zeit zu Zeit, wie ein aus tiefem Traume erwachender Riese, die um ihn gelegten Fesseln heftig abgeschüttelt, aber durch sein allseitiges geistiges Streben und inneres Kämpfen fast unbewußt die höchsten und reinsten Interessen der Menschheit in Wahrheit mehr gefördert, als irgend eine andere Nation.

Wie man absolute und relative Oedungen unterscheidet, Landstrecken,

die überhaupt nichts Nutzbares produciren können, und Striche, die einstweilen noch wenig oder nichts produciren, so gibt es auch Gegenden, die für immer nur eine ganz magere Bevölkerung besitzen werden, und solche, die aus historischen Gründen einstweilen noch dünn bevölkert sind.

Absolut volksleere Gegenden fallen bei uns mit den absoluten Oedungen zusammen: sie gehören dem Hochgebirg, den culturunfähigen Geröll- und Sandwüsten des Südens und Nordens an. Im mittelgebirgigen Deutschland finden wir auf den wasserarmen Flächen der Jura-Kalkgebirge, auf den Haiden des westlichen Basalt-Gebirgsgürtels u. s. w. Landstriche, die zur Zeit nur eine dünne Bevölkerung ernähren, früher dagegen theilweise schon weit dichter bevölkert waren und überhaupt zu einer dichteren Bevölkerung durchaus nicht absolut ungeeignet sind. Mitteldeutschland ist überall fähig einer dichten und dichtesten Bevölkerung, Nord- und Süddeutschland nicht überall.

Mitteldeutschland besitzt aber auch jetzt schon im Großen und Ganzen weitaus die dichteste relative Bevölkerung. Abgesehen von den überall am stärksten bevölkerten Gebieten der großen Städte, zeigen die an der Schwelle des Mittelgebirges gelegenen Industrie-Bezirke bei Düsseldorf, dann einige mittelrheinische und obersächsische Striche, namentlich Rhein-Hessen und der Kreis von Zwickau, die stärkste Bevölkerung. Hier wohnen zwischen 9- bis 10,000 Menschen auf der Geviertmeile. Das Königreich Sachsen hat überhaupt die Durchschnittszahl von mehr als 7000 Bewohnern auf die Quadratmeile. In Hessen, der Rheinpfalz, Rheinpreußen, Baden, Württemberg und den thüringischen Landen geht diese mittlere Zahl durchaus über 5000. In Böhmen und Oesterreichisch-Schlesien sinkt sie schon auf 5000 herab, in Alt-Baiern auf 2000 bis 2500, in Salzburg, Tirol und Kärnthen auf 1100 bis 1700; desgleichen in Oldenburg, Hannover, Mecklenburg und den nördlichen und östlichen preußischen Regierungsbezirken auf 1800 bis 2800. So erhalten die Hauptstaaten der norddeutschen Tiefebene und der südlichen Hochgebirgszone, Preußen, Oesterreich und Baiern, obgleich sie theilweise bedeutend in reich bevölkertes Mittel-Gebirgsland hinübergreifen, doch nur eine Durchschnittsziffer von 3- bis 4000 Köpfen auf die Geviertmeile, während diese Zahl bei den mitteldeutschen Staaten 5000 übersteigt. In der niedrigsten Ziffer trifft hier wieder der äußerste Norden mit dem äußersten Süden zusammen, indem in einigen westpreußischen und pommer'schen Bezirken, wie in einigen Gegenden Tirols, nur 800 bis 1000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen.

---

96. Die Donau im Vergleich zum Rhein.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Die Ebenen und Hügel, welche sich vor den Hochgebirgen Tirols und Oesterreichs im Norden ausbreiten, durchfließt und begrenzt die

Donau. Wenn der Rhein, gleich einem kühnen, unternehmenden Jüngling, bald die Heimath verläßt, um zwischen fremden Bergen, auf fremden Fluren seine Kraft zu versuchen, Gaben zu bringen und zu empfangen, so weicht die Donau nicht von ihren Alpen, so lang sie noch einen ihrer letzten Ausläufer zu umspülen findet. Als nasser Graben vor dem Wall des Gebirges schirmte auch sie einst die Grenzen der römischen Provinz, die Grenzen der Culturwelt. War aber der Rhein durch die Richtung seines Laufes bestimmt, ein Strom der Grenze, des Uebergangs für alle Zeiten zu bleiben, so wurden die Ufer der Donau eine Wanderstraße, ein Land des Durchzugs. Hinter dem Rhein breitet sich ein großes offenes Land aus, von Meeren und Hochgebirgen beschützt; im Süden der Donau nur eine lange, schmale Ebene, durch die Alpen von Italien getrennt, der Selbständigkeit unfähig. Wurden auch die Ufer des Rheins von den einbrechenden Barbaren fast eben so arg verwüstet, wie die der Donau, so waren sie doch seit der Gründung des fränkischen Reiches ein befriedetes Gebiet; noch oft genug der Schauplatz blutiger Fehden, aber niemals wieder von zermalmenden, vernichtenden Völkerfluten überschwemmt. Die Raubzüge der Normannen trafen allerdings auch das rheinische Land, aber vorübergehend; an der Donau haus'ten Avaren und Magyaren Jahrhunderte lang; und was hatten die östlichen Gegenden nicht noch in späten Zeiten von Ungarn, Cumanen, Türken zu erleiden! Der Rhein hat ein halbes Jahrtausend der Ruhe, der Cultur, des im Ganzen ununterbrochenen Fortschrittes vor der Donau voraus. — Die Spuren der Verheerung sind an der Donau lang verwischt; aber viel zahlreichere und in frühere Zeiten hinaufreichende Denkmale der Kunst zeugen an den Ufern des Rheines von älterer, ungestörter Blüthe.

Vom Fuß des Schwarzwaldes bis zu den Vorhöhen des Böhmerwaldes fließt die Donau am Saum einer weiten einförmigen Ebene, zwischen sumpfigen Niederungen, an ihrem linken Ufer von einem Hügelzug begleitet, der sich nicht hoch, und selten steil über ihren Spiegel erhebt. Dann windet sie sich bald in engen Felsschluchten durch Granitberge, welche von Böhmen und Mähren herab den Vorhügeln der Alpen entgegen kommen, bald durchfließt sie reiche Ebenen in breitem Bett, mit zahlreichen Armen. Hier beginnt Weinbau, zugleich andere südlichere Culturen. Wenn der Fall des Rheins klimatisch durch nördlichere Breite ausgeglichen und endlich weit überwogen wird, so strömt die Donau, von den baierischen Hochebenen hinab, immer milderen Regionen zu, in Deutschland und jenseits seiner Grenzen. Wo sie zwischen Waldbergen über Granitblöcke hinrauscht, erinnert sie an den Rhein zwischen Bingen und Bonn. An Wasserfülle wird sie erst da dem Rhein vergleichbar, wo der Inn, viel breiter und wasserreicher als der namengebende Strom selber, im Innern der Berge mit ihr zusammenfließt und sie an das linke Ufer drängt. Wie der Neckar bei Heidelberg, so scheint auch der Inn bei Passau, dem Landschaftsmaler zu Liebe, eine Felsenge der Ebene vorzuziehen. Grünere, mehr be-

waldete Berghänge verrathen an der Donau ein dem Weinbau minder günstiges Klima und eine jüngere Cultur, als am Rhein. Auch die Schifffahrt ist noch in ihrer Kindheit.

---

97. Weltstellung der oberen Donau.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet als irgend ein anderes großes Flußsystem Europa's. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzungen in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpathen, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im Ganzen kann man also die Donau als ein in hohem Grade isolirtes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Oeffnungen und Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen, und die der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher passirten zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handelszüge und Karawanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Producte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hinderniß abgibt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rheines statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Canäle, zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenlied hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hülfe des Mains, des Rheins, der Straßen und Canäle stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem anderen großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung wie zum Rhein. Ueber den Rhein hinüber weis't die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend, kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Industrieproducte Oesterreichs nehmen längs der Donau hinauf denselben Weg über den Rhein nach Frankreich hinein. Ein Seitenzweig dieses Weges zieht sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura in die Schweiz. Auf

diese Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, warfen sich die Alemannen, in Helvetien einbrechend; vom Bodensee her drangen die Römer in's obere Donaugebiet ein. Jetzt legen sich die Hauptlinien der Donau-Eisenbahnen in diese Richtung.

Nirgends greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutschland als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem Ausgangspunkte des ganzen Verkehrs von Mitteldeutschland mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Osten von Regensburg nähert sich dann die Elbe vermittelst des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Passau, von Linz, von Wien aus gibt es nahe und kurze Uebergänge ins obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen.

Mit der Morawa (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Morawabecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den hohen Karpathen (dem Tatra), dem Riesengebirge und den Sudeten flacht sich hier das „Gesenke" ab. Es ist hier eines der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt an der Mündung der Morawa, ein Handelsweg (unter Anderem auch eine Bernsteinstraße) zur Donau durch. Hieher kamen die nordischen Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von Vindobona (Wien) aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Eine Zeit lang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Hauptdonaustaate (Oesterreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel, und ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am baltischen Meere.

Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden als an irgend einem Theile ihres Gebietes. Der bequemen Uebergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige, der Paß von Worms zur Adda, der Paß des Brenner zur Etsch u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist aus Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante, nach Aegypten. In Verbindung mit dem mittelländischen und dem rothen Meere gibt er einen Theil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem productenreichen Indien und dem bedürfnißreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donaunebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm

vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittlung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Haupthandelsstädte der adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen ins mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Österreicher zum adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten.

98. Die baierische Hochebene.

(Nach W. H. Riehl, Land und Leute.)

Das hohe, rauhe Tafelland des südlichen Baiern bildet die Riesenbrücke zwischen den Alpen und unsern binnenländischen Mittelgebirgen. Nur Hügel, namenlose Hügel, keine Berge beleben die ungeheure Fläche. Jeder Fernblick gegen Süden wird begrenzt durch die am Horizonte verschwimmenden Bergspitzen der Voralpen. Die ewigen Alpen, das Sinnbild der Stätigkeit in der Natur gleich dem ewigen Meer, schauen als Herrscher und Hüter über das ganze weite Land. Zahlreiche kleinere Flüsse schießen von denselben in reißendem Laufe die steil geneigte Hochfläche hinab der Donau zu, aber kein größerer Strom gliedert das Land. Ufer und Wasserlauf gleichen sich täuschend bei fast allen diesen Gewässern, die meisten strömen in gleicher Linie von Südwest nach Nordost.

Die größeren Flüsse dieser Hochflächen haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme auseinander, und nehmen mit nutzlosen Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwassern, kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechts wegen gebührte. In diesen schwer zugänglichen Flußauen herrscht oft noch Urwildniß. Denn es sind diese Flüsse noch nicht Knechte der Civilisation, sondern wilde Feinde derselben. Sie hemmen den Verkehr, statt ihn zu beleben. Die menschliche Ansiedelung hat sich nicht an ihren Ufern concentrirt, sie ist ihnen vielmehr möglichst weit ausgewichen. Die Anschwemmungen, welche das Hochwasser heuer geschaffen, werden im nächsten Jahre wieder verschlungen von den tobenden

Fluten. Vielleicht zeigen sie nur in einer einzigen regnerischen Sommerwoche ihre volle jähe Zerstörungswuth, aber ein paar Stunden genügen dann, um den Acker, welchen man jahrelang mühselig dem Elemente abgetrotzt, in eine für immer zur Cultur unfähige Geröllbank zu verwandeln. In der Meringer Au am Lech lag das uralte Schloß Gunzenlech, ein Bau von fabelhafter Größe und Herrlichkeit, in welchem die alten baierischen Herzoge ihre stolzesten Feste feierten — es ist im Lech versunken, und nicht bloß das Schloß, auch der Boden, auf dem es mit seinen weitberühmten Prunkgärten gestanden, und Keiner weiß mehr seine Stätte.

Uebermäßig breite Strombette, weitgedehnte, unfruchtbare Alluvionen, große Moorflächen, in denen noch vereinzelte Colonisten wohnen neben den kleinen Dörfern, ansehnliche Seen und Weiher, zahllose Hügelgruppen, die einander folgen und sich gleichen wie eine Wasserwoge der anderen, darüber ein Himmelsgewölbe, welches südwärts von den Alpen aufsteigt, um im Norden weit über die Donau hinaus im Frankenlande sich wieder auf der Grundlinie des Erdkreises niederzulassen. Diese breite Physiognomie sitzt dann auch den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Todten oft auffallend weit auseinander gebettet. Ueberall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine verdoppelte Bevölkerung.

In der Mitte Deutschlands, im individualisirten Lande, spielt der vorzugsweise romantische Theil unserer Geschichte. Dort ragen auch unsere schönsten Burgen, der reichste Kranz von dichterisch schönen Städtetrümmern und Kirchen- und Klosterruinen. Viel grimmigere Volksschlachten wurden aber im Nordosten und im Süden geschlagen; an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenhorden. Die südbaierische Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam ein großes Schlachtfeld gewesen. Hier prallten die Massen auf einander, wenn im individualisirten Mitteldeutschland die Individuen zusammenstießen. Und doch sind unsere nordöstlichen Grenzmarken gleich den Hochflächen des Südens arm an augenfälligen historischen Trümmern. Die zahlreichen Burgen des linken Lechufers sind fast alle bis auf die Grundmauern weggetilgt. Mehr als bloßer Zufall aber ist es, daß in den Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen ist, während in den von monumentalen Trümmern so arg entblößten großen Landstrichen des Südens und Nordens das lebende Denkmal der historischen Einrichtungen und Sitten am festesten sich erhalten hat.

Alles südlich der Donau gelegene baierische Land gliedert sich für unsere Anschauungsweise nur in zwei große Hauptmassen. Seit uralten Tagen macht hier der Lech den Satz zu Schanden, daß die Flüsse nicht

trennende Grenzlinien, sondern Verbindungslinien der Ufervölker seien. Und nicht bloß Südbaiern theilt sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in zwei große Gruppen, sondern alle südlich der Donau gelegenen deutschen Gaue in eine schwäbische und eine baierisch-österreichische Hälfte. Der Charakter des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entsprechenden Gegensatz, und doch hält der schmale Wasserstreif so scharfe Gegensätze im Volkscharakter mit der Genauigkeit einer mathematischen Linie auseinander. Er ist merkwürdiger Weise eine Völkerscheide, ohne zugleich eine Landesscheide zu sein. Lediglich in der äußeren Figuration des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Vertheidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donauthales einflutende Heer. Und so ward der natürliche Vertheidigungsgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volksthumes auseinander gehen.

Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseintheilung des Reiches, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als größtentheils trefflich begründet auf die natürlichen Länder- und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Baiern und Schwaben streng an den großen strategischen Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

---

99. München*).

(Nach Karl von Hailbronner, Cartons.)

Keine Stadt hat in so kurzer Zeitfrist eine solche mächtige und glänzende Metamorphose erfahren, und wie auch Albions unermeßliche Metropolis in allen Bauweisen neue Paläste und Tempel aufhäuft, im Verhältniß zur Größe ist sie von dem jungen München durch feinen Geschmack und tiefeindringenden Kunstgeist weit überboten. München ist in diesem Augenblick ohne Rival in der Welt, und das Gepräge wahrer Kunstweihe ist unverkennbar auf seine schöne Stirne gedrückt.

München verherrlichte sich zu allen Zeiten durch den Kunstsinn seiner Fürsten, allein während wir für jede große Schöpfung ein Jahrhundert verwendet sehen, genügte das letzte Jahrzehend, um Baudenkmale hervorzurufen, die alles Bestandene an Schönheit weit überbieten, und an Dauer ihnen nicht nachzustehen versprechen.

Wo ist der Monarch Europa's, der ein Schloß aufzuweisen hätte,

*) Die in dieser im Jahre 1837 herausgegebenen Beschreibung als im Entstehen dargestellten Werke sind schon seit mehreren Jahren vollendet, und andere noch nicht erwähnte, wie die neue Pinakothek, der Triumphbogen am Ende der Ludwigsstraße u. s. w. hinzugekommen. Die ebenfalls vollendete Basilica des h. Bonifacius würde in einer Beschreibung vom heutigen Standpunkte aus eine viel bedeutendere Stelle einnehmen.

wie der Königsbau in München? Was ist die berühmte Christiansburg in Kopenhagen, was das Schloß in Stockholm, was selbst der Vatican gegen die alle ihre Schönheiten in sich schließende Münchner Residenz? Alle Künste reichen sich in diesem großen Bau die Hände, um das Vollendetste zu schaffen, was wahrer Geschmack, vereint mit tiefer historischer und artistischer Kenntniß aus allen Fächern der Plastik, der Freske, der Enkaustik zu ziehen vermögen.

Von hier drängt sich nun in der an schönen Wohnhäusern so mannichfaltigen breiten Ludwigsstraße ein Bauwerk Gärtner's nach dem andern dem grandiosen Schluß dieser Straße zu, die wohl eine der schönsten Europa's werden dürfte. Die Gebäude Gärtner's zeichnen sich vor allen Münchens durch ihre dominirende Stellung, edle Einfachheit und besonders durch herrliche Portale aus, und über sie ist durchgehends der Hauch der Originalität verbreitet. Diese spricht sich am entschiedensten in der dem kolossalen hufeisenförmigen Universitätsgebäude gegenüberstehenden Ludwigskirche aus, deren ganz eigen gedachte Thürme, das anhängende Priesterhaus und die sie verbindenden Arkaden einer wahrhaft kühnen Idee entsprungen sind.

Und in dieser prächtigen Kathedrale hat der große Cornelius sein Weltgericht zu malen begonnen, dessen Cartons schon Rom entzückten, und bereits strahlt uns der Richter aller Welten und die Heiligen und die Engel als Repräsentanten des allgemeinen christlichen Glaubens in überirdischem Schimmer aus den lichten Höhen des Chors entgegen.

Weit ab vom Getümmel des lauten Marktes, auf reizenden Wiesplätzen und von duftenden Büschen umgeben, erheben sich in lautloser Stille die Tempel der Kunst, die allein schon hinreichend sind, um den Fremden aus allen Fernen nach München zu ziehen, das seine schönen Musenhallen als Vorposten hinausgestellt, das schönste Bollwerk der civilisirten Welt. Ohne Wache, ohne Schutz, dem Eintritt des Armen wie des Reichen offen, steht sie da, die weiße Marmorburg, einfach, glänzend von dem alten Gestein, gleich einer reizenden Grazienstatue des Alterthums. Und wie auch der Vatican ihren Inhalt an Reichthum antiker Sculptur überbietet, die Glyptothek übertrifft ihn weit an chronologischer Ordnung, an weiser Eintheilung und Aufstellung, die aus ihr ein Studium der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker des Alterthums bilden.

Und fern von der Ueberladung gewöhnlicher Bildergalerieen, von denen man so oft die größere Hälfte wegwünschen möchte, um nur den Kern des wahrhaft Schönen allein zu genießen, schließt die köstliche Pinakothek einen von tiefer Sachkenntniß ausgewählten Schatz von Bildern in sich, die den Künstler entzücken und belehren, und unter denen der Laie, seinen Geschmack übend, in der behaglichen Ueberzeugung umherwandert, nur den Schöpfungen großer Meister zu begegnen. Mit heiligem Schauer schreitet man durch diese großen, ohne Uebermaß mit Pracht und Glanz umgebenen Gemächer, in denen dreizehnhundert Werke unsterblicher Meister mit sinniger Berechnung aufgestellt sind,

und was wir in jedem einzelnen Raume bewundern, es sind stets die Geister der abgeschiedenen, durch Einen Sinn und Eine Zeit verwandten Heroen, die uns umschweben, und deren Werke die Epoche ihrer Zeiten und ihrer Kunstgeschichte vor uns heraufbeschwören. Welche hehre Erinnerungen sich im Kunstfreund an die Galerieen Roms und Florenz reihen, was man immer im Louvre, in der Londoner Nationalgalerie und den großen englischen Sammlungen gesehen, die Pinakothek steht einzig da durch Geschmack, Eintheilung, Beleuchtung und Inhalt. Nur dem Geisterbunde zweier Männer wie Klenze und Dillis konnte eine solche Riesenaufgabe gelingen, die ewig als Modell der vollendetsten Gemäldeaufstellung dienen wird.

Wie aber der unsterbliche Pinsel des Cornelius sich in dem Götter- und trojanischen Saale der Glyptothek durch die ersten großen Wandgemälde in Deutschland verewigt, so sehen wir den herrlichen Zimmermann unermüdlich an den Fresken des Corridors beschäftigt, der parallel die ganze Pinakothek durchschneidet, und aus welchem Thüren in die großen Säle, wie von diesen in die lieblichen kleinen Cabinette führen, diese Boudoirs der Niederländer, Altdeutschen und Italiener. In den kostbaren Deckengemälden der Loggia finden wir gleichsam die Einleitung in das unermeßliche Buch der Galerie selbst, und von Cimabue und Giotto bis zu da Vinci und Raphael sind die mächtigen Bannerträger aller großen Schulen hier in bezeichnenden Skizzen aus ihrem reichen Leben mit einer Farbenfrische und Klarheit des Entwurfs ausgeführt, die in Zimmermann einen würdigen Nebenbuhler des classischen Cornelius erkennen lassen.

Von Ziblands's Basilica, welche uns zeigen wird, wie die Römer in ihrem Verfalle bauten, und deren mächtige Säulen-Cornischen bereits der Erde entstiegen, bis zu ihrem Antipoden, dem vom Einsturze geretteten und mit des genialen Neher vortrefflichen Frescobildern reich verzierten, einer angelsächsischen Burgeinfahrt ähnlichen Isarthore, begegnen wir auf jedem Schritte zweckmäßiger Erweiterung und Verschönerung der alten Stadt, vermengt mit neuen grandiosen Schöpfungen.

Während Rottmann's Pinsel aus dem tropischen Gluthenhimmel, gleich Prometheus' Götterfunken, die Farben wiederholt, in welche die Bilder der befreundeten Hellas, des schönen Siciliens und des alten Römerreiches getaucht scheinen, senkt der tieffühlende Heinrich Heß seine große Seele in die Tiefen der schwärmerischen byzantinischen Vorzeit, und in der Harmonie der Sphären treten auf dem reichen Goldgrunde, mit dem die gleich einer Himmelsbraut strahlende Allerheiligen-Capelle übergossen ist, die edlen Figuren hervor, in denen die höchste Stufe der Kunst mit der erhabensten Sinnen-Religion zum Götterbunde verschwistert erscheinen. In diesem kleinen Raume drängt sich die ganze Macht des Eindrucks zusammen, welche die Gottesverehrung durch irdische Kunst auf menschliche Gemüther ausüben kann, und es gibt keinen christlichen Tempel der neuern Zeit, der so tief auf die Seele

des Andächtigen einwirkte, wie diese in stiller Goldespracht vor uns aufgeschlossene Allerheiligenkirche.

Auch der reine altdeutsche Stil ist nicht vergessen, und wo gebührte dieser ehrwürdigen, rührenden Bauweise eine passendere Stätte, als im Vaterland und im Mittelpunkt ihres vorzeitlichen Waltens. Gleich dem filigranähnlichen Thurme des Freiburger Münsters, erhebt sich in der Vorstadt Au auf schönem freiem Markt die Marienkirche, einfach, ernst und feierlich, wie ihre großen Vorfahren des Mittelalters. Und hier, wie in der Ludwigskirche, wird sich die in Baiern wiedererweckte Kunst der Glasmalerei bewähren, die unter der Leitung des, gleich den alten Meistern alle Zweige der Kunst umfassenden H. Heß, eine große Regeneration erfahren hat. Was wir bisher als Proben dieser Wiedergeburt einer verloren geglaubten Technik wiedersehen, überbietet die Werke der Alten an Farbenpracht und einer dem Stande der heutigen Kunst angemessenen Zeichnung und Perspective. Vor Allem macht der diesen Glasgemälden eingehauchte allgemeine Grundton, dessen die Alten so ganz ermangelten und ohne welchen kein Gemälde richtige Färbung erhalten kann, daß diese kostbaren, zerbrechlichen Bilder, wie wir sie bereits in der Kathedrale zu Regensburg aufgestellt sehen, wahrhaft verklärt erscheinen, und wenn die glänzenden Farben selbst mit der Festigkeit und Dauer eingebrannt sind, wie wir sie noch in Oxford und York bewundern, so werden unsere Künstler ihre Vorbilder auch hierin weit übertroffen haben.

Allein wie der Adler in den Luftregionen hoch über seinen Brüdern die kühnen Flügel schwingt, so erhebt sich stolz der Königspalast über all' dem ihn umringenden Schönen. Wie herrlich steht die breite Fronte des nun bewohnten Königsbaues da, mit ihren kolossalen Glasscheiben, aus denen der erhabene Schöpfer all dieser Pracht ruhig auf das glänzende Bronzebild seines edlen Vaters herabsehen kann, das die dankbaren Bürger durch Rauch's und Stiglmaier's Meisterhände unter seinen Augen errichten ließen! Wie rein erscheint die vollendete Architektur dieser so glänzend im Rusticostil ciselirten Quadern und Pilaster, gegen die Cyklopenmauern des Palastes Pitti!

Unter siebenhundert Malern, die jetzt in den erwärmenden Sonnenstrahlen dieses deutschen Athens ihren Ruhm zu begründen streben, sind die vorzüglichsten berufen, um die Königshallen zu schmücken, und wer die Nibelungensäle und die Cartons gesehen, nach denen Julius Schnorr die Geschichte Karl's des Großen, Barbarossa's und Rudolph's von Habsburg ausführen wird, kann nicht länger zweifeln, daß Europa keine fürstliche Wohnung aufzuweisen hat, die nur entfernt mit diesem Denkmale großartigster Gesinnung eines deutschen Monarchen in die Schranken treten könnte. Allein der Plastik scheint es vorbehalten, den Triumph über alle andere Kunst in der Ausstattung dieses Königspalastes davonzutragen, und zwei Männer besitzt München, um diese Aufgabe zu lösen.

Bereits verdanken wir der unermüdeten Thätigkeit Schwanthaler's

vier Giebelgruppen, welche keiner bekannten Arbeit des Alterthums nachstehen dürften. König Ludwig hat den vaterländischen Künstler durch das Vertrauen, womit er ihm diese schwierige Arbeit übertrug, geehrt und begeistert, und zugleich einen Zweig der Plastik wieder ins Leben gerufen, zu dessen Darstellung das Relief unfähig ist und der seit den besten Zeiten der Antiken geschlummert hatte. Schwanthaler's für die Glyptothek gefertigtes Giebelfeld enthält fünfzig, noch von Wagner in Rom componirte kolossale Statuen in Marmor.

Demnächst soll die große Bavaria begonnen werden, welche von Bronze gegossen 54 Schuh hoch wird, und vor der sogenannten Ruhmeshalle, einem zur Aufbewahrung der besten und berühmtesten Baiern bestimmten Gebäude, aufzustellen kommt. Noch werden Schwanthaler's Compositionen zu großen Frescobildern für das Erdgeschoß des Saalbaues im Schlosse, Darstellungen aus der Odyssee enthaltend, von Hiltensperger ausgeführt, wie sich denn im Mittelalter oft ähnliche Verhältnisse zwischen befreundeten Künstlern entfalteten. Auch ist aus Schwanthaler's Phantasie-Fundgrube schon unendlich Vieles für die Maler des Königsbaues entsprungen.

Nun aber steige der Kunstfreund eine Treppe nieder in den untern Raum des Ateliers, und mit Ehrfurcht sieht er sich von den erhabenen Fürstengestalten umringt, die hier in Geisterschauer wie in einer Gruft beisammen stehen, und ernst und feierlich ihrer Auferstehung und Aufstellung in den Prachthallen des Thronsaales entgegenharren. Es sind die zwölf Ahnenstatuen aus den Häusern Baiern, Pfalz und den zweibrückischen und schwedischen Linien, wovon hier sechs in Gyps, zwei in Thon angefangen sind, vier aber bereits vollendet zum Bronzegusse im Gießhause stehen. Hier waltet strenge historische Wahrheit im Portrait und Costume, mit genauer Rücksichtsnahme auf die Individualitäten. Die kriegerisch gesinnten Fürsten sind in vollständigem Waffenschmuck, Ludwig der Baier ist im Krönungsornate, Kaiser Ruprecht ist in einfacher Rüstung mit dem Kaisermantel, Acquisitionen von Ländern sind durch Wappenschilde bezeichnet.

So sehen wir nun das neue München um die alte Stadt gleich einem Riesenfächer ausgebreitet, in der blühenden Schönheit eines ins Mannesalter übertretenden, von Lebenslust und Kraft überströmenden Jünglings. Wer diese Hauptstadt vor zwanzig Jahren bewohnte, hat Mühe, sich jetzt in ihr zurecht zu finden, denn die vier Hauptstraßen, aus denen sie bestand, und welche sämmtlich vom Marktplatze auslaufen, haben sich nun in unendlich divergenten Radien nach drei Richtungen hin ausgedehnt, und fast mit Bangen durchwandert man die endlosen Straßen, welche unter sich so wenig Zusammenhang haben. Allein das neue München läßt sich nicht beurtheilen, wie Berlin oder andere große Städte, die nur aus Häusern bestehen, und alle ländliche Zugabe vornehm mißachten. Durch alle neuen Stadttheile zieht sich hier eine Reihe von Baumanlagen, Wiesplätzen und Privatgärten, und reizendes Gebüsch schlängelt sich leicht und üppig hinter Straßen und

Häusern fort, wie auch die kleinen Blumenparterres in der so lieblichen englischen Weise bereits in geschmackvollen Umzäunungen vor den Häuserfronten sich erschließen.

So steht München, durchwebt mit dem schönsten Schmuck der Natur, eine Mischung von Kunst und Naturpracht, einzig und feenhaft da, und so behaglich auch das frühere concentrirte, aber doch zu gedrängte Zusammenleben hier war, so erweitert sich jetzt die Brust in den weit ausgebreiteten Anlagen, in dieser Universal-Akademie aller das Menschen-Dasein verschönernden und veredelnden Künste.

Die Seele, die Alles belebt, die Sonne, welche in dieser kunstgeschwängerten heiligen Erde so edle Früchte hervorruft, ist der hohe Herr des Landes, durchglüht von Liebe zum Schönen, ein Mäcen, wie kaum ihn je eine Zeit gebar. Die Geschichte zeigt uns viele Gewaltige der Welt, aus deren Einzelnwillen die erhabensten Werke hervorgegangen. Allein der wahre Kunstverstand, der hohe Genius, der seiner Zeit die Richtung zu geben vermag und der in die Bedürfnisse der Geister und des Geschmacks eindringt, er ist eine Gabe des Himmels, die Wenigen hienieden verliehen, und der nur im Bunde mit tiefern Studien und daraus entspringender Erkenntniß des ewig Schönen solche Resultate in solch' kurzer Frist hervorzuzaubern vermag, wie wir sie in München vor uns sehen. Mit dem seltenen Talente, Künstler und Kunstwerke nach ihrem Werthe zu erkennen und sie für sich zu gewinnen, vereinigen sich rechtzeitige Sparsamkeit und weise Auswahl, und ohne diese Eigenschaften wäre es wohl selbst dem reichsten Monarchen der Welt nicht gelungen, diese erstaunliche Schöpfung zu gründen, die bereits anfängt, das Entzücken der gebildeten Welt auszumachen.

---

100. Die Deutschen im Donaugebiet*).

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Nach den drei scharf geschiedenen Becken, in welche das ganze Donaugebiet zerfällt, gliedern sich auch naturgemäß die Völkergruppen, die hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen und behauptet haben. In dem oberen Becken dominiren die Deutschen, in dem mittleren die Magyaren und Slawen, in dem unteren die Dakoromanen (Walachen) und Bulgaren. Man kann daher diesen Becken kurzweg den Namen des deutschen, des magyarisch-slawischen, des walachisch-bulgarischen geben. Die Deutschen allein haben das ganze obere Donaubecken mit allen seinen Haupt- und Nebenflüssen und Thälern besetzt. Von der Quelle der Donau an sitzen sie längs des Stroms 100 Meilen abwärts, bis zu dem Thore bei Preßburg. In den Thälern der Alpen sich ausbrei-

*) Vgl. Freiherr von Czoernig, Charakteristik der Deutschen im österreichischen Kaiserstaate, in Petermann's Mittheilungen 1859, S. 112 f.

tend, sind sie auch noch über die Wasserscheide des oberen Beckens hinausgegangen und halten auch die oberen Zuflüsse der Raab, der Mur und der Drau fest. Namentlich besitzen sie fast das ganze Murgebiet, das Draugebiet 25 Meilen abwärts bis in die Nähe von Klagenfurt, vom Raabgebiete eine Reihe kleiner Zuflüsse und Nebenthäler. Innerhalb dieses ganzen oberen Donaulandes haben die Deutschen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Race zur Alleinherrschaft gebracht und alles Fremdartige, was sie hier vorfanden oder was hier eindrang, vertilgt. Die einzigen Ausnahmen davon bilden: 1) das obere Innthal, das Engadin, wo sich Romanorhätier erhielten, 2) das Nebenbecken der Morawa (March), in dessen mittleren Theil Slawen, nämlich czechische Morawen, eingedrungen sind. Die Deutschen breiten sich innerhalb des oberen Donaugebietes etwa über 3000 Quadratmeilen aus. Die Donaudeutschen theilen sich in vier Hauptstämme: in Schwaben, Baiern, Franken, Oesterreicher. Die Schwaben haben die Donauquelle inne und breiten sich längs der Donau 30 Meilen weit bis zur Mündung des Lech aus; auch wohnen sie längs der Eller und der rechten Seite des Lech bis zu den Quellen dieser Flüsse. Sie sind die Wächter der Donauquellen gegen Westen und vermitteln in ihren Städten Ulm und Regensburg den Verkehr der Donau mit dem Rhein, Frankreich und der Schweiz. Die Schwaben haben von jeher bedeutenden Antheil an allen Donau-Angelegenheiten genommen. Bei allen Donaukriegen und Expeditionen waren sie zahlreicher als andere nicht danubische Deutsche repräsentirt; so bei den Kriegen Karl's des Großen gegen die Avaren, bei den Kreuzzügen, bei den Türkenkriegen, insbesondere auch bei den deutschen Wanderungen in die unteren Donauländer. In Bezug auf die Auswanderungen waren sie so thätig, daß bei den Walachen und Ungarn fast alle einwandernden Deutschen „Schwaben" genannt wurden. Dasselbe gilt von den Baiern, die sich von der Lechmündung bis zum Inn längs der Donau 30 Meilen weit ausdehnen. Sie sitzen längs der Ostseite des Lech, längs der ganzen Isar und längs der Westseite des Inn, so wie jenseits der Donau bis zu den böhmischen Waldgegenden hinauf. Ihr Hauptstromgebiet ist das der Isar. Die Franken wohnen den Baiern gegenüber auf der linken Seite der Donau, etwa von der Lechmündung bis in die Nähe des Einmündungspunktes der Isar. Die (deutschen) Oesterreicher gingen aus einer Menge mit Schwaben, Franken, Baiern und auch anderen Deutschen bevölkerten Colonieen hervor. Doch nahmen die Baiern, ihre Nachbarn, einen so überwiegenden Antheil an der Colonisirung der österreichisch-deutschen Donauländer, daß man sie der Hauptsache nach als das Muttervolk der österreichischen Deutschen betrachten kann. Man hat daher auch die österreichischen Deutschen in Bezug auf Abstammung den Baiern zugezählt und diesen ganzen Stamm den baierisch-österreichischen genannt. Die österreichischen Deutschen haben sich längs der Donau an beiden Ufern 40 Meilen weit von der Innmündung bis zur Morawa oder bis zum Donauthore bei Preßburg verbreitet. Dann sind

sie längs des ganzen Inn und seiner Nebenzweige, längs der Traun, der Ens bis zur Quelle hinaufgedrungen und in das Raab-, Mur- und Draugebiet eingetreten. Auf der linken Seite der Donau haben sie sämmtliche kleinere Flüsse und Thäler, die von den böhmischen Gebirgen herabkommen, besetzt, und jenseits der Wasserscheide dieser Gebirge stoßen sie mit den Czechen und Morawen zusammen.

Die Oesterreicher sind von den Donaudeutschen das bedeutendste Volk. Ihre Tapferkeit und Staatskunst hat den größten Donaustaat gestiftet, den die neuere Zeit gesehen, das Kaiserthum Oesterreich, das beinahe die Hälfte aller Donauländer und die schönsten, reichsten und fruchtbarsten Theile des Donaugebietes umfaßt. Sie und mit ihnen im Bunde die anderen Donaudeutschen, die Baiern, Franken und Schwaben, überhaupt dann auch alle deutschen Stämme haben nach den Zeiten der Römer am meisten zur Verbreitung der Cultur längs der Donau beigetragen. Ja, sie sind die einzigen Träger der Civilisation an der mittleren und unteren Donau gewesen; wohin sie nicht kamen, da hat keine Culturentwickelung stattgefunden. Zunächst haben sie am meisten auf das mittlere oder magyarisch-slawische Donaubassin eingewirkt. Deutsche (Oesterreicher, Baiern, Franken, Schwaben) waren die Apostel, welche den Magyaren das Christenthum predigten. Deutsche waren die Staatsmänner, welche von den ungarischen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu vertheidigen. Deutsche Kaiser, Feldherren und Truppen erretteten Ungarn aus den Händen der barbarischen Türken. Deutsche, mit Musterwirthschaft vorangehend, lehrten den Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle segensreichen Künste des Friedens; selbst die Pflege des vielgepriesenen Ungarweins besorgten Deutsche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben sich den deutschen Bildungstypus angeeignet. Eine deutsche Idee war die Gründung des merkwürdigen Contumazcordons an der Donau, der Europa von den Verheerungen der Pest errettete. Wo die Römer eine Handelsstraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder restaurirten sie die Deutschen. Von jeher wurden Deutsche von den nichtdeutschen Donauvölkern und ihren Fürsten berufen, um bei ihnen im Dienste der Civilisation zu wirken. Und so finden wir denn die Deutschen selbst außerhalb ihrer eigenen Donauheimath in allen anderen Donaustrichen verbreitet. Um die ganze Stellung, welche die Deutschen an der Donau einnehmen, zu bezeichnen, ist es wichtig, gleich hier auch jene weiteren deutschen Ansiedelungen längs der mittleren und unteren Donau ins Auge zu fassen.

In größeren Gruppen beisammen sitzen die Deutschen an der mittleren und unteren Donau erstlich in der Nachbarschaft von Ofen und Pesth, dann am Fuße der Karpathen in der Nähe von Leutschau und Käsmark (in der sogenannten Zips), weiterhin in einem großen Striche längs der Donau bei Fünfkirchen, ferner in einem bedeutenden Striche längs der Maros im Banat, in einigen anderen Strichen im Banat,

endlich in mehreren Thälern und Landschaften im Innern von Siebenbürgen. Auch außer jenen zusammenhangenden Gruppen sind sie in zahllosen vereinzelten Ackerbau- und Bergbaucolonieen im mittleren Donaugebiete verstreut. Ueberall aber, wo man aus den Gebieten der Walachen, Slawen oder Magyaren in die Dörfer, Aecker und Gemeinden der Deutschen gelangt, glaubt man in ein Paradies zu treten, so gewaltig und glücklich wirkt deutsches Leben und deutscher Betrieb auf die reichen Donaugefilde ein. In den ungarischen Städten ist die Hauptmasse der mit Industrie beschäftigten Bürger deutsch oder deutscher Herkunft. Nur diejenigen Ortschaften haben ein städtisches und civilisirtes Ansehen, die von Deutschen oder unter ihrer Leitung gebaut und organisirt wurden. Die Städte, bei welchen die deutsche Hand nicht geholfen, gleichen mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menschen als civilisirten Wohnsitzen. Die meisten nützlichen städtischen Einrichtungen rühren von Deutschen her, und die vornehmste Sprache der ganzen Donau, bis in die Walachei hinab, ist die deutsche. Selbst in die Länder an der serbischen Morawa und im Donautieflande wurden beständig, und namentlich auch in neuerer Zeit, Deutsche berufen. Deutsche Bergleute und Fabrikanten gingen nach Serbien und Bulgarien zur Eröffnung irgend eines Bergwerkbetriebes oder zur Begründung irgend eines neuen Industriezweiges. Deutsche Handwerker, Manufacturisten, Kaufleute zogen nach der Moldau und Walachei. Deutsche Apotheker und Aerzte wanderten in Menge nach diesen Gegenden. Im Ganzen kann man alle im mittleren und unteren Donaugebiete (außerhalb des oben als eigentliches deutsches Heimathland bezeichneten Bezirks) lebenden Deutschen auf anderthalb Million, demnach die ganze Summe aller Donaudeutschen auf etwa 12 Millionen anschlagen, was ungefähr ein Drittel der ganzen Masse der Bevölkerung des Donaugebietes vorstellen möchte. Der Einfluß deutscher Macht ging im vorigen Jahrhundert, von 1718—39, oder vom Frieden zu Passarowitz bis zum fluchwürdigen Frieden zu Belgrad, an der Donau herunter bis zur Aluta in die Walachei und weit an der Morawa herauf bis tief nach Serbien hinein. Seitdem haben freilich österreichische Macht und deutscher Einfluß an der Donau Rückschritte gethan. Eine Weltcalamität, ein bedauernswerther Verlust nicht bloß für Deutschland, sondern für die ganze europäische Civilisation würde es aber sein, wenn das deutsche Leben sein Primat an der Donau ganz verlieren sollte; denn kein Volk hat nach den Römern so viel für die Cultur jener Länder gethan, als die Deutschen. Sie sind die Wohlthäter des Donaugebietes.

101. Tirol im Vergleich mit der Schweiz *).

(Nach Joh. Gabr. Seidl, Wanderungen durch Tirol und Steiermark, und Ad. Schaubach, die deutschen Alpen.)

Tirol wird nicht mit Unrecht die Schweiz des österreichischen Kaiserstaates genannt. Daß die Schweiz einen größeren Reichthum an einzelnen großartigen und wahrhaft erhabenen Partieen, an riesigen Alpen-Kolossen, an üppig umbordeten Seen, an staubsprühenden Sturzbächen, an meilenumfassenden Fernsichten darbietet, daß sie's dem Wanderer bequemer macht, ihm mehr Comfort darbietet, ihm für sein Geld mehr gibt, als die wenig weltkluge Natur allein dafür zu geben hat; daß sie durch ihre Unterschrift dem Passe des Reisenden größeres Ansehen verschafft, — will und kann ich nicht läugnen, — jedoch ich meine, reicher an schönen, echt romantischen Gegenden, an lieblichen, von himmelanstrebenden Bergen umrahmten Thälern, an bescheidenen, aber lauschigen Wasserbecken, die, wie Perlentropfen in der Smaragdschale der Bergkessel, glänzen, an malerischen Bergruinen, um deren Gestein, wie Adlerflug, der Geist der Sage rauscht; an zwar minder grandiosen, aber desto anmuthigeren Wasserfällen, welche eben dadurch, daß sie sich suchen lassen, um so reizender werden, sei auch Tirol reich, vielleicht reicher, als irgend ein Land; und ferner meine ich, daß man nicht bloß reise, um Gegenden, sondern auch um Menschen kennen zu lernen, und da biete mein Tirol, wenn auch nicht überall, doch hin und wieder so manches Fleckchen dar, wo sich das alte Sprüchwort von Tiroler Treu und Ehrlichkeit noch vollkommen rechtfertigt; wo man sich, tief ergriffen, von der Wahrheit des schönen Spruches überzeugt, in welchen ein neuerer, geist- und gemüthreicher Reisender seine Eindrücke beim Abschiede von Tirol zusammenfaßte, indem er sagt: „Land und Volk sind in meiner Erinnerung Eines geworden, und unterstützen und verschönern sich gegenseitig!"

Die heilige Zahl „Drei" spielt in allen Formationen und Eigenthümlichkeiten des Landes eine nicht unwichtige Rolle. Drei Alpenzüge ziehen sich, als ein Theil der himmelhohen Scheidewand zwischen Deutschland und Italien, in einem Halbmonde durch das heutige Tirol und den angrenzenden Freistaat der gemeinen drei Bünde, gleich einem riesigen, zwischen den gewaltigen Grenzpfeilern des Ortles im Westen und des Groß-Glockners im Osten ausgespannten Gletscher-Netze. Fester Granit, in seinen Abdachungen von Schiefer begleitet, ist der mittlere, welcher mit herrlichen Eisgebirgen das Herz des Landes durchschneidet und es in zwei Kammern in Nord- und Südtirol theilt, während die beiden anderen, dem Flötzkalk angehörig, reich an Mineralien aller Art, der eine die Südgrenze gegen die Lombardei, der andere die Nordgrenze gegen Baiern bilden. Drei Fernerstöcke, das ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckte Gebirgsreihen, erstrecken sich doppelarmig von der Schwei-

*) Vgl. G. B. Mendelssohn, das germanische Europa, S. 225—228.

zergrenze durch das ganze Land, der erste und größte vom Oetzthal aus durch alle angrenzenden Nebenthäler, der zweite östlich vom Brenner durch zahlreiche Thäler über das Tauerngebirge bis zum Groß-Glockner; der dritte vom Hochgebirge zwischen der Adda und der Etsch, rings um den Ortles, bis in die Gebirge des bündtnerischen Inn und der Adda. In ewiger unbelauschbarer innerer Thätigkeit wachsend, sich ausbreitend und vorrückend, bilden sie den erhabenen Gegenstand unzähliger Sagen und Geschichten von vernichteten Ortschaften der Thalregion, von versunkenen Menschen, von ausgegossenen Seen und Wildbächen. In ihrem Gebiete donnern auch die furchtbaren Lawinen oder Lahnen, welche der Wanderer, der seinen Stab nur im Sommer auf diesen Boden setzt, gewöhnlich nur vom Hörensagen kennen lernt. Auch bei ihnen hat die Zahl „Drei" ihre Bedeutung, denn auf dreifache Art sind sie der Schrecken der Bewohner. Da lösen sich Schneetheilchen durch's eigene Gewicht ab, und vergrößern sich im Falle, und schieben sich, langsam und gemessen, Alles vor sich her aufleckend, mit fürchterlichem Gepolter ins Thal hinab; das sind die Schneelahnen. Oder die Schneemasse an gewissen Plätzen, welche fast jährlich dieses Schauspiel darbieten, schält sich los, und zerfliegt, im donnernden Sturz, in perlenden Schneestaub; das sind die Staublahnen. Oder die Schneelasten schmettern, von fürchterlichen Stürmen beflügelt, schon durch den Luftdruck Alles zerschellend und erdrückend, mit Blitzesschnelle von den Höhen herunter, indem sie Bäume wie Halme knicken, Hütten wegfegen, Felsen zersplittern, und überall die gräuelvollen Spuren ihrer unwiderstehlichen Sturzkraft zurücklassen; das sind die Windlahnen, die trockenen und die nassen, letztere noch gefährlicher, weil sie sich nicht, wie jene, auf die höchsten Gebirgsgegenden allein beschränken. Eine ähnliche Erscheinung sind die Erdfälle, auch Grund- oder Berglahnen (trockene Murren) genannt, welche eine Folge des, in Tirol so häufig vorkommenden, Gebirgsschuttes sind. Sie reißen sich in gewaltigem Umfange los und übersanden, im quetschenden Sturze Alles vor sich herschiebend, die fruchtbarsten Ebenen, oder sie verdämmen, was noch gefährlicher ist, das Bett eines Gießbaches und schwellen ihn zum See an, welcher, zuletzt seine Borde sprengend, den Schutt mit sich fortreißt, und den Thalboden mit Fluten und Steingeröll überschwemmt. Furchtbarer als diese Murren, welche nur kleinere Strecken treffen, sind die schauerlichen Bergstürze, unter deren Last ganze Ortschaften ihr thränenwerthes Grab finden, und manche unregelmäßigen Hügel und manche kargbewachsenen Anhöhen bergen unter ihren ausgewaschenen Kalkblöcken die Gebeine unglücklicher, in banger Verzweiflung verschmachteter Bewohner.

So wie Tirol drei Hauptgebirgszüge hat, so zählt es auch drei Hauptthäler: das Innthal, das längste, das Etschthal, dem Flächen-Inhalte nach das bedeutendste, und das rauhe Pusterthal. An diese Thäler schließt sich eine Anzahl von Neben- und Zuthälern an, deren jedes seine eigenthümlichen Naturschönheiten, Sitten, Gewohnheiten, Sagen und Erzeugnisse aufzuweisen hat, in welchem Wechsel

eben Tirol seinem höher gestellten westlichen Nachbarlande den Vorrang abgewinnt, wiewohl es keine eigentliche Ebene besitzt. Man kann diese Thäler wahre Schatzkammern der Natur nennen, in welchen in überraschender Mannichfaltigkeit Alles aufgespeichert ist, was dem empfänglichen und wißbegierigen Wanderer Interesse gewährt. Hier findet er alterthümliche Städte, dort epheuumrankte Schloßruinen, dort liebliche Rebenhügel, groteske Felsenmassen, mächtige Dolomitpfeiler, spiegelnde Seen, heilsame Mineralquellen, reinliche Gehöfte, einsame Sennhütten, üppige Berghalden mit duftigen Alpenkräutern, und hin und hin Denkmäler der Vergangenheit und stumme Zeugen vielgeprüfter Treue und vielversuchten Heldenmuthes.

Den drei Hauptgebirgszügen entsprechen ferner drei Haupt-Stromgebiete. Der Inn, der vollufrige Alpensohn, in Graubündten entsprungen, hat sich durch die Felsenschlucht Finstermünz seinen Weg ins Land hereingebrochen, welches er in einer Länge von sechsundzwanzig Meilen durchströmt, und, durch viele Wildbäche geschwellt, verläßt, um über bairischen Boden der Donau entgegenzuströmen. Die Etsch eignet sich das südliche Stromgebiet zu, welches ganz dem adriatischen Meere angehört. Sie kommt, auf dem hohen Berührungspunkte der Granit-Scheidewand und des Kalkgebirgszuges im westlichen Tirol, aus dem Reschen-See hervor, fließt durch zwei andere Seen abwärts, das ganze Vintschgau und Etschthal entlang, und strömt, von ansehnlichen Gewässern, welche aus den großen und volkreichen Seitenthälern zufließen, und von manchem tobenden Wildbache verstärkt, nach einem Laufe von siebenundzwanzig Meilen auf das Gebiet von Verona. Minder ausgedehnt ist das Stromgebiet des tirolischen Rhein, welcher die Westgrenze von Vorarlberg durch eine Strecke von sechsthalb Meilen bespült, und dessen Bergströme und Bäche mit sich nach Deutschland führt. Die Drau, welche ihre Wiege im östlichsten Winkel des Pusterthales hat, bleibt in Tirol noch Kind, und erwächst erst im benachbarten Kärnten zur lebenskräftigen Nixe. Eben so geht es der südöstlichen Brenta und der südwestlichen Felsentochter Sarca*); auch sie bleiben auf tirolischem Boden noch Kinder, letzere aber ein recht wildes, ungestümes, welches bisweilen, wie rasend, um sich schlägt, und im boshaften Uebermuthe was ihm in den Weg kommt wie Spielzeug zertrümmert. Die übrige Masse von Gewässer, welche aus dem ehemaligen Meeresbecken von den Adern der Berge eingesogen wurde, kommt noch in mannigfachen Bächen, Wasserfällen und Seen zum Vorscheine. Die schroffen Abhänge der Alpen, welche das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, treten den reiselustigen Gebirgsbächen allenthalben so hemmend entgegen, daß die Ungeduldigen in ihrem Ungestüme nicht Besseres zu thun wissen, als durch einen kühnen Sprung ins Thal sich zu befreien. Darum hat fast jedes Thal seinen Wasserfall, und jeder Wasserfall seinen eigenthümlichen Reiz.

*) Die Sarca heißt nach dem Austritte aus dem Garda-See der Mincio.

Wenden wir uns jetzt zu den Seen, dem Einzigen vielleicht, woran Tirol der Schweiz nachsteht, indem es den herrlichen Garda-See im Süden, in welchen es seine Grenze nur auf zwei Meilen hineinzieht, und den großartigen Bodensee im Nordwesten, von welchem es nur vier Meilen sein nennt, den Nachbarländern abtreten muß. Eigen nennt es zwar viele, aber größtentheils nur unbedeutende Alpenseen, unter welchen der Achen-See der interessanteste sein dürfte.

Kein Land bietet wohl dem Künstler fast jeden Faches so vielartigen Stoff, als das wahrhaft romantische und großartige Tirol, die glänzende Krone unseres deutschen Vaterlandes. Alles hat hier einen poetischen, romantischen Anstrich; der Wildschütze in seinem Elemente und Leben ist schon ein reichhaltiger Gegenstand der Kunst; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Heerde; die Ferner in ihrer glühenden Pracht; die Bäche in ihren schäumenden Stürzen; die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus hier als braunes Blockhaus mit seinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher massiver Bau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirth Hofer, der durch seinen Tod seine Größe als Mensch besiegelte, ein Speckbacher, eine Pontlatzbrücke, ein Brenner und Spinger sind so gut classische Namen als Thermopylä und Sempach. Oder blicke zurück in die frühere Geschichte, in die Romantik des Mittelalters, und der romantischste Kaiser Deutschlands begegnet dir beim Eintritt in das Land und an vielen Stellen; hier in der Felsennische der Martinswand, dort in seinen Jagdschlössern. Oder willst du ihm in seinem ganzen Gefolge begegnen, so betritt die Hallen der Hofkirche in Innsbruck; hier ruht, wenn auch nicht sein Körper, doch sein Geist unter einem der prächtigsten Denkmäler, umstanden von den ehernen Standsäulen seiner geistig und leiblich Verwandten, den Helden der Tafelrunde, des Nibelungenliedes und der Habsburger; denselben heiligen Raum umschließen die Gebeine Ferdinand's und seiner Philippine Welser, bedeckt mit den herrlichsten Kunstwerken, und nur wenige Schritte davon steht Hofer's Standbild auf seinem Grabe; auf sonnigem Hügel in weitausschauender Gegend in der Nähe der Hauptstadt prangt die ehrwürdige Feste Ambras, wo Ferdinand und Philippine lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. Wandere das Innthal hinan; hier weilst du an einsamer Capelle, wo die Sage den Riesen Heimon den Riesen Tyrsus erschlagen läßt, um dem Stifte Wilten den Ursprung zu geben; dort prangt das Escorial Tirols, Stamms, gestiftet zum Andenken des Todes des unglücklichen Konradin von seiner Mutter, die hier die Trauerbotschaft erfuhr. Hier ruhen in der Gruft die meisten und merkwürdigsten Fürsten Tirols, die Meinharde, der große Friedrich mit der leeren Tasche, Sigmund der Münzreiche u. A. Hier empfing Kaiser Max I. die Gesandten des Sultans Bajazet, der um Maxen's Schwester warb. Nicht weit davon klafft das Oetzthal in das Innthal; ziehe in ihm hinauf, und allenthalben umgau-

kelt dich die Sage in unzähligen Gestalten, hier düster gefärbt, wie das Gemüth des Wanderers in den wilden Thalengen, dort heiter, wie die sonnigen Thalbecken. Hast du nach mehrtägiger Wanderung das Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Ferner kriecht, wo kein Baum, nur die Felswand noch schattet, wo schaurige Eislüfte die Gemeinde armer Schafhirten umwehen, so ist auch dieses nicht nur ein erhabenener Tempel der Natur, sondern auch der romantisch-geschichtlichen Sage; hier oben in diesen Eiswüsten barg sich der große Friedel mit der leeren Tasche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaisers, von Adel und Fürsten, selbst seinen nächsten Verwandten; hier in der Oberwelt fand er Schutz und gastliche Aufnahme unter schlichten Bauern und Hirten, wie einst Gustav Wasa, und wichtig waren die Folgen dieser Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Bis hinaus nach Bludenz kannst du die romantischen Spuren dieses Fürsten verfolgen; hier tritt er in Landeck als Sänger auf und gewinnt durch die Erzählung seines Schicksals das Volk, dort in dem treuen Bludenz Vorarlbergs wird dem von Kirche und Reich zu Constanz Geächteten das Thor geöffnet, und nur ihm.

Auf grün umbuschtem Hügel steht die Burg Petersberg, der Tummelplatz der Sagen der Magaretha Maultasche. Eilst du das Innthal hinab, so zeigt dir hier die Sage die in starren Fels verwandelte übermüthige Frau, dort die Kirche die Reste einer heiligen Nothburga; hier die Trümmer der Stammburg des Geschlechtes der Freundsberger, dort die Schutthalden eines Glanz und Ruhm verbreitenden Bergbaues. Ziehst du von der Hauptstadt nach Süden über den Brenner, so ruft dort oben die Waldrastnerspitze die Sage der heiligen Waldrast ins Gedächtniß, und in der Nähe vielleicht das einsame Wirthshaus den Mittelpunkt der siegreichen Tage am Berge Isl. Im Süden des Berges liegt das Römische und durch das Jahr 1809 klassische Sterzingen; noch wirft der einst silberreiche Schneeberg einen Silberschimmer über die Stadt. Dort, wo sich die Eisack einschneidet in die dunkeln Porphyrwände, wo Dämmerung den Wanderer umfängt, da leuchtet der weiße Dolomitschroffe des Schlern aus verklärter Höhe herab; steigst du zu ihm hinan, so umfängt dich bald düsterer Waldesschatten, und aus dem dunkeln Hauensteiner Forste ragt die Feste Hauenstein, der Sitz des romantischen ritterlichen Minnesängers Oswald von Wolkenstein. Bei Botzen erschließt sich eine schattige Kluft, das Sarenthal, in das weite sonnige Etschland. Auf braunem Porphyrfelsen steht die halbverfallene Feste Runglstein, umrangt von den südlich-feurigen Runglsteiner Reben, einst ebenfalls Sitz ritterlicher Minnesänger, eines Konrad des Vintlers; noch verkünden alte Wandgemälde die Geschichte der alten deutschen Dichtungen. Versetze dich sechs Stunden von Botzen im Etschthale aufwärts, so befindest du dich in einem Amphitheater und Kranz von Burgen, wie es wohl selten eine Gegend aufzuweisen hat; in der Mitte liegt die alte Hauptstadt des Landes, Meran, mit ihren vielen romantisch-geschichtlichen Erinnerungen, und darüber

Hoch ragt das alte Schloß Tirol,
Du kennst, o Deutscher, kennst es wohl!
Es steht umblüht vom frischen Leben,
Getränkt vom Safte deutscher Reben,
Umklungen von Tirolersieg!
Die Adler dort um seine Thürme,
Bewährt im Schall der Schlachtenstürme,
Vereint im Frieden, eins im Krieg,
Die Adler kennst du wohl:
Von Oesterreich und Tirol!

Das Thal, in welches du hineinblickst, ist die Heimath der tapferen Passeyrer; dort liegt Hofer's Wirthshaus am Sande des Baches. Eilst du wieder zurück nach Botzen, so winkt dort rechts von stolzer Höhe Hoheneppan, die Wiege des gleich stolzen Geschlechtes; oder blicke nach Norden in jenen Wald riesiger weißer Dolomitfelsen, welche stolz, kühn und schneegefurcht über den grünen Garten der Umgegend in den Aether aufragen; nur in der Gluth der Abendsonne erklärt es sich, warum diese sonst kalte Felsenwildniß im Munde des Volkes der Rosengarten des Königs Laurin ist.

Wandere das Etschthal hinab, und allenthalben ragen Felsen auf, an denen sich die Wogen der Völkerfluten in diesem großen Völkerstrombette schäumend und kämpfend brachen, bis hinab zur Chiusa vor der Stadt des großen Dietrichs. Dort, wo sich der Monte Baldo nördlich senkt, um eine Verbindung des gewerbreichen Roveredo mit dem Gardasee zu erleichtern, wanderte einst über die Schultern der grauen Bergriesen eine venetianische Flotte.

Verfolge von der Franzensfeste, welche gleich einem großen Granitblock die Trivia des Nordens, Südens und Ostens bedeckt, die östliche Thalrinne, welche von hier bis nach Ungarns Ebenen hinabzieht, und am Eingange begrüßt dich, gleich einer Ehrenpforte, die 1809 viel umkämpfte Pusterthaler Klause. Dort, wo die Wasser sich scheiden zwischen der Adria und dem schwarzen Meere, an der Quelle der Drau erhebt sich der Victorienbühl, wo sich die von Osten herandrängenden Wogen der Slawen brachen an dem ehernen Muthe der Deutschen und zurückweichen mußten. An der Drau hinabeilend, betrittst du die schöne weite Thalfläche von Lienz, umragt von Bergen, auf denen die Sage gleich Irrlichtern umhertanzt. Von dem Osten Tirols versetzt dich wieder ein Zauberer nach Nordwesten in die Thäler des bregenzer Waldes, wo die geschichtliche Sage so ehrwürdige Erinnerungen weckt; oder ziehe auf der großen alten Straße aus dem Innthale von Imst her, wo die Vogelhändler wohnen, nach Augsburg, so umfangen dich die schattigen Hallen ehrwürdiger geschichtlicher Engpässe; hier der Fernpaß, unter dessen Thorhallen die Sage einst den mächtigen Kaiser Karl V. als Weib verkleidet fliehen ließ, dort die Ehrenberger Klause, den Spaniern von den Deutschen entrissen, und dort wieder als herrlicher Schlußstein das sich in seinen Felsenseen spiegelnde Hohenschwangau mit seinen romantischen Erinnerungen und Wandgemälden.

---

102. Das Innthal und Innsbruck.

(Nach H. Beitzke, die Alpen.)

Das Innthal in seiner Gesammtheit ist das wichtigste, schönste, cultur- und volkreichste Längenthal des Alpen-Gebirges. Die übrigen eigentlichen Längenthäler sind weit geringerer Bedeutung. Von den südlichen, z. B. dem Veltlin, dem Aosta-Thale 2c. kann vergleichungsweise gar nicht die Rede sein, aber auch noch die nördlichen, als das Rheinthal, das Pinzgau, das Ensthal 2c. sind weit geringer. Nimmt man aber auch die großen Längenthäler, die westlich und östlich aus dem Alpen-System herausbrechen (Mur, Drau, Sau und Rhone), so wird ihm selbst gegen diese noch der Vorzug eingeräumt werden müssen. Das Innthal ist von seinem Ursprunge bis zu seinem Austritt in die Hochebene Baierns doppelt so lang als das Walliser-Thal bis zum Genfer-See und immer noch 9 Meilen länger, wenn man auch die Ausdehnung bis Genf rechnet. Das Innthal hat zwar nicht die Zauber eines Sees wie der Leman, aber auch nicht die Sümpfe von Wallis, ist viel cultur- und volkreicher und hat ein ganz eigenes Colorit von Frische, sehr viel besser gebaute Wohnsitze der Menschen und ist viel interessanter als das Rhonethal. Nimmt man den Genfer-See mit dazu, so gebührt diesem Theil allerdings die höhere Schönheit; doch muß wieder das Thal an sich gegen das Innthal gar zu sehr zurückstehen. Das Murthal ist eben so lang, hat aber nicht so grandiose Umgebungen, ist nicht so geräumig, hat, mit Ausnahme von Gratz, nicht so vortrefflich gebaute und so zahlreiche Orte, liegt im Ganzen absolut höher und ist darum unfruchtbarer. Das Drauthal ist 6 Meilen länger, hat selbst größere Ausweitungen, zahlreiche Nebenthäler; aber die grandiosen Umgebungen, die größere Fruchtbarkeit, der schönere, solidere Anbau des Landes und der Orte, die verhältnißmäßig größere Bevölkerung, die Frische des Colorits und die kühneren Formen lassen entschieden die Wage zu Gunsten des Innthals sinken.

Für Tirol ist das Innthal die Pulsader, der Hauptleiter, der Stamm, wo sich die meiste Cultur und die Nationalität dieses hoch interessanten Landes zusammendrängt und wo die einmündenden Thäler als Nebenadern ihr Leben, ihr geistig und merkantilisch befruchtendes Princip und ihre Vertretung erhalten.

Hell leuchtend in dem Stunden breiten, schwellend grünen, fruchtbaren Thale liegt Innsbruck*), seit der Besitznahme Tirols von Seiten des Hauses Habsburg die Hauptstadt des Landes, welche früher Meran gewesen war. — Am nördlichen Ausgange der Brennerstraße, im Alterthum der einzigen bequemen Verbindung von Italien her, und die

*) In der Volkssprache Spruck oder Sprucka. Die österreichischen Behörden schreiben jetzt Innsbruck (von Brücke über den Inn). Die alte Schreibart war Jahrhunderte hindurch und zum großen Theil noch jetzt: Innspruck.

Freiheit bietend, sich leicht durch die gangbaren Pässe der baierischen Alpen nach Ober-Deutschland zu begeben, verbunden mit der Breite und Fruchtbarkeit des Innthales, mußte hier den Umständen gemäß im Laufe der Zeit eine bedeutende Niederlassung von Menschen sich gründen. Schon die Römer erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes und gründeten an der Stelle des heutigen Dorfes Wilten (südlich von der jetzigen Stadt) Veldidena, die Hauptniederlassung von Rhätien. In der Völkerwanderung von den Hunnen zerstört (wobei Attila selbst zugegen gewesen sein soll), erhob sich später nach dem Einbruch der Bojoarier aus den Trümmern von Veldidena das geistliche Wilten oder Wiltau, und auf dem Schloßberge von Ambras, wo einst ein Römer-Castell gestanden haben soll, die Burg des bojoarischen Gaugrafen vom Innthal. Unter dem Schutz dieses mächtigen Geschlechts bildete sich an der Fähre über den Inn auf dem engen Raum zwischen dem Höttingen-Berg und dem linken Ufer eine Ansiedelung als Sammelplatz für Kaufleute, die den Waarenzug aus Deutschland nach Italien und umgekehrt, namentlich auch die Salz-Versendungen von Hall nach den nordwestlichen Gegenden des Landes besorgten. Aus der Inn-Ueberfahrt wurde eine Inn-Brücke, wonach der Name des Ortes. Bis zur Regierung Kaiser Friedrich des Rothbarts war der Ort so sehr angewachsen, daß er an dem engen linken Ufer nicht mehr Raum hatte und sehr wünschte, sich auf dem rechten auszudehnen. Das rechte aber gehörte dem Stifte Wiltau. Berthold II., Landesherr von Tirol, bewirkte ums Jahr 1180 diese Erlaubniß, und nun schwoll Innsbruck bald an und entwickelte sich immer mehr. Schon sehr früh befand sich hier eine landesfürstliche Burg, welche schon theilweise Aufenthalt der Fürsten war, als sich auch noch die Residenz auf dem Schloß Tirol bei Meran befand. Seit 1361, als das Haus Oesterreich Tirol erhielt, wurde Innsbruck die Hauptstadt und dadurch sehr gehoben. Friedrich mit der leeren Tasche schlug hier zuerst seine bleibende Residenz auf und baute sich eine Burg, die einen Balcon mit vergoldetem Dach hatte, der noch erhalten ist. Besonderen Glanz erhielt Innsbruck durch den häufigen Aufenthalt Kaiser Maximilian's. Seitdem hat immer ein Zweig des Erzhauses hier Hof gehalten, und viele merkwürdige Vorfälle sind hier geschehen.

---

103. Salzburg*).

(Nach H. Beitzke, die Alpen.)

Salzburg, die Hauptstadt des ehemaligen berühmten Erzstiftes und noch jetzt die Hauptstadt des Herzogthums Salzburg, liegt in der Ausmündung der breiten Thal-Ebene in die allgemeine Hochfläche von Baiern, an beiden Ufern der grünen Salza, die sich gerade in der

*) Vgl. A. Schaubach, die deutschen Alpen, III. S. 153—164.

Stadt nordwestlich wendet, also an der Schwelle des Gebirges. Die Lage in einer schönen Ebene, die von drei Seiten von hohen Gebirgen eingefaßt ist, an einem smaragdgrünen Strome, würde an sich schon sehr reizend sein, aber es kommen Verhältnisse hinzu, welche die Schönheit auf einen sehr hohen Grad steigern. Am linken Ufer der Salza, hart an dem Stadttheil, erhebt sich frei aus der Thal-Ebene der Mönchsberg. Auf ihm steht das romantische, stolzgethürmte, weitläuftige, noch jetzt feste Schloß Hohensalzburg, jetzt zum Theil als Caserne und als Gefängniß benutzt. Der Berg stürzt senkrecht mit nackten Felsen nordöstlich, unmittelbar gegen die Häuser der Stadt ab, so daß man auf Treppen in die Höhe steigen muß. Fast eben so steil stürzt er gegen Südwest feldwärts in die Ebene herab. Gegenüber, hart am rechten Ufer der Salza, erhebt sich ein anderer isolirter Berg, in mehr runder Form, der Capuzinerberg, wohl noch 200′ höher als selbst der Schloßberg. Er ist ganz mit Buchen- und Eichengehölz überdeckt, so daß man von seinem Gipfel keine freie Umsicht hat. Nur auf seinem südöstlichen Theil, beim sogenannten Capuzinerschloß, hat man einen freien Blick thalaufwärts, aber nicht auf die Stadt, welche verdeckt bleibt.

Zwischen dem Mönchs- und Capuzinerberge strömt die Salza hindurch. Der linke Stadttheil ist eng zwischen dem Mönchsberge und der Salza; ein Theil des am rechten Ufer zwischen der Salza und dem Kapuzinerberge eingepreßt; der nördliche dehnt sich dann noch in der nördlichen Ebene aus. Beide Stadttheile sind durch eine 370′ lange hölzerne Brücke verbunden. Die Stadt hat nicht weniger als 26 Kirchen und 8 (meist aufgehobene) Klöster. Ein Wald von Thürmen hebt sich also daraus hervor, aber keine Kirche, selbst nicht der Dom des heiligen Ruprecht, imponirt durch seine Masse. Sie sind alle nicht im gothischen, sondern in italienischem Geschmacke erbaut; so auch das Schloß Mirabell im nördlichen Stadttheil. Ueberhaupt gewahrt man mit Ueberraschung eine italienische Stadt, mit aller Pracht südlicher Bauart, am Nordfuß der Alpen in der Nachbarschaft des ewigen Schnees.

Man wird aus diesen Angaben entnehmen, daß schon die unmittelbare Lage der Stadt sehr schön, romantisch-wunderbar und merkwürdig sein muß; sie ist es aber, wo möglich, noch mehr durch ihre weiteren Umgebungen. Wir ersteigen, um diese zu betrachten, den Mönchsberg und wenden das Auge gegen das Gebirge. Wir stehen hier etwa 1500 Fuß über der Meeresfläche. Gegen Westen über die grüne Ebene hin 1½ Meile entfernt, erhebt sich der zackige Felsenrücken des Staufen. Gegen Südsüdost erhebt sich, nur 1 Meile entfernt, die steil emporstarrende würflige Masse des durch vielfache Sage berühmten Untersberges, welcher mit seinen 5700′ absoluter Höhe sich so grade aus der Ebene emporreißt, daß man auch nicht die kleinste Höhe sieht, die sich ihm als Vorberg anlegt. Zu diesem jähen Aufsteigen kommt die Nacktheit seiner Wände, denn seine bräunlichen Abhänge scheinen nur mit schwacher Moosbedeckung bekleidet. Etwas weiter gegen Süden, thalaufwärts 3½

Meile entfernt, treten die gewaltigen Formen des 7755′ oder 8000′ hohen Göll oder Göhl hervor, dessen kahle Spitzen fast immer mit Schnee bedeckt sind. Etwas links rückwärts fallen die hohen Kalkmassen des Hagen- und vorzüglich des weit über vorliegende bewaldete Almen sich erhebenden Tännen-Gebirges (7565′) ins Auge, auch im hohen Sommer nicht ganz schneefrei und mit Ausnahme weniger Wochen ganz mit Schnee bedeckt. Diese letzteren sind zwar vier Meilen entfernt, aber bei der durchsichtigen Klarheit der Luft und ihrer bedeutenden Erhebung will diese Entfernung nicht viel bedeuten. Dieses erhabene Alpenpanorama umgürtet die grüne, blühende Vega von Salzburg. In derselben nehmen noch einige Gegenstände unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: zunächst zu den Füßen das Schloß Leopoldskron ½ Stunde entfernt, an einem großen Teiche, das Lustschloß Hellbrunn eine Stunde südlich, am Ende einer schönen Buchen- und Linden-Allee, mit einem großen Garten im älteren Stil und mit einer nicht unbedeutenden Wasserkunst; eine Stunde südostwärts, am Fuße des Gaisberges das Kirchdorf Aigen, mit einem Park, vom Eichen- und Buchen-Abhange des Gaisberges gebildet, der fürstlichen Familie von Schwarzenberg gehörig, der in Rücksicht seiner erhabenen Prospecte in ganz Mittel-Europa kaum seines Gleichen haben dürfte.

Die hohe Schönheit der Lage von Salzburg als Stadt, der Anblick eines imposanten, wunderbaren Alpenpanorama's, welches eine blühende Thal-Ebene umfaßt, der Gegensatz von Hochgebirge und Ebene, welche sich nordwärts unabsehbar ausbreitet, die verschiedene zauberhafte Beleuchtung im Lauf eines Sommertages bei hellem und wolkenbedecktem Himmel, erheben die Lage und Umgebung von Salzburg zu der schönsten in Deutschland; die der Städte am Südfuß der Alpen, auch die von Como und Bassano, übertrifft sie weit, und in der Schweiz möchte sie nur die von Genf und Lausanne wegen der großartigen Schönheit eines weiten Wasserspiegels übertreffen, wiewohl Salzburg wieder Schönheiten anderer Art hat, die jene Seestädte entbehren. Salzburg ist das wahre Eldorado der Landschaftsmaler. Hätte es dem Geschick gefallen, es zur Hauptstadt des deutschen Reiches zu erheben, und jene Ebene und die Stadtberge wären mit stolzen Tempeln und Palästen, wozu der Untersberg überflüssige Marmorsteine geliefert hätte, und mit einem Meer von Häusern bedeckt worden, so würde die vielbesungene und vielgepriesene Herrlichkeit Granada's gegen so erhabene Schönheit erblaßt und jene berühmte Vega vielleicht vor der von Salzburg zurückgeblieben sein. Salzburg würde eine der schönsten Hauptstädte der Welt und die Dichter nicht müde geworden sein, ihre Herrlichkeit zu besingen. So aber hat sie nur den Ruhm, das größte musikalische Genie, W. A. Mozart, hervorgebracht und eine stille Rolle in der Geschichte gespielt zu haben. Der erhabene Eindruck dieser Gegend und ein unbestimmtes Gefühl, daß sie wohl werth wäre, die Residenz eines Kaisers zu sein, hat in der Volkssage den Palast Kaiser Karl's des Großen in den Untersberg versetzt, wo er nun schon, seitdem er von

der Erde verschwunden, mehr als tausend Jahr sitzt, um eines Tages aufzustehen und wieder über das deutsche Reich zu herrschen.

Damit aber so viel Reizen auch das Unangenehme und der Gegensatz nicht fehle, hat Salzburg bei der ziemlich hohen Lage, bei der nahen Nachbarschaft der Hochgebirge und am Ausgang eines Querthals, welches der Föhn bestreichen kann, ein sehr veränderliches Klima. Der Winter ist strenge, der Frühling kühl, Wind und Regen sind sehr häufig. Der Sommer ist heiß und schwül und reich an Gewittern, die sich mit heftigem Regenwasser entladen. Dagegen ist der September und noch der späte Herbst meistens sehr rein und schön.

---

104. Steiermark und seine Hauptstadt.

(Nach Joh. Gabr. Seidl, Wanderungen durch Tirol und Steiermark, und A. Schaubach, die deutschen Alpen.)

Gegen Tirol und die Schweiz gehalten, zeigt Steiermark, wenn es ihnen gleich in der Formation im Ganzen unterzuordnen ist, doch wieder eine ganz neue eigenthümliche Seite. Die Hochgebirge Steiermarks sind oft auf weiterem Umkreise unterbrochen von flacherem Lande, welches nicht, wie in den beiden genannten Ländern, in Produktion, Lebensart und Sitten vom Gebirge abhängig ist. In der Schweiz und in Tirol verläugnet Boden und Volk nie und nirgend seine Alpennatur; in Steiermark bildet das flache Land Gaue für sich, bleibt dem Gebirgslande so fremd, und ist im Anbau, Verkehr und Sitte so selbständig, als nur ein Land gegen ein anderes entferntes immer sein kann, was zur Mannichfaltigkeit der Bilder viel beiträgt. Darum ist auch das Klima nach der Höhe und Stellung der Gebirge, nach der Ausdehnung und Lage der Thäler so verschieden, so rasch umschlagend, so südlich schwül und so nördlich rauh, daß oft ein nächtliches Gewitter grüne Gipfel in schneebedeckte Kuppen, ein jäher Platzregen vertrocknete Bäche in tosende Waldströme, ein kurzer Streifhagel üppige Maisstämme in zerfaserte Pflanzenbecher, ein plötzlicher Morgenreif vielversprechende Rebenhügel oder blühende Buchweizenfelder in traurige Schauplätze getäuschter Hoffnung verwandelt. Darum sind aber auch die Producte in Steiermark so mannichfaltiger Art, wie nicht bald anderswo auf gleichem Flächenraume. Alpenwirthschaft mit Viehzucht, Bergbau*) mit lebhafter, dadurch bedingter Fabrication durch's ganze Land hin, Acker- und Weinbau wechseln dergestalt, daß, wo jedes Einzelne vorkommt, es vorzugsweise dominirt, nicht, wie z. B. in der

*) „Der Schooß der Berge, der in den westlichen Alpen im Ganzen metallarm, nur Gold und Salz (?) enthält, umschließt hier unerschöpfliche Niederlagen der wichtigsten Erze, Eisen zumal, auch Kupfer. Berg- und Hüttenwerke, besonders metallische, beschäftigen eine zahlreiche Bevölkerung.“
(Mendelssohn.)

Schweiz, nur tolerirt oder abgekargt erscheint. Dazu kommt noch überdies die Verschiedenheit von Sitte, Tracht und Sprache, welche durch das Zusammenstoßen zweier verschiedener Nationalitäten, der deutschen in Ober- und Mittelsteier, und der slawischen in Untersteier hervorgerufen wird, welcher letztern wir im Cillierkreise, dem eigentlichen Sitze der steiermärkischen Slawen (Wenden, Slowenen, Windische), zunächst begegnen.

Grätz oder Graz, Slawisch Hradec, ist die Hauptstadt Steiermark und die größte Stadt innerhalb der Alpenländer. Die Lage der Stadt ist sehr reizend, und man hat dieselbe deßhalb oft mit Salzburg verglichen. Sie hat allerdings einige Aehnlichkeit; hier wie dort erschließt sich ein Alpenthal aus Engpässen, dort nach Norden, hier nach Süden, zu einer weiten Thalfläche, dem Grätzer Felde; die Stadt wird von einem mächtigen Alpenstrome durchrauscht; aus der Ebene erhebt sich, wie dort der Mönchsberg, hier der Schloßberg, von einer Burg gekrönt; wie dort im Süden, so umschließt hier im Norden ein großes Gebirgsamphitheater die Ebene, welche sich nach der entgegengesetzten Seite zum Hügelland öffnet. Allein Salzburg hat doch bei Weitem den Vorzug, das Klima abgerechnet, namentlich durch seine großartigen Massen, welche sich, wie Riesen im großen Halbkreise, zum Theil ohne Vorberge, in blauen Duft gehüllt, oder in grell erleuchteten, blendenden, nackten Kalkschroffen bis 8000 Fuß hoch erheben. Doch auch Grätz hat seine großen Reize, die lieblichen, schwellenden Formen der Vorberge, die vielen Landhäuser u. dgl. Gewiß wird Grätz für jeden Reisenden durch die deutschen Alpen eine der lieblichsten Erinnerungen bleiben.

---

105. Triest.

(Nach Otto von Pirch, Caragoli.)

Nahe bei Triest hört der öde Karst auf, die Gegend wird freundlicher, wenn auch der ganze Gebirgskranz dieses Amphitheaters nur in kahlen Häuptern emporstarrt. Die Abhänge sind mit weißleuchtenden Villen geschmückt, alles ist Weinberg, die Geländer und Gehäge sind noch mit Reben umrankt.

Jetzt tritt der Berg mit dem Castell hervor, dann die neue, glänzend schöne Häusermasse von Triest selbst, regelmäßig, durchsichtig, ein heiteres und klares Bild. Keine winklige, schmutzige Vorstadt führt uns hinein, man tritt sogleich in die Reihe der überaus schönen, hohen Gebäude, die Breite der Straße gewährt einen vollständigen, ungehinderten Anblick, man ist mitten in der Herrlichkeit einer der schönsten und blühendsten Seestädte.

Triest ist sehr schön gebaut. Das leicht heranzuführende Material hat großen Aufwand von Quadern gestattet, und der täglich wachsende

Wohlstand ist besonders in den Gebäuden sichtbar. Die Straßen sind regelmäßig, die meisten durchschneiden sie im rechten Winkel. Ein breiter Canal geht weit in die Stadt hinein, gedrängt voll kleiner Kauffahrteischiffe. So hat man in den Straßen immer eine schöne Durchsicht, entweder auf das Meer und den Hafen, oder auf den Mastenwald des Canals, auf die Berge mit den Villen oder auf das hohe Castell. Erst nachdem ich mehrere Tage in Triest war, gerieth ich einmal in die Altstadt, die eng, verworren und unsauber um den Berg her gelagert ist, auf welchem das Castell steht. Die Neustadt ist erst entstanden, nachdem Kaiser Karl VI. Triest zum Freihafen erklärte (1719), und erst seit vierzig Jahren steht sie in ihrer heutigen Schönheit da. Venedigs Fall hat Triest so schnell werden lassen, was es ist, und mit jugendlicher Kraft hat sich sein Handelsleben reich entwickelt.

Am Ende des langen Corso tritt man auf die Piazza della Borsa, auf welcher die Säule mit der Statue Karls VI. steht, zur dankbaren Erinnerung an den zweiten Stifter Triests. Die Börse ist vortrefflich eingerichtet, sie hat große schöne Säle für die Versammlung der Negocianten, Lesezimmer, Kaffeehaus, oben Tanz- und Gesellschafts-Säle, die Front ziert den Platz, die Rückseite den Quai am Hafen. Wenige Schritte weiter tritt man auf die Piazza grande, und von dieser bis gegen die Mitte des Corso hin herrscht immerwährend reges, und zu einzelnen Tageszeiten ein sehr elegantes Treiben. Man sieht unter der Menge häufig Türken, Griechen und Serben in ihren orientalischen Trachten. Besonders an Markttagen gewähren die Piazza grande, die Seitenstraßen zum Meere und einige andere einen anziehenden Anblick durch das bunte, gedrängte Volksleben italienischer, deutscher und slawischer Gestalten. Die Früchte des Landes und des Meeres sind in großen Vorräthen aufgehäuft, Wagen voll Orangen und Limonen werden mit lautem Geschrei auf- und nieder gefahren.

Man muß nicht versäumen, das Castell zu besteigen, es beherrscht Stadt und Hafen und hat eine kleine Besatzung; die Aussicht ist köstlich. Man sieht die venetianische Küste und eine weite Strecke der Voralpen, das prachtvolle Meer, und auf der Ostseite hinter der Stadt den Halbkreis des Gebirges, auf dessen von Natur unfruchtbare Abhänge der Fleiß und die Ausdauer der Anwohner so schöne Weingärten hingetragen hat; die Erde nämlich, aus der der edle Triestiner Wein hervorwächst, ist von Istrien hieher gebracht worden.

---

106. Wiens geographische Stellung*).

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Wien liegt in der Ebene hart an der Ostseite der österreichischen Donauenge, am Fuße des vom Wiener Walde (Mons Cetius) gebildeten Donau-

*) Vgl. J. Kutzen, das deutsche Land, S. 183 ff.

thores, in der Gegend des Morawabeckens und seiner Natur- und Kunststraßen zur Donau. Während oberhalb Wien die Donau durch raschen Lauf, durch Wasserwirbel und andere Umstände noch vielfach verhindert wird, erlangt der Strom hier, in das mittlere Becken übertretend, eine großartige Entwicklung; es beginnt seine bedeutendste Schiffbarkeit und der Verkehr mit Fahrzeugen von 3000 Centnern. Zugleich ist die Donau an diesem Punkte der Spitze des adriatischen Meeres am nächsten. Eben so wird von hier der adriatische Golf leichter als auf einer anderen Linie erreicht, indem sich in dieser Richtung die Alpen, mit dem Wiener Walde sich gegen Nordosten wendend, mit geringeren Schwierigkeiten überschreiten lassen, als von irgend einem anderen weiter westlich liegenden Punkte aus. Die Hauptmasse der Alpen umgehend, liefen schon zur Römerzeit und im Mittelalter die Hauptstraßen zwischen der Donau und der Adria auf diesen Punkt hin. Die große nordsüdliche Verkehrsstraße aus der Oder durch Mähren zum Golf von Triest und Venedig kreuzt sich hier mit der großen Donaustraße nach Osten und Westen. Im Alterthum finden wir darum hier die bedeutenden Handelsstädte Carnuntum, Vindobona, und im Mittelalter Fabiana, Petronel, die jetzt in Wien vertreten werden. Wien, mit 480,000 Einwohnern, ist die moderne Capitale der Donau, der Centralpunkt des ganzen Systems, der Sammelplatz der meisten Donauvölker, die Residenz des Kaisers von Oesterreich und des Adels der Monarchie, die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt von den Donauquellen bis zum schwarzen Meere. Wien ist der Culturheerd für die Ungarn, für die östlichen Slawen und die Walachen, und die Tonangeberin der Sitten und Moden in allen mittleren und unteren Donau-Provinzen. Selbst im Orient ist Wien weit und breit unter dem Namen „Bescht" berühmt. Wie zu Friedens-Verhandlungen, so begegneten sich auch im Kampfe die Donau-Völker am häufigsten an diesem merkwürdigen Punkte. Hier hatten schon die römischen Kaiser eine ihrer vornehmsten Dnaustationen. Bis hieher kamen aus Westen Karl der Große und die Franken gegen die Avaren, Rudolph von Habsburg und die Westdeutschen gegen die Czechen, so wie zuletzt Napoleon und die Franzosen. Bis hieher gelangten aus Osten die Avaren, die Hunnen. Hier wurden glorreiche Schlachten gegen die Magyaren und Mongolen geschlagen. Von diesem Punkte aus wurden die Türken zurückgeworfen, und in der Nähe dieses Herzpunktes der Donau scharen sich jetzt wiederum die streitenden Donau-Völker, um vielleicht abermals in einer Marchfeldschlacht das Schicksal der Länder und Staaten, welche das Stromgebiet berühren, zu entscheiden*).

---

*) Der Aufsatz wurde geschrieben im Jahre 1848.

107. Böhmen und Mähren.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa, v. Czoernig, Charakteristik der Völkerschaften des österreichischen Kaiserstaates, und J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland.)

Böhmen und Mähren sind das einzige Slawenland, welches ohne sich vollständig zu germanisiren, am Gemeinwesen der Deutschen Theil genommen und in das deutsche Leben mächtig eingegriffen hat, nicht bloß durch kriegerische Macht und durch die gewichtige Stimme seiner Herrscher im Rath der Fürsten, auch, und vielleicht noch folgenreicher, durch seine geistigen Bestrebungen, seine Lehranstalten, durch eigenthümliche Erregung und Richtung auf religiösem Gebiet. — Frühe Annahme des Christenthums und der Druck der Magyaren haben diese Länder an Deutschland gewiesen, deutsche Cultur und Bevölkerung hat sich durch ihre von einsichtigen Fürsten anerkannte Ueberlegenheit Eingang verschafft, während Ausdehnung und Zusammenhang des Gebiets, so wie die Natur der Grenzen dem slawischen Stamme Selbständigkeit und Uebergewicht im Innern erhielten.

Die gleichlaufenden Gebirgsketten, welche Böhmen im Nordosten und Südwesten begrenzen, kehren nicht, wie die rheinischen, ihre Steilabfälle einander zu, sondern ihre ausgedehnteren, allmähligen Abdachungen. Mauerartig erheben sich Böhmerwald und Sudeten aus den Ebenen der Oberpfalz und Schlesiens, während nach innen, nach Böhmen hinein, vorgelagerte Ketten und ausgesandte Gebirgsarme sich entfalten und breite Plateauflächen beide Gebirge verbinden. Auf dem Rücken dieser Plateauflächen läuft die wasserscheidende Grenze zwischen Böhmen und Mähren. Sie nehmen, gegen die Donau herabsinkend, ganz Mähren ein, mit Ausnahme der Thalebenen der March, und füllen den größten Theil von Böhmen. In der Mitte dieses Landes jedoch durchfließt die Elbe eine große, aufgeschwemmte, zum Theil sandige Ebene; im Nordwesten bilden hohe basaltische Kegel einen merkwürdigen, dem nach Süden gekehrten Steilabfall des Erzgebirges gleich laufenden Zug. Zwischen beiden entfalten sich blühende, von Obsthainen und Wallnußbäumen beschattete Thallandschaften, die durch ihre weltberühmten Heilquellen zu einer europäischen Sommer-Residenz geworden sind.

Böhmen ist zwar ein geschlossener Kessel, aber doch keineswegs nach allen Seiten hin gleich sehr durch Gebirgswälle geschützt. Nach Südost, gegen Mähren und Oesterreich, ist es eigentlich offen; von der Lausitz trennen es nur niedrige, wenig zusammenhangende Bergzüge. Weit fester sind die südwestlichen und nordwestlichen Grenzen. Von daher aber mußten die Deutschen kommen, von deren frühesten Heereszügen gegen das noch heidnische Volk die alten, großartigen Lieder der Böhmen berichten. Nach Westen hin blieben auch die böhmischen Grenzen durch alle Zeiten hindurch fast unverrückt, während im

Nordosten und Südosten die Lausitz lange Zeit, und Mähren fast immer mit Böhmen in Verbindung blieb.

Der Czechische Stamm, am längsten mit deutscher Cultur in Berührung, hat diese frühzeitig in sich aufgenommen und sich dadurch zu dem Range eines Culturvolkes, dessen Einfluß sich weit hin über seine Grenzen hinaus geltend machte, emporgeschwungen. Ihn zeichnet ein scharfer Verstand, der ihn zur vorzugsweisen Pflege der exacten Wissenschaften antreibt, eigenthümliches Talent zur Musik, große Ausdauer und Fleiß in dem gewählten Lebensberufe und altherkömmliche Liebe zu dem sorgsam gepflegten Landbau aus; seine Literatur ist die gebildetste der slawischen Zunge und seine Poesie trieb früh die schönsten Blüthen. Obwohl dem deutschen Einfluß von allen Seiten ausgesetzt, hat sich seine Nationalität ungeschwächt erhalten, was von dem böhmischen Zweige des Stammes noch mehr gilt, als von dem mährischen, während der slowakische Zweig, den Einwirkungen der Civilisation mehr entrückt und durch die sterilere Beschaffenheit seiner Wohnsitze weniger begünstigt, sich durch eine alle anderen Stämme überflügelnde Reproductionskraft bemerkbar macht.

Mähren ist ein eben solches Gebirgskesselland wie Böhmen, mit dem es überhaupt mehr als einen Vergleichspunkt darbietet. Wie Böhmen das ganze obere Elbgebiet umfaßt, so begreift Mähren das ganze obere Marchgebiet und beschränkt sich auf dieses fast ausschließlich. Vier Gebirgszüge umgrenzen es quadratisch wie Böhmen, im Nordosten die Sudeten, im Nordwesten das mährische Gebirge, im Südosten die Karpathen, und im Südwesten ein minder erheblicher Höhenrücken, der das Gebiet der March von dem der anderen Donauflüsse trennt. Die Sudeten haben nur da eine bedeutende Höhe (4000 Fuß), wo sie sich an's Riesengebirge anschließen. Mit ihrer Annäherung an die Karpathen verlieren sie mehr und mehr an Höhe, weßhalb auch hier in der Nähe der Uebergang und die Ausmündung der großen Verkehrsstraße ist, welche Mähren mit dem Osten, mit Polen und Rußland, in Verbindung setzt.

Die Hanna wird der ganze mittlere, fruchtbare, von Slawen bewohnte Kern von Mähren genannt. Streng genommen ist darunter nur das Land zu beiden Seiten des kleinen Flusses Hanna zu verstehen, der, die Mittellinie des quadratischen Mährens durchfließend, sich bei Kremsier in die March mündet. Doch wird im weiteren Sinne auch wohl die ganze Gegend zwischen Weißkirchen, Proßniß, Olmütz, Kremsier und Wischau so genannt. Es ist dies ein völlig ebenes und fruchtbares Land. Die mährischen Slawen, in diesem Bezirke „Hannaken“ genannt, haben sich hier festgesetzt und sind in diesem Herzpunkte ihres Landes weniger als irgendwo mit Deutschen vermischt. Man kann diese mährische Hanna mit dem fruchtbaren Mittelstücke Böhmens oder mit den schönen Ebenen Ungarns zwischen der Theiß und der Donau vergleichen. Auch in dem böhmischen flachen Mittellande wohnen vorzugsweise Slawen, die eigentlichen Herren des Landes, während die

Deutschen mehr die Höhen, das Erzgebirge, Riesengebirge u. s. w. einnehmen. Als industriösere und genügsamere Menschen konnten die Deutschen in den Bergen über die Slawen leicht die Oberhand gewinnen. Dasselbe ist der Fall in Mähren. Auch hier haben sich die Deutschen durchweg in den Gebirgen verbreitet, in dem böhmisch-mährischen Gebirge, in den Sudeten u. s. w. (nur die mährischen Karpathen sind auch von Slawen besetzt), und die Deutschen umgeben so die Slawen in Böhmen wie in Mähren ringartig. Wie die Deutschen sich in Böhmen und Mähren zu den Slawen verhalten, so verhalten sich in Ungarn die Slawen zu den Magyaren. Diese haben das mittlere, flache, fette Ungarn inne, während rund umher in den Gebirgen fleißige Slawen wohnen.

So einfach auf diese Weise, im Großen und im Ganzen überschaut, die Bevölkerungs-Verhältnisse Mährens erscheinen, so erstaunlich bunt sind sie doch im Einzelnen. Die Slawen Mährens zerfallen in viele äußerst verschiedene, aber durch gemeinsame Sprache verbundene Stämme. Polnische Slawen bewohnen das östliche Ende des Landes, und zwar als Wasserpolaken die Landschaften, welche an Schlesien grenzen, und als Goralen die benachbarten Gebirge. An diese polnischen Goralen grenzen gegen Südwesten hin die Slowaken, die sich durch den ganzen östlichen Theil der Karpathen verbreiten und dieselben sowohl auf der mährischen, als auf der ungarischen Seite besetzt haben. Die Slowaken zerfallen wieder in unzählig viele kleine Völkerschaften, nämlich in Zalesaken, Kopanitschaken, Sallaschaken, Passekarschen u. s. w. Doch bilden den Hauptstamm unter ihnen die Walachen, von denen man auch wohl das ganze mährische Karpathenland die mährische Walachei nennt. Nur die westlichen Ausläufer der Karpathen sind wieder von Kroaten oder Krowaten besetzt, welche hier die ältesten Bewohner zu sein und sogar den Karpathen (krowatischen Bergen) ihren Namen gegeben zu haben behaupten, und endlich die eigentlichen Morawzi oder Mähren. Diese Morawzi, die über ein Drittel der Bevölkerung des ganzen Landes ausmachen und die als Hannaken, Blatniaken, Sabetschaken u. s. w. den Kern des Landes bewohnen, sind die leiblichen Brüder der böhmischen Czechen, mit denen sie Sprache, Literatur, Sitten und Gebräuche theilen, so wie sie auch gewöhnlich im Laufe der Geschichte gleiche Schicksale mit ihnen hatten.

Die Deutschen des Landes sind in Herkommen und Ursprung fast eben so verschieden wie die Slawen. Manche von ihnen mögen noch Ueberreste und Nachkommen der alten Markomannen und Quaden sein. Viele sind später eingewanderte und allmählig vorgeschobene Oesterreicher und Schlesier, andere dagegen nur verdeuschte Slawen. Als der gebildetste und vornehmste Stamm prävaliren sie überall in den Städten, in den Bürgerschaften und im Adel des Landes, der zum Theil ursprünglich ganz deutsch ist, oder es mit der Zeit wurde.

Das Land schließt sich gegen seine Nachbarländer auf ganz ähnliche Weise ab, wie Ungarn und Böhmen gegen die ihrigen. Die Haupt-

flüsse des Landes nämlich, die Thaja, die Iglawa, die Schwarza und die March, ziehen sich alle, aus Norden, Osten oder Westen kommend, nach Süden hin zusammen. Mähren umfaßt ihre Systeme sämmtlich und schiebt sich bis zu dem Punkte vor, wo diese Gewässer mittels der Thaja und March alle in Eins fallen, in welchen Punkt die äußerste Hut des Landes, die Stadt Landshut, fällt. Auf ganz ähnliche Weise ziehen sich, aus Osten, Westen und Süden kommend, alle Gewässer Böhmens nach Norden hin in das Thal der Elbe zusammen. Böhmen umfaßt sie alle und schließt da ab, wo alles Wasser, in einen Sammler vereinigt, die Gebirge hinter Tetschen durchbricht. Eben so ist es mit Ungarn, das ebenfalls da endet, wo alle seine Gewässer, die Donau, Sau, Drau und Theiß, sich vereinigt haben und die Bergmassen zwischen Orsowa und Belgrad durchschneiden.

Die österreichische Monarchie ist überhaupt die Monarchie der Gebirgskessel und der Quellengebiete. Die Quellengebiete der Elbe, der Weichsel und des Dniestrs, zum Theil die des Rheins, vieler Donauzuflüsse und der mittlere Gebirgskessel der Donau gehören ihr an. Der südlichste Theil Mährens, die Gegend der Vereinigung seiner Gewässer, ist nicht einer seiner uninteressantesten Theile. Die Güter, Schlösser und uralten Wohnsitze seiner ausgezeichnetsten Familien haben sich hier auf eine merkwürdige Weise zusammengedrängt. Diese ganze südwestliche Gegend von Mähren ist fast völlig deutsch. Es dringt hier von Oesterreich aus die deutsche Bevölkerung aus Südwesten in's Land hervor und beschränkt die Gebiete der Morawzi mehr und mehr, eben so wie sie nach Ungarn aus Nordwesten vordrang und den Magyaren das Land mehr und mehr beengte. Die interessantesten jener alten Familiensitze sind die der Dietrichsteins, der Lichtensteins und der Bartensteins, nämlich Nikolsburg, Eisgrub und Falkenstein, die alle nachbarlich an einander grenzen. Der große, österreichische Adel ist wohl ohne Zweifel jetzt in ganz Deutschland derjenige, der noch das Meiste von seiner antiken Pracht gerettet hat. Weniger als irgend ein anderer in seinen alten Vorrechten und Titeln geschmälert, reicher und begüterter als alle übrigen, ist er doch mit der Bildung der neueren Zeit fortgeschritten. Human in seiner Denkungsweise, patriarchalisch in seinen Sitten, solid in seinem Luxus und in allen seinen Unternehmungen, als treuer Patron seiner Clienten, als Mäcen der Künste, Wissenschaften und Gewerbe, so zeigt sich der große österreichische Adel überall, wo man seiner Persönlichkeit oder seinen Werken begegnet. Vor Allem zeugen davon die Landsitze dieser alten großen Familien, dergleichen man in dem übrigen Deutschland selten findet.

108. Prag.

(Nach J. G. Kohl, hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten, und F. K. v. Strombeck, Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien.)

Böhmen ist ein wundervoll von der Natur in sich abgeschlossenes Landganze. Der Zauberkreis, der es umgibt, sind die Gebirge, die es in einem herrlich abgezirkelten Kranze umziehen. Und die Strahlen, die von diesem Zauberkreise wachsend ausgehen und sich in der Mitte zu einem mächtigen Knoten verschlingen, sind die aus Süden, Osten und Westen heranfließenden Ströme, an denen das Leben zum Centrum hinab und von ihm zu den Grenzlinien hinaufpulsirt. In der Mitte des Kreises und in der Nähe des Einigungspunktes der angedeuteten Kreisradien erheben sich die Hügel und Berge von Prag, an denen sich von jeher alle geschichtlichen Bewegungen, die sich innerhalb des Kreises kundgaben, verewigten, entweder in neuen Gebäuden und Monumenten, wenn sie fruchtbringender Natur waren, oder in Schutt und Ruinen, wenn sie Verderben athmeten.

Prag ist unstreitig von allen Städten Deutschlands diejenige, welche sowohl durch ihre Lage als durch ihre eigenthümliche Gestaltung den großartigsten Anblick gewährt. Mag die Umgebung von Innsbruck und Salzburg erhabener sein, mag Wien durch seine Paläste und Größe, Berlin durch seine Regelmäßigkeit, München durch seine Kunstbauten Eindruck machen, keine dieser Städte kann sich mit Prag vergleichen, wenn von wahrhaft malerischer Wirkung eines Stadtbildes die Rede ist, und dieser prachtvolle Anblick entzückt das Auge, man mag von der majestätischen Brücke zum Hradschin hinauf, oder von dem Schloßberge auf den Strom, seine Inseln und die mit unzähligen Thürmen geschmückte Stadt, ihre Paläste und alterthümlichen Gebäude hinunterschauen. Jede dieser Ansichten ist in ihrer Art einzig. Böhmen kann wahrhaft auf eine Hauptstadt dieser Art stolz sein. Hier sieht man sofort, daß man sich in der Capitale eines Königreichs befindet, welche, wie dieses seine Geschichte, also auch die ihrige hat. Kaiser Alexander von Rußland soll, als er vom Hradschin auf die Stadt niederschaute, ausgerufen haben: „Hier sehe ich Moskau!"

Prag hat über vier Stunden im Umfange, und es gibt Wege in der Stadt, welche man in einer Stunde nicht zurücklegen kann. Es liegt auf fünf Bergen und in einer von diesen fast eingeschlossenen Ebene an den Ufern der sie durchströmenden Moldau, von einfachen, vernachlässigten Basteien umgeben. Seine Straßen sind, bis auf eine regelmäßige der Neustadt, krumm, und seine Plätze, unter denen es jedoch ein paar recht ausgedehnte gibt, unregelmäßig; aber eben diese Unregelmäßigkeit gibt dem Ganzen seinen eigenthümlichen und malerischen Charakter. Noch unter Joseph II. hatte Prag über 90 Kirchen (von welchen jetzt nur ungefähr die Hälfte im Gebrauche ist), deren noch bestehende Gebäude das ernste Ansehen des Ganzen vermehren,

und die Paläste seiner Großen wetteifern an Pracht mit den Palästen zu Wien, ja, übertreffen sie zum Theil. In den Hauptstraßen, welche gut gepflastert sind, ist es in Prag fast eben so lebhaft als in Wien; auch hier reihet sich ein prächtiges Kaufgewölbe an das andere; aber diese Lebhaftigkeit erstreckt sich nicht durch die ganze Stadt; an seinen Extremitäten ist Prag wie abgestorben. Es wäre zu weitläufig, hier eine Beschreibung der Stadt im Einzelnen, oder auch nur des Hradschin, zu geben. Ganz besonders charakteristisch aber ist die Judenstadt. Sie liegt nördlich von der Altstadt am rechten Moldau-Ufer. Achttausend Juden sind hier in ungefähr 300 Häusern zusammen gedrängt. Es war eben Sonntag; dieser wird aber hier, wo die Kinder Israels ganz und gar ihren Eigenthümlichkeiten überlassen sind, nicht gefeiert. Jede Art von Schacher war in vollem Gange. Nicht zehn Schritte konnte man gehen, ohne angerufen, ja, angehalten und zum Handel aufgefordert zu werden. Welch ein Wirrwarr, welch ein Gestank und Koth in den engen Straßen! Ich glaubte in den Ghetto zu Rom versetzt zu sein. Auch blickten hier, wie dort, aus den schmutzigen und stinkenden Wohnungen oftmals recht schöne orientalische Frauengestalten. Wie doch diese Nation in der ganzen Welt in ihren Eigenheiten als dieselbe erscheint! Man beobachte sie zu Jerusalem, zu Kairo, zu Algier, zu Rom, zu Amsterdam, Warschau oder Prag — stets erblickt man Juden, zu jeder schweren, die Anwendung von Körperkräften erfordernden Arbeit unaufgelegt, dagegen erpicht auf Gelderwerb durch Schacher. Wer die Juden so recht in ihrem eigenthümlichsten Wesen, und ich möchte sagen, so recht behaglich im Judenthume beobachten will, der gehe nach Prag. Es gesellte sich in dem kleinen neuen Jerusalem ein beredter Hebräer zu mir, der mir nicht nur das jüdische Rathhaus, sondern auch den alten berühmten Judenkirchhof zeigte. Tausende von emporragenden, aber in allen möglichen Neigungen zum Horizont stehenden und fallenden, schwarzgrauen, bemoosten, mit unheimlichen hebräischen Charakteren bedeckten Leichensteinen sind von Gesträuch aller Art und Schlingpflanzen überzogen. Nur enge Fußsteige winden sich durch diesen Filz. Malerisch ist dieser Anblick, aber grauenerregend, und gern verläßt man die Räume einer Todtenstätte, die in ihrer ruinenhaften und zerrissenen Physiognomie wahrhaft ein getreues Bild des Volkes gewährt, dessen Gebeine sie beherrbergt.

---

109. Brünn.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Die außerordentliche Blüthe, zu der Brünn emporgestiegen ist, so daß ihm kein Ort Mährens sowohl an Einwohnerzahl, als in Bezug auf die Lebhaftigkeit seines Handels oder die Wichtigkeit seiner Industrie gleichkommt, verdankt es theils dem streb- und regsamen Geiste, der sich

unter seinen Bürgern frisch erhalten hat, theils aber auch seiner geographischen Lage. Die Stadt liegt auf der südlichsten Spitze eines von den mährisch-böhmischen Gebirgen auslaufenden Hügelrückens, auf einem Felsengebilde von Syenit, auf einer Art von Vorgebirge oder Halbinsel gleichsam, an deren Spitze sich zwei Flüsse, die Schwarza und die Zwittawa, vereinigen. Diese vorzügliche, aus weiter Ferne sichtbare Position mußte natürlich schon früh und beständig zu Ansiedelung und städtischer Befestigung einladen, und über die nächste Nachbarschaft, wo keine günstigere Situation sich findet, mochte diese Ansiedelung sich bald erheben. Die Mündung der Zwittawa und Schwarza fiel zugleich in die mittlere Längenaxe des ganzen mährischen Landkessels, in dieselbe Längenaxe, in welcher überhaupt die Bevölkerung des Landes am engsten gehäuft ist. Diese Lage mußte Brünn natürlich schon als zu einem der ersten Plätze unter Mährens Städten berufen erscheinen lassen, da sich in der von Nordost nach Südwest gerichteten Linie jener Axe alle die vornehmsten Städte des Landes, Neutitschein, Weißkirchen, Olmütz, Proßnitz, Brünn und Znaym, zeigen. Aus der Reihe dieser, an der großen mährischen Mittelstraße liegenden bedeutendsten Städte wurde Brünn noch besonders durch den Umstand hervorgehoben, daß die vornehmste Einströmung von Handel, Waaren, Leben und Bevölkerung aus Ungarn nach Mähren aus sehr natürlichen Gründen da Statt hatte, wo die March die Karpathen durchbricht. Diese Einströmung, besonders insofern sie auf den Mittelpunkt von Böhmen, nach Prag gerichtet war, führte direct auf Brünn, über welches die nächste Straße zwischen Prag und Ofen kreuzt, und diese Kreuzung zweier so wichtigen Straßen hat die Stadt besonders groß gemacht und ihr die Vermittelung des Handels zwischen Ungarn und Böhmen, wie zwischen Oesterreich und Schlesien in die Hand gegeben. Olmütz ist mehr nur wichtig als bloße Vermittlerin zwischen Galizien und Böhmen.

Von Weitem gab Brünn einen sehr stattlichen Anblick, als wir, vom Schlachtfelde von Austerlitz heranrollend, seiner ansichtig wurden, als wir sie, von vielen schönen Gärten umgeben, im Hintergrunde Hügel und Wald, in der Mitte den prächtigen Dom und manches andere stattliche Gottesgebäude ihm zur Rechten und Linken, so freundlich und bunt, zum Theil am Berge sich lehnend und auf Hügeln in mannichfacher Gruppirung nistend, zum Theil aber mit einigen Vorstädten ins Thal hinabsteigend und die Flußufer bekränzend, vor ihr eine weite, schöne, mit Dörfern besetzte Ebene, da liegen sahen.

Der Franzensberg ist der äußerste schroffe Vorsprung des noch höheren Petersberges, auf welchen sich ein ganzes Quartier der Stadt und unter anderen auch die Domkirche hinaufschob. Der Felsen dieses Vorsprungs diente sonst zu Befestigungswerken. Statt der alten Festungsmauern umgeben den Felsen jetzt grüne Hecken und Traubengeländer. In der Mitte der blumigen Felsenplattform erhebt sich ein 60 Fuß hoher Obelisk aus grauem mährischen Marmor auf einem eben solchen viereckigen Cubus. Auf der einen Seite des Sockels steht

die Inschrift: „Franz, dem Befreier, dem Wiederhersteller, dem Vater des Vaterlandes“, auf der anderen: „Seinen beharrlichen Bundes-Genossen“, auf der dritten: „Oesterreichs tapferem Heere“, und auf der vierten: „Des treuen Mährens und Schlesiens Dank MDCCCXVIII“. Von dem obersten Rande aus hat man eine der schönsten Aussichten über die Stadt, über die Ebene der Zittawa und über eine unabsehbare Menge von blühenden Aeckern und Feldern.

Nur ein einziges Stück der Aussicht vom Franzensberge, dasjenige nämlich, das in der Richtung nach Nordwest liegt, ist mißfällig, und der gefühlvolle Reisende thut wohl, sich nach dieser Seite nicht hinzuwenden, um sich durch einen trübe anklingenden Ton den ganzen Genuß nicht verbittern zu lassen. Aus jener Weltgegend schaut nämlich der Spielberg, der nächste Nachbar des Franzensberges, mit seinen Bastionen und Gefängnissen auf die schöne Promenade und Anlage herab.

Der Spielberg ist nicht nur für Staatsverbrecher, sondern überhaupt für alle Verbrecher der österreichischen Erbstaaten, deren Strafen über zehn Jahre hinausreichen, bestimmt. Der Name „Spielberg“ ist daher in Oesterreich eben so gefürchtet, wie der Name „Sibirien“ in Rußland, wie die „Botany-Bay“ in England, wie die „Bagnos“ in Frankreich. So groß der Schrecken ist, den der Name „Spielberg“ in Galizien, in Slawonien, in Illyrien, in Tirol, in Böhmen, in der Bukowina und namentlich in Italien den Leuten einflößt, so ist dieser Schrecken doch keineswegs auf eine besondere Furchtbarkeit der dortigen Gefängnisse begründet. Es gibt hier fast gar keine unterirdischen Kerker mehr, vielmehr sind alle Sträflinge oberhalb der Erde untergebracht und werden in einer neuerdings erweiterten Arbeits-Anstalt zweckmäßig beschäftigt. Bis 1791 war dieses freilich anders, denn bis zu diesem Jahre bestanden auf dem Spielberge die sogenannten „Arreste“, ganz unterirdische, tiefe, alles Tageslichts beraubte Löcher von vier Fuß Breite, in welchen die schlimmsten Verbrecher einzeln angekettet, bei Wasser und Brod eingekerkert gehalten wurden.

Von den zahlreichen Kirchen Brünns ist die Jacobskirche entschieden die ausgezeichnetste. Sie ist gewiß eins der besten Denkmäler gothischer Baukunst und stammt aus der Zeit der schönsten Blüthe der deutschen Architektur, aus der Zeit der Kölner und Straßburger Dome. Aber das geschmackloseste Jahrhundert, nämlich das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges, hat sie mit Denkmälern gefüllt.

Brünn ist das österreichische Manchester, der Hauptsitz der ganzen österreichischen Wollenzeug-Manufacturen. Es gibt hier nicht weniger als 20 große Tuchfabriken und über 230 incorporirte bürgerliche Tuchmacher- und Webermeister. Ja, was noch mehr ist, es sind hier bereits 5 große Maschinen-Fabriken etablirt. Die hochaufsteigenden Rauchfänge der Stadt verkünden überall die Thätigkeit von Dampfmaschinen. Früher arbeitete man hier vorzüglich bloß für die Türkei und Rußland. Doch gibt es jetzt auch Etablissements, deren Wirksamkeit sich über halb Europa ausgebreitet hat. Es werden hier Artikel verfertigt, die man

in ganz Deutschland, Dänemark und Schweden sucht, und die sogar von den Hansestädten aus in andere Welttheile verführt werden. Die Blüthe dieser Brünner Tuch-Manufactur-Industrie schreibt sich erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts her und ist seitdem fortwährend in einem außerordentlichen Aufschwunge begriffen.

---

110. Das österreichische Schlesien.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Das Herzogthum Teschen, und eben so sein Schwesterländchen, das Herzogthum Troppau, sind nur erst in ihren städtischen Elementen fast völlig deutsch. Auf dem flachen Lande mischt sich germanischer und sarmatischer Stamm. Der ganze Adel der Provinzen hat freilich deutsche Bildung, und sogar die alte polnische Mittelclasse zwischen Bauer und Adel, der Schlachtize, spricht gewöhnlich auch deutsch, zugleich aber auch ihre alte Muttersprache, das Polnische. Auch gibt es schon manche Dörfer, die ganz deutsch sind. In vielen sind Deutsche und Polen zu gleichen Theilen gemischt. In den meisten aber herrschen die Polen, die Urbewohner des Landes, vor.

In physikalischer Hinsicht kann man die Herzogthümer Teschen und Troppau als die Landschaften der Oder- und Weichsel-Quellengebiete bezeichnen, und als solche haben sie sich auch politisch von den Landschaften der Unter-Weichsel- und Odergebiete getrennt. Troppau gehört ganz der Oder, Teschen fast ganz der Weichsel an. Kurz vor Teschen verläßt man das Wiegenthal der Weichsel. Ein niedriger Bergrücken trennt das Gebiet der Weichsel und der Oder, und bergabfahrend hat man bald das erste Bächlein erreicht, das nun schon nicht mehr den Krakusen und Warschoviten Holz zuführt, sondern den Stettiner Kaufherren für ihre Seeschiffe das Fahrwasser mehren hilft.

Die Lage der Hauptstadt Teschen entspricht dem Anblicke der ganzen Landschaft des Herzogthums. Beide sind gleich lieblich und schön. Im weiten Thale der Olsa erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen sein altes Schloß und rund umher an den Abhängen dieß- und jenseits des Flusses lagert sich die freundliche Stadt, die halb in deutschem, halb noch in polnischem Stile erbaut ist. Als polnisch erkannten wir z. B. die auch hier wie in Galizien modischen Aufsatzetagen mit Fenstern ohne Scheiben, mit einer Vormauer ohne Hintermauer, Decke und Zimmer. Sie geben, da sie das Dach verdecken, auf den ersten Blick ein pomphaftes Ansehen. Wenn man aber näher hinsieht, so mißfallen sie, wie alles Zweck- und Bedeutungslose in der Architektonik.

Die Stadt Teschen ist schon sehr alt. Sie soll jetzt bereits so viele Jahre zählen, als einst Roma im tausendsten Jahre nach seiner Erbauung. Drei Brüder, schlesische Herzoge, sollen sich auf einer Jagd in den wilden Wäldern der Beskiden, die damals noch diese jetzt so

freundliche Gegend bedeckten, verirrt haben. Ermattet und kaum der Gefahr, vor Hunger und Durst umzukommen, entrinnend, trafen sie alle drei an einer Quelle im Walde zusammen und fanden auch zugleich hier ihr Gefolge wieder. Zur dankbaren Erinnerung an diesen glücklichen Ausgang eines schlimmen Anfangs stifteten sie in der Nähe der Quelle „einen heiteren Wohnsitz zufriedener Menschen" und nannten ihn „Tießem", d. h. „wir freuen uns". Diese Quelle wird noch diesen Augenblick in Teschen gezeigt und ist mit einem Denkmale bezeichnet. Das Merkwürdigste in Teschen ist wohl entschieden seine protestantische Kirche und Gemeinde. Der größte Theil der Bewohner des österreichischen Schlesiens ist bekanntlich katholisch. Nichts desto weniger aber fand die Reformation gleich von Anfang herein auch unter der hiesigen Bevölkerung viele Freunde, und so gibt es in der Umgegend von Teschen und in der Stadt selbst nicht weniger als 10,000 Protestanten unter den Polen, Goralen, Jazygen, wie unter den Deutschen.

Teschen ist die südlichste Stadt in Schlesien nach Ungarn zu. Zugleich ist die Constellation der Flüsse diese, daß die Olsa und ihr Thal im Karpathenrücken da die Passage nach Norden eröffnen, wo nach Süden die Waag und ihr Thal hinabgehen. Durch den beide verbindenden Jablunkapaß machen sie daher hier die Hauptverbindungen der schlesischen Lande mit Ungarn, und Teschen ist so der vornehmste Entwickelungsknoten dieses Verkehrs. Wie Ungarn und Schlesien, so stoßen auch Mähren und Galizien mit ihren äußersten Spitzen hier bei Teschen zusammen, und die 8000 Einwohner der Stadt vermitteln daher einen lebhaften Handel, der diese verschiedenen Länder unter einander verknüpft. Auf der einen Seite schafft es die schlesischen und mährischen Kunstproducte nach Galizien und Ungarn, auf der anderen empfängt und spedirt es von Galizien den Flachs für die spinnenden Finger Schlesiens und von Ungarn die Weine für die schlesischen Ritter. Denn selbst der größte Theil des preußischen Schlesiens gehört noch zu den dem ungarischen Bacchus huldigenden Ländern.

---

111. Die Sudeten mit dem Riesengebirge *).

(Nach J. C. G. Berndt, Wegweiser in den Sudeten.)

Die Sudeten, ein Theil des ungeheuren Bergzuges, welcher von der lüneburger Haide bis zum schwarzen Meere Europa in zwei große Hälften scheidet, sind von der Natur nicht unbegabt geblieben. Nach den Alpenzügen das höchste Gebirge Deutschlands, erhebt ihr Rücken gewaltige Koppen, nährt durch zahllose Bäche drei bedeutende Flüsse: Elbe, Oder, March, umschließt schauerliche Schluchten, finstere Gründe und sonnige Thäler, hegt eine reiche Pflanzenwelt und eine reine er-

*) Vgl. das Riesengebirge und seine Bewohner von K. Hofer. 1841.

quickliche Bergluft. Furchtbares, Gewaltiges, Erhebendes paart sich hier mit dem Anmuthigen und Freundlichen; überall wird der Wanderer aus einer Gleichgültigkeit gegen die Reize der Natur, wie sie wohl durch das Leben auf einförmiger Ebene sich angewöhnt, selbst unwillkürlich aufgeregt. Dazu kommt die regsame Belebtheit, welche die Sudeten der menschlichen Thätigkeit verdanken. Denn selbst auf den höchsten Kämmen jodelt der Hirt und läutet das weidende Vieh, aus den dunklen Waldgründen dampft die Glashütte und klirrt der Eisenhammer, und wie erst regt sich's in den Thälern, wo Dorf an Dorf sich reiht und der mühsame Landmann der steilsten Lehne eine geringe Aernte abzwingt.

Das Riesengebirge, der höchste Theil der ganzen Sudetenkette, trennt Niederschlesien von Böhmen. Der Theil, welcher insbesondere „Riesengebirge" genannt wird, beginnt bei der Tafelfichte und endet beim landshuter Gebirge. Diese Gebirge sind Urgebirge, deren Hauptbestandtheil Granit ist, welcher mit Schiefer und Kalkstein, Gneis, Glimmer und Hornblende abwechselt. Basalt kömmt selten vor. Nicht so gigantisch wie die Alpen, erreicht ihre höchste Spitze — die Koppe — 4990 F. über der Meeresfläche, beinahe die ewige Schneeregion, weßhalb es auch das Schneegebirge genannt wird, da es die größere Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt ist und dieser in den tieferen Schluchten auch während des Sommers nicht schmilzt. Von der schlesischen Seite gewährt es eine höchst malerische Totalansicht, deren Formen nur im Einzelnen wild und grotesk erscheinen; von der böhmischen Seite ist die Totalansicht weniger malerisch, doch gibt es einzelne romantischere, ja, idyllische Partieen. Keine gewaltigen Ströme stürzen hier von den Gipfeln herab, keine Seen, die Augen der Landschaft, verschönen die Gegend, wie dies in der Schweiz und in Tirol der Fall ist; nur die beiden Teiche sind zu nennen, können aber auf die Benennung von Seen keinen Anspruch machen. Aber Tausende von Bergwässern, silberne Quellen brechen aus Höhen und Schluchten, aus Felsen und Waldesgründen hervor und durchrauschen die Thäler und Hochebenen. Fast an jeder Baude schlängelt sich ein Bach vorüber, und der Mensch hat sich darum auch hier, sei's in unfreundlicher, schwer ersteiglicher Höhe, seine Hütte gebaut, wo es ihm an dem nothwendigen Elemente nicht gebricht, wo seine Thiere auf frischer Weide Futter und kühlen Labetrunk finden. — Von den Flüssen, die hier in bescheidener Kindheit auftreten, aber baldigst erstarken, ergießt sich die Elbe, Iser und Aupe nach Süden, der Zacken und die Bober nach Norden. In den tieferen Thälern und Ebenen gedeihen alle Getreidearten, auf den Wiesen und Gründen wachsen die köstlichsten Kräuter, die Mitte der Berge umgürten Wälder aller mitteldeutschen Holzarten, weiter hinauf gibt es nur Knieholz, und ganz oben findet man nur Moos, dürftige Gräser und unscheinbare Blümchen (Teufelsbart u. s. w.).

Die Bewohner der Sudeten sind ihrer Abstammung nach Slawen und Deutsche. Die Mundart der Slawen ist die böhmische und

mährische. Die deutsche Mundart ist weich und lautreich und klingt angenehm und treuherzig. Die Gebirgsbewohner haben einen starken, festen, wenngleich magern Körperbau. Sie genießen einer dauerhaften Gesundheit, was sich von der häufigen Bewegung in freier Luft und der einfachen Lebensweise herschreibt. Gleich einfach ist ihr geistiger, religiöser und moralischer Charakter. Groß ist ihre Vorliebe für die Tonkunst, besonders auf der böhmischen Seite. Ueberall aus den Bauden, aus den Hütten an den Wasserfällen tönt Harfenklang und Gesang, schallen Geigen und Clarinetten dem Wanderer entgegen. Der größte Theil der Gebirgsbewohner, mit Ausnahme derjenigen, welche bloß Viehzucht treiben, besteht aus Webern, die zwar kärglich ihr tägliches Brod verdienen, das ihnen aber die Genügsamkeit versüßt. Andere finden Unterhalt in den Bergwerken, Eisenhämmern, Glashütten, oder sie sind Holzhauer und Holzarbeiter. Die Letztgenannten verfertigen mit staunenswerther Geschicklichkeit: Schachteln, Schaufeln, Spielzeug, Küchengeräthe, ja, sogar musikalische Instrumente: Geigen, Guitarren u. s. w. Die Glücklichsten leben von Ackerbau und Viehzucht. Freilich ist hier der Ackerbau mit größeren Schwierigkeiten und Anstrengungen als in der Ebene verbunden. Wo nur ein Fleck tragbar gemacht werden kann, Stellen, wohin kein Zugthier zu gelangen vermag, dahin tragen sie Dünger, selbst Erde hinauf und sichern durch Steinwände den mühevoll urbar gemachten Fleck vor dem Abspülen durch die Schneegewässer. Wo Roggen nicht mehr gedeiht, da bauen sie Hafer an, der oft schon vom Schnee bedeckt wird, ehe er reif geworden. Die Hirten leben von dem Ertrag ihrer Kühe und Ziegen, das Brod müssen sie gegen Milch und Butter oder deren Erlös eintauschen. Jeden Grasfleck benutzen sie, und wo das Thier auf steiler Höhe ihn nicht selbst abweiden kann, da klettern sie empor und schneiden mit der Sichel das Futter ab. — Und trotz so vieler Entbehrungen und Mühseligkeiten hangen sie mit unerschütterlicher, kindlicher Liebe an ihren Bergen und vertauschen sie selten mit einer bequemern und besseren Wohnung. Sie freuen sich, wenn der Fremde aus weiter Ferne zu ihnen kommt, ihre Berge und Wasserstürze zu bewundern. Ein stolzes Bewußtsein, eine freudige Genugthuung glänzt in ihren treuherzigen Augen, wenn der Wanderer all die Pracht anstaunt und mit lauten Worten preis't. Es erhebt sie, zu erfahren, daß der Ruhm ihrer schönen Heimath, ihrer Prachtberge in ferne Länder gedrungen.

---

112. Die sächsische Schweiz.

(Nach Joh. Sporschil, Wanderungen durch die sächsische Schweiz.)

Der Name „sächsische Schweiz" ist die geschmacklose Erfindung des vorigen Jahrhunderts*), jetzt aber einmal zum Eigennamen geworden,

*) Sonst hieß die Gegend: „Die Felsen über Schandau".

dem einen anderen substituiren zu wollen eben so weise wäre, als plötzlich alle Thore und Straßen einer Stadt umzutaufen, und die geschichtlichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, zu verwischen, wie dies kürzlich in Leipzig geschehen ist. Zu jenem Theil des Elbhochlandes, der unter dem gedachten Namen allgemein bekannt ist, konnte man nicht umhin, auch die gleichartigen Gegenden, die zu Böhmen gehören, einzubezirken, und erfand, um jedem Lande sein Recht widerfahren zu lassen, den wunderlichen, aber dennoch den Zweck, einen bestimmten Umfang von Naturschönheiten zu bezeichnen, erfüllenden Doppelnamen „sächsisch-böhmische Schweiz". Diese interessante Gegend, in welcher die Natur die Geschichte einer ihrer vielen Wasser- und Feuer-Revolutionen, gleichsam in Fracturschrift erzählt, ist zwar jetzt in ihren Hauptpartieen mehr ein großartiger, bequemer Park als eine Wildniß, aber eben darum dem Genusse einer größeren Anzahl Menschen erschlossen.

Eigentlich gehören die Gebirge der sächsisch-böhmischen Schweiz zu den kleinen Sudeten, die sich im Osten an die großen Sudeten, das Riesengebirge, und im Südwesten bei Gießhübel an das Erzgebirge anschließen. Das Hauptthal dieser Gegend ist das Elbthal, welchem alle kleineren Gewässer dieser Gegend zueilen. Der ganze Landstrich bildet eine Kette von theils isolirten, theils verbundenen Bergen, Hügeln, Felsenthälern und Schluchten. Die Ansichten sind im Allgemeinen auf dem rechten Elbufer schöner als auf dem linken. Eine üppige Vegetation schmückt die tiefen Thäler, wohlbestellte Forsten decken die Bergwände überall, wo sie nicht aus Felsen bestehen. An Seen, ja, sogar an großen Teichen fehlt es diesem Landstriche gänzlich, und er entspricht hierin seinem Schweizernamen durchaus nicht.

Burgen, einige erhalten, andere in Trümmern, erinnern an die alte Geschichte des Landes, wo der Deutsche dem Sorben die Herrschaft abstritt und seine Cultur in diese Gauen brachte. Obschon die Einwohner der sächsischen Schweiz der Mehrzahl nach, so wie überhaupt des größten Theiles des meißnischen Kreises, ja, darüber hinaus bis Leipzig slawischer Abkunft sind, so hat sich doch das Gepräge dieser Nationalität auch hier gänzlich verwischt, und die slawische Sprache, welche sich weiter ostwärts bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist völlig verdrängt. Die Bewohner des Gebirgslandes sind ein gesunder, kräftiger Menschenschlag, der sich durch Fleiß, Gefälligkeit und Reinlichkeit auszeichnet. An der Grenze zwischen Böhmen und Sachsen wirkt der Schmuggelhandel verderblich auf die Sitten, doch der Reisende hat nirgends etwas zu befürchten. Dies ist im Allgemeinen der Charakter des romantischen Hochlandes, das in den Sommermonaten Tausende von Besuchern aus allen Theilen von Europa anlockt.

113. Dresden.

(Nach Karl von Hailbronner, Cartons.)

Kunst und Natur bieten sich in dem herrlichen Dresden in Ueberfülle die Hand, und nur das junge frische München hat ihm jetzt den lorberbekränzten Namen des deutschen Florenz von der alternden Stirne gewunden.

Die Tribune in Dresden gibt ihrer Schwester in Florenz*) wenig nach, und Raphael's Madonna, die sechs herrlichen Bilder Correggio's, worunter besonders die unübertreffliche heilige Nacht, das Jesuskind auf Stroh in der Krippe, alles Licht von sich ausstrahlend, die so unzähligemal copirte heilige Magdalena und sein Arzt hervorragen. Und alle die großen Meister der Venetianer, die ihre schönsten Werke auf diesen europäischen Bildercongreß geschickt, Jan Breughel's herrliche Landschaften, die unerreichten Schöpfungen der flamändischen Maler-Heroen füllen hier einen großen überreichen Saal, der kühn mit der Tribune und den großen Italienern in die Schranken treten darf.

Das grüne Gewölbe ist noch immer die kostbarste Sammlung von Schmuck- und Kunstarbeiten. Diese Elfenbeinschnitzerei, die kunstreichen getriebenen Arbeiten in Silber und Stahl, die Emails, die florentinischen Mosaiks, die kostbaren Waffen nach verschiedenen Epochen, die kostbarsten Steine, der größte Onyx der Welt mit weißem Rande, der Schatz, wohl nicht der reichste, aber sicher der schönste in Europa, die Diamantenkette, der orientalische Hof in goldenen Figuren, diese eingelegten Kästchen, Toiletten, Reiseapotheken, Bernsteine, Filigrane und alle die unzähligen glänzenden Gegenstände betäuben das Auge und berauschen die Sinne. Es ist eine stupende ethnographische Sammlung, würdig eines reichen Hofes; das Ganze unendlich geschmackvoll geordnet, und wahrlich in dieser Zusammenstellung einzig in seiner Art. Ein würdiges und eben so einziges Seitenstück ist das historische Museum im Zwinger. Es enthält eine wirklich prachtvolle Sammlung aller Waffen in chronologischer Ordnung, in Parade- und Streitrüstungen abgetheilt. Aufstellung und Erhaltung ist tadellos, und hier kann der Geschichtsforscher ernste Studien machen. Alles blinkt wie neu. Unzählige Ritter zu Pferde zeigen uns eine Reihe von Portraits sächsischer Fürsten, von der Kinderrüstung bis zum gewaltigen August. Zäumung und Sättel sind von höchster Pracht, und wir sehen alle Waffen des Mittelalters mit den Erfindungen des Schießgewehres bis zu den Percussionsgewehren in aufsteigender Ordnung vor uns. Den schönen Schluß bildet das türkische Zelt, welches bei der Belagerung Wiens erbeutet wurde und das hier äußerst malerisch den Plafond des letzten Saales überspannt. Unter ihm gruppiren sich in schönen Bildern eine Unzahl reicher ottomanischer Säbel, mit guten Steinen besetzte Sättel,

*) Vgl. S. 184.

und verschwistern sich traulich mit den Stiefeln Napoleon's, mit dem Hut, einfachen Degen und ledernen Degengehäng des Czaars, und dem berühmten Hufeisen, das der starke August brach. Dies ist die reichste Sammlung an Waffen, der Tower und die Ambraser Sammlung verschwinden dagegen.

114. Der Harz *).

(Nach Wilh. Blumenhagen, Wanderung durch den Harz.)

Dort, wo die germanischen Stämme der Cherusker und Katten sich berührten, wo jetzt Preußen und Hannover, Braunschweig und Anhalt-Bernburg zusammenstoßen, erhebt sich als ein Gebirge von höchst eigenthümlichem Charakter und welthistorischer Berühmtheit der Harz mit seinem noch von Niemandem genügend erklärten Namen. Uebertrifft ihn auch das Riesengebirge an Höhe, so darf er sich doch messen mit dem Erzgebirge und dem Thüringerwalde, und zeichnet sich als das nördlichste deutsche Gebirge aus. In einer Länge von etwa zwölf bis vierzehn und einer Breite von vier bis fünf Meilen streckt er sich von West nach Ost, doch nicht nach Art anderer deutschen Gebirge in langgezogenen, an einander gereiheten, sich ähnelnden und verwandten Höhen, sondern als ein frei sich erhebender, scharfumrissener Steinkoloß, mit einer imposanten Physiognomie, in freier Hoheit fern ausschauend auf das niedere Land und fern her gesehen, und rings umkreiset von einem Heere geringerer Hügel, einem Riesenkönige ähnlich, den seine Hofhaltung, erzgerüstete Krieger und buntgeschmückte Diener, umsteht, mit abnehmendem Range und Glanze, zuletzt an den Pforten des Reichs in zwergige Pagen sich verlierend. Man theilt unser Gebirge in den Oberharz, den Unterharz und den Vorharz. Der Oberharz ist der Kern des Berges, wo das granitartige Urgestein, die Knochen der Erde, zu Tage tritt, und das metallreiche Ganggebirge gleich Muskeln voll lebendig zuckender Nerven sich an dasselbe anlegt; er bildet mit dem berüchtigten Brocken und seinen sieben Bergstädten**) den nordwestlichen Theil des Gebirgs. Hier herrscht ein winterlicheres Klima, rauher wehet die Luft, Schnee und Eis liegen hochgehäuft zur Winterzeit und lange Monden hindurch, und der Sommer ist nur kurz, doch seine Gewitter sind desto furchtbarer und gewaltiger. Schon die Waldung, aus hochgewachsenen Tannen und phantastisch sich formenden Fichten bestehend, deutet den nordischen Charakter an, obgleich das Gehölz vielfach von Bruch und Morast unterbrochen sich vorfindet. Hier wird kein Acker gebaut, nur hie und da trifft man die wohlgepflegte Wiese in beschützten Niederungen, das

*) Vgl. der Harz und seine Bewohner von H. Pröhle, in den Grenzboten 1851, II. S. 457—463, 487—496.

**) Clausthal, Andreasberg, Altenau, Zellerfeld, Lautenthal, Wildmann, Grund.

Magazin für die treffliche Rinderheerde, welche statt der Streu sich mit Tannennadeln begnügen muß.

Das Volk, welches diese Höhen bewohnt, gleicht seiner Heimath; es ist kräftig und rauh, kühn und thätig, unverdrossen und gutmüthig, duldsam und mit Geringem zufrieden, stolz auf seine Berge und nur auf ihnen glücklich. Alles, was hier lebt und waltet, gehört dem Bergbau an, sei es als eigentlicher Berg- und Hüttenmann, oder sei es als Köhler, Holzschläger und Fuhrknecht. Der Bergbau ist hier die Seele des Lebens, das Centrum des Getriebes; tausend Jahre hindurch ringt dieses Völkchen mit Lebensgefahr dem widerstrebenden Erdgeiste seine edelsten Schätze ab, um die Paläste trägerer Mitbrüder zu schmücken, Andern Genuß und Reichthum zu verschaffen, und bleibt arm und armselig; die blassen Wangen, die starken, scharfen, kalten Gesichtszüge, die straffen, fettlosen, aber kräftigen Muskelformen erzählen von den Mühseligkeiten seiner arbeitsvollen, entbehrungsreichen Tage. An dreißigtausend Menschen leben dort oben in solcher Weise auf einer Grundfläche von dreizehn Quadratmeilen, stolz auf ihren Berghauptmann, den sie auch wohl den Harzkönig nennen, der sie nach eigenen Gesetzen regiert, stolz auf ihre Privilegien, auf ihre scharfgeschiedene Lebensweise, selbst auf ihre Sprache, die gezogen und volltönend, süddeutschen Dialecten gleich, klingt, und vielleicht von ihren aus dem Erzgebirge früherhin eingewanderten und hergerufenen Vätern stammen mag. Ein freundlicheres Klima empfängt den Wanderer, so bald er zum Unterharze herabsteigt*), zu welchem man alles Gebirge zu zählen pflegt, was dem Brocken östlich liegt, und aus Ganggebirge und Flößgebirge besteht, von ihm aber als Vorharz**) die äußersten, noch immer hügelichten und bewaldeten Ausläufe und Vorsprünge unterscheidet, durch die das Gebirge mählig in das flache Land verläuft, gleichsam die Finger und Fußzehen des Riesen, die er in die Ebene hinaus gestreckt als Symbol seiner Herrschaft. Hier im Unterharze ist die unerschöpfliche Schatzkammer des Malers und des Poeten; hier finden sich jene an geheimem Zauber und unvergleichlichem Reiz so reichen Plätze, die diesem nordischen Gebirge einen Weltruf erwarben, und ist die Erde hier im Innern weniger mit köstlichen Schätzen gefüllt, so ersetzt sie es im Uebermaß durch ihre äußere Herrlichkeit. Die triste Tanne wechselt hier mit dem üppigsten Laubholze; hundertjährige Eichen wölben sich zum luftigen Dom, die schlanken Buchen

*) Der Unterharz besteht aus fünf Provinzen: die Fürstenthümer Blankenburg und Anhalt-Harzgerode, die Grafschaften Stolberg-Stolberg und Stollberg-Wernigerode, und das Braunschweigische Amt Walkenried. Er hat auf einer Grundfläche von 23 geographischen Quadratmeilen sieben Städte und sechzig Dorfschaften und über 30,000 Einwohner.

**) Zum Vorharz muß man die am Fuße des Harzes liegenden Orte: Goslar, Gittelde, Seesen, Staufenburg, Osterode, Herzberg, Westerhofen u. a. m. rechnen. Die Bewohner derselben mit zum Harz gezählt, würde die Zahl auf 100,000 erhöhen, welche auf einer Grundfläche von 36 Quadratmeilen wohnen.

bilden endlose Schattengänge, und die silberhäutigen Birken kränzen den Saum des Waldbachs und laden mit den flüsternden Stimmen ihrer leichtbeweglichen Blätter zum kühlen Ruheplatze. An den Höhen zieht sich Ackerland in langen, wellenförmigen Bändern hinauf; Schafheerden wandern langsam und gedrängt in den begraseten Thälern; Obstgärten kreisen die Dörfer ein, wenn auch später als im Lande reife Früchte spendend, und die Bewohner nähern sich an Form und Lebensweise und Beschäftigung den Nachbarn ihres Gebirges, und ihre Sprache schließt sich hier den niedersächsischen, dort den oberdeutschen Dialecten an. Doch auch hier, wie überall im Harz, empfängt den Fremden altgermanische Gastlichkeit, jene Treuherzigkeit, welche den Gast schnell mit dem Wirthe befreundet, und Beiden das Scheiden verbittert, und mit ihnen verbindet sich ein unerwarteter Hang zur Geselligkeit, der nur in freundlichen, freien, offenen und zufriedenen Herzen erblüht, der früherhin sich nicht schrecken ließ durch den gefährlichen Felsweg, durch den engen Pfad am Rande der Abgründe, der jetzt durch die neuerdings überall durchgezogenen bequemen Kunststraßen für Pferd und Wagen jeder Art die gewünschte Erleichterung findet.

Es wimmelt von Sagen und Legenden auf dem Harz; fast jede besondere Klippe, jeder Brunnquell, jeder Schlund, jedes Städtchen, jedes Dorf hat seine Historie, welche der Nahwohnende gern und unermüdlich erzählt, findet er nur geduldige Ohren und Zeit bei dem fremden Wandersmann. Frommer Glaube, Schutz und Unschuld, Strafe des Frevelmuths, Peinigung des Lasters durch des Gewissens unerbittliche Richterstimme, grause Vernichtung des Lästerers, Sturz des Ungerechten und Tyrannischen bilden die Grundlagen dieser Harzsagen; doch fehlt es auch nicht an den riesenhaften und komischen Gestaltungen der Märchenwelt; Zwerge und winzige Gnomen hüten und vertheidigen das unterirdische Gold, verschenken es nach Laune, necken die faule Magd, vertreiben aus rechtlosem Besitz, und die höllische Jagd sauset durch die Mitternächte, der wilde Mann, nackt, mit dem Tannenzweige gegürtet und die entwurzelte Fichte in der Faust, schreitet an der Höhe hin und deutet auf die verborgene Silber-Ader, und das Brockengespenst drohet aus giftigem Nebel. Ueberall stößt man auf Trümmer alter Burgen und Schlösser, ehedem Sitze kaiserlicher Günstlinge oder räuberischer Harzgrafen; manche haben ihre welthistorische Bedeutung, an andern flattert nur das leichte Band einer Romanze, macht sie aber deshalb nicht weniger anziehend und bedeutsam.

115. Thüringen.

(Nach „Die Gegenwart".)

Thüringen — wir haben nach neuestem Gebrauch die Gruppe der sächsischen Herzogthümer und der schwarzburgischen, sowie reußischen

Fürstenthümer im Auge — ist Kleindeutschland. Seine Berge, Ebenen und Gewässer, so wie Schlösser, Städte und Staaten geben das große Vaterland im verjüngten Maßstabe wieder. Wird die Alpennatur durch den Beerberg und Schneekopf repräsentirt, so gibt die Nordseite des Gebirgs die Ebenen; die Saale ist die Donau Thüringens, und die Schwarza vertritt die Romantik des Rheins. Vom altenburgischen Hügellande wird die kernhafte Bauernschaft gestellt, und die reußischen Länder bilden die Industriedistricte nach leicht zu findender Analogie, während einige kleine Höfe, was die Pflege von Wissenschaft und Kunst angeht, den großen voran leuchteten. An Lebendigkeit gebricht es den thüringischen Städten und an Mannichfaltigkeit der Interessen den kleinen Staaten so wenig wie dem gesammten deutschen Staatenbunde.

Vermissen wir die Schneeregion und die schauerliche Gemsenklippe, so gibt es desto mehr fröhliche Höhen und liebliche Gründe. Von den Bergen blicken Burgen und Burgruinen, und stattliche Fürstenschlösser, und heitere Dörfer lachen in der Flur oder glänzen aus dem Fichtenwalde und dem Buchenforst. Auf jeder steilen Höhe ragt uns die zertrümmerte Romantik der Vorzeit entgegen; denn nicht weniger als 66 Burgen brach Rudolf von Habsburg, um die Störer des Landfriedens zu züchtigen: unter ihnen den Greifenstein und Schauenforst, die Kunitz, den Winterstein und die Rudelsburg. Ebenso richteten Bauernkrieg und dreißigjähriger Krieg zahlreiche Schlösser und Klöster zu Grunde, wovon Paulinzell mit seinen moosüberwucherten, baumumschatteten Pfeilern, Bögen und Wandfragmenten besonders malerisch erscheint. Unter den Sommer-Residenzen und Waldschlössern der thüringischen Fürsten sind alle Zeiten und Baustile und jeder Geschmack repräsentirt. Liebenstein trägt ganz modernen Charakter; seine Heilquelle gestaltete die Umgebung zum reizenden Badeort, und Altenstein überrascht mit seinen Terrassen, welche den Blick durch das Werrathal bis zur Rhön schweifen lassen, mit seinen Dolomithöhlen und Wasserfällen auf das angenehmste. Das ohne Prunk in die Wiesen und unter die Baumgruppen gestreute Wilhelmsthal bildet die Scenerie zu manchem Goethe'schen Idyll; Karl August und Altmeister Wolfgang weilten hier oft. Reinhardsbrunn dagegen ist einer Uhland'schen Romanze vergleichbar zwischen den schwarzen Wäldern und den Himmelsbläue spiegelnden Teichen, im Schmuck der Thürme und Zinnen, mit dem schimmernden Saal der Ahnenbilder und den düstern Grüften der Landgrafen von Thüringen. In Molsdorf begegnen wir als schneidendem Contrast den wehmüthigen Resten jener jubelvollen Vergangenheit, wo französische Literatur, Küche und Sitte in Deutschland Alles galten.

Im Süden ist es die Veste Coburg, im Norden die Wartburg, welche das Land weit und breit beherrschen. Jedes dieser uralten Schlösser ist tief in die Geschichte der Dynastieen und der Cultur verwickelt, und der Duft der Sage umgibt sie wie grünender Eppich. Als Kurfürst Johann den Reichstag zu Augsburg besuchte, um die Augsburger Confession zu vertheidigen, weilte Martin Luther hier, „im

Reich der Dohlen", um seinem Beschützer möglichst nahe und doch sicher zu sein, und übersetzte in seiner Muße dem deutschen Volke die Propheten des alten Testaments, wie er ihm auf der Wartburg die Evangelisten verdeutscht hatte. Auch das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" soll hier entstanden sein. Im Jahre 1632 widerstand die Veste Wallenstein sowohl wie Altringer; seitdem verkleinerte sich ihre Bedeutung in dem Grade, wie sich die Belagerungswerkzeuge vervollkommneten. Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha begann im Jahre 1838 die Restauration der Burg, und Heinrich Schneider schmückte dieselbe mit dem „Einzuge Herzog Kasimir's in seine Burg"; ebenso mit dem humoristischen Ereigniß, wo die auf der Veste gehaltenen Bären ihrem Käfig entkommen waren und den im Speisesaal versammelten Herrschaften aufwarteten. Schrecken auf allen Gesichtern; indeß eine Hofdame hatte die Geistesgegenwart, die Ungethüme mit Confect zu füttern, bis die Wärter herbeikamen. — Die Wartburg, auf welcher jeder Stein von Sagen klingt und jeder Fensterrahmen ein köstliches Landschaftsgemälde umfaßt, ersteht gegenwärtig unter der Fürsorge des Großherzogs Karl Alexander und unter Leitung des Architekten Rütgen aus Gießen als stolzes Waldschloß, da sie eine Zeitlang fast als im Verfall begriffen anzusehen war. Welche Burg kann sich an Sage und Geschichte mit der Wartburg messen, von Ludwig dem Springer bis zu Landgraf Hermann, von Luther bis zum Octoberfest 1817! Die namhaftesten Sänger jener Zeit waren bei Landgraf Hermann und seiner Gemahlin Sophie stets willkommen. Heinrich von Veldeck, Albrecht von Halberstadt und Wolfram von Eschenbach waren dort Gäste, und der Verfasser des „Lohengrin" und Walter von der Vogelweide preisen den Hof der Wartburg in ihren Gesängen.

Unwillkürlich sind wir tief in das Gebiet der Sage gelangt, die nicht nur die Wartburg üppig umrankt, sondern überhaupt in keinem Lande, selbst das Rheinland nicht ausgenommen, geschäftiger ist als in Thüringen. Keine Burg und keine Klosterruine, kein Berg, kein Thal, kein Bach, keine Haide ist ohne eine Bergmanns-, Jäger- oder Hirtenerzählung. Von Ludwig Bechstein ist in der „Sammlung thüringischer Sagen" *)

*) Am berühmtesten ist der Hörselberg durch seine Sagen. Mitten in grünender und blühender Umgebung ganz öde und kahl emporragend, mußte er dem Auge verdächtig werden. In einer dunklen Schlucht hörte man das Wasser rauschen; man hörte dort Stimmen, und der Eingang zum Fegfeuer, zur Hölle selbst mußte dort sein. Andere vernahmen Liederstimmen und Mädchengekicher, und so war die Residenz der Frau Venus, der gefährlichen Zauberin des Mittelalters, gefunden. Vom Hörselberge aus beginnt die wilde Jagd, welche im Schwarzwalde wiederkehrt, auf dreibeinigen Pferden, mancher Mann das Gesicht auf dem Rücken oder den Kopf unter dem Arm. Dem wilden Heer voraus zieht der getreue Eckart mit weißem Stabe in der Hand und warnt die Begegnenden, sich niederzuwerfen, die Jagd nicht zu sehen und den Lärm vorüberbrausen zu lassen. Einst kam nun auch der edle Tannhäuser, ein Rittersmann aus Franken, nach vielen abenteuerlichen Zügen am Hörselberge vorbei, indem er den Landgrafen

manche Perle aufbewahrt worden. Wie anderwärts sanken auch in diesem Lande die altgermanischen mächtigen Götter und Göttinnen zu gefürchteten Riesen, zu schielenden Zwergen und Hexen herab, oder sie verflüchtigten sich zu nebelhaften Gespenstern. Der alte Glaube wurde Aberglaube, ernste Gebräuche kurzweilige Unterhaltung.

Auf die prophetische Sage läßt sich Thüringen wenig ein. Nur im Werragrunde wird eine große Glaubens- und Türkenschlacht erwartet; und weit hin ins deutsche Volk ist die Kyffhäusersage von Barbarossa's Erwachen gedrungen. Am glänzendsten und körnigsten bleiben jedoch die ältesten und allbekannten Sagen von Graf Ludwig dem Springer und der Erbauung der Wartburg. In mancherlei Variationen schließen sich sodann die Erzählungen von der heiligen Elisabeth mit Blumen, Handschuhen, Mantel und Brunnen an.

Wie sehr auch die allgemeine Civilisation und die Einwanderung aus Franken nach Thüringen, aus Thüringen nach Franken und die Hinzukunft aus Westfalen, vom Harz, aus Schlesien, Mähren und Württemberg die ursprüngliche Stammesverschiedenheit abschliff, so sind doch noch Merkmale der alten Scheidung übrig geblieben. Namentlich ist das slawische Element, welches von Osten her vordrängte, seine Vorposten westlich bis ins Meiningen'sche vorschob, nördlich bis in die Gegend von Naumburg kam, dichter im reußischen Gebiet sitzt, bis es unter den altenburgischen Bauern den vorherrschenden, wenn auch gänzlich germanisirten Stamm bildet, sehr leicht kenntlich. Die Gestalten sind unschön knochig, kurzhalsig, die Köpfe kürbisrund, die Gesichter meist ausdruckslos, die Zähne stark, die Gesichtsfarbe ebenso oft, ohne krank zu sein, blaßgelb, wie blühend. Der Thüringer Stamm ist dagegen im Ganzen wohlgebaut, von gesunder Farbe und mittlerer Statur, die fränkische Abstammung ist dagegen von dunklerer Farbe, und man findet hier mehr große Männer als unter den Thüringern.

Sämmtliche kleinen thüringischen Residenzen sind seit geraumer Zeit Pflanzstätten der Cultur. Jede dieser Residenzen hat ihre wissenschaftlichen Anstalten, ihre Bibliothek, ihr Kunst- und Naturalien-Cabinet,

---

Heimann auf der Wartburg zu besuchen gedachte. Frau Venus verlockte ihn, bei ihr einzukehren, und Tannhäuser folgte, blieb ein ganzes Jahr, empfand dann aber Ueberdruß am unterirdischen Minnehofe, Reue und Sehnsucht, den Ort zu verlassen. Vergebens bot Frau Venus alle Bitten, alle Künste auf, ihn ferner zu fesseln; der Ritter ließ sich nur das Versprechen expressen, im Fall er keine Vergebung seiner Sünden erlange, wiederzukommen. Tannhäuser pilgerte nach Rom und warf sich dem Papste Urban zu Füßen, allein der heilige Vater ließ den Reuigen hart an und erklärte, auf seinen Krummstab deutend: so wenig dieser Stab je wieder grünen werde, so wenig werde dem Sünder Gottes Gnade zu Theil. Vergebens war Tannhäuser erschüttert, vergebens flehte er; an Gott und Kirche verzweifelnd, kehrte er zu Frau Venus zurück, die über seine Rückkehr hoch erfreut, ihn hold in den Venusberg führte. Nach drei Tagen aber begann Papst Urban's Hirtenstab zu grünen durch die Wunder der ewigen Liebe. Es gingen nun Boten aus, den Ritter zu suchen, allein er war im Hörselberge verschwunden.

ihr Theater, höherer Anforderung der Architektur entsprechende Gebäude und Ziergärten. Die Bibliotheken von Gotha und Weimar gehören zu den größten in Deutschland, die Kupferstichsammlung in Coburg und das Münzcabinet in Gotha zu den bedeutendsten, welche existiren. Noch leuchtet die Zeit, wo Weimar der Mittelpunkt der deutschen Poesie, das Mekka des guten Geschmacks war, hell in die Gegenwart herein. Zwar blickten Wieland und Herder, Schiller und Goethe stets weiter als Thüringens Berge, und die Grenzen seiner Fürstenthümer und ihr Ruhm und ihre Wirkung löst sich mehr und mehr von dem Orte ihres Weilens ab; allein die Thatsache ist nicht zu schmälern, daß das kleine Weimar erfüllte, was Wien, Berlin und Dresden versäumten, und daß der dortige Fürstenhof den Schöpfern unserer Literatur die heitere Muße für ihre Geistesarbeit gewährte, womit sie der deutschen Sprache das Herz unseres Volkes eroberten und diesem unserm Volke die Anfänge aller höhern Richtungen zeigten, worin es seine Aufgabe zu setzen hat.

Die Uebersiedelung nach Weimar entsprach Schiller's Genius viel mehr; trotz der Mangelhaftigkeit der eigenen Versuche hat Schiller in Jena den Grund zu der neuen deutschen Geschichtschreibung gelegt, indem er sie aus der Unbehülflichkeit und Ueberladung durch Forschung, aus der abschreckenden Schwerfälligkeit und Unerquicklichkeit des Ausdrucks in die Sphäre der Kunst erhob. Seitdem Reinhold dort vortrug, wurde Jena die Schule der Kant'schen Philosophie. Fichte, Schelling, Hegel, Fries, A. W. Schlegel lehrten hier. Auch gegenwärtig werden in Thüringen Kunst und Wissenschaften von den Fürsten mit Liberalität, von den Bewohnern mit Eifer gepflegt. Auch gegenwärtig nehmen die typographischen Anstalten von Gotha, Hildburghausen und Weimar einen hervorragenden Platz ein. Aus Tradition nimmt der weimarische Hof fortwährend an Kunst und Wissenschaft das lebhafteste Interesse, und Herzog Ernst von Coburg-Gotha, selbst anerkannter Operncomponist, läßt nicht leicht irgend einen Zweig höherer Geistesarbeit ohne Aufmunterung und Unterstützung.

---

116. Franken nach seiner geographischen und historischen Bedeutung.

(Nach Gustav von Heeringen, Wanderungen durch Franken.)

Die alten Namen von Provinzen, oft von großen Ländern herstammend, welche dieselben im Laufe der Zeit und der Ereignisse auf einzelne Districte vererbten, haben immer etwas Anziehendes, Theures, sowohl für das Volk, als für den einzelnen Denker. Die erste französische Revolution mochte immerhin die alten Namen der Provinzen, welche Frankreich bildeten, aus der Reihe des Bestehenden wegstreichen und statt ihrer Departements einsetzen, die den Namen von Flüssen oder Gebirgen empfingen; dennoch hängt der Franzose, gleichviel, wel-

cher politischen Partei er zugethan ist, noch an den süßen Namen von Provence, Languedoc, Normandie, Vendée, und spricht sie gern aus, indem ein lachendes Bild gesegneter Fluren, prächtiger Städte und eines ganzen Ländercomplexes sich dabei vor seinem geistigen Auge ausbreitet. Es geht uns Deutschen nicht anders. Unser Thüringen, Schwaben, unsere Pfalz, unser Franken, — sie sind, bis auf eine neuerdings erfolgte Restauration der alten Kreise in Baiern, nur noch historische Erinnerungen, ohne gegenwärtige politische Existenz, ja, selbst ohne eine definitiv zu bestimmende geographische Abgrenzung der genannten Kreise unter einander. Aber wer wollte sagen, daß, obgleich sie nach 1805 von den Karten verschwunden sind, sie auch nicht mehr in unseren Gemüthern, in unseren Sitten und Gewohnheiten, in der Verschiedenheit unserer Dialekte, in unseren Liedern existirten? Noch schlägt das Herz des Nürnbergers, des Würzburgers, des Bambergers, der sich in der Ferne befindet, feuriger, wenn er die breite, tieftönende, kräftige Mundart vernimmt, die seine Landsleute und er selbst reden, wenn der Name Franken vor seinem Ohre genannt wird, ein Name, der bis auf die neueste Zeit, in welcher er wieder in das praktische Leben zurückgeführt ward, nur auf ideelle Weise sein Vaterland bezeichnete.

Franken — es ist der freundliche Name eines freundlichen Landes. Weit, fruchtbar und lieblich breitet es sich im Herzen von Deutschland aus, bedeckt mit den gesegnetsten Fluren, welche Alles hervorbringen, was das Vaterland zu seinen edelsten, industriellen und natürlichen Erzeugnissen zählt; geschmückt mit großen und berühmten Städten, durchströmt von Schiffe tragenden Flüssen, deren Ufer mit dem weichen Laub der Weinrebe bedeckt sind, durchzogen von Gebirgen, in deren Thälern die romantische Sage und der Gewerbfleiß friedlicher Menschen wohnt, und überwölbt von einem Himmel, unter welchem der Leistenwein an seinem Felsenabhange reift.

Römische Schriftsteller bezeichneten mit dem Namen **Franken** zuerst einen Haufen germanischer Nationen, der zwischen der Ostsee und dem Rhein seine wechselnden Sitze hatte und seine Freiheit am wirksamsten gegen römische Unterdrückung vertheidigte. Wir erblicken fünf bis sechs Jahrhunderte hindurch die Völkerschaften der Franken im Kampf mit den Römern in Gallien, die sie daraus vertrieben, mit den Ostgothen, Thüringern, Alemaniern, Sachsen, Schwaben; wir sehen sie unter **Chlodowig** das Christenthum annehmen und zu einer großen Monarchie vereinigt. Bis zu diesem Zeitpunkt mußten wir den Namen Franken in seiner Allgemeinheit gelten lassen, unbekümmert um die einzelnen Länderstriche, die er mit seinen Nationen bedeckte. Eine, unter **Genebald**, dem Bruder Chlodowig's, über den Mainstrom geführte Colonie, welche sich an dessen Ufern niederließ und ausbreitete, gab Veranlassung zu einer Theilung des Begriffs: Franken, bei welchem man nunmehr das westliche von dem östlichen unterschied. Zu ersterem gehörte das ganze weite, jenseits des Rheines gelegene Gebiet, das heutige Frankreich; das andere bildete Frankenland, unser **Franconia**,

und die Stelle, wo die Ueberführung der gedachten Colonie Statt fand, erwählte sich der Genius der Geschichte ebenfalls zur Stiftung eines leuchtenden Namens — Frankfurt ist das Denkmal davon.

Pipin, Childerich's mächtiger Major Domus, strebte nach der Krone seines jungen, schwachen, entnervten Gebieters. Weil er sie ihm jedoch ohne Vorwissen und Billigung des Papstes nicht zu entreißen wagte, so ließ er demselben durch den würzburgischen Bischof Burchardt seine Anschläge vortragen. Papst Zacharias gab der Tapferkeit den Vorzug und Pipin stieß seinen König und Herrn vom Thron, den er selbst bestieg; den Bischof Burchardt aber belieh er, zum Lohn für seinen Eifer und seine Klugheit, für sich und seine Nachfolger im Stift Würzburg, mit dem Herzogthum Franken. Der Titel dieser Schenkung ging im Strom der Zeiten öfter unter und tauchte wieder auf, dennoch ward er, wenngleich vielfach angefochten und bestritten, bis in die neueren Zeiten von den würzburger Metropoliten geführt.

Unter Pipin's Sohn, dem großen Karl, war unser Franken ein kleiner Theil des unermeßlichen Reiches, welches dieser Fürst nach und nach unter seinem Scepter vereinte. Aber Karl liebte vorzugsweise die Ufer des Rheins, des Mains und der Saale und verweilte gern innerhalb ihrer heiteren Grenzen. Seine prächtige Pfalz an der Saale, wovon wir noch heut mit Bewunderung die weitläuftigen Trümmer erblicken, ist hiervon der Beweis. Lieder- und Harfenspiel ertönte oft von der Saalburg über das Thal, wenn der Kaiser innerhalb ihrer Mauern verweilte. Er erfreuete sich hier an dem Umgang denkender und gelehrter Männer, die er aus den entferntesten Theilen seiner Reiche um sich versammelte und unter deren Beistand er Gesetzbücher und weise Einrichtungen für die Regierung seiner Völker entwarf.

Ritter- und Mönchthum fanden in Franken denjenigen Boden in Deutschland, welcher für ihre Entfaltung der allergünstigste war. Berühmte Geschlechter tauchten auf und verschwanden wieder, wie z. B. die der Grafen von Babenberg (Bamberg), Coburg, Rothenburg und Andere. Die bischöflichen Sitze von Würzburg, Bamberg, Aichstedt nahmen an Macht und Bedeutung zu, geschützt und gepflegt von Kaiser und Reich und von Männern aus reichsritterschaftlichen Geschlechtern besetzt, die es größtentheils verstanden, den Glanz der Kirche mit der Erweiterung ihrer weltlichen Macht zu verbinden. Aber noch ein drittes Element des deutschen Staatslebens entwickelte sich im Schooß von Franken zu einer Vollendung, welche gleiche Erscheinungen in anderen Provinzen des Vaterlandes lange Zeit hinter sich zurückließ, nämlich die Blüthe der Städte. Welche Reichsstadt im ganzen römischen Reich konnte sich an Ansehen, Macht, Handel, Gewerbfleiß, Uebung und Pflege der Künste und Glanz ihrer Geschlechter mit Nürnberg messen? Bürgersinn, Bürgertugenden und Bürgerstolz gingen von dieser Stadt, der edelsten Tochter Franconia's, aus, belebten auch andere Städte und bildeten den eben so nothwendigen als wohlthätigen Damm gegen den Uebermuth eines mächtigen Adels. Gegenwirkungen entstanden auf

diese Art, welche Kräfte weckten und stählten, Erfindungen begünstigten, neuen Ideen die Bahn brachen und überhaupt die heilsame Bewegung der Massen vermittelten. Sie zeigten sich in Fehden, kleineren und größeren Kriegen zwischen den Rittern und Städten, oder unter einander und in ähnlichen Erscheinungen, worunter freilich auch solche nicht fehlten, die bei aller ihrer Unausbleiblichkeit und ihrem inneren Zusammenhang mit den sich fortbildenden Zuständen den Menschenfreund betrüben müssen. Empörungen mit ihren Reactionen, grausame Bestrafungen, Verfolgungen der Juden, wie solche im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert mehrfach in Franken vorgekommen sind, und endlich der bedauernswerthe Bauernkrieg in der ersten Hälfte des sechszehnten, gehören zu den Letzteren. Alle Klöster und Abteien, die ihre größtentheils herrlichen Zinnen im Mainstrom spiegelten, wurden geplündert oder zerstört, meist Beides; fast alle Schlösser gebrochen, man kann sagen: kaum ein einziges von den Vielen entging seinem Schicksal, Blut floß, Grausamkeiten und Gräuel wurden geübt und der Unschuldige mußte den Fluch des Schuldigen mittragen. Beinahe sämmtliche Länder Deutschlands empfanden zu der nämlichen Zeit die Bedrängniß der Bauernunruhen, aber wie das Leben im Herzen am wärmsten ist und bei einer fieberhaften Wallung die Pulse des letzteren gewaltsamer schlagen, als alle übrigen Adern, so war auch im Herzen des Vaterlandes, in Franken, die weltgeschichtliche Bewegung des Bauernkrieges am heftigsten.

Auch der dreißigjährige Krieg, dessen blutbedeckte Bühne ganz Deutschland war, hat Franken mehr als einmal zum Schauplatz trauriger oder wichtiger und weltgeschichtlicher Ereignisse gemacht, ohne jedoch geradehin alle diejenigen Gräuel und Schrecknisse hier zu entwickeln, die anderwärts in seinem Gefolge zu sein pflegten. Lange Zeit waren die Schweden Meister von Franken; Würzburg wurde von ihnen belagert und eingenommen, bei Nürnberg standen sich Wallenstein und Gustav Adolph gegenüber, und Herzog Bernhard von Weimar nahm nach des Königs Tode bei Lützen die Bisthümer Frankens als ein Vermächtniß seines königlichen Herrn und Freundes in Besitz, worin er auch verblieb, bis zur Schlacht von Nördlingen, welche dem Schicksal des Krieges und unserer Provinz eine andere Wendung ertheilte. Die Schweden räumten die festen Plätze und Residenzschlösser, welche sie bis dahin inne gehabt hatten, und die alten Herrscher kehrten zurück. — Im großen Saal des Nürnberger Rathhauses ward der Schluß des westphälischen Friedens durch ein Gastmahl gefeiert, an welchem fast alle Berühmtheiten der Zeit, Feldherren, Staatsmänner und Fürsten Theil nahmen und dessen Andenken auf verschiedene Weise von Künstlern der Nachwelt übergeben wurde. Es war das festlichste und bedeutungsvollste Gastmahl, welches vielleicht jemals in dem Gastmähler liebenden Deutschland gehalten worden ist. Nach dreißigjährigem Religionskampf, der alle Nerven des Vaterlandes erschlafft hatte, nach der Verspritzung des Blutes von Hunderttausenden, nach dem Ruin zahlloser Städte und

Wohnplätze und der gewaltsamen Verödung ganzer Provinzen, nach einem Krieg, der ein volles Menschenalter gedauert und den Welttheil bis zum fernen Nord in seinen eisernen Grundvesten erschüttert hatte, gab es endlich — endlich ein Friedensmahl. Kampfesmüde, mit blutigem Lorber bedeckt, sank das erschöpfte Europa auf die rothen Sammetsessel des Nürnberger Rathhauses nieder und erfreute sich an dem geretteten Ueberrest deutscher Pracht, deutscher Opulenz, an deutschem Wein und an der gastfreien Herrlichkeit der ersten deutschen Reichsstadt.

Während dem aber fanden Kunst und Wissenschaft ihre alte Pflege in den Städten, vor allen in Nürnberg, das mit Werken des unermüdetsten Forschens im Gebiet der Naturkunde und des geschicktesten und fleißigsten Grabstichels die Welt erfreute.

Noch während der französischen Herrschaft und auch nach derselben ward der ehemalige fränkische Kreis, wie er bis zur Auflösung des Reichs geheißen hatte, größtentheils dem neuen Königreich Baiern zugetheilt und einverleibt. Baiern machte keine kleine Acquisition an Franken; es erhielt mit ihm seine reichsten und zugleich anmuthigsten Provinzen. Die drei Bisthümer, Würzburg, Bamberg, Aichstedt, die Markgrafschaften Anspach und Baireuth, das edle Nürnberg und noch verschiedene andere Reichsstädte, die Souverainetät über früher reichsunmittelbar gewesene Grafschaften und Herrengebiete, der Mainstrom mit seiner Schifffahrt, die Berge mit ihren Reben, genug, Franken mit allen seinen Edelsteinen ward an die Krone geheftet, welche die Hand Napoleon's aus dem baierischen Churhute schuf. — Die verschiedenen Districte des Landes hießen von nun an nach ihren Flußgebieten; es gab kein Franken mehr, aber einen Ober- und Unter-Mainkreis, einen Rezat- und andere Kreise; erst jüngst hat Baiern die alten Benennungen in seinem Königreich wieder eingeführt. Es hat eine Ober- und Unterpfalz, ein Ober-, Mittel- und Unterfranken von Neuem geschaffen.

117. Nürnberg*).

(Nach Karl von Heilbronner, Cartons, und Gustav von Heeringen, Wanderungen durch Franken.)

Ueber zwölf sanftverschmolzene Hügel ausgegossen, erhebt sich die altehrwürdige Noris aus einer weit sie umkreisenden Sandebene, und aus ihrer Mitte steigt auf jähem Felsenberge die stolze Cäsarenburg empor, weit herrschenden Blickes über das flache Land. Ein scharfsinniger englischer Reisender findet nur zwei Städte in Europa, die der vollständigen mittelalterlichen Physiognomie treu geblieben, Cordova und Nürnberg. Keine deutsche Stadt bietet solche befremdende Contraste dar, die dennoch dem Auge so wohlthuend entgegentreten.

*) Vgl. die Grenzboten 1852, IV. S. 201—215, 257 ff.

Von unten ist überall Verschönerung, zweckmäßige, den heutigen Bedürfnissen angemessene Ausdehnung und Erweiterung, Streben nach Wohnlichkeit, Anstand und Eleganz sichtbar, während das Auge, das nach oben sieht, von Erstaunen gefesselt ist beim Anblick dieser bizarren Giebelbildung, dieser wunderlichen Thürmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer barocken, phantastischen Gestalten, die oft hoch in die Lüfte anstreben, oft weit in die Gassen hereinragen, ganz fremd, originell, einer alten Zeit zugehörend, ganz das Symbol der gothischen Meisterperiode. Nie wird es den Enkeln gelingen, diesen unverlöschlichen, ehrwürdigen Typus von den Wohnungen ihrer Voreltern zu entfernen, und mächtig herrscht der sonst nur vereinzelte Baustil der alten Deutschen hier über eine ganze, große Stadt. Welche Erinnerungen ruft in der Seele der Bewohner dieser Stadt der Anblick der hohen Gebäude hervor, welche sich stolz längs der steil nach der Kaiserfeste ansteigenden Burgstraße erheben, und wo die alten, reichen Geschlechter ihre Kaiser bewirtheten, wenn sie so gern in das lebensfrohe Nürnberg einzogen, um hier Rast von den Sorgen der Regierung zu finden, oder auch um von dieser treuen Stätte aus auf den Reichstagen Gesetze und Fehdebriefe in die Welt zu schleudern!

Mitten aus dem Chaos dieses antiken Häuserconvoluts steigen Gottestempel empor, wie sie vollendeter die altdeutsche Baukunst nicht aufzuweisen hat. Gleich den spitzen Thürmen Lübecks ragen ihre sie an Höhe und Schönheit weit überbietende Brüder der Sebalder- und Lorenzerkirchen hoch und schlank in die Lüfte, und in ihnen paart sich das Düstere und Feierliche der gothischen, die phantastische Leichtigkeit der maurischen, das Grandiose und Erhabene der sächsisch-normannischen Architektur mit der Zierlichkeit und Urschöne der attischen Säulenordnung. Diese deutsche Baukunst spricht eine religiöse Bildersprache und hat eben so viel von symbolischer als hieroglyphischer Würde und Bedeutung. Der hohe Verstand in der architektonischen Anordnung, der unermeßliche Fleiß in der technischen Ausführung, der mächtige Eindruck, den die zierlich gigantischen Massen erzeugen, der heilige Ernst, den die düstere Stille in dem von lichten Säulen getragenen Himmelsbogen hervorrufen, und endlich die magische Beleuchtung der durch die herrlichen, gemalten, kolossalen Fenster sich brechenden Sonnenstrahlen stimmen das Gemüth des Eintretenden zu tiefer Rührung, und das Wunderbare dieser Bauart bleibt stets, daß sie im Verfall noch ehrwürdiger erscheint, als in der Erhaltung.

Wie die alten Meister stets am liebsten für das theure Vaterland schufen, so sehen wir auch hier die Perlen ihrer größten Talente aufgereiht, und wenn dies auch nicht bei den großen Malern der Fall ist, wenn wir die herrlichsten Dürer nicht mehr in der Stadt erblicken, für die sie gemalt waren, so ist dies nicht die Schuld der Nachkommen. Wer kann ohne Staunen diese mächtigen Werke der Ciselir- und Steinmetzkunst betrachten, dieses Grab des heiligen Sebald, nach Dürer's Zeichnung von dem unsterblichen Vischer, dem deutschen Benvenuto

Cellini, in kühnen Messingfiguren massiven Gusses, das unnachahmliche Sacramentshäuschen vom Meister Kraft, der die große Kunst besessen zu haben scheint, den harten Stein zu erweichen, in Formen zu gießen und wieder zu härten, und der wunderschöne Brunnen auf dem Markt, eine steinerne Filigranpyramide mit den vollendetsten Reliefs, die wohl der Künstlermeißel jemals dem Sandstein abgewonnen. Vieles, unendlich Vieles hat das herrliche Nürnberg noch aufzuweisen von den alten großen Meistern.

Kann man in Nürnberg einen Schritt thun, ohne daß der Geist der Vergangenheit Einem Halt ruft? Stößt man in dieser wunderbaren Stadt nicht überall auf Merksteine erhabener oder wehmüthiger Erinnerungen? In dieser engen Gasse und aus diesem unbedeutenden Hause tönte einst Hans Sachsens Lied — in jenem Giebelpalast wohnte Pyrkheimer, der unsterbliche Freund der Künste und Albrecht Dürer's, dessen Geburtsstätte das alte übereinander geschobene Eckhaus auf dem emporsteigenden Platz ist, der nach der Burg führt. Hier in der Nähe ist der sogenannte Himmelsweg mit den Kraft'schen Stationen und das Pilatushaus mit seinem Erkerthürmchen. Die Arbeit an diesen Stationen ist eben so herrlich gedacht und gezeichnet als meisterhaft ausgeführt. Ihren Endpunkt bildet der Calvarienberg auf dem Kirchhof selbst. An erhöhten Kreuzen hängt die Gestalt des Heilandes und der beiden mit ihm Gekreuzigten, alle bis in die geringsten Kleinigkeiten von vortrefflicher Arbeit. Liegende Grabsteine mit berühmten Namen bedecken den Boden des Kirchhofes und manches gefühlvolle Herz und manches denkende Haupt. Auch Dürer und Pyrkheimer und Hans Sachs schlafen hier. Ueber dem Eisengeländer des Kirchhofes zeigt sich die Reichsburg mit ihren Thürmen.

Zwischen Baumgruppen und hohem Gemäuer führt der Weg von Albrecht Dürer's Platz nach dieser Burg hinauf und gewährt, noch bevor der äußere Hof erreicht ist, mit jedem Schritt eine prächtigere und weitere Aussicht über die große Stadt, die zu den Füßen des Berges in weitem Umkreis gelagert ist. Nah am Eingang des Schlosses, beim alten Burgthor, an dessen Flügel der doppelte Adler gemalt ist, erhebt sich der Heidenthurm, so genannt wegen einiger auf seinen Tragsteinen befindlichen Figuren, welche man für Götzenbilder hielt. Dieser Thurm bildet den ältesten Theil des Schlosses und stand bereits im eilften Jahrhundert. Sein Inneres enthält eine Capelle. In den Schloßhof eingetreten, sehen wir uns von der Laubkrone einer alten Linde beschattet, die in der That, wenn das Alter eines organischen Wesens Ehrfurcht verdient, dieselbe in Anspruch nehmen darf. Schon im dreißigjährigen Kriege war sie ein uralter Baum. Gustav Adolph ruhte unter ihr. Der Schatten ihrer Blätter spielte um das Haupt Karl's IV., Friedrich's III. und einer Reihe von Kaisern vor diesen, wenn sie auf der Burg verweilten. Noch manches Merkwürdige enthält außerdem die weitläufige Burg, welche so oft die Residenz des Reichsoberhauptes war. Eine Capelle, die Gemächer, welche die Kaiser bewohnten und

die neuerdings bei einem Besuche des Königs von Baiern sehr glänzend, doch in einem alterthümlichen Geschmack, für diesen Fürsten hergestellt wurden, verschiedene Säle und Corridors, eine Malerschule (unter Leitung des verdienten Reindel) und eine Gemäldegalerie.

Etwa eine Meile westlich von Nürnberg erheben sich über einer bewaldeten Höhe die Ruinen einer alten denkwürdigen Veste, in welcher Nachts die Geister Wallensteinischer Kürassiere umgehen und die Heerpauke des dreißigjährigen Krieges dumpf unter der Erde rasselt. Drüben, von den Thürmen der Reichsstadt her, antworten ihr die schwedischen Hörner. Es ist Zirndorf, wo Wallenstein Monate lang verschanzt lag, während Gustav Adolph Nürnberg inne hatte. Vergebens lockte Alles zur Schlacht, — die Ebene, die großen zusammengedrängten Massen der Kriegsheere, die Erbitterung der Soldaten, die Noth, welche die Reichsstadt allgemach zu leiden begann; dennoch kam es zu keiner solchen, und es war den Feldern von Sachsen aufbehalten, die eisernen Würfel fallen zu sehen. Sehr anmuthig ist der Spaziergang durch die alte Veste von Zirndorf, und der Blick von ihren ehemaligen Basteien auf das Land herab weit umfassend und reich. Fast die ganze Ebene zeigt sich angebaut und mit Städten bedeckt. Nördlich schimmern die weißen Häuser von Erlangen, näher erhebt sich Fürth, einst ein Marktflecken, jetzt eine bedeutende Stadt mit 18,000 Bewohnern und mit einem Ansehen, welches dem neuer amerikanischer Städte am ähnlichsten sein mag; neue Häuser, seine zierlichen Kirchthürme, vollkommen das Abbild der neuen Zeit, bieten einen auffallenden Gegensatz gegen die hohen alten der im Osten ragenden Reichsstadt, von welcher Fürth früher fast eine Meile, jetzt durch die erste deutsche Eisenbahn nur wenige Minuten entfernt ist.

118. Schwaben.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Das Land der Schwaben ist Deutschland im Kleinen, wo auf engem Raum alle Mannichfaltigkeit des deutschen Daseins sich versammelt. Alle verschiedenen eigenthümlichen Naturformen treffen hier zusammen; die natürlichen Regionen, in welche Deutschland sich ausbreitet, vereinigen sich hier fast alle, indem sie nach dem südwestlichen Winkel des Landes hin convergiren. Die beiden mächtigsten Ströme Deutschlands, ja, Europa's, durchfließen das Land, zwar noch der Quelle nah, aber doch schon in männlicher Fülle. Schwaben bewohnen die höchsten Alpengauen, das Rheinthal wie die Hochebenen der Donau, das hohe Waldgebirge des Schwarzwaldes wie die öden Rücken und anmuthigen Thäler der Alp. Das Land zwischen Lech und Schwarzwald, besonders bis zur Iller, gleicht durch Klima und Oberfläche dem norddeutschen Küstenlande.

Vielfach gestaltet und zerstückelt, wie der Boden, ist auch das bür-

gerliche Leben des schwäbischen Landes, das auch hierin ein Bild Deutschlands ist. Welches Land war bis auf die letzten Tage je aus einer solchen bunten Mannichfaltigkeit von Herrschaften, freien Städten, Gotteshäusern, Gauen freier Landleute zusammengesetzt! Die großen durch Naturgrenzen bezeichneten Landschaften des schwäbischen Bodens tragen heute das Loos, welches ihre geographische Lage ihnen angewiesen hat. Das Elsaß ist an Frankreich gefallen, das gegenüber liegende rechte Rheinufer an Baden, Unter-Schwaben (zwischen Iller und Lech) an Baiern. Nur das Land am Neckar und seinen Zuflüssen hatte sich schon früh unter dem Schutz eines einheimischen Herrscherhauses gesammelt, das sich durch Tapferkeit, Besonnenheit, guten Haushalt aus kleinen Anfängen allmählig erhob. Seit der neuen Gestaltung der deutschen Sachen gehorcht ihm auch das alte Ober-Schwaben, bis an die Iller. Sein Gebiet trägt den Namen des Stammschlosses. Das eigene Geschick des schwäbischen Landes zeigt sich auch hierin, daß jeder Theil desselben, so wie er einige Festigkeit, einigen Zusammenhang gewinnt, den Namen des Stammes verläugnet, der zuletzt nur dem buntscheckigen Conglomerat von verschiedenen Gebieten im Süden der Donau verbleibt (dem Schwabenlande des Württembergers), so wie in den letzten Tagen des deutschen Reiches sein Name im Munde des Volkes nur den zerstückelten ohnmächtigen Südwesten bezeichnete.

In der Lage und Versplitterung des Bodens spiegeln sich die Schicksale seines Volkes. Auf den zahlreichen Ritterburgen des Schwabenlandes, wo die hohen Grenz-Gebirge des Südens und Westens, Italiens und Frankreichs vor dem Blick ausgebreitet sind, der Gedanke hinüberschweift, und dem Lauf des Rheins, der Donau, der Rhone nach Mitternacht, Morgen und Mittag folgt, wo deutsche Dichtung zuerst liebevolle Aufnahme und bleibende Stätte fand, da blühte eine kühne Ritterschaft voller Kampflust und lebendiger Einbildungskraft, der Mutter großer Thaten. Fast alle mächtigsten Fürsten-Geschlechter Deutschlands haben ihre Stammsitze auf schwäbischem Boden. Von da aus zogen die Hohenstaufen über die Alpen und fanden Ruhm und Untergang im hesperischen Lande, von wo sie Kunst, Poesie, Wissenschaft dem deutschen Vaterlande zubrachten.

Als nun im Kampf mit den gleichen Ansprüchen der Päpste und der Landeshoheit der Fürsten, in der Berührung mit immer mehr befestigter Königs-Gewalt und Staats-Einheit in England und Frankreich das Kaiserthum allen Boden verlor, da waren es wiederum zwei schwäbische Geschlechter, welche, deutsche Größe durch neue Grundpfeiler sicher zu stellen, an den äußersten Marken des Landes im Osten und Nordosten mächtige Reiche begründeten.

Es war ausgezeichnete Persönlichkeit, in einzelnen Häusern fortgepflanzt, aus welcher die Größe dieser und anderer Geschlechter hervorwuchs. Nicht auf Hausmacht, auf schwäbische Stammesmacht konnten sich die Hohenzollern, die Habsburger stützen; nicht einmal die Hohenstaufen. Darin wären ihnen die Welfen überlegen gewesen.

Schon damals zeigte sich der auflösende, zersplitternde Einfluß des Stamm-Bodens.

119. Der Rheinstrom*).

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa, und F. H. Müller, die deutschen Stämme.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe; viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebietes; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwickelung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint.

In dem erhabensten und herrlichsten centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen, unergründlichen, smaragdenen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Kristallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten, an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehin-

*) Vgl. Kohl, der Rhein I., S. 112 f.

dert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Oede mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europa. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheins, einem bergummauerten Central-Gebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite, verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

Das Quellgebiet des Rheins und die Region der Mündungen, die Schweiz und Holland haben wir in Verbindung mit den Alpen und der norddeutschen Ebene zu betrachten. Das im engeren Sinne deutsche Rheingebiet können wir in vier große Provinzen eintheilen, zwei am Hauptstrom selber, zwei an seinen Zuflüssen gelegen: 1) die große Rhein-Ebene von Basel bis Bingen, 2) das niederrheinische Bergland und seine Umgebungen, von der Nahe bis zur Lippe, 3) das Main- und Neckar-Land, auf der Ostseite, und 4) das Mosel-Land, auf der Westseite des Rheins.

Wenn man, etwa vom Münster in Straßburg aus, die weite Ebene überschaut, in deren Mitte sein wundersamer Bau als ihr schönstes Kleinod emporsteigt, so beschränken an beiden Ufern des Rheins, dem Strome gleichlaufend, blaue Gebirgsketten den Blick, wie die Ebene. Beide verlieren sich, hier gegen Mittag, dort gegen Mitternacht, in unabsehbare, neblige Fernen. Beide zeigen sich im Süden höher und anders gestaltet, als nach Norden hin; dort hohe, abgerundete Kegel hinter einander aufsteigend; hier einförmigere, ebenere Höhenlinien. Der Schwarzwald auf der deutschen, die Vogesen auf der französischen Seite, bilden in der Nähe des Alpenlandes gleichsam kolossale Kuppel-Gewölbe mit hohen, waldbedeckten Gipfeln besetzt. Kristallinische Gebirgsarten herrschen und bestimmen die Gestaltung; in der Höhe von Straßburg werden sie von einem Sandsteingebirg abgelöst, welches mit niedrigen, ebenen Rücken den Zug der Vogesen weiter nördlich unter dem Namen des Hardtgebirges bis an den Donnersberg fortsetzt. Die höheren Gipfelreihen des Schwarzwaldes reichen etwas weiter nach Norden; um so tiefer sinkt aber alsdann das Sandstein-Gebirge hinab, welches dem der Vogesen entspricht; ja, es verschwindet jeder Gebirgs-Charakter, und die niedrige Thalwand, welche noch die

Rhein-Ebene begrenzt, bezeichnet nur den Niveau-Unterschied zwischen dieser und der höher gelegenen hügeligen Sandstein-Ebene des Schwabenlandes, bis, nach einer bedeutenden Gebirgslücke, noch diesseits des Neckars, der Odenwald mit etwas höhern, kühner geformten, meist kristallinischen Gipfeln den Thalrand zu krönen beginnt. Auch er sinkt endlich in den weiten Busen ab, welcher sich, als eine Erweiterung der Rhein-Ebene, nach Osten hin ausdehnt, dem aus Bergengen hervortretenden Mainflusse entgegen.

Dieser Busen, und mit ihm die ganze Rhein-Ebene, wird im Norden begrenzt durch ein steil aufsteigendes Gebirge, welches nach Süd-Westen über den Rhein hinüber setzt und das linke Ufer der Nahe begleitet, wo es sich durch vermittelnde Gebirgs-Gruppen dem Donnersberg und den Vogesen anschließt. Es ist der Südrand des mehr plateauförmigen Schiefergebirgs, welches der Lauf des Rheins zwischen Bingen und Bonn durchschneidet.

Der Rhein ist der eigentlich germanische Strom zu nennen, weil er von seinen Quellen bis zu seiner Mündung fast durch alle Zeiten hindurch nur die deutschen Landschaften durchströmte, und gerade dadurch, daß sein Mündungsland ein Hauptsitz deutschen Volkslebens geworden ist, unterscheidet er sich wesentlich von der Donau, die nur in ihrem obern Laufe dem deutschen Boden angehört und in ihrem untern Laufe immer das Heimathland barbarischer Völker gewesen ist. Seit der Zeit der Größe und der Herrlichkeit des deutschen Volkes, seit den Zeiten des römisch-deutschen Kaiserthumes bildete er die Haupt-Pulsader des classischen Bodens von Deutschland. An ihm fand die großartigste Entwickelung des deutschen Lebens statt, an ihm lagen die größten und herrlichsten deutschen Städte, welche wie Mainz und Köln in geistiger und weltlicher Beziehung die Metropolen des deutschen Landes und Volkes zu nennen sind. Die große Mannichfaltigkeit der von ihm durchströmten Terrassen-Landschaften erklärt auch den großen Reichthum der historischen Erscheinungen an ihm in der Entwickelung seiner Anwohner von den romanischen Rhätiern an seinen Quellen durch die zahlreichen deutschen Gaue hindurch bis zu seinem Deltalande in Holland.

Uebersicht des Rheinlaufes.

Nach der Vereinigung der verschiedenen Quellströme bei Chur, der Hauptstadt von Hohenrhätien, bricht der Rhein in einem mächtigen Querspalt nordwärts aus dem Alpengebirge hervor, um in die baierische Tafelebene einzutreten. Hier aber nimmt ihn das schwäbische Seebecken des Boden-Sees auf. Als ein schon mächtiges Gewässer entfließt ihm der Rhein gegen Westen bei dem alten Constanz und behält diese Richtung bis nach der Stadt Basel an dem großen Stromknie auf der Grenzmark von Burgund und Schwaben. Diese Strecke bildet zugleich den merkwürdigen Durchbruch des Rheins durch die Gebirgsketten des Jura in vier Katarakten oder Stromschnellen, worunter der

berühmteste, der bei Schaffhausen, weniger durch seine Höhe als vielmehr durch die Breite und Wasserfülle des Stromes ausgezeichnet ist*). Hier empfängt der Rhein auch seinen ersten großen und wasserreichen Zustrom in dem alpinischen Gewässer der Aar, welche ihm die gesammte Wasserfülle der inneren Schweiz zuführt.

Mit der Nordwendung des Rheins bei Basel verändert das Stromthal seinen Charakter, es beginnt da eine ganz andere Natur. In drei Stufen durchschneidet der Rhein in diesem Theile seines Laufes die Gauen des heutigen Deutschland in gerader Richtung von Süden nach Norden. Sie reichen von Basel bis Mainz, von Mainz bis Köln und von Köln bis Cleve.

Mit reißender Schnelligkeit schießt der Rhein bei Basel vorüber, und innerhalb der großen Gebirgszone des mittlern Deutschlands zieht sich die tiefe Thalsenkung des Stromes bis nach Mainz an 40 Meilen weit fort. Das Thal, welches vorher nur eine enge Spalte war, erweitert sich zu einer schönen fruchtbaren Ebene**), welche im Osten und Westen von Gebirgsketten umsäumt wird, die den Strom in seinem nördlichen Laufe begleiten, und welche, mit zahlreichen Burgruinen und mächtigen Hochwaldungen bedeckt, auch diesem Theile des Rheinthales eine romantische Schönheit verleihen. Hier ist es der Schwarzwald mit dem Odenwalde, zwischen welchen der Neckar sich zum Rhein ergießt, dort ist es die Gruppe der Vogesen mit dem Hardtgebirge. Durch seinen milden Himmel und seine reiche Vegetation zeichnet sich dieser Theil des Rheinthales sehr vortheilhaft aus vor den im Rücken jener Gebirgsketten sich ausbreitenden Hochflächen, welche im Osten das Tafelland von Ober-Schwaben an der obern Donau, im Westen aber die lothringischen Bergflächen an der obern Mosel bilden. Denn schon in der Ebene von Basel hat der Spiegel des Rheins nur eine Höhe von ungefähr 800 Fuß über dem Meere (ähnlich wie die Donau bei Passau), und bei Mainz im Rheingau liegt derselbe nur noch an drittehalb hundert Fuß über dem Meere.

Unter steten Spaltungen und Krümmungen wühlt sich der reißende Strom in dem lockern Erdreich der Thal-Ebene seine Bahn und bildet bis nach Mainz hin eine überaus große Anzahl von Inseln und Auen. Ja, er ist Anfangs so reißend, daß er von Basel bis nach Straßburg stromaufwärts gar nicht befahren werden kann; da findet keine Bergfahrt, sondern nur Thalfahrt Statt. Erst bei Straßburg beginnt die großartige Rhein-Schifffahrt, hier ist der großartige Stapelplatz des Handels-Verkehrs am Oberrhein, und die obere große Rheinfurth für Handelszüge und Kriegsheere.

Von Basel bis nach Mainz durchströmte der Rhein im Mittelalter die Landschaften von Schwaben und Franken, die Länder der Hohenstaufen oder die im engern Sinne sogenannten Reichsländer.

---

*) Vgl S. 329 f.

**) Siehe die ausführlichere Schilderung in No. 120.

Straßburg, die Hauptstadt des rheinischen Schwabens, war eine der vornehmsten Sitze deutschen Lebens am Rhein. Aber von der Einmündung der Murg bei Rastatt begann das fränkische Land und zwar zunächst das sogenannte Rhein-Franken, das sich am Strome bis zur Aufnahme der Mosel hinabzog und aus welchem nachmals die Rhein-Pfalz hervorgegangen ist. Die Städte Speyer und Worms, die Wiegen des deutschen Bürgerthums liegen schon auf fränkischem Boden, welcher sich ostwärts bis zum Quellgebiet des Main hinauferstreckt. Denn mit seinen beiden mächtigen Armen, Mosel und Main, greift der Rhein weit in die ihm ostwärts und westwärts angelagerten Gebiete ein und verbindet noch jetzt das innere Deutschland und Frankreich. Der Main, der von den Höhen des Fichtel-Gebirges kommt und dem Hauptstrom ein Drittheil seiner Wasserfülle zuführt, durchfließt in westlicher Richtung, aber in zwei großen südwärts gekrümmten Bogen, bei Bamberg und Würzburg vorübergehend, die Landschaften von Ost-Franken oder Franconien, und bei Frankfurt vorübereilend das Gebiet des rheinischen Frankens, welche beide durch die Gebirgsgruppe des Spessart geschieden werden.

Das uralte Mainz, seiner Einmündung gegenüber in dem Winkel des Rheins gelegen, bezeichnet die eigentliche Mitte des classischen Bodens von Deutschland im Mittelalter. Von je an eine wichtige militärische Position und der Lage nach mit Regensburg an der Donau zu vergleichen, bildete es immer den Schlüssel zu Deutschland und die mittlere große Furth am Rheinstrom. Die von den Römern hieher verpflanzte Weincultur an den Anhöhen von Laubenheim und Nierstein beurkundet die Wichtigkeit dieser Localität im Alterthum, wie die benachbarten kaiserlichen Pfalzen Tribur und Ingelheim im Mittelalter.

Aber unterhalb Mainz nimmt das Rheinthal wieder einen andern Charakter an, indem die breite fruchtbare Ebene gegen Norden plötzlich durch einen großen Felsriegel geschlossen wird. Dieses ist das rheinische Schiefergebirge*), welches von Südwest nach Nordost quer durch das Rheinthal hindurchsetzt und hier der Hundsrück, dort der Taunus genannt wird. Bei dem Orte Bingen, wo sich das romantische Thal der Nahe vom Hundsrück zum Rhein öffnet, tritt der Strom in den ersten engen Spalt des vorliegenden Gebirges ein, und hier mußte erst nachmals die Kunst durch Felssprengungen einen Weg für die Schifffahrt bahnen, so daß nun die großen Schiffe mitten durch ein furchtbares Felsthor hindurch aus dem Rheingau bis in die Niederlande hinabgehen können. In gewaltigen Strudeln rauscht der mächtige Rhein über eine dreifache Felswand vom Binger-Loch bis nach St. Goar hinab, ehe er aus diesem Gebirgsriegel in die Ebene von Coblenz eintritt, wo sich von Osten her das schöne Thal der Lahn zum Rhein hin öffnet und von Südwest her die wasserreiche Mosel

*) Siehe die ausführlichere Schilderung in Nr. 122.

ihre Fluten mit demselben verbindet. Aber noch hat der Strom das Niederland nicht erreicht. Dieses ist erst bei Köln der Fall nach Durchbrechung eines dritten Gebirgsriegels. Denn was sich auf dem linken Stromufer in den Vulkankegeln der Eifel an der Mosel einzeln zeigt, das findet sich auf dem rechten Ufer des Rheins in der Masse des Siebengebirges unterhalb Neuwied in einem großartigen Maßstabe vereinigt. Denn die domartigen Kuppeln der Vulkankegel jenes Gebietes, aus deren hartem Gestein die anliegenden Städte und vornehmlich der berühmte Dom zu Köln erbaut worden sind, beurkunden die ehemalige Thätigkeit unterirdischer Feuergewalten an dem mächtigsten Durchbruche der mitteldeutschen Gebirgsregion, und zwar auf der Grenzmark des Berglandes gegen das Flachland. Bei Bonn hört die Gebirgsbildung auf, und das alte Köln liegt schon in der norddeutschen Niederung, wo der Spiegel des Rheinstroms nur noch eine Höhe von etwas über hundert Fuß über dem Meere hat. Hier befindet sich die untere große Furth über den Rheinstrom. Der sich fortan in einer weiten Ebene ausbreitende Strom nimmt an Breite und Tiefe seiner Gewässer immer mehr zu, er erscheint hier schon wie ein See und bedroht nicht selten durch seine Einbrüche die benachbarten Landschaften mit Verheerung. Unterhalb Köln bewässert der Rhein, bei Düsseldorf vorübergehend, die drei blühenden Landschaften von Jülich, Cleve und Berg, und nimmt hier auf seiner Ostseite die nicht unbedeutenden Gewässer der Ruhr und Lippe in sich auf, welche aus der weiten, nur von niedern Bergzügen unterbrochenen Ebene Westfalens ihm zuströmen.

Bei Cleve beginnt die Stromspaltung des Rheins, da breitet sich von Osten nach Westen das holländische Deltaland aus, welches fast in einem gleichen Niveau mit dem Meere gelegen, zum Theil noch unter dasselbe hinabsinkt. Dieses Deltaland, welches von dem Strome in zwei Hauptarmen, dem nördlichen Rhein und der südlichen Waal, durchschnitten wird, hat als ein erst dem Meere abgewonnenes Land im Laufe der Zeit die verschiedensten Umgestaltungen erlebt und ist durch alle Jahrhunderte berühmt durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner und durch deren Kenntniß im Seewesen.

Noch einen großen Nebenstrom, die Maas, nimmt der Rhein in seinem Deltalande in sich auf. Sie kommt gleich der Mosel von den lothringischen Tafelflächen her, und durchströmt, nach Durchbrechung des waldigen Bergrückens der Ardennen von Verdun bis nach Namur, die westrheinische Niederung, um sich mit der Waal zu vereinigen und so das Inselland der Maas-Mündung zu bilden, mit welchem sich auch die Schelde vereinigt. Es zeigen sich hier die beiden großen westrheinischen Marken Deutschlands gegen das westfränkische Land oder Frankreich, es sind die obere und die untere westrheinische Mark, beide geschieden durch die Ardennen. Im Süden ist es das Moselland, im Norden das Maasland, beide von wesentlich verschiedener Natur. Im Mittelalter bildeten sie die lotharingischen Gebiete oder Ober- und Nieder-Lothringen, welche heut zu Tage unter dem Namen

des französischen Lothringen (Lorraine) und Belgien dem deutschen Stammlande leider schon entzogen sind, so daß nach dem Verluste jener Marken die Thallinie des Rheinstromes selbst zur Grenzmark Deutschlands nun hat werden müssen.

120. Die oberrheinische Ebene.

(Nach J. Kutzen, das deutsche Land.)

Das oberrheinische Stufenland oder die oberrheinische Ebene ist ein in großartigen Verhältnissen einfaches, leicht übersichtliches Oberflächengebilde, — ein Flachlands-, ja, großentheils Tieflands-Busen mitten im Hochlande, der, bei einer Breite von 3 bis 6 Meilen, sich von Süden nach Norden etwas über 40 Meilen weit in die Länge zieht. Die Gebirge zu beiden Seiten, welche gleichsam als wallartige Dämme diese vom Rheine durchströmte Ebene einfassen, steigen sogleich im Süden imposant empor, sinken gegen die Mitte bedeutend und erstreben dann weiter nördlich noch einmal eine größere Höhe, die jedoch den südlichen Theilen bei Weitem nicht gleichkommt. Ueberall aber, wie verschieden auch in den einzelnen Theilen ihre Erhebung, bleiben sie ausdauernd im Parallelismus gegen einander, wenden der eingeschlossenen Ebene ihre steilen und schroffen Wände, ihre erhabensten Gipfel zu, während die vom Rheinstrome abgewendeten Gehänge sich sanft abdachen und allmählig in Hochflächen übergehen, auf der Ostseite des einen in die Hochfläche von Schwaben und auf der Westseite des andern in die Hochfläche von Lothringen.

Diese Gebirge sind östlich der Schwarzwald und westlich die Vogesen oder das Wasgaugebirge, mit ihren beiderseitigen Fortsetzungen.

Der Schwarzwald gehört, besonders in seinem südlichen Theile, sowohl durch die Bedeutendheit seiner Gesammterhebung und die Mächtigkeit seiner Rücken, als auch durch die Höhe seiner Gipfel, von denen der Feldberg fast 4600′ absoluter Höhe erreicht, zu den stattlichsten deutschen Mittelgebirgen, unter denen er nur durch das Riesengebirge übertroffen wird. Die Gipfel ragen nicht als freie Felsenspitzen empor, sie wölben sich vielmehr zu abgerundeten Kuppen, deren Umrisse Kugel-Segmenten gleichen. Im Gegensatze gegen ihre Bekleidung, welche nur aus Gesträuch besteht, und gegen das Laubholz und die Ackerfelder der unteren Gehänge und Thäler, tragen die mittelhohen Rücken und oberen Lehnen jene dichten, schön düsteren Waldungen, welche dem Gebirge den Namen gegeben haben. In ihnen findet das gutmüthige, abgehärtete und genügsame Volk der Schwarzwälder seit langer Zeit seinen ergiebigsten Nahrungszweig, indem es mittels der wilden Gebirgsbäche, die durch die meist engen und tief eingeschnittenen Thäler der anliegenden Ebene zurauschen, die riesenhohen Kiefern, Fichten und Weißtannen in

den Rhein und auf diesem häufig bis in die Niederlande flößt, deren unerschöpfliches Holzmagazin seit Jahrhunderten der Schwarzwald ist. Der Erlös daraus setzt es in den Stand, das für seine Nahrung erforderliche Getreide zu erwerben, das ihm besonders in dem südlichen Theile sein karger Gebirgsboden verweigert. Auch verschaffen ihm mancherlei Erzgänge Beschäftigung und Nahrung, und seine Holzschnitzereien, Strohhüte, vorzüglich seine Uhren, sind durch ganz Deutschland, ja, weit darüber hinaus bekannt, — „kleine Gewerbszweige, wie sie sich fast in allen Gebirgen finden, nicht so wichtig als Nahrungszweig, wie als Salz des Landes, als Beschäftigung für die kunstreichsten, aufgewecktesten Söhne des Gebirges, die auf solche Weise der Heimath erhalten werden". — „Wer will bestimmen," sagt ein neuerer Reisender, „wie viel Sinn für Zeitwerth und Ordnung diese Schwarzwälder Uhren (der Erwerbzweig wird bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts betrieben) unter die Leute brachten, selbst unter Russen, Türken und Amerikaner?"

Das Gebirge, welches weiter nach Norden niedriger wird, hört jenseits der Murg auf, den Namen Schwarzwald zu führen, und seine Fortsetzung nördlich von Durlach und Pforzheim hat nur vom Rheinthal aus betrachtet, nach welchem sie steil abfällt, ein gebirgsartiges Ansehen; eigentlich fehlt ihr der Gebirgscharakter, und sie zieht sich an 6 bis 7 Meilen mehr als ein niedriges, flachwelliges und angebautes Hügelland von 1200 bis 1300′ mittlerer Höhe bis zu dem Durchbruche des Neckar, jenseits welchem der Odenwald etwas höher, nämlich zu 1300 bis 1500′ mittlerer Höhe sich erhebt, über welche mehrere im Verhältnisse zur Niedrigkeit des Gebirges kühn geformte Gipfel noch an 300 bis 600′ emporgehen. An seinem westlichen Abhange geht die einst so gepriesene Bergstraße.

Auffallend in mehr als einer Hinsicht ist das entsprechende Verhältniß der westlichen Gebirge der Rheinebene zu deren östlichen. Auch die Vogesen steigen im Süden (im Quellengebiet der Mosel) rasch und steil zu ihren ansehnlichsten Rücken und Gipfeln auf (deren höchster, der Ballon von Sulz oder Gebweiler, etwas über 4400′ absoluter Höhe), und enthalten hier die sogenannten Hochvogesen, die sich durch rauhe und wilde Natur auszeichnen und die erhabene Scheide der Länder Schwaben (Elsaß), Lothringen und Burgund bilden. Auch sie kehren ihren of pralligen Abfall dem Rheinthale zu und verflachen sich in allmähliger Abdachung gegen die Mosel und das Plateau von Lothringen; auch sie tragen mächtige, abgerundeten Kugel-Segmenten ähnliche Kuppen auf ihren Rücken, die, wie im Schwarzwalde, mit dicken Nadelholzforsten bedeckt, und deren obere Thalanfänge, wie dort, bisweilen mit kleinen Bergseen oder Torfmooren gefüllt sind. Eben so vermindert sich, wie dort, nach Norden hin ihre Höhe; nur behält ihre Fortsetzung jenseits der Lauter in Rheinbaiern, das von zahlreichen Thälern vielfach gespaltene, durch Ortschaften und Anbau belebte Hard- (oder Hardt-) Gebirge mehr Höhe und Gebirgscharakter, als die gegenüberliegende Fortsetzung des

Schwarzwaldes zwischen Durlach, Pforzheim und Heidelberg, die dem Beobachter wie eine Gebirgslücke zwischen diesem und dem Odenwalde vorkommt. Erst gegen ihr Nordende bietet die Hard, welche hier bis zu 800′ absoluter Höhe in moorige Ebenen abfällt, eine ähnliche Erscheinung dar; nach dieser Einsenkung jedoch steigt, dem Odenwalde gegenüber, in nördlicher Fortsetzung der Richtung des Vogesenzuges auf's Neue ein niederes, jedoch aus jüngeren Gebirgsarten bestehendes, besonders durch seinen Reichthum an Steinkohlenlagern ausgezeichnetes Bergland auf, am höchsten unter den isolirten Berghaufen, aus denen es besteht und die aus der plateauartigen Grundfläche hervortreten, der Donnersberg, der in dem sogenannten Königsstuhle nahe an 2100′ über dem Meere erreicht. Da er die umliegenden Bergflächen um 800 bis 1000′, die tief eingeschnittenen Sohlen der Thäler um 1200 bis 1600′ überragt, so erklärt sich daraus der Eindruck wie eines sehr bedeutenden Berges, den er in der Rheinebene weithin macht. Am Fuße desselben zieht sich die berühmte alte Kaiserstraße hin, welche, das obere Saarthal mit dem mittleren Rheinthale verbindend, von der rheinischen Metropole Mainz nach der früheren Herrscherstadt Metz an der Mosel und so nach dem innern Frankreich führt.

Innerhalb dieser auf beiden Seiten einschließenden Gebirgszüge erstreckt sich die merkwürdige Rheinebene, die ursprünglich ein langer See gewesen zu sein scheint und von dieser einstigen Gestalt und Füllung in der historischen Zeit bis in unser Jahrhundert Spuren aufweiset. Das fast wagerechte Niveau des breiten und wenige Hundert Fuß über dem Spiegel des Meeres befindlichen Thalgrundes wird nur einmal, nämlich im Süden durch das kleine, selbständige Massengebirge des Kaiserstuhls unfern Freiburg im Breisgau sehr merklich unterbrochen. Wie ein inselartiger Lustpark mit malerischen Basaltkuppen ist es in ihm aufgebaut und gewährt eine weite Aussicht voll hohen Genusses über die reiche, offene Landschaft.

Fast überall ist diese mit mildem Klima, in dem bei Weitem größten Theile mit fruchtbarem Boden, oder, wo dieser zu leicht, durch trefflichen Anbau gesegnet; insbesondere aber ist reich damit beschenkt der Fuß der Berge, an dem auch eine Zahl blühender Städte liegen und die belebteren Straßen hinziehen. Wer hier einmal, begünstigt von Wetter und Jahreszeit, zwischen den herrlichen Obsthainen und Weinpflanzungen umhergewandelt ist, die in üppigster Fülle mit einander wechseln, und den Blick über diese seine nächsten Umgebungen hinauf zu dem alten Burggemäuer erhoben hat, das, wie die Burgruinen Südtirols, epheuumkränzt und oft zwischen edlen Kastanien- und Wallnußbäumen her- vor- und herabschauet und mit jenen Städten daran erinnert, daß auch ehemals an den Berglehnen das Hauptleben des Landes sich bewegt hat; besonders wer zugleich des vollen landschaftlichen Zaubers jener Thalbuchten genossen, durch welche Flüsse und Bäche aus den Gebirgen in die weite Rheinebene hervorbrechen (das üppige Thal von Baden-Baden z. B. mit seinen herrlichen Eichen, Buchen und Ulmen, seinen

dunklen Tannenbergen, gewaltigen Felsenmassen und der melancholischen Ruine des badischen Stammschlosses ist vorzugsweise ein solches Landschaftsbild), — der wird diesen Gegenden das Lob nicht vorenthalten, daß sie nicht bloß zu den durch Fruchtbarkeit gesegneten, sondern auch zu den schönsten unseres Vaterlandes gehören.

Indeß enthält die oberrheinische Ebene auch einige minder ergiebige und minder angenehme Striche. Man stößt nämlich hier und da auf sandige, zum Theil mit Kiefern- und Fichtenwald bedeckte Striche von nicht geringer Ausdehnung, welche den Ebenen des nördlichen und nordöstlichen Deutschland gleichen. Dieselben liegen gewöhnlich in der Nähe des Rheins und sind theilweise durch die Natur seines Laufes bedingt.

Noch hat nämlich der Fluß die Heftigkeit, zu welcher ihn die Katarakte und Stromschnellen zwischen Schaffhausen und Rheinfelden aufgeregt, beim Eintritt in die oberrheinische Ebene nicht vollständig abgelegt, vielmehr strömt er im oberen Theil derselben bei starkem Falle mit großer Raschheit. Außerdem vermindert die ansehnliche Breite seines Bettes seine Tiefe; er spaltet sich in viele Arme, umschließt eine Menge Inseln, birgt Untiefen und drängt sich unstet und ungezähmt bald auf die eine, bald auf die andere, besonders auf die östliche Seite. Er ist noch kein formirter Strom, sondern ein großartiges Wildwasser. In Folge häufiger Ueberschwemmungen hat er nicht selten sumpfiges oder sandiges Terrain zur Seite, das, da der Ackerbauer es nicht sucht, Holzungen trägt. Anders gestaltet sich seine Beschaffenheit weiter unten bei Straßburg, besonders aber unterhalb der Murg unfern Lauterburg. Hier ist er bereits zu größerer Ruhe gelangt und hält seine Gewässer mehr in einer Hauptader beisammen; Arme und Inseln bilden sich seltener; in sicherem Bette, zwischen geregelteren und anbaufähigeren Ufern, bei volleren Fluten, geringerem Falle erweckt er schon weit mehr den Eindruck eines in zuverlässiger Gleichmäßigkeit dahinwogenden Stromes.

Es ist undenkbar, daß der Rhein je nach dieser Verschiedenheit seines Laufes und seiner Uferstriche nicht auch die Geschicke und Gebilde der Menschenwelt, welche das großartige Naturgebilde der Rheinebene darbietet, hätte gestalten oder veranlassen helfen sollen.

In dem zuerst erwähnten oberen Theile, besonders auf der an 18 Meilen langen Strecke von Basel bis Straßburg, bereitete er stets der Schifffahrt allzugroße Schwierigkeiten, als daß sie sich hier zu vollem Leben hätte entwickeln können. Es findet hier meist nur Thalfahrt, wenig Bergfahrt auf ihm statt; daher seit alten Zeiten lebhafter Landverkehr für den Waarentransport in dem elsässischen Sundgau, auf der Straße von Straßburg über Colmar und Mühlhausen nach Basel. Von Straßburg ab trägt er schon größere Lasten, und zumal die Bergfahrt dahin wird allmählig um Vieles leichter; von hier erst beginnt eigentlich die bedeutende Schiffbarkeit und Schifffahrt. Dort im oberen Theile lohnen seine sumpfigen oder sandigen Ufer nicht

immer den Anbau; er bildet mit ihnen eine Art Wüstenstreifen, welcher Ueberbrückung und Bewohnung der Ufer hindert, Völker und Staaten der beiden Beckenhälften (und die gerade Richtung seines Laufes fördert dies noch mehr) zu trennen geeignet ist und auch wirklich getrennt hat. Als ein bequemer breiter Grenzgraben wurde er lange Zeit von den Römern gegen die Germanen festgehalten, als solchen in den neueren Jahrhunderten unablässig von den Franzosen erstrebt, und heute scheidet er bekanntlich dort, als Grenze von Elsaß und Baden, Frankreich und Deutschland.

Von den Städte-Reihen im Rheinbecken — es gibt deren eigentlich vier, nämlich zwei dicht am Rheinufer, eine auf dem rechten, eine auf dem linken, und dann wieder zwei längs des Fußes der beiden einschließenden Gebirgszüge, in der Linie der an diesen hinziehenden Bergstraßen — enthalten in dem oberen Theile die beiden Reihen am Ufer wenige und meist unbedeutende Orte. Fast ist hier nur zu nennen Breisach am Kaiserstuhl, seit alten Zeiten Festung, der „Schlüssel des deutschen Reiches“, als welcher es durch seine Lage in der Nähe der großen Oeffnung des Rheinbeckens, die ins französische Rhonethal breit und bequem hinabführt, wohl gelten konnte.

Eine größere Zahl ansehnlicher Städte aus älterer und neuerer Zeit liegen mehr am Fuße der Gebirge. Aus ihnen sei hier erwähnt auf der Ostseite: Freiburg, in der Mitte eines durch Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Basens der Rheinebene, den anmuthige Berge umschließen, am Ausgange des Treisamthales, das in das Thal der Wutach und durch dieses zu der Donau führt, zur Vermittelung des Donau- und Rheinverkehrs sehr vortheilhaft gelegen, der Hauptort des ehemaligen Breisgau, jetzt der wichtigste Ort im südlichsten Theile des Großherzogthums Baden; — Baden mit uralten Ueberlieferungen, von frühzeitiger Bedeutung durch die Entdeckung seiner kräftigen Heilquellen, durch die Anmuth seines Thales und als eine Station an der großen Römerstraße vom Rheine zum mittleren Neckar; — Rastatt, jetzt als Bundesfestung geeignet, die Rheinebene gerade an der Stelle, wo das Gebirge dem Rheine am nächsten tritt, zu sperren, ein deckender Vorposten von Ulm und Mainz; — Karlsruhe, im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den Willen eines originelle Einsamkeit liebenden Fürsten ins Dasein gerufen. — Auf der Westseite, wo der Illfluß, der bedeutendste Nebenfluß des Rheins in der oberen Hälfte des Rheinbeckens, die Richtung der Städtereihe bestimmen half, die ehemalige freie Reichsstadt Mühlhausen, jetzt eine Hauptfabrikstadt des Elsasses, einst in Blüthe durch den Verkehr auf der alten Handelsstraße, die sich von Besançon in Burgund nach Straßburg am oberen Rheine zog und somit die Handelsstadt an der unteren Rhone und am Mittelmeere mit den rheinischen Metropolen Mainz und Köln verknüpfte; die alte freie Reichsstadt Colmar, jetzt die Hauptstadt von Ober-Elsaß, und die gleichfalls ehemalige freie Reichsstadt Schlettstadt.

Weiter unten, wo der Rhein nicht mehr so wild und vielgliederig, wo er schiffbarer, canalartiger ist, erheben sich altberühmte oder jetzt wichtige Städte nahe am Ufer. Schon Straßburg, welches so wie die Städte Frankfurt, Mainz und Basel, wegen der durch ihre geographische Position zu allen Zeiten in hohem Grade geförderten Bedeutung unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, neigt sich jener Lage zu; weiterhin finden wir in der Nähe des Stromes Germersheim, welches, ein besonders bequemer Uebergang über den Rhein, mit dem mehr zurückgelegenen festen Landau in diesen Gegenden die Grenze des heutigen deutschen Reiches bildet; — das hochberühmte Speier, die alte Stadt der Nemeter, schon von Cäsar genannt und gekannt, im Mittelalter mit Worms Wiege des deutschen Bürgerthums, mit jenem Stammsitz des Fürsten aus den rheinfränkischen Konradingen, eine blühende Freistadt des deutschen Reiches, classisch in seinem Dome durch die alte deutsche Kunst, von der er Zeugniß gibt, classisch durch die Geschicke des Vaterlandes, die dort auf acht Kaisergräbern wie verzeichnet sind, classisch durch die neue deutsche Kunst, welche zu Leben und Blüthe gefördert zu haben, das unbestrittene Verdienst König Ludwig's von Baiern ist; — Worms, der Vangionen alter Hauptort, in der Mitte des einstigen vielgepriesenen Wonnegaues oder Wormsfeldes gelegen, von gleichem Alter und gleichem Ruhm, wie Speier; die Stadt der alten deutschen Heldensage, die Residenz ostfränkischer Könige, Lieblingssitz vieler Kaiser, tiefgebeugt, ja, fast vernichtet, wie Speier (nur die ehrwürdigen Dome beider Städte ragen aus der alten Zeit noch empor), durch die beispiellose Verwüstungswuth der französischen Heere gegen Ende des 17. Jahrhunderts. — Noch ist zu nennen zwischen den beiden letzteren Städten und zwar am rechten Ufer Mannheim, die Neckarmündungsstadt, die Vermittlerin zwischen Neckar- und Rheinland, jetzt der erste Handelsort Deutschlands am Oberrhein; — und wenige Stunden seitwärts am Ausgange des Neckarthals aus dem Gebirge ihre Vorgängerin als Residenz der rheinischen Pfalzgrafen, in reichster üppigster Natur, in einer Gegend von ergreifendem, von großem zugleich und anmuthigem Charakter, Heidelberg, „die ländlich schönste Stadt Deutschlands", die alle Reisende noch bezaubert hat, und die keiner noch verlassen, ohne sich wieder nach ihr zu sehnen.

---

121. Das Rheingau *).

(Nach Karl Simrock, das malerische und romantische Deutschland.)

Das Taunusgebirge, das von Homburg bis Rüdesheim in westlicher Richtung streicht, setzt dem Rhein bei Biberich einen Damm ent-

*) Ueber die socialen Zustände im Rheingau s. W. H. Riehl, Land und Leute, S. 195 ff.

gegen, der ihn nöthigt, seinen bisherigen nördlichen Lauf zu verlassen und mit dem westlichen des Gebirges zu vertauschen, bis es ihm bei Rüdesheim gelingt, dasselbe zu durchbrechen und, den Hundsrücken vom Taunus losreißend, seine alte Richtung zu verfolgen. Von Basel bis Biberich war das rechte Rheinufer nach Westen gewandt, von Biberich bis Rüdesheim gibt ihm jetzt die Wendung des Stroms eine südliche Lage, die den Ruhm seiner Reben bedingt. Der glühenden Mittags-Sonne gleichsam dargeboten, vor schädlichen Winden durch eine hohe Gebirgswand gedeckt, die zwischen Schierstein und Rüdesheim einen Halbkreis zu ihrem Schutze bildet, von der Wärme, die von dem schiefrigen Boden wie von dem Spiegel des Rheines zurückstrahlt, doppelt und dreifach angeglüht, leben sie im Rheingau das freudigste Leben und bringen die süßeste, köstlichste Frucht. Noch ein anderer Umstand trägt dazu bei, das Rheingau zum Paradies der Rebe zu machen. Einst, so meldet die Sage, und die Naturkundigen finden sie bestätigt, ehe der Rhein das Gebirge bei Rüdesheim durchbrochen und den Weg zum Ocean gefunden hatte, bildeten das Rheinthal zwischen Basel und Bingen, und das Mainthal zwischen Mainz und der Wetterau einen großen See, dem erst ein gewaltsames Naturereigniß einen Abfluß nach Norden verschaffte. Als sich darauf das Wasser in seine heutigen Schranken zurückzog, ließ es auf dem Boden des alten Sees einen kalkigen Niederschlag zurück, der theils von den Wassern des Jura, theils von den Gehäusen kleiner Schnecken herrühren mag. „Da diese Schnecken", sagt Goethe, „nach der neuesten Ueberzeugung, Ausgeburten des süßen Wassers sind, so wird die ehemalige Restagnation des Flusses zu einem großen See immer anschaulicher." Da indessen, nach den allerneuesten Ueberzeugungen, in den Kalkbrüchen des Rheingaues und seiner Nachbarschaft auch Meerschnecken vorkommen, so müssen wir mit Steininger vermuthen: „daß das schöne Thal, so weit es durch ebenes Land, von Bingen aufwärts, gebildet wird, der Boden eines alten Sees war, welcher, Anfangs mit salzigem Wasser gefüllt, Meerschnecken nährte, bis es spät nach dem Rückzuge des Meers von dem gegenwärtigen Festlande, als das salzige Wasser durch süßes ersetzt war, der Aufenthalt von Flußschnecken wurde." Glücklicherweise ist es jetzt der Aufenthalt froher Menschen, um so froherer, als der von den Häusern früherer Bewohner gebildete Kalkniederschlag ihren Reben üppiges Wachsthum schenkt. Diese Reben sind des Rheingauers Stolz; und mit Recht, denn er verdankt sie nicht dem Klima und dem Boden allein, als eine freiwillige, sondern eben so sehr seinem Fleiße und seiner Kunst, als eine mühsam errungene, noch täglich mühsam zu erringende Gabe. War das Rheingau schon ursprünglich das Paradies der deutschen Rebe, so ist es durch die Einsicht und die Thätigkeit seiner Bewohner die Hochschule des deutschen Weinbaues geworden.

122. Das niederrheinische Bergland und die deutsche Mosel.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Dichter, Reisende, Erdbeschreiber haben den Rhein, wo er von Bingen bis Bonn das Gebirg durchströmt, vielfältig und nie zu sehr gepriesen. Das Alpenland sendet ihm die klarsten, immer vollen Fluthen, die Berge enthüllen ihren innersten Gliederbau in prächtigen Felsgruppen; wo zwischen Busch und Stein die Rebe in schönen Weingeländen, oder auch nur in einzelnen Gruppen Platz gefunden hat, da zeitigt eine milde Sonne köstliche Trauben; hohe, prachtvolle, eichenartige Wallnußbäume beschatten die kleinen Ebenen am Strom, alle Arten von Obstbäumen schütten im Sommer und Herbst ihren reichen Segen in größter Fülle aus und bezaubern im Frühjahr durch eine unvergleichliche Blüthenpracht; endlich, — und darin kann kein anderer Strom sich dem Rhein an die Seite stellen, — es haben nun bald zwei Jahrtausende, die eine der schönsten Blüthenzeiten der Baukunst in sich begreifen, daran gearbeitet, seine Ufer mit Städten, Felsenschlössern, mächtigen Festen, herrlichen, im edelsten Stil erbauten Kirchen, Klöstern, reizenden Landhäusern zu schmücken.

Die erste Hälfte der Bahn, die der Rhein durch das Gebirge zurückzulegen hat, ist eng zwischen Felswänden eingeklemmt; — dann öffnet sich unterhalb Lahn und Mosel der schöne Thalkessel von Coblenz und Neuwied, am rechten Ufer von einem steileren Halbkreis bewaldeter Höhen umschlossen; links erheben sich ganz allmählig die korn- und obstreichen Gefilde des Maifeldes, hinter denen ein Kranz vulkanischer Kegel den Gesichtskreis beschränkt. Bei Andernach nimmt wiederum ein Felsenthor den Strom auf, und nun wechseln Einengungen und kleine Thalkessel bis da, wo die Trachytkegel des Siebengebirgs, als riesige Grenzsäulen, die Scheidung zwischen Gebirg und Ebene bezeichnen.

Von nun an, wenn auch auf dem linken Ufer die Berge bald verschwinden, strömt der Rhein doch noch lange, bis gegen die Mündung der Ruhr, am Fuß des östlichen Gebirgslandes hin, welches nicht weiter als ein bis zwei Stunden von seinen Ufern zurück tritt. Die Landschaft, welche hier, von Bonn bis unter Düsseldorf, eine weite Bucht des Gebirges ausfüllt, und Bonn, Köln, Crefeld, Düsseldorf, Aachen, und so viel andere reiche und blühende Orte in sich faßt, diese Landschaft steht doch entschieden unter dem Einfluß des Berglandes und seiner Erzeugnisse. Es scheint darum naturgemäß, sie noch zum Gebiet des Mittelrheins zu rechnen, wie es Geschichte und Politik denn auch fast immer gethan haben. Da wo der Rhein von den letzten Bergen scheidet und sich westwärts wendet, nicht weit von seiner Theilung in mehrere Ströme, die sich mit Maas und Schelde verzweigen und ein reiches Delta bilden, da ist auch heute die Grenze zwischen Deutschland und Niederland.

Ehe die Mosel*) aus den Ebenen Lothringens in das rheinische Gebirge eintritt, durchfließt sie, bald zwischen Sandstein und Kalkfelsen, bald in offnerem Thale, eine lachende Hügellandschaft und bespült die Mauern von Trier. Die alte Hauptstadt des römischen Galliens thront hier, von den reichsten Fluren umgeben, an der Grenze zwischen Gebirg und Ebene, zwischen deutscher und französischer Sprache. — Das Klima, — in Deutschland ist nirgendwo ein milderes, — die herrlichen alten Prachtgebäude, noch ganz erhalten oder in malerischen Ueberresten, weisen nach südlicheren Gegenden hin und in ferne Zeiten zurück. Stattliche Kirchen mit schönen Thürmen zeugen von dem Glanz späterer Jahrhunderte.

Nicht weit von Trier tritt die Mosel in eine Felsenpforte, wie der Rhein bei Bingen, und durchströmt nun bis Coblenz eine eben so große Strecke des Schiefergebirgs, wie der Rhein von Bingen nach Bonn. Allein, wenn der Rhein fast in gerader Richtung, nur mit sanften Krümmungen, fließt, so verlängern die fast in sich zurückkehrenden Windungen der Mosel ihren Lauf um das Doppelte und Dreifache. — Der Schiffer (der z. B. bei dem alten Kloster Marienburg, auf der niedrigen Wurzel einer von der Mosel umflossenen hohen Felsenzunge, in demselben Hause des Abends einkehren kann, von dem er des Morgens ausgefahren ist) verwünscht den Eigensinn des Flusses; er bedenkt nicht, daß eine abgekürzte Bahn, und somit vermehrter Fall und Geschwindigkeit, den ohnehin nicht wasserreichen Fluß vielleicht ganz untauglich für die Schifffahrt, zumal die Bergfahrt machen würde. — Und in demselben Maaße wie der Weg des Schiffers verlängert wird, in demselben erweitert sich auch das begünstigte Gebiet, wo dem Landmann seine Waizensaaten, sein Gartenbau, seine Pflanzungen reichen Ertrag, dem Winzer die Rebe reife Früchte bringt. Der Weinbau, welcher, der allgemeinen Richtung des Stromlaufs nach, fast ganz auf das linke Ufer beschränkt bleiben müßte, wechselt nun auf beiden Ufern; ja, bei Weitem die besten Weinbezirke sind auf dem südlichen zu finden.

Die labyrinthischen Windungen der Mosel machten sie auch, verbunden mit der geringen Breite und Tiefe des Stroms, zum Grenzfluß untauglich; — sie haben endlich von jeher die großen Landstraßen von der Mosel fern gehalten. Daher keine größere Stadt zwischen Trier und Coblenz, keine rasche leichte Verbindung, aber auch selten verwüstende Heereszüge. — Manche Bequemlichkeit, manche Verfeinerung muß der Wanderer an den Ufern der Mosel entbehren; man glaubt sich zuweilen hundert Meilen weit von dem nahen Rhein, und um ein Jahrhundert hinter dessen Weise zurück; aber der anmuthigste Frieden ist über die Landschaft verbreitet, und der Staub der Straßen läßt Flur und Sitte des Landmanns unberührt.

---

*) Vgl. J. Kutzen, das deutsche Land, S. 319—332, und J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, 1. Band.

123. Köln.

(Nach J. G. Kohl, der Rhein, und desselben Verfassers Reisen in den Niederlanden.)

Der Rhein spaltete sich bei Köln ehemals ebenso wie bei Bonn in zwei Arme, von denen der östliche die Hauptwassermasse weiterführte, der westliche aber sich als ein schmaler und ruhig fließender Canal um eine kleine ziemlich hohe Rheininsel herumschwenkte, die zwischen beiden Armen in der Mitte blieb. Dieser Arm bot sich den Rheinschiffern als einen sehr natürlichen Schutz- und Sicherheitshafen dar, und er war dieses von den ältesten Zeiten her bis ins 9. oder 10. Jahrhundert hinab, wo er in Folge der Zerstörung Kölns durch die Normannen und vielleicht auch in Folge natürlicher Flußbett-Veränderungen verschlammte, verschwand und endlich mit Schutt und darauf errichteten Straßen und Häusern ausgefüllt wurde. Es gab von Köln aufwärts bis Bonn und auch weit abwärts von diesem Punkte keine solche Insel, keinen solchen natürlichen Hafenarm mehr, und ohne Zweifel ist es dieser Umstand, der zuerst die Schifffahrt und den Handel und in Folge dessen auch Ansiedelung an diesen Punkt fesselte. Die Rheininsel war in der Mitte ziemlich hoch. Jene Insel und dieser Flußarm machten den Punkt als Uebergangsort über den Rhein besonders geschickt. Daher konnte Constantin der Große seine steinerne Prachtbrücke über den Rhein eben hier leichter ausführen, indem er erst den kleinen Nebenarm mit einigen Jochen bis zur Insel überspannte und dann auch die Schwierigkeiten des Brückenbaues über den größern Arm leichter besiegte. Und in Folge dessen blieb dann hier auch, nachdem Erzbischof Bruno die Constantinische Brücke im 10. Jahrhundert weggebrochen und durch Fährschiffe und eine privilegirte Gilde von Fährmännern ersetzt hatte, zu allen Zeiten ein Hauptübergangspunkt über den Niederrhein. Auch noch heutiges Tages trägt an dieser Stelle der Niederrhein seine einzige unbewegliche Brücke, und noch jetzt schwingen sich, den Andeutungen und Fingerzeigen der Natur folgend, hier die Straßen- und Eisenbahnzüge der westlichen Seite auf die östliche hinüber.

Auch auf der östlichen Rheinseite bei Deutz gab es ein paar kleine Inseln, Flußarme und Flußverstecke, die ebenfalls seit den ältesten Zeiten den Schiffern als Nothhäfen dienten, und die selbst noch bis ins letzte Jahrhundert hinab, bevor der kölnische Sicherheitshafen seine ganz befriedigende Vollendung erhielt, von holländischen Rheinschiffern als solche benutzt zu werden pflegten. Also auch auf der rechten Seite war der Verkehr an diesen Rheinpunkt gefesselt, und es ist wahrscheinlich, daß die dortige ubische Ansiedelung, die vielleicht dem Gotte „Teut“ oder der Nation der „Deutschen“ zu Ehren Tuits (Deutz, Oppidum Ubiorum) genannt wurde, wo nicht noch älter, doch ebenso alt ist als die auf der westseitigen Insel (Ara Ubiorum). Beide Punkte sind natürlich in geographischer Hinsicht eins, entwickelten sich auch mitein-

ander und hangen zusammen, wie die beiden Enden und Köpfe einer und derselben Brücke.

Bei Köln ist das Bett des Rheins sehr fest zwischen scharfen Ufern zusammengehalten, und selbst bei sehr hohem Wasserstande verbreitert sich der Rhein hier nur um Weniges. Unterhalb Köln dagegen fängt sehr bald das flachuferige Rheinland an, wo der Rhein bei Ueberschwemmungen zu Zeiten die Breite eines Meeresarmes hat. Daher mußte denn Köln nicht nur als der Punkt erscheinen, bei welchem das Kriegsmaterial, die Armeen, die Waaren 2c. aus dem Westen auf den alten Natur- und Kunstbahnen am bequemsten angesammelt werden konnten, sondern auch als der, bei dem sie stets und zu allen Zeiten ihre Wanderung am bequemsten nach Osten fortsetzen mochten. In umgekehrter Richtung von Osten her mußte natürlich wieder dasselbe gelten. Dazu kömmt, daß die großen Fahrzeuge, deren man sich auf dem Unterrhein und für die Fahrt nach Holland bedient, den Fluß nicht höher hinauf gebracht werden können, als bis Köln. Auf dem Mittelrhein können nämlich nur kleine Fahrzeuge von 3000 — 4000 Centnern Ladungsfähigkeit gehen. Von Köln ab ist es aber nicht nur möglich, sondern auch vortheilhaft, sich größerer Fahrzeuge von 6000—8000 Centnern zu bedienen. Man sieht hieraus also, daß bei Köln auch ein von der Natur bezeichneter Abschnitt der Schiffbarkeit des Flusses ist. Köln ist der Endpunkt und der äußerste Binnenhafen, bis zu welchem Seeschifffahrt und die holländische Verkehrsweise möglich ist.

Der Rhein friert bei Köln seltener zu, und wenn es geschieht, so geschieht es doch später als am Mittel- und Oberrhein. Die Schifffahrt bleibt daher von der Rheinmündung her bis Köln aufwärts länger in Bewegung als weiter oben. Es gibt Winter, wo sie nur einmal durch den Eisgang von oben her unterbrochen wird.

Wir haben daher Köln nicht nur als den zu allen Jahreszeiten und durch den ganzen Lauf der Jahrhunderte bequemsten Uebergangspunkt, sondern auch als den zu allen Zeiten von der Mündung her erreichbarsten Hafenort zu betrachten, und es ist mithin die ganze Wohlfahrt, Größe und Bedeutung dieser Stadt ebenso auf unwandelbaren Naturverhältnissen begründet, wie durch dieselben Verhältnisse der erste Impuls zu ihrem Inslebentreten gegeben wurde.

Wenn wir nun einen Blick auf die Geschichte von Köln werfen, so zeigt sich, daß sich auch bei diesem Punkte, so zu sagen, die Natur nie verläugnet hat, und daß diese von Haus aus begünstigte Situation sich zu allen Zeiten der Geschichte als solche bewährt und als die vornehmste, volkreichste Stadt, als die Herrscherin und Königin des Niederrheins dargestellt hat, so lange hier Menschen gewohnt, Völker und Staaten bestanden haben.

Hier gründeten die Römer eine ihrer Hauptcolonieen, die rascher und reicher emporblühte als irgend eine andere in dem ganzen unteren Rheingebiete. Von hier gingen die römischen Expeditionen gegen die

Cherusker und Friesen aus. Von hier aus setzte sich römisches Recht, römische Sitte und Gewalt in Deutschland fest. Hier war der Sammelplatz der Franken bei ihren militärischen Expeditionen gegen die heidnischen Sachsen. Von hier aus wurde das Christenthum im Nordwesten von Deutschland verbreitet. Köln wurde ein zweites Rom für diesen Ländercomplex, und von hier aus bildete sich allmählig der ganze große Kirchensprengel des kölner Erzbischofs, der lange Zeit, bis zum 16. Jahrhundert hinab, die ganzen weiten Lande zwischen Rhein und Weser bis zur Nordsee, auch die ganze Nord- und Osthälfte der Niederlande, Lüttich, den größten Theil von Brabant, Holland u. s. w. umfaßte. Ebenso wurde Köln für alle jene Länder rheinabwärts ein zweites Athen. Die kölner Kunstschule ist älter als die flämische, die aus ihr, wie ein Ast aus der Wurzel, hervorwuchs.

Vor allen Dingen schlug, ebenfalls in Folge jener geographischen Verhältnisse, auch der Handel hier seinen Sitz auf. Köln wurde der Entrepot- und Marktplatz für alle Waaren, die von der Nordsee landeinwärts strebten, und umgekehrt für die, welche vom Oberrhein, von der Donau, von Italien her nach dem Nordwesten zielten. Köln war die vornehmste Stadt der Hansa in der westlichen Abtheilung des Gebiets dieses Städtebundes. Und auch jetzt wieder ist es in Folge seiner Lage ein Hauptknotenpunkt des entsponnenen nordwestdeutschen Eisenbahnnetzes und ein Hauptstationsplatz der rheinischen Dampfschifffahrt geworden.

Die großen Städte sind auch gewöhnlich die Hauptsitze der fabricirenden Industrie und der manufacturirenden Thätigkeit gewesen, namentlich im Mittelalter, als noch die meisten Verrichtungen mehr von der Hand des Menschen selbst ausgeführt wurden, als man noch nicht solche große von Wasserkraft getriebene Maschinen-Compositionen kannte, durch deren Erfindung die Fabrikherren nachher veranlaßt wurden, aus den engen Mauern der großen Städte herauszutreten und an den Flüßchen und Bächen der Gebirgs- und Hügellandschaften neue und bequeme Etablissements und eigenthümliche Fabrikorte zu begründen. Straßburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Gent, Brügge, Antwerpen ꝛc. waren damals große Handelsemporien und zu gleicher Zeit große Fabrikstädte. Und so war es auch Köln, das auch in dieser Hinsicht am ganzen Niederrhein die Rolle des Chorführers spielte. Die Manufacturen und Gewerbe, namentlich die Wollenwebereien von Köln, waren im Mittelalter die vornehmsten am ganzen Niederrhein, und man kann mit Recht behaupten, daß die ganze Industrie dieser jetzt uralten blühenden Fabrikdistricte Deutschlands in Köln ihren Anfang nahm. Die Arbeiter, welche in Köln gelernt hatten, verbreiteten sich von da aus entweder freiwillig oder in Folge der dort zum Ausbruch kommenden politischen Explosionen in den andern Rheingebieten. Die unruhigen Weber, welche im Jahre 1372 durch den Magistrat der Stadt zur Auswanderung genöthigt, und die protestantischen Gewerbsleute, welche nach der Aufhebung des Edicts von Nantes aus

Köln verjagt wurden, ließen sich dann rund umher um diesen politischen Vulkan, in den Städten Mülheim, Crefeld, Elberfeld, Solingen ꝛc., nieder, und gründeten hier Filial-Manufacturstädte von Köln, welche die Arbeit der Mutterstadt fortsetzten.

Wo Fürsten ihre Wohnsitze aufschlagen, wo Handel und Gewerbe emporblühen, pflegen dann auch die höhern Blüthen des Geistes sich am schönsten zu entfalten. Die Residenzen der Könige und Handelsherren, die Metropolen der Kirchenfürsten und Priester werden daher auch die Sitze der vornehmsten Schulen, der Wissenschaften, der Künste, der Akademieen und der Künstler. Auch in dieser Beziehung dehnte Köln seinen Einfluß fast eben so weit aus, als der Scepter seiner Erzbischöfe reichte, und eben so weit, als seine Frachtwagen und Schiffe fuhren. Die im Jahre 1388 in Köln gestiftete Universität wurde bald die vornehmste Hochschule des ganzen niederrheinischen Deutschlands, und die Werke seiner noch ältern Malerschule dienten bis zu den Niederlanden hinab zur Anregung und Nachahmung, so wie die kölnischen Baumeister in ihrem Dome ein architektonisches Werk schufen, das eben so weit als Muster galt.

Freilich sind der Stadt Köln von allen diesen verschiedenen Arten des Primats, die es ehemals übte, mehrere entwunden worden. Das Primat der Fabrikindustrie hat sich Elberfeld angeeignet. Des Scepters der schönen Künste hat sich Düsseldorf bemächtigt. Der Sitz der weltlichen Obermacht am Niederrhein, des rheinischen Oberpräsidiums, ist unter Preußen nach Coblenz verlegt. Doch bleibt ihm noch heutiges Tages das Steuerruder des Handels am Rhein. Auch ist der Erzbischof in die Mitte der jetzt minder aufrührerischen und ruhigern Bürgerschaft der Stadt zurückgekehrt. Ebenso ist Köln noch der Sitz des Reichthums am Niederrhein, seine Börse, sein Capital gebieten wie zuvor. Es ist ferner der Mittelpunkt des kölnischen Regierungsbezirks, der wiederum das Hauptstück des alten Ripuariens und Ubierlandes zu beiden Seiten des Rheins umfaßt.

Die Größe der Bevölkerung, die hier an diesem merkwürdigen Rheinpunkte concentrirt ist, übersteigt noch heutiges Tages, wie von jeher, die der Bevölkerung jeder andern rheinischen Stadt. Sie beträgt mit dem Militär fast 120,000 Einwohner. Von Straßburg und Frankfurt an abwärts bis zu den Mündungen des Rheins finden wir keine zweite Stadt, die eine ähnliche Kraftfülle zeigte. Im Mittelalter (im 13. Jahrhundert) soll Köln 150,000 Seelen in seinen Mauern beherbergt und 30,000 Mann unter die Waffen gestellt haben.

---

124. Die norddeutsche Tiefebene.

(Nach Bernhard v. Cotta, Deutschlands Boden.)

Die norddeutsche Tiefebene umfaßt alles deutsche Land nördlich vom Fuß der Sudeten, des Riesengebirges, der Oberlausitz, des Erzgebirges,

des Harzes, der Weserketten, des teutoburger Waldes und des rheinischen Schiefergebirges und dringt auch noch mehrfach in Buchten zwischen diese Gebirge ein. Auf einem Flächenraum von mehr als 7000 Quadratmeilen erhebt es sich nur wenig über den Spiegel des Meeres. Seine größten Höhen steigen kaum einige Hundert, nie volle tausend Fuß darüber empor. Aber es ist dennoch keine ununterbrochene Ebene, sondern es wird von mehreren flachen Höhen oder Landrücken durchzogen, welche sich 300 bis 800 Fuß über den Meeresspiegel erheben.

Einer dieser Höhenzüge umgibt in weitem Bogen die Küsten der Ostsee. Sein westlichster Theil ist der holsteinische Landrücken, daran schließt sich jenseits der Stecknitz der mecklenburgische Landrücken, dann aber der pommer'sche Landrücken und die preußische Höhe an. Merkwürdiger Weise sind gerade diese flachen Höhen von ungemein vielen kleinen Landseen bedeckt, weshalb man sie auch die norddeutsche Seenplatte genannt hat. Sie werden von den Thälern der Stecknitz, der Oder und der Weichsel quer durchbrochen, während diesseits dieses langen Höhenzuges die Netze, die Spree, die Havel und die Elbe gleichsam in einem gemeinsamen großen Längenthale strömen und vielfach auch von jenen flachen nördlichen Höhen her Zuflüsse erhalten.

Meyn*) sagt von jenen Landseen: „Der außerordentliche Seengürtel, welcher die Ostsee umzingelt, ist ein viel merkwürdigeres Phänomen, als gewöhnlich angenommen wird. Viele dieser Seen sind sehr tief, eine große Anzahl gilt im Volke für unergründlich. Viele dieser Seen sind historisch beglaubigte Erdfälle, andere verrathen solche Entstehung durch ihren Habitus, andere enthalten erweislich versunkene Wälder und Torfmoore, von vielen erzählt die Volkssage, daß Städte und Dörfer darin versunken seien."

Ein zweiter, theilweise dem vorigen paralleler Höhenzug beginnt westlich mit der lüneburger Haide, breitet sich von hier bis zum Elbthal bei Magdeburg aus, findet jenseits desselben eine Fortsetzung in dem Fläming, dann aber östlich nach einer größeren Unterbrechung in den Hügeln von Sorau und Grüneberg und in den trebnitzer Bergen.

Zwischen beiden Höhenzügen breitet sich östlich die posener Ebene aus, in der Mitte aber erheben sich die kleinen Hügelgruppen von Spandau und Müncheberg bei Berlin. Diese flachen Höhenzüge oder Landrücken bestehen an der Oberfläche größtentheils aus diluvialem Sand, und der verbreitetste Ausdruck für diesen etwas erhöhten Sandboden ist „Geest" oder „Geestland", während der ebene, oft alluviale oder sumpfige Boden dazwischen je nach Umständen „Klei", „Marsch", „Moor" oder „Schlick" genannt wird.

Sehr merkwürdig ist südlich von der Seenplatte der Lauf der Flüsse. Sie suchen nicht auf dem nächsten Wege von den Gebirgen aus das Meer zu erreichen, sondern sie folgen vorherrschend der Richtung aus S.-O. nach N.-W., und wo sie diese Hauptrichtung verlassen, um sich

*) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft IV. 584.

nördlich zu wenden, da geschieht es gewöhnlich plötzlich, aber nur auf eine kurze Strecke, um dann wieder in die alte Richtung zurückzukehren; ja, hinter ihren fast rechtwinkeligen Umbiegungen findet sich sogar mehrfach ein anderer Fluß ein, welcher die alte Richtung fast genau in ihrer linearen Verlängerung fortsetzt. So findet die Elbe jenseits Magdeburg ihre Fortsetzung in der Aller, die Oder jenseits Frankfurt erst in der Spree und dann in der Elbe. Sind sie aber einmal in die norddeutsche Seenplatte eingedrungen, dann kehren sie nicht wieder in die alte Richtung zurück.

Die an der Oberfläche überall vorherrschenden Diluvialgebilde zeigen äußerst ungleiche Grade der Bodenfruchtbarkeit, je nachdem sie aus Löss (Lehm und Thon), Sand, Kies oder Mergel bestehen, von Torfmooren oder mächtigen Humusschichten bedeckt sind. Das Sandland ist die Heimath der dürren Haiden und schattenarmen Kiefernwälder, während Löss, Mergel und Humus von den üppigsten Fluren bedeckt sind. Den Mergel, wo er vereinzelt auftritt, beutet der Landwirth für seine Felder aus, Lehm und Thon werden in Baumaterialien und in häusliche Geschirre verwandelt. Als Brennmaterial dient hier und da der Torf, der Raseneisenstein wandert in benachbarte Hochöfen, und die großen erratischen Felsblöcke, die nach einer Hypothese der Geologen auf schwimmenden Eisschollen aus Skandinavien und Finnland nach Deutschland eingewandert sind, dienen vielfach zu den gemeinsten wie zu den erhabensten Zwecken. Begierig greift in der felsenlosen Niederung der Straßenbauer, wie der Pflasterer nach diesen festen Wanderblöcken; aus Kalkstein bestehend, sind sie höchst willkommene Vertreter weit und breit mangelnder Kalkflötze. Die schönsten granitnen Findlinge aber wählt sich der Künstler aus, um sie entweder selbst in Kunstwerke zu verwandeln oder wenigstens seine Statuen darauf ruhen zu lassen. Sie sind im fremden Lande ein reicher Segen geworden und die Denksteine einer merkwürdigen geologischen Periode, in welcher nordische Eisschollen bis an die deutschen Gebirge herantrieben und den heimischen Grabstein eines Schwedenkönigs auf dem Schlachtfelde von Lützen bereit hielten.

Die norddeutsche Tiefebene bildet kein in sich abgeschlossenes natürliches Gebiet. Nur gegen Nord und Süd ist es von der Natur begrenzt durch Meer und Gebirge, nicht aber gegen Ost und West. Wir können uns darum nicht wundern, wenn seine politische Eintheilung im Lauf der Jahrhunderte eine vielfach wechselnde gewesen ist, je nachdem östlich, südlich oder westlich angrenzende Stämme, die eigenen Bewohner oder die jenseit der Ostsee zu größerer Macht gelangten. In einer Zeit, von welcher nur die Sage und einzelne Reiseberichte Kunde geben, erstreckten sich die Sitze der Deutschen bis an die Weichsel, wo sie Nachbarn der Preußen und anderer lettischer Völker waren. Nach der Völkerwanderung finden wir ein anderes, großes, zahlreiches Volk in den alten Sitzen der Deutschen, von der Weichsel an längs der Küste der Ostsee und bis an die Elbe und Saale: die Slawen oder, wie sie

in Deutschland hießen, Wenden. Im Zeitalter der Hohenstaufen zerfällt die Ebene bereits in zahlreiche Gebiete, bis der Zeitraum von 1649 bis 1792 und in ihm namentlich Friedrich der Große die preußische Monarchie beträchtlich ausdehnt, die nun unter sich zusammenhangend aus Ost- und Westpreußen, Ermeland, dem Netzdistricte, Vor- und Hinterpommern, der Mark Brandenburg, ganz Schlesien, dem Magdeburgischen und Halberstädtischen besteht, außerdem aber aus einigen kleineren Gebieten in Thüringen, in Westphalen und Ostfriesland. Dieser der Natur des Landes entsprechende Consolidirungsproceß ist von da ab im Vorschreiten gewesen. Das Königreich Preußen hat sich mehr und mehr nach seinen natürlichen Grenzen, den südlich vorliegenden Gebirgen ausgedehnt, statt Ostfrieslands und des entlegenen Baireuth aber Stralsund und Rügen, Westphalen, Rheinpreußen und die Provinz Sachsen gewonnen.

125. Die Weser, Bremen und Bremerhaven.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben.)

Vor Kurzem berührte ich auf einer größeren Reise durch unser schönes Vaterland auch denjenigen deutschen Fluß, von dem Schiller in seinen Epigrammen nichts melden zu können erklärte, von dem aber in neuerer Zeit bei uns desto mehr gesprochen worden ist, erstlich, weil an seinen Ufern eine unserer strebsamsten Handelsstädte aufgeblüht ist, zweitens, weil seine Mündung jetzt jährlich von vielen Tausenden unserer Landsleute aufgesucht wird, um von da aus zu einem glücklicheren Welttheil überzugehen, und drittens, weil seine Buchten und Häfen dazu ausersehen sind, die theueren und kostbaren Anfänge unserer Flotte zu bergen und diesem neugeborenen Kinde Germaniens zur Wiege zu dienen*) — mit Einem Worte, ich berührte die Weser, dieses für Deutschland so wichtige Gewässer, das schon dadurch merkwürdig und einzig in seiner Art ist, daß es unter unseren größeren Strömen allein derjenige ist, der von seiner Quelle bis zur Mündung ganz deutsch ist, durchweg durch lauter deutsche Gaue strömt, mit seinen Zweigen und Nebenarmen mitten und tief in das Herz unseres Vaterlandes hineingreift, und dessen Bedeutung als Schifffahrts-Canal, als die natürliche Wasserstraße für Thüringen, Baiern und andere deutsche Binnenländer zum Meer offenbar noch einer größeren Entwickelung entgegengeht, wenn erst das hassenswürdige Mündener Wehr und andere Schifffahrts-Hindernisse beseitigt und durch künstliche Canäle und Eisenbahnen alle die Verbindungen, deren die Weser fähig ist, die der Werra, der Fulda, der Aller mit dem Main, mit dem Rhein, mit der Elbe, ausgeführt sein werden.

*) Der Verfasser schrieb im Jahre 1849, als die deutsche Flotte im Entstehen begriffen war.

Bremen liegt etwa 12 bis 18 Meilen aufwärts von der Mündung der Weser entfernt. Noch vor zehn Jahren gab es zwischen der Stadt und dieser Mündung fast gar keine anderen Verbindungen als die, welche die Natur und die uralte Sitte der Väter geschaffen hatte, d. h. zu Lande verschiedene sehr schlechte und zu Zeiten völlig unbrauchbare unchaussirte Wege durch die oldenburgischen und hannöverischen Marschen und Haiden, und zu Wasser war keine andere Gelegenheit als die mit den kleinen Lichterschiffen, den sogenannten „Kähnen", welche von den großen Seeschiffen von der Mündung her die Waaren und Personen heraufbrachten, und die so lange ihre Reise fortsetzen konnten, als der Himmel Wind gab. Bei Ueberschwemmung der Marschen durch Regen oder durch den Fluß, bei Eisgang in der Weser oder sonstigen hinderlichen Naturereignissen waren die Kaufleute in Bremen zu Zeiten ganz von der Mündung des Flusses, bei der sie doch so sehr interessirt sind, auf die beständig ihr Auge gerichtet ist, abgeschnitten und mußten geduldig warten, bis die Umstände sich änderten und bis sich dann von selbst zeigte, welches Heil oder Unheil derweilen an der Mündung des Stromes erschienen war. Oft brauchte es mehrere Tage, bis von daher Nachrichten über das Einlaufen oder Verunglücken von Schiffen ankamen, oder bis der Rheder sich mit seinen Schiffscapitänen über die Resultate ihrer Fahrt besprechen konnte.

Jetzt endlich ist eine solide Chaussee zur Mündung hin ausgeführt, eine Eisenbahn ist seit einiger Zeit projectirt, auf dem Flusse haben zwei Dampfschifffahrts-Gesellschaften, eine oldenburgische und eine bremische, regelmäßige und mit einander wetteifernde Dampffahrten begründet. Und längs der Ufer des Flusses gehen zwei Telegraphenlinien hinauf, eine optische und eine elektro-magnetische, die sofort von allen Seeereignissen, welche von den äußersten Landausläufern der Wesermündung aus erspäht werden können, auf dem Markte und der Börse von Bremen Kunde geben.

In der Entwickelung des transatlantischen Handels zu den Zeiten der glorreichen Hansa, da die Schiffe der Bremer noch nicht viel größer waren als Schellfischfänger-Barken, als die Kaufleute der Stadt auf diesen kleinen Schiffen meistens nichts weiter verluden als gutes norddeutsches Bier, das sie nach Skandinavien brachten und wofür sie Stockfische eintauschten oder gesalzene Marschbutter, wollene Strümpfe, Jacken, Mützen und etwa Linnenfabrikate, mit denen sie auf jahrelangen Reisen nach Riga, Reval oder sonst einem der entferntesten Punkte der damaligen Welt segelten, dafür entweder Hanfstricke oder Leinsaat, oder einen schönen Sack voll Thaler nach Hause bringend — in dieser Zeit der Kindheit des Bremer Handels, sag' ich, lag die Stadt gerade an dem rechten Flecke. Die kleinen Seeschiffe konnten bis zur Stadt hinaufkommen und alles an Ort und Stelle richtig empfangen und aus- oder einladen. Allmählig sind aber die bremer Handels-Expeditionen bedeutender, die Schiffe immer größer geworden. Leider ist die Weser nicht nach Verhältniß mitgewachsen, und eben so wenig konnte leider

auch die Stadt, die einmal an der ungünstig gewordenen Stelle groß gewachsen war, mit allen ihren Wohn- und Packhäusern und sonstigen Anstalten stromabwärts geschafft werden.

Am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts trugen die größten Schiffe Bremens wohl 200 Lasten und zuweilen etwas mehr. Solche Schiffe konnten zu keiner Zeit mit Ladung zur Stadt selbst gelangen. Es wurden daher verschiedene kleine bremische, hannöverische und oldenburgische Häfen: Vegesack, Elsfleth, Braake, Geestendorf, zur Bergung dieser Schiffe benutzt, die, je nach der Beschaffenheit des Wassers oder nach der Größe ihrer Ladung, mehr oder minder hoch in die Weser hinauffuhren. Ihre Waaren wurden an verschiedenen Punkten der Weser in die kleinen Leichterschiffe („Kähne" genannt) umgeladen und so zur Stadt gebracht. Die ganze untere Weser war für Bremen so zu sagen Hafen, überall aber ein sehr unvollkommener Hafen, da aus Mangel an Concentrirung und systematischer Controle nirgends genügende Hafen-Anstalten getroffen waren. Doch schleppte man sich mit den verschiedenen Behelfen noch über drei Jahrhunderte lang nach der Entdeckung des Columbus hin.

Seit den Friedenszeiten nach Napoleon wuchs wieder das Kaliber der in die Weser einlaufenden Schiffe mit der zunehmenden Größe der Handels-Expeditionen. Die Fahrten nach Amerika, nach West- und Ostindien und um die ganze Welt herum wurden immer häufiger. Man baute Schiffe zu 300, 400, ja, mehr als 500 Lasten (1000 engl. Tons), deren jetzt die bremische Handelsmarine eine Menge besitzt, deren es aber im vorigen Jahrhundert kein einziges auf der Weser gab. Eine künstliche Verbesserung der Wesermündung, eine bedeutende und umfassende Hafenanlage in der Nähe des Meeres wurde ein immer dringenderes Bedürfniß. Nichtsdestoweniger aber sind die Massen, die Volksversammlungen, die Stadtcorporationen, die Bürgerschaften, Aelterleute, Collegien und Kaufmannschaften so wenig intelligent und beweglich und für Verbesserungen und Neuerungen so wenig empfänglich, daß Bremen und die Weser vielleicht noch an Hafenlosigkeit krankten, wenn diese Stadt zur Zeit ihres höchsten Aufschwunges nicht auch einen unternehmenden, energischen, unermüdlichen und aufgeklärten Mann erzeugt und an die Spitze ihrer Geschäfte gebracht hätte. Es bedurfte der ganzen Thatkraft und Intelligenz eines solchen Individuums, um gegen die vielseitigen Widersprüche der Massen, eben derselben Massen, deren Wohl hauptsächlich durch das Unternehmen gefördert werden sollte, die Gründung von Bremerhaven durchzusetzen — einer Hafenanstalt, die nun über alle Hindernisse und Widerstrebungen glänzend gesiegt hat und die sich jetzt eben noch weiter ausdehnt und sich vorbereitet zur Aufnahme von Schiffen des größten Kalibers.

Bremerhaven ist jetzt im Verlauf von anderthalb Jahrzehenden ein hübscher blühender Ort geworden und gibt in der Schnelligkeit seines Wachsthums, seiner Bauart und Anlage einen Vorgeschmack von Amerika und das treueste Bild einer neuen amerikanischen Stadt. Die

Hauptstraße der Stadt erstreckt sich längs des Hafens, und an diese schließen sich dann theils in parallelen Linien, theils unter rechten Winkeln die übrigen Straßen an. Von dem schon fertigen Kern sieht man überall neue Straßen ausgesteckt und neue Häuser aufschießen, zwischen denen die Lücken sich bald ausfüllen werden. Mit den Gästen, Schiffern und Auswanderern mögen hier im Sommer wohl über 8000 Menschen beisammen sein. Sonst hat der Ort jetzt bleibende Einwohner nahe an 4000. Es ist der blühendste und geschäftigste Ort unter allen den kleinen Weser- und Elbestädten unterhalb Hamburg und Bremen.

Die Einwohner, welche sich hier nur allmählig angesiedelt haben, sind entweder Hafenarbeiter, Hafenaufseher und Beamte, oder Gastwirthe und Krämer aller Art, oder zurückgezogene Schiffscapitäne, welche den Geruch der See lieben, oder Commissionäre bremer Kaufleute, oder endlich auch selbständige größere Kaufleute, zum Theil ganz neue Etablissements, zum Theil solche, die von Braake und anderen kleinen Hafenorten hieher übersiedelten. Wenngleich die Bremer nicht fürchten, daß dieser Ort ihnen über den Kopf wachsen könne, so geht er doch offenbar noch einer größeren Zukunft entgegen. Seine ganze Bedeutung wird er dann erlangen, wenn erst die Eisenbahn von hier durch die hannöverischen Marschen und Haiden nach Hamburg, von der man ebenfalls schon spricht und speculirt, ausgeführt sein wird. Es liegt in den natürlichen Verhältnissen der Umgebung, daß Bremerhaven dann auch ein Speditions- und Commissionsort für Hamburg werden muß. Nach hundert Jahren wird man mehr von Bremerhaven hören als jetzt, und man wird dann dem Begründer dieses Ortes, dem Bürgermeister Smidt von Bremen, vielleicht ein großartiges Denkmal setzen.

Die Gunst der Naturverhältnisse kann man sich bei einem Blicke auf die Karte klar machen. Die Weser mündet in einen weiten Meerbusen aus, der sich nach Südosten hinab trichterförmig zusammenzieht. Da, wo der kleine Nebenfluß, die Geeste, einmündet, ist etwa der Endpunkt dieses Trichters. Hier ziehen sich die Gewässer bedeutend zusammen, und der Fluß nimmt zugleich, einen Winkel bildend, eine andere Richtung, nämlich eine direct nördlich-südliche. Man kann daher hier die erste eigentliche Binnenmündung der Weser annehmen. Bis hieher ist die Weser so tief, daß Schiffe jeden Tiefganges hieher gelangen können. Auch sind dann die Schiffe hier im Innern des Trichters auf der Rhede von Bremerhaven vor allen Seestürmen gesichert. Die Geeste, welche eben hier einmündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Fluth und Ebbe in sie eindringt, ist ihre Mündung sehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weserschiffe suchten daher auch schon seit alten Zeiten diesen Zufluchtsort auf, und es lag hier immer schon ein kleiner Hafen, Geestendorf, der für die Weser wichtig war.

Zu diesem Allem kommt nun aber noch der von den Schiffern und

Weserkennern oft angeführte Umstand, daß diese rechte Seite der Weser, auf welcher die Geeste, Geestendorf und Bremerhaven liegen, im Winter von Eisgefahren freier ist als die linke Seite. Zuerst ist die Mündung der Weser, als des südwestlichsten unserer großen Ströme, die wir Deutschen ganz bis zu ihrem Ausgange beherrschen, weniger von Frost und Eis genirt als irgend eine andere. Die Weser hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse etwas mehr von den holländischen Gewässern, denen sie benachbart ist. Unsere Ostseeströme starren noch lange von Eis, wenn die Weser längst frei ist. Ja, es gibt zu Zeiten Winter, in denen die Weser immer zugänglich bleibt. Sie hat in dieser Beziehung sogar vor der nahen, aber etwas weiter östlichen und nördlichen Elbmündung Vorzüge. Sie ist weniger von Eis gestört als diese, die nicht nur ein kälteres Klima hat, sondern auch viel größere Eismassen herabführt. Von Bremerhaven abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbusen eintritt, friert sie fast nie zu und ist hier nur zu Zeiten mit losem Eis gefüllt. Dieser Umstand ist nicht nur für Bremerhaven, sondern auch für die Verbindung mit Amerika von Wichtigkeit.

Den Ruhm muß Jeder den Bremern lassen, von allen Städten Deutschlands haben sie die größte, zahlreichste und schönste Handels-Marine, lauter solid gebaute, meist neue Schiffe, lauter gute Segler, fast durch die Bank die kundigste Schiffsmannschaft. Die den Hamburgern eigen gehörige Handels-Marine ist viel unbedeutender als die Bremer. Es kommen meistens englische Schiffe und Matrosen nach Hamburg. Man kann daraus vermuthlich mit Recht den Schluß ableiten, daß die an der Weser wohnende Uferbevölkerung viel seeerfahrener, segelgeübter und weltkundiger ist als die der Elbe. Die schöne große Elbe, das reiche üppige Hamburg scheint die Elbleute etwas bequemlicher gemacht zu haben. Die kleinere, mancher künstlichen Nachhülfe bedürftige Weser hat dagegen, wie es scheint, die Weserleute speculativer und rühriger gemacht. Auch von den Weserlootsen an der Mündung der Weser sagte man mir, daß sie viel unternehmender und wachsamer seien als die Elblootsen. Sie gingen den Schiffen, die etwa in Verlegenheit sein könnten, viel weiter und mit mehr Aufopferung entgegen und paßten im Ganzen besser auf. Dieses paßt wiederum ganz gut zu dem Geiste der Bremer Kaufleute, wie er mir von einem Schweden geschildert wurde. Er demonstrirte, daß die Bremer Kaufleute in hohem Grade ausgezeichnet wären durch Bildung, Kenntniß und Solidität des Charakters, und sie genössen, sagte er, in aller Welt des besten Credits. Am meisten aber zeichne sie, insbesondere im Vergleich mit den Hamburgern, ihr speculativer Sinn aus; der von der Natur so sehr begünstigte Hamburger lasse viel mehr an sich kommen; er erwarte Commissionen vom Auslande, die er alsdann ausführe. Auch sei sein Handel, obwohl dem Waarenquantum und Werthe nach größer, doch dem Handelsgebiete nach viel kleiner als der der Bremer. Des Hamburgers Handel sei hauptsächlich mit den Ländern um die

Ost- und Nordsee herum, mit England, Skandinavien, Dänemark, Rußland 2c., der Bremer dagegen gehe in die ganze Welt hinaus. Sein Handel sei vielmehr Activhandel als Commission, mit eigenen Schiffen, auf eigenes Risico. Der Bremer suche in aller Welt die Aufträge auf und spüre den Commissionen nach. Der Speculationsgeist sei viel wacher in Bremen. Die meisten hansischen Handels-Etablissements in überseeischen Ländern rührten von Bremen her. Die Bremer gingen schon als junge Leute in alle Welt, nach Baltimore, Havannah, Portorico, New-Orleans, Carracas, Rio-Janeiro 2c., etablirten sich dort eine Zeit lang, lernten die Lage des Ortes und seine Verhältnisse und Bewohner kennen und kämen dann nach Jahren mit dieser Kenntniß und einem kleinen oder großen Capitale an Geld nach Bremen zurück, um mit jenem fernen Lande auf solider Basis weiter zu speculiren und die Zinsen ihrer Capitalien, Kenntnisse und Connexionen auszubeuten.

---

126. Hamburg*).

(Nach A. Lewald, neue Aquarelle.)

Wer die Geschichte der Hansa, eine der glänzendsten Epochen deutscher Geschichte, kennt, dem müssen die Ueberreste davon, unsere drei freien Hansestädte, doppeltes Interesse gewähren; hier darf der Deutsche stolz auf seine Nation sein, wie sie einst war; und wenn ihm auch die geschwundene Größe des einst so herrlichen Lübeck ein Gefühl der Trauer erweckte, so muß die frische Kraft Bremens und Hamburgs als zweier zugleich deutscher und europäischer Handelsstädte um so mehr ihn erfreuen. Hamburg und Bremen sind in noch höherem Maßstabe zur See, was Frankfurt und Leipzig auf dem Lande sind, und Augsburg und Nürnberg waren. Ihre Lagen an schiffbaren Flüssen in der Nähe ihrer Ausmündung zur großen Handelsstraße, dem Meere, eignet sich ganz vorzüglich zum bedeutsamen Zwischenhandel zwischen Nord und Süd einerseits und zum überseeischen Weltverkehr andererseits. Hamburg ist mit seinem größeren Strom, der schon ganz oceanisch erscheint, noch bevorzugt; obwohl noch 18 Meilen von der Elbmündung entfernt, wirken doch Ebbe und Fluth der See nicht bloß bis Hamburg, sondern noch 2 Meilen südlicher.

Groß und erhaben ist der Anblick Hamburgs, wenn man von Harburg, im Glanz der Abendsonne, hinüber schifft; das höher gelagerte Altona, das stolz sich zum Nebenbuhler der Königin der Hansestädte aufgeworfen hat („all to nah") scheint mit Hamburg in Ein großes Ganzes zusammenzufließen; die Elbe ist ein Meer, übersäet mit grünen Inseln, — Thürme und Schiffsmasten starren empor, überall flatternde

---

*) Vgl. Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe von Th. Mügge, I. 78 ff.

Segel und Wimpel, überall Lustgärten, überall Leben und Wirken zu Wasser und zu Lande. Die Elbe, durch einige Dutzend Inseln getheilt, die theils der Stadt, theils Hannover angehören, darunter der Billwerder, dessen 100 Windmühlen ihre Riesenarme in die Luft bewegen, mag hier immer zwei Stunden Breite haben, und die vielen Krümmungen des Fahrwassers, Ebbe und Fluth, Wind und Wetter machen, daß man auch mit dem Dampfschiff nicht allzuschnell hinüberkommt, und Zeit genug hat, sich umzuschauen und des großartigsten Blickes sich zu freuen.

Die Neustadt hat seit dem großen Brande schöne regelmäßige Straßen bekommen und sieht wie ein geputztes Sonntagskind aus; aber wie viel lebendiger, interessanter, sehenswerther ist doch die unregelmäßige, ungeputzte, alltägliche, aber handeltreibende Altstadt mit ihrem Niederhafen und Oberhafen! Dort kann man die Seeschiffe anstaunen und bewundern, hier aber landen wohl an hundert Elbkähne (mit einem Segel versehen und „Ewern“ genannt), die meist aus den Vierlanden (einer ursprünglich von Holländern gegründeten Colonie) und den vielen Elbinseln und Marschen Milch, Früchte, Blumen, Gemüse, Heu, Stroh, Holz, Torf, Fische und Geflügel den Hamburgern zuführen. Alle diese Insel- und Elbufer-Bewohner durchziehen in ihren eigenthümlichen Trachten die Straßen Hamburgs mit ihren Waaren, die sie in einem für den Süddeutschen ganz unverständlichen Plattdeutsch feil bieten.

Dieser lebendige Handelsverkehr wiederholt sich Tag für Tag, ohne Aufhören kommen und gehen Seeschiffe und Flußschiffe, wenn auch nach der Fluthzeit die Stunde des Abgangs und der Ankunft wechselt. Regelmäßig gehen und kommen aber die Dampfschiffe von Amsterdam, Hull, London u. a. O., und die Dampfschifffahrts-Gesellschaft hat auch Sorge getragen, daß man täglich nach Harburg und Cuxhaven gelangen kann.

Man staunt über die Betriebsamkeit eines Volkes an den Ufern eines Flusses, dem Hamburg Alles verdankt, der freilich auch, trotz der Eindeichungen, es seinen Anwohnern zuweilen fühlen läßt, welch' ein strenger Herr er ist; denn bei großem Wasser, namentlich Springfluthen, werden die niedrig gelegenen Wohnungen und die Kellerstuben unter Wasser gesetzt. Doch wenden wir uns nun zur inneren Stadt!

Das Flüßchen Alster, im Holsteinischen entspringend, ergießt sich in Hamburg durch mehrere Canäle, „Fleete“ genannt, in die Elbe und bildet, von den Jungfernstiegen, dem Wall und Alsterdamm umgeben, zwei schöne Becken, die Binnen- und Außenalster. Der dritte Theil der inneren Stadt wurde vom 5. bis 8. Mai 1842 durch den großen Brand verwüstet; indessen sind neue Straßen und herrliche Gebäude wieder erstanden, wodurch Hamburg eine der schönsten Städte geworden ist.

Der frühere Festungswall, welcher die Stadt auf der Landseite umgibt, ist jetzt in einen herrlichen Stadtgarten mit malerischen Aussichten verwandelt. Von der Alsterhöhe am Ferdinandsthore genießt

man eines schönen Blickes über die Alsterbecken, von der Altmannshöhe am Steinthor, besonders aber von der Elbhöhe, dem schönsten Punkte des ganzen Walles, hat man das überraschendste Panorama. Nordöstlich erblickt man den größten Theil der Stadt mit ihren Thürmen und den Hafen mit seinem Wald von Masten. Schiffe von allen Größen und Flaggen schwimmen auf dem schönen Elbstrom an die Stadt heran oder lichten die Anker, um das weite Meer zu suchen. Hunderte kleiner Fahrzeuge tummeln sich unter ihnen herum und beleben das Bild, das von den malerischen hannöverischen Ufern begrenzt wird, auf die mannichfaltigste Weise.

Man kann den Charakter der drei Hansen mit den drei Nationen vergleichen, mit welchen sie am meisten verkehren. Der Hamburger ist stolz, trocken, verschwenderisch, wie der Britte, er darf aber auch auf seine Stadt stolz sein; der Bremer ist verschlossener, phlegmatischer, sparsamer, gleich dem Holländer, aber auch sehr energisch und weitausgreifend, nach einer größeren Zukunft ringend; der Lübecker frugal, arbeitsam, frohsinnig und gefühlvoll, wie der baltische Nordländer; seine vergangene Größe wirft noch einen poetischen Schimmer auf seine Gegenwart.

---

127. Berlin.

(Nach einer Vorlesung von Karl Rosenkranz, bearbeitet vom Herausgeber.)

Berlin ist der Mittelpunkt der Mark, einer von Sand und Lehm gemischten, theils wüsten, theils mit Haidekraut, mit Nadelholz, mit den Laubumbuschungen kleiner Seen bedeckten großen Ebene. Die Mark aber liegt zwischen der Oder und der Elbe, d. h. zwischen der Ost- und Nordsee. Berlin wiederum liegt an der Spree und hat dadurch die Möglichkeit, sowohl mit der Oder, als mit der Elbe in Verbindung zu stehen. Nach Osten zu ist Stettin, nach Westen hin Magdeburg das städtische Verbindungsglied geworden. Berlin liegt also auf dem Gebiet, auf welchem die germanischen und slawischen Stämme sich in zahlreichen Kämpfen begegneten und von wo eben das germanische Princip durch Albrecht den Bären zwischen Pommern und Sachsen seine Marken setzte. So hat Berlin gleich von Anfang an seine Stellung als eine zwischen Osten und Westen, zwischen Slawen und Deutschen vermittelnde empfangen. So hat es von Anfang an sich zum Handelsplatz gemacht, durch welchen das maritime Vorderland mit dem continentalen Hinterland in Verkehr trat. So hat es sich in einem öden Terrain aus dem unfruchtbaren Sande zur ersten Stadt des preußischen Staats emporgearbeitet.

Wie in Paris ging die erste Ansiedelung, welche die Spree in dieser Gegend erfuhr, von Fischern aus, die sich auf einer Insel im Flusse anbaueten. Diese Insel wurde Colne genannt, ein wendisches Wort,

das einen aus dem Wasser ragenden Hügel bezeichnet. Der bestimmtere Punkt des primitiven Anbaues war der Südostrand der Insel da, wo jetzt die Fischerstraße noch die Erinnerung an das Alterthum anklingen läßt. Auf dem Ostgestade entstand eine zweite Ansiedelung um einen hügeligten Platz, Berlin, da, wo jetzt die Stralauer Straße hinzieht. Der Name Berlin soll im Wendischen eben nichts als einen Platz bedeuten. Die westlich von Köln gelegene Seite Berlins ist sehr langsam angebaut. Sie war eine sandige, von Nadelholz spärlich bewachsene Fläche. Mitten durch sie, da, wo jetzt die Linden sich hinziehen, lief der sogenannte Lietzower Weg. Gerade nach dieser Richtung hin, weil sie die Baulust räumlich am wenigsten beschränkte, hat sich die wachsende Bevölkerung immer mehr ergossen.

Berlin besteht also, wie Paris, aus drei Hauptgruppen, aus einer Insel in der Mitte und aus den Anbauten zu beiden Seiten derselben.

Der nordöstlich von der Spree gelegene Stadttheil ist im Wesentlichen der des bürgerlichen und gewerlichen Verkehrs, welcher sich hauptsächlich in der alten Königsstraße und den zahlreichen sie durchschneidenden Querstraßen concentrirt.

Die alte Königsstraße ist die lebhafteste von ganz Berlin. Ein Kaufgewölbe reihet in ihr sich an das andere, nicht nur unten in den Erdgeschossen, sondern auch durch alle Stockwerke der hochstrebenden Häuser hin. Unter die wimmelnden Werkstätten und Läden haben sich Café's und Bierhallen, Wein- und Frühstücksstuben, Conditoreien und Bilderhandlungen parasitisch zwischeneingedrängt. Ein ununterbrochener doppelter Wagenzug bedeckt den Damm der Straße. Ein rastlos sich verändernder Menschenstrom im grellsten Gemisch aller Alter, Trachten und Physiognomieen wogt an beiden Seiten den bereits zu schmal werdenden Bürgersteig hin. In dieser tumultuarischen Straße ist die große Post gelegen und steigert die Lebendigkeit zu gewissen Tagesstunden in's Ungemessene.

Seinen Centralpunkt hat dieser Theil Berlins im Alexanderplatz, auf welchen hin die alte und neue Königsstraße sich ergießt und wohin alle Straßenverbindungen der Thore vom Schönhausener bis zum Frankfurter münden. Dieser Platz nimmt periodisch große industrielle Märkte, besonders aber den berühmten Wollmarkt in sich auf, der so viel begüterte Landleute zur Stadt führt. Große Gasthöfe, das Zwangsarbeitshaus, Casernen und das Königsstädtische Theater bilden die Einrahmung dieses weiten Platzes. Er ist für Berlin dasselbe, was der Bastilleplatz für Paris. Wie von diesem die Volksmassen aus dem Faubourg St. Antoine, aus Menilmontant, aus dem Marais u. s. f. die Boulevards entlang, jeden Augenblick um Tausende sich verstärkend, zum Madeleineplatz strömen und von da zu den Tuilerieen, so von dem Alexanderplatz über den Schloßplatz nach dem Brandenburger Thor.

Das specefisch Bürgerliche dieses ganzen Stadttheils oberhalb und östlich der Spree charakterisirt sich auch dadurch, daß alle Heilanstalten,

Waisenhäuser, Armenhäuser und selbst die Polizei in seinem Bereich liegen, wie auch die Dörfer, die nach Norden und Süden seine Ausläufer bilden, Moabit und Stralau, vorzugsweise den Belustigungen des Volks gewidmet sind.

Die weite Entfernung des Bewohners der Königsstadt vom Thiergarten als der berliner Kunstnatur hat in neuerer Zeit den Gedanken hervorgerufen, auch auf der Ostseite eine große Parkanlage für das Volk zu begründen, ähnlich wie in Paris der östliche Park von Vincennes den Pendant zu den nordwestlichen elysäischen Feldern und dem Gehölz von Boulogne als dem pariser Thiergarten bildet. Dies ist der Friedrichshain vor dem Landsberger Thore. Das Terrain des Friedrichshaines ist hügeligt und gewährt einen wunderschönen Ausblick auf die tiefer liegende Stadt. Eine Büste des alten Friedrich mit seinem dreieckigen Hut schauet zufrieden von einer Anhöhe auf dieselbe hin.

Ein ganz anderes Bild als dieser wesentlich productive, gewerbsame nordöstliche Stadttheil bietet der südwestlich von der Spree gelegene dar, welcher wieder in die Neustadt oder Dorotheenstadt, die Friedrichsstadt, die Friedrichsvorstadt, das Köpenikerfeld und den Thiergarten zerfällt; Alles hat hier einen modernen Anstrich: schnurgrade, sich in rechten Winkeln kreuzende Straßen, die Häuser mit gleichmäßig hohen Fronten und in demselben gefälligen, aber bedeutungslosen und das Auge des Wanderers ermüdenden Baustil. Unter diesen zum Verwechseln ähnlichen Straßen, die den Fremden leicht in Verwirrung bringen, zeichnen sich, nächst der durch ihren lebhaften Verkehr an die alte Königsstraße in der nordöstlichen Stadt erinnernden Leipziger Straße, die Linden aus.

Die berliner Linden sind oft mit den pariser Boulevards verglichen, allein bei diesen wird in der Mitte gefahren und geritten und die Fußgänger sind auf die Schrittsteine des Bürgersteiges zu beiden Seiten beschränkt. Hiervon ist die Folge, daß das Menschengewimmel an den Häusern ganz außerordentlich, oft wahrhaft berauschend ist und daß die Menschen den Sehenswürdigkeiten der Läden viel näher gedrängt werden. Die berliner Linden dagegen haben eine fünffache Theilung. In der Mitte ist eine breite nur den Spazirgängern gewidmete Allee. Neben dieser läuft zu beiden Seiten ein Weg für Wagen und Reiter, den abermals Baumreihen garniren, und dann erst folgt der sehr breite Bürgersteig, auf dem gleichfalls, mit Ausnahme der schmalen Trottoirs, gefahren und geritten wird. Durch diese Einrichtung kommt es, daß die Menge sich sehr zerstreut und das Ganze stundenweis sehr todt erscheint. Ein anderer Unterschied der Linden von den Boulevards ist der, daß diese sich auf der Nordseite durch viele, sehr mannichfach wechselnde Stadtviertel bald gerade, bald in Winkeln in dem ungeheuren Umfang vom Bastilleplatz bis zur Madeleinekirche hinziehen und den Spaziergänger mit dem Gefühl der Unendlichkeit erfüllen, indem nicht nur die Perspective bei jedem Schritt sich ändert, sondern auch von

allen Seiten volkreiche Straßen dem Menschenstrom immer frische Wellen zubringen. Die berliner Linden dagegen sind kurz, leicht übersehlich, gleichförmig, prosaisch, schnurgerade und werden von nur drei Straßen gekreuzt. Endlich besteht die Passage der Linden nur aus Fußgängern, Reitern und Wagen. Es fehlt die muntere Gastwirthschaft vor der Thür, die in Paris so großartig ist und deren auch Wien nicht ganz entbehrt.

Südlich von der Friedrichsstadt liegt die Friedrichsvorstadt und ein großes, erst spärlich bebautes Feld, das Köpniker. Durch das sehr nach Osten gelegene imposante Normal-Krankenhaus Bethanien hat jedoch auch diese Gegend schon einen festen architektonischen Kristallisationspunkt gewonnen. Südlich vom Canal hügelt sich die Hasenhaide mit ihrem Fichtenwäldchen, mit dem Turnplatz und den Scheibenschießständen. Parallel mit ihr läuft eine Reihe von Gasthäusern, die mit geringer Unterbrechung bis zum Halle'schen Thor führt, von wo eine andere nach dem Kreuzberg sich hinaufschlingt. Dieser Höhenzug wird einst hier die Grenze der Stadt ausmachen. Vom Gipfel des Kreuzberges hat man die dem Friedrichshain gegenüberstehende Ansicht. Vergleichen wir Berlin mit Paris, so läßt sich der Punkt des Friedrichshaines dem vom Kirchhofe Père la Chaise und der des Kreuzberges dem der großen Ceder im botanischen Garten in Analogie stellen.

Zur Südweststadt gehört auch wesentlich der Thiergarten, der jetzt diesen Namen mit der That führt, weil er die reizenden Anlagen des zoologischen Gartens in sich birgt. Der Thiergarten, der am Canal einen völlig landschaftlichen Charakter annimmt, wird einst in die Mitte eines großen Enclaves zu liegen kommen, dessen Endpunkte das Dorf Schöneberg, Charlottenburg und das Schloß Bellevue sein werden.

Der älteste, mittlere, insularische Theil Alt-Köln charakterisirt sich einfach dadurch, daß er eben sowohl das demokratische, als das aristokratische Element in sich enthält, das erstere südlich, das andere nördlich. Aber zu beiden Elementen tritt hier noch das monarchische hinzu und überragt beide in dem gewaltigen Schloßbau. Diese mittlere Lage des Schlosses in Berlin, offen, klar, zugänglich, nicht an eine Seite geschoben, wie die kaiserliche Burg in Wien zwischen den Festungsgraben des Burg- und Schottenthors, ist für Preußens Geschichte symbolisch. Der König mitten unter seinen Bürgern! Um das Schloß herum sind alle großen Organe des höheren politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zu einer Einheit versammelt, wie sie sonst nirgends vorkommt. Die Landschaft, die Münze, die Bank, die Kammern, die Commandantur, das Finanz-Ministerium, das Zeughaus, die Börse; — und wiederum die Bibliothek, die Akademie, die Universität, die Kriegsschule; — und endlich die Bau-Akademie, das Opernhaus, die Sing-Akademie, das alte und neue Museum; alle diese Gebäude liegen in der nächsten Nähe des Schlosses. Welch' ein Reichthum in welch' engem Raum! Viele dieser Gebäude sind schön, so daß

der Blick vom Schloß auf den Lustgarten und nach den Linden hinauf von überwältigendem, ganz einzigem Reiz ist. Man wird nicht läugnen können, daß in dieser Concentration das Wesen des preußischen Staats als des Staats der Intelligenz hier zur Erscheinung kommt. Gewerbe, Handel, Krieg, Wissenschaft, Kunst vereinigen sich hier, wie die Sinnesorgane im Kopfe. Ja, Preußen ist insofern mehr, als andere Staaten, denen es doch wahrlich auch nicht an Geist gebricht, der Staat der Intelligenz, weil es, von der Natur ärmlicher als andere Länder ausgestattet, Alles durch die Kraft des Geistes sich erwerben muß.

128. Danzig.

(Nach W. Cornelius, Wanderungen an der Ostsee.)

Wie Königsberg in intellectueller Hinsicht die erste und achtbarste der preußischen Ostseestädte ist, so steht das alte Danzig in historischer und architektonischer, in malerischer und romantischer Bedeutung durchaus voran, und was seinen Handel betrifft, so ist Danzig noch jetzt der erste Getreidemarkt Europa's, namentlich hinsichtlich seiner Weizen-Ausfuhr, und im Allgemeinen hat ihm erst in ganz neuester Zeit das mächtig aufblühende Stettin den Rang der ersten preußischen See- und Handelsstadt streitig gemacht. Als Festung ist Danzig die bedeutendste der Ostsee und überhaupt eine der größten und wichtigsten Europa's. Unter allen Städten Norddeutschlands, selbst Kassel und Dresden theilweise nur ausgenommen, hat Danzig die schönste Lage und Umgebung; es hat unter allen deutschen Städten, mit Ausnahme Nürnbergs und und einiger rheinischer Städte, das originellste, am schärfsten ausgeprägte Gesicht, und in keiner Stadt vergegenwärtigen uns die Gebäude so verständlich die Geschichte und den Geschmack ihrer Zeit, wie dieses Danzig thut, denn seine Straßen sind nur Lapidarzeilen, die das Aufblühen und den Verfall der Hansa kurz und bündig berichten.

Danzig liegt imponirend und anmuthig zugleich mit seinen hohen lichtgrünen Wällen, nicht, wie gewöhnlich geschrieben steht, an der Weichsel, sondern an der Mottlau und Radaune. Erstere fließt mitten durch die Stadt, theilt sich in der Stadt in zwei gleich wasserreiche Arme, die sich noch in der Stadt wieder vereinen, dadurch die Speicher-Insel bilden und so zugleich der Stadt das malerischste Ansehen durch das regeste Seeleben und den bunten Mastenwald verleihen, der hier überall über und durch die pittoresken Häusergruppen der Stadt hervorragt. Im Westen schließen beträchtliche Höhen die Stadt ein, die, wie der Bischofs- und Hagelsberg, den bedeutendsten Theil der Festung ausmachen, und im Norden, Osten und Süden ist Danzig von üppigen Wiesen und fruchtbaren Niederungen umgeben. Der Blick über die thurmreiche Stadt und die hinter ihr glänzend strömende Weichsel hinweg in die unendliche, von Schiffen und Dampfbooten be-

lebte See hinaus ist über alle Beschreibung schön. Die Stadt ist mit ihrer reizenden Umgebung lange nicht so berühmt, als sie es verdient, und lohnt weit besser als das Samland, und fast so gut als die Insel Rügen eine weite Reise aus dem flachen Pommern oder der sandigen Mark. Findet sich hier auch keine so grotesk-romantische Partie wie Stubbenkammer, so ist hier dagegen viel Schönes und Unerwartetes, was Rügen nicht hat, und Danzig selbst hat noch von jeher die Reisenden aller Nationen höchst angenehm angesprochen. Danzigs Umgebung vereinigt Reize und Natur-Schönheiten, wie man sie sonst nirgends in Deutschland vereinigt findet. Es verschmilzt hier das Großartige der Meeresanschauung und des Seelebens auf eine überaus wohlthuende Weise mit belebten Strömen, bewaldeten Höhen, lieblichen Thälern, Landseen und Dorfschaften, in welchen stilles, romantisches Fischer- und Landleben mit Hammerwerken und lautem rührigem Fabriktreiben wechselt, so daß man, je nachdem man auf einem der Höhenpunkte das Auge weidet, bald im Samlande, bald auf Rügen, bald in Thüringen, bald im Harze oder in den Ausgangsthälern des Schwarzwaldes zu sein glaubt. Am besten überzeugt man sich von der Wahrheit dieser Behauptung auf dem hohen Karlsberge bei Oliva, wenn man auf der einen Seite das unendliche Meer, auf der anderen das überaus romantische Freudenthal und Schwabenthal vor sich liegen hat, aus welchen das helle Glockengeläute der Heerden, vereinigt mit dem dumpfen Getöse der Hammer- und Mühlenwerke, melodisch herauftönt. Alexander v. Humboldt hat irgendwo Danzig das zweite Neapel genannt. Jedenfalls kann der kühne Ausspruch dieser Autorität die Einladung zum Besuche Danzigs nur verstärken.

129. Königsberg.

(Nach W. Cornelius, Wanderungen an der Ostsee.)

Königsberg gewährt aus der Ferne, von der Wasserseite, wie überhaupt von allen Seiten gesehen, nur eine gewöhnliche thurmreiche Stadt-Ansicht. Die Umgebungen sind flach aber fruchtbar, farbenreich, und wenn man sie von Höhenpunkten überblickt, dem Auge wohlthuend, weil sie vielfach durch Wasser belebt sind. Außer dem Schlosse, das uns hier seine westliche Fronte mit dem Moskowiter-Saale zukehrt, erheben sich noch sieben Thürme aus der großen Häusermasse, die aber weder durch besonders edle, noch durch großartige Formen das Auge zu fesseln vermögen. Dagegen fühlt sich bei der Anschauung Königsbergs der Geist mächtig angeregt! Was hat diese Stadt zu allen Zeiten geleistet und gelitten! Welche große Beispiele zur Nachahmung hat sie der Welt gegeben, und welche große und tüchtige Männer hat sie geboren und herangebildet! Männer wie Kant, Herder, Hamann, Dinter, Z. Werner, Herbart u. A. haben hier gelebt und ge-

lehrt, und Männer wie Rosenkranz, Vogt u. A. leben und lehren noch jetzt hier zum Heile der im Lichte fortschreitenden Menschheit. In diesen engen, unköniglichen Straßen Königsbergs war es, wo Friedrich Wilhelm III. zur Zeit des unglücklichen Krieges, im schlichten Ueberrocke, vom Schicksal schwergebeugt einherging und durch leutseliges Wesen sich Aller Herzen gewann. Hier war es, wo Fichte reden durfte, freier wie in Berlin, frei, wie in Preußen Keiner vor ihm und nach ihm geredet hat. Hier war es, wo Männer und Patrioten, wie Stein, W. v. Humboldt, Niebuhr, Schön, Nicolovius, Stägemann u. A., im Stillen das Werk der Vaterlands-Befreiung vorbereiteten, und hier war es endlich auch, wo zu allen Zeiten die Rechte des Volkes überwacht und muthig vertreten wurden. Fasset alles zusammmen! Königsberg ist an Geist und Gesinnung ein unschätzbares Juwel im nordischen Städtekranz. Königsberg ist die Stadt, die ihre Schwestern fragen darf: wer unter Euch hat in der Zeit der Schmach und Gefahr Schmerzen wie ich erlitten und Opfer wie ich gebracht? Königsberg ist die patriotischste der Städte und die ehrwürdigste der Mütter im Norden, denn sie hat den Tugendbund und durch diesen die Unabhängigkeit des Vaterlandes geboren.

Weniger tröstlich aber ist ein Blick auf den jetzigen materiellen Zustand Königsbergs. Durch seine isolirte, vom Mittelpunkte Preußens und Deutschlands fast abgesperrt zu nennende Lage ohnehin schon sehr im Nachtheil, ist nun auch sein einst so blühender Handel mit Polen, Curland und den übrigen russischen Provinzen durch die Grenzsperre Rußlands völlig vernichtet. Wenn sonst die Universität eine der blühendsten war und von den reichen Söhnen Curlands und Polens besucht ward, die Leben und Geld hierher brachten, so studiren hier jetzt fast durchgängig nur die Söhne der nach und nach mittellos gewordenen Provinz, oft nicht 400 an der Zahl. Auch das literarische Leben Königsbergs ist, abgesehen von den tüchtigen wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Gelehrten, höchst unbedeutend.

---

130. Die Insel Rügen.

(Nach W. H. Riehl, Land und Leute.)

Ein merkwürdiges Exempel der von einer höheren Einheit zusammengehaltenen Besonderung des norddeutschen Volksthumes im Gegensatze zur mitteldeutschen Zersplitterung bildet die Insel Rügen. Betrachtet man die Silhouette der Insel auf der Landkarte, diese spinnenartig ausgespreizte Zusammensetzung von Vorgebirgen, Halbinseln und Landzungen, deren Kern selber wieder von Binnenseen durchlöchert, dann sollte man glauben, hier könne nur ein bis zur Zerrissenheit individualisirtes Volksthum seinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entschiedene Anlage zu dieser Zersplitterung überall hervor. Und doch ist der

Volks-Charakter dieser Insulaner zugleich wieder in den Hauptzügen auf's straffste zusammengehalten und in sich abgeschlossen. Diese doppelseitige Natur macht das Eiland zu einem ethnologischen Beobachtungspunkte, der wohl ohne Gleichen in Deutschland ist.

Die Bewohner Rügens sind geographisch so streng gegliedert, daß sie in der gemeinen Redeweise ihre Insel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganze gelten lassen. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchgut, Zudar spricht man hier, als ob das lauter selbständige Länder seien. Rügen ist nur die Bezeichnung für einen kleinen Theil, und wollte man den Namen für die ganze Insel gebrauchen, so würde der gemeine Mann aus dieser geographischen Abstraction so wenig klug werden, wie andere Leute aus der Abstraction eines Gesammt-Deutschlands.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe" und der „smalen Haide", hört fast alle Cultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne einer sterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Thäler gleich als zwei ferne Welten von einander abscheidet, so halten hier die Landengen die selbständigen Gestaltungen des Volkslebens auseinander. Jede Halbinsel hat ihre besondere Schattirung des Dialekts, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in diesen Landen haben wenig Sinn für künstlerische Formen und Farben. Frisia non cantat, sagt man auch auf der andern Seite der schleswig-dänischen Landzunge. Charakteristisch für den farb- und klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein wahres sans-couleur, als ein abscheuliches Gemisch von Schmutzbraun und Theerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Die Mönchguter haben anderes Herkommen als die Leute von Jasmund, von Wittow. So herrscht hier überall das eigensinnigste Sonderthum, aber das Volksleben fällt darum doch nicht auseinander, wie im Binnenland. Das würde nur dann möglich gewesen sein, wenn dieses so reich individualisirte Land nicht eine Insel wäre, und zwar eine Insel im Meer.

Was dieser bunte, unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Haideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland, in der Natur der Eingebornen zersplittern mochte, das hielt das ringsum flutende Meer wieder mit starkem Arm zusammen. Das Meer ist die oberste social erhaltende Macht für Rügen. Im Großen wiederholt sich die gleiche Erscheinung bei den britischen Inseln. Das Meer hält Norddeutschland zusammen, wie die Hochgebirge den deutschen Süden. Auf

dem festen Boden sind die Interessen der Küstenbewohner mannichfach gestuft und gekreuzt, auf der See sind sie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einseitigkeit, die eine wesentliche Vorbedingung alles Genies ist, beim Einzelnen wie bei einer Volkspersönlichkeit.

Man sieht das an dem kleinen Bilde Rügens gar deutlich.

Der Ausfall des Häringsfanges ist eine „brennende Frage" für die ganze Insel. Kommen im Frühjahr die Häringe in zahllosen Schwärmen angeschwommen, dann sind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbst. Beide beten um volle Fässer, und das volle Häringsfaß läßt sich so wenig mit Sicherheit prophezeien, wie das volle Weinfaß. Die Rügen'sche Chronologie zählt nach guten Häringsjahrgängen wie die Rheingau'sche nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Häringsjahre sind glücklicher Weise nicht so lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, ist wenigstens stolz darauf, eine Tonne „selbst eingemachter" Häringe, die er „grün" aufgekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit den nämlichen selbstgefälligen Randbemerkungen vor, wie der Weinbauer seinen Haustrunk als eigenes Wachsthum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wissens ist bei diesen Küstenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein Rügen'scher Bauer weiß sich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zu orientiren. Am Meere fehlt auch dem gemeinen Manne selten einige Anschauung von den gewöhnlichsten geographischen Hülfsmitteln. Ueberdieß braucht der Rügener nur auf den Rugard, das Pehrd oder die Höhenpunkte der Granitz zu steigen, so hat er seine Insel gleich als Landkarte im Original vor sich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen süddeutschen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Tasche, so kann er noch in den Verdacht kommen, ein Hexenmeister zu sein oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher zu revidiren komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reisehülfsmittel haben diese Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erschrecken auch nicht, wenn man ein Fernrohr ans Auge setzt, denn sie halten das Ding nicht, wie so oft unsere binnenländischen Bauern, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu schließen, daß dieses Inselvolk gebildeter sei, als das binnenländische, wäre sehr verkehrt. Es besitzt nur eine Bildung anderer Art.

Dem Küstenbewohner wird seine Intelligenz gleichsam vom Meere an den Strand geworfen; das Meer macht ihn zum Genie der Volkspersönlichkeit, aber nur — weil es ihn zur Einseitigkeit zwingt. Die Thierfabel der Rügener spielt unter den Wasserthieren, wie die Thierfabel der Binnenlands-Bewohner unter den Thieren des Waldes. Die Flunder z. B., ein kleiner, plattgedrückter, possirlicher Fisch mit zur Seite gezogenem aufgeworfenem Maul, ist den Rügener Fischern der hohle Renommist in der Fischgesellschaft. Als die Flunder den ersten Häring sah, zog sie ein schiefes Maul und sagte hochmüthig-spöttisch: „Ist der Häring auch ein Fisch?" Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres

Hochmuthes für alle Zeiten das Maul schief stehen. Vielleicht schreibt einmal ein Volkspoet an der Ostsee einen Reineke Fuchs, der in der Meerestiefe seine Ränke und Schliche entfaltet, und Kaulbach zeichnet die Charakterbilder der menschlich-närrischen Fische dazu.

Selbst die Poesie des volksthümlichen Sagenschatzes hat hier ihre lautersten Heiligthümer in die Tiefe des Meeres versenkt. Der Nibelungenhort dieser Ostsee-Insulaner ist Vineta, die versunkene Stadt an der Küste von Usedom, das Traumbild unter den goldglitzernden Wasserwogen. Wisby auf Gothland, die märchenhafte Trümmerstadt, das skandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehen gebliebenes Vineta. Auf Arcona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen Rügen'schen Inselspitze, stand der Tempel Swantowit's, des großen Slawengottes. Der Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meer“, ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes dem, der lange sinnend über die Flut hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint — dieser Punkt und kein anderer mußte das Mekka der Insel sein. Mir ist die tief-poetische Erzählung des Evangeliums, wie Christus auf dem Meere wandelt, nie großartiger und so ganz in ihrer anschaulichen und plastischen Fülle erschienen, als hier auf der Tempelstätte des Swantowit. Saxo Grammaticus beschreibt den vierköpfigen Götzen Swantowit. Die Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhangend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrählt herabhangende Haar zeichnet heute noch die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhangend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast alles auf dieser Insel, vom Meere dictirt; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute.

Der ganze Entwicklungsproceß von Rügen ruht gleichsam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht bloß „Bildung“ wirft den Küstenbewohnern die See aus, nicht bloß Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirthschaftlichen Zwecken heimfahren, nicht bloß Quallen und vornehme Badegäste: auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen gefundamentet, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die räthselhaften erratischen Blöcke aus den skandinavischen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem gefundenen Capital gezehrt haben. Sie sind vielfach so groß, daß man sie mit Pulver sprengen muß, um die Bruchstücke zur weitern Benutzung fortzuschaffen. Höchst charakteristisch nehmen sich diese Granitsteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gothischen Kirchen der Ostseeländer aus. In bunter Farbenmischung, grün, grau, roth durcheinander, sind die verschiedenartigen formlosen Steintrümmer zu einem cyklopischen Bau zusammengesetzt, wie sie gerade eine Sündflut von den Wracks der verschiedensten Urgebirgsfelsen

abgerissen hat. In scharfem Gegensatz erhebt sich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backsteinen. So sind auch auf Rügen die mannichfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, zu buntscheckigen trockenen Gartenmauern aufgeschichtet, während überhangende Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen. Man muß eine von den pommerischen, aus Granit gebauten Landstraßen, die gleich den norwegischen, fast wie aus Eisen gegossen sind, einmal auf einem Tagemarsch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Solidität des Guten zu viel ist, eindringlich belehrt zu werden, welch königliches Geschenk das Meer dem steinlosen Flachland mit diesen gestrandeten Steinblöcken gemacht hat. So muß das Strandrecht den Ostsee-Völkern wohl als das erste Naturrecht erschienen sein, und es ist kein Wunder, daß sie sich Angesichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern so schwer von seiner Unmenschlichkeit überzeugen konnten.

131. Helgoland*).

(Nach L. Meyn in der deutschen Vierteljahresschrift 1854.)

Die kleine Insel Helgoland, Tausenden in Deutschland durch eigene Anschauung unvergeßlich geworden, ein heiterer Wallfahrtsort Aller, die sich Gesundheit und Lebensfrische aus den Meereswogen holen wollen, der äußerste Vorposten in Nordwest, auf welchem wir den Wohllaut deutscher Zunge vernehmen, ist in jedem Betracht einer von den merkwürdigsten Punkten im weiten Umfang dieses heimischen Sprachgebietes.

In einem Meere gelegen, welches fast ringsum von niedrigen Küsten eingeschlossen wird, wenigstens auf dem benachbarten Festland überall eine horizontale Marschfläche, kaum über den Spiegel des Meeres erhoben, zeigt, und auch damit nur ein ebenfalls niedriges wellenförmiges Sandland von ungeheurer Ausdehnung umsäumt, mußte es zu allen Zeiten dem Blicke auch des rohesten und einfältigsten Seemannes und Reisenden imponiren, wenn er die schroffe Steilheit der Uferwände an einer Insel gewahrte, die so klein ist, wie wenige Inseln des offenen Meeres.

Durch diese senkrechte Erhebung fernhin sichtbar, müßte Helgoland in allen Meeren als ein wichtiges und bedeutsames Wahrzeichen der Schifffahrt dienen; wie viel mehr aber in dem deutschen Meere mit seinen flachen Küsten, in einem Fahrwasser, das zu den beschränktesten und gefährlichsten gehört, in einer Bucht, die zu allen Zeiten des Jahres

*) Obgleich unter Englands Hoheit, gehört die Insel doch in physischer und ethnographischer Beziehung zu Deutschland.

von heftigen Winden heimgesucht, von unwiderstehlichen Strömungen durchfurcht wird, vor der Mündung zweier großer, viel befahrener Ströme, der Elbe und Weser, an der Einfahrt zu Norddeutschlands wichtigsten Handelsplätzen, Hamburg und Bremen, als Wohnplatz unerschrockener und sehr erfahrener Lootsen, als Piedestal eines großartigen, weithin scheinenden Leuchtthurms.

In dieser wahrhaft unvergleichlichen Lage muß Helgoland, wie ehemals ein geheiligter Sitz und Schlupfwinkel der Seeräuber, fortan die wichtigste Basis aller kriegerischen Unternehmungen für oder gegen Deutschlands transatlantischen Handel sein; und so steht die Insel da, ein unvergängliches Denkmal unserer Sorglosigkeit, welche die Perle des größten ganz deutschen Stromes in die Hände erst des einen, dann des anderen eifersüchtigen Nachbarn hat fallen lassen.

Das stolze England entfaltet dort jetzt sein Banner. Die Bewohner, unter dem Schutze Britanniens stehend, weder zu Abgaben noch zum Kriegsdienste gezwungen, völlig gesichert in ihren altgewohnten communalen Verhältnissen, fühlen sich glücklich und frei. Imponirt aber die Insel schon aus der Ferne durch ihre Lage, durch ihren steilen Rand und die beträchtliche Erhebung, so wird doch in der Nähe ihr Anblick noch überraschender. Die Gestalt und die Umrisse der theils mit dem Hauptstock zusammenhangenden, theils freistehenden, oder durch eine kühne Brücke mit der Insel verbundenen Felsenkegel ist von so abenteuerlicher Schönheit, wie nur die Schären der nordischen Meere in ihren festen plutonischen Felsmassen sie auszubilden pflegen. Dem Reisenden, welcher aus Deutschland kommt, ist nicht bloß die Gestaltung der Massen, sondern schon der Fels an sich in dieser Lage ein Räthsel, denn die beiden großen Ströme, deren Richtungen nach diesem Punkte convergiren, haben schon seit dreißig und vierzig Meilen ihres unteren Laufes die letzten Spuren von Fels an ihren Ufern verlassen. Hier aber erfreut nicht nur der Fels und seine schärenhafte Gestaltung, sondern zugleich die Farbe des Gesteins und seine innere Anordnung.

Jede einzelne Schicht des Felsens ist am ganzen Umfang der Insel mit den Augen zu verfolgen, weil jede aufs bestimmteste bezeichnet wird durch den Wechsel ganz entgegengesetzter Farben, der intensivsten Töne von Roth und Grün, die überhaupt an Felsenmassen vorkommen. Ungeheure Flächen im Herzen von Deutschland sind mit denselbigen Schichten bedeckt, tiefe Thalfurchen haben Fluß und Bach in die milden Sandsteine und Schiefermergel eingeschnitten, aber die Ränder dieser Thäler haben sich bei der leichten Zerstörbarkeit der Masse nicht so steil, bei ihrer großen Fruchtbarkeit nicht so frei von Moosen, Gräsern und Gebüsch erhalten können, als der nackte Felsen von Helgoland, den der mit Sturmwind anschlagende Regen und die bis an den höchsten Rand spritzende salzige Flut stets rein von Staub und Schutt und frei von Vegetation erhält.

Um die Reihe der hohen Farbentöne, aus denen hier das Landschaftsbild gewebt wird, zu vervollständigen, streckt sich dann noch, durch

einen blauen Meeresarm von der rothen Klippe getrennt, die bewegliche, sanfthügelige, im Sonnenglanz schneeweiße Düne ins Meer: zugehörig zu der Insel, wie das Weib zu dem Manne, mit gleicher Kraft sich gegen die Wogen erhaltend durch die Nachgiebigkeit ihres Wesens, wie die Insel durch die starre Festigkeit des ihrigen.

Ein Anblick wie dieser, welcher bizarr sein würde, wäre er nicht so schön, wird ganz natürlich Gegenstand der Bewunderung und Liebe vieler Tausende von Gästen aus der gebildeten Welt, welche jährlich auf einige Monate hieher flüchten, um den Staub und das Elend des continentalen Lebens in dem frischen deutschen Meere abzuspülen, und wenn sie gestärkt in die dumpfen Städte zurückkehren, den Ruhm des schönen Eilandes in aller Herren Ländern verkündigen.

Selbst das Auge des Eingebornen ist nicht abgestumpft gegen den Reiz dieser Farben. Er wählte sie als Wahrzeichen seiner Heimath, und wohin ihn seine Segel tragen, dahin bringt er am Mast die grün-rothweiße Flagge, die er sich durch einen Wahlspruch deutet:

Grön is dat Land,
Rood is de Kant,
Witt is de Sand,
Dat is de Flagg vun't hillige Land.

Die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, die strenge und gefährliche Lebensweise der armen Insulaner, das Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit, hatte von Alters her ihnen die Mitgift einer natürlichen Sitteneinfalt und den ungezwungenen Adel des männlichen Selbstgefühls gewährt. Beide Eigenschaften traten um so bestimmter hervor, je mehr die Helgolander nicht bloß gesellschaftlich, sondern auch national isolirt dastehen, als eines jener abgerissenen Glieder des zersplitterten Nord-Friesenstammes, dessen zerstreute Kinder einander kaum noch als Bruchstücke eines Ganzen erkennend, sogar das ursprünglich gemeinsame Band der Sprache durch immer weiter aus einander fallende Dialekte verloren haben.

Als sichere Station für die Seelootsen, welche den fremden Segler bis an die Lootsengalioten vor den Mündungen der Flüsse, und bei heftigem Sturm auch in den Fluß selbst bringen sollen, hat es einen unschätzbaren Werth. Fast ganz gleich gemessen ist die Entfernung von dem Einlauf in die Mündungen der Elbe, Weser und Eider, denn mit einer Fahrt von acht Meilen ist man überall innerhalb des Stromes. Was Elbe und Weser in unserer vaterländischen Schifffahrt bedeuten, ist Jedermann bekannt, aber auch die Eider spielt in dieser Bucht eine große Rolle. Alle kleineren Schiffe, welche zwischen der Nord- und Ostsee verkehren, und theils die lange Reise um Jütlands Nordspitze, theils das gefährliche Fahrwasser im Skager Rack und Kattegat fürchten, suchen die Mündung der Eider, weil durch den mit Recht berühmten schleswig-holsteinischen Canal hier die Nord- und Ostsee auf dem kürzesten Wege verbunden sind, den jährlich etwa dreitausend Schiffe aller Nationen befahren.

Das wunderbare, gepriesene Farbenspiel des ruhigen Meeres, das zugleich von der Farbe des Himmels und der Gruppirung der Wolken, von dem Stande der Sonne und der Klarheit der Luft, von der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des felsigen, sandigen, schlammigen, oder mit Wäldern von Tang bewachsenen Grundes abhängig ist, gewahrt man vielleicht nirgends in solcher Schönheit, als auf dem sogenannten Balm (einer Brüstung), wo der Wechsel der Tiefen so plötzlich, der Unterschied in der Beschaffenheit des Meeresgrundes so groß ist, wodurch die Höhe des Standpunktes, die Fläche, die man überschaut, sich erweitert, die Spiegelung, welche jeden Farbeneindruck aufhebt, sich verliert. Stundenlang versenkt sich das für die Schönheiten der Natur empfängliche Gemüth in einen Anblick, wo das Beharrliche im Wechsel so anschaulich in die Erscheinung tritt. Tagelang sieht man auf dem Balm die Schiffer, besonders die geprüften Elb- und Weserlootsen, hinausschauen über das ewige Meer, mit gleicher Seelenruhe dem süßen Nichtsthun ergeben, wie ihre Brüder am Golf von Neapel. Aber man schelte diese Faulheit nicht. Sie entspringt mit der Sicherheit, deren Mitgift in allen sittlichen Dingen den bloß handelnden vor dem grübelnden Menschen auszeichnet, aus dem bei allen seefahrenden Völkern vorherrschenden Gefühl, daß sich der Schiffer, besonders der Lootse, nicht zu unwürdiger Arbeit herablassen dürfe. Sein Geschäft fordert von ihm eine ausgezeichnete Tüchtigkeit; jeder Augenblick kann seine ganze Kraft in Anspruch nehmen und muß ihn ungeschwächt und unermüdet finden; Ruhe in Gefahr, Besonnenheit in entscheidenden Augenblicken sind sein Beruf; zerstreuende Beschäftigung würde beide zerstören. Jetzt noch scheinbar träge über den Balm gelehnt, sitzt er vielleicht im nächsten Augenblick als Ruderer im Lootsenboot, das die höchsten Wogen und den stärksten Sturm überwältigen soll, um ein gefährdetes Schiff zu erreichen, und in weniger als einer halben Stunde ist er unumschränkter Befehlshaber eines stolzen Dreimasters. Viele Menschenleben, eine Ladung, höher vielleicht an Werth, als alles Besitzthum seiner heimischen Insel, sind in seine Hand gegeben, eine Schaar unbekannter Männer, deren Sprache er nicht versteht und die der seinigen unkundig sind, soll er befehligen, vielleicht gar vertreibt ihn der Sturm von der Elbe, die er sucht, bis in die flachen Watten zwischen den Inseln Nord-Frieslands, bis an die sandige hafenlose Küste von Jütland und in die felsigen Schären von Norwegen; Unsicherheit würde ihn und alle verderben, Sicherheit und frische Kraft bringt Rettung und Gewinn. Heimkehrend aus Mühseligkeit und Gefahr, froh der erfüllten Pflicht und des Gewinnes, von dem nur ein kleiner Theil in seinen Händen bleibt, von dessen Ueberschusse seine Genossen und die altersschwachen Lootsen, Wittwen und Waisen, die Kirche seiner Heimath und die öffentliche Kasse des Landes ihr gewiesenes Theil erhalten, erhebt nun sein Selbstgefühl den gerechten Anspruch auf Erholung und völlige Ruhe. Und wer ist, der ihn tadeln möchte in seinem Begehren?

Darum muß das Weib die Arbeit thun, die unter anderen Ver-

hältnissen dem Manne zugewiesen ist, sie muß Haus und Hof, Feld und Garten bestellen, und selbst der Fischer, der hinausfährt, in Hunger und Durst, in Kälte und Gefahr sein Brod zu erwerben, macht nur den Fang und bringt ihn an die Insel, alle Arbeit an den verschlungenen Fäden der Tausende von Angeln, die Zubereitung und Befestigung der Köder, die Verarbeitung der Fische, die nicht unmittelbar auf den Markt geführt werden, überläßt er den Frauen.

So wirds auch bei andern Fischervölkern gehalten, doch kommt für die Frauen von Helgoland noch eine neue Beschwerde hinzu. Sie sind es, die den zur See ankommenden Bedarf des Hauswesens, Holz, Torf und Steinkohlen, Nahrungsmittel jeder Art, und Futter für die Schafe fast zweihundert Stufen der Treppe aufwärts tragen müssen. Wie eine Grausamkeit erscheint es dem Fremden, wenn arme gebrechliche Weiber unter ihrer Last auf der Treppe keuchend erliegen, und droben lehnen rüstige Männer träge über den Valm, kauen Tabak und sehen ihnen stillschweigend zu, wie die Herren der Erde; und doch folgt dies alles nur aus einer Gewohnheit, die auch die Weiber als richtig erkennen.

Die Trägheit der Schiffer, die über den Valm lehnen, erstreckt sich sogar auf ihre Zunge. Gesprochen wird wenig bei ihnen, besonders wenn das Meer ringsum öde ist. Zeigt sich aber dann in weiter Ferne ein Segel, so kommt Bewegung in das müßige Volk, die Fernröhre werden hervorgeholt, und bald ist durch Hin- und Widerrede bestimmt, woher und wohin. Selbst ohne Flagge, bloß aus der Takelage erkennen oftmals ihre Falkenaugen die Nation des fernen Seglers. In einigen Fällen erstaunt man, zu hören, daß sie sogar die Ladung angeben, als ob sie durch die Planken schauen könnten. Ungläubig schüttelt der Fremde aus dem Binnenlande den Kopf, jedoch mit Unrecht, denn er kann sich sicher darauf verlassen, daß sein Gewährsmann es zugleich für eine Schmach und Sünde hält, von einem guten Schiff in See etwas Unwahres auszusagen. Die Sache ist auch nicht räthselhaft; er kennt die Ladung nur, wenn das Fahrzeug, wie etwa ein Ochsen- oder Kohlenschiff, äußere Zeichen seines Berufes an sich trägt, oder wenn es durch periodische Wiederkehr auf demselbigen Cours eine Allen bekannte Erscheinung ist. Wie schön auch ein einzelner Segler am Horizonte hinstreichen mag, wie lange er auch Gedanken und Phantasie an sich kette, zuletzt ermüdet das Auge und verläßt ihn. Fesselnd aber, und wahrhaft majestätisch, in den nördlichen Gewässern Europa's nur mit dem Anblick des Sundes von der Kronborger Veste her zu vergleichen, ist die Aussicht vom Valm, wenn eine Zeitlang widrige Winde aus Westen die Mündung der Elbe den auslaufenden Schiffen versperrten. Kaum hat der Wind sich gedreht, so sieht man von Osten her eine gewaltige Flotte, oft mehr als hundert große Segel, langsam, wie feierlich, heraufziehen, wenn sie das weitere Fahrwasser erreichen, vor Helgoland, als ginge es zur Schlacht, sich fächerförmig theilen, und, eben noch durch Zufall vereinigt, nach allen Strichen der Windrose sich zerstreuen, das großartigste Schauspiel, das uns vom Valm aus zu genießen verstattet ist.

132. Nord- und Süddeutschland.

(Nach der deutschen Vierteljahrs-Schrift, 1850.)

I.

Physikalische Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland.

1. Orographische und hydrographische Verschiedenheit.

Ungefähr gerade in der Mitte zwischen den Seeküsten Deutschlands im Norden und zwischen den Alpenmauern im Süden läuft eine Reihe von Höhenzügen von Westen nach Osten quer durch unser Vaterland. Diese Hohenzüge beginnen im Osten an den Quellen der Oder beim Westende der Karpathen mit den Sudeten und dem Riesengebirge, die sich der Hauptsache nach von Osten nach Westen 40 Meilen weit hinziehen und denen sich das Erzgebirge im Westen anschließt. Diese Gebirgsrücken bilden mit dem Frankenwalde, dem Thüringerwalde, der Rhön, dem Vogelsberge, dem Taunus, dem Westerwalde, dem Hundsrück und der Eifel eine fortlaufende, ziemlich innig zusammenhangende Kette von Bergen, die als ein mehr als 130 Meilen langer Damm betrachtet werden können, welcher ganz Deutschland von Osten nach Westen durchschneidet und es in zwei ziemlich gleiche Massen theilt.

Es ist auffallend, daß wir Deutschen zwar wohl verschiedene Namen für die einzelnen Theile, aus denen diese merkwürdige Kette von Bergen besteht, für das Ganze aber keinen zusammenfassenden und allgemein adoptirten Namen ausgeprägt haben. Diese große Reihe von Bergketten bildet ungefähr die Centralaxe dessen, was die Römer den „hercynischen Wald" nannten, und was noch jetzt unsere Geographen „das hercynisch-karpathische Bergsystem" heißen.

Von der Haupthebungsmasse dieser deutschen Mittelgebirge an nach Norden und nach Süden sind die Bodengestaltung, die Abdachungsweise, und in Folge dessen der Lauf der Flüsse durchweg verschieden, so wie eben jener Damm auch die Hauptmarkscheide des Klima's und in Folge dessen vieler anderer davon abhangenden Verhältnisse im Süden und Norden ist.

Von dem höchsten Rücken der westlichen Karpathen, der Sudeten, des Riesen- und des Erzgebirges gehen nach Norden hin nur kurze Nebenäste aus, die sich sehr bald gegen die Oder und Elbeflußgebiete, gegen Schlesien und Sachsen hin verlieren und in den Ebenen zerschmelzen. Von ihrem Fuße erstreckt sich dann ein ganz flaches und ebenes Land 50—60 Meilen weit bis zur Ostseeküste hin, welcher in der Weichsel, Oder und Elbe sich einigend auch alle abrinnenden Gewässer zufließen.

Im Süden jener Mittelgebirge steckt alles, was wir Deutschland nennen, entweder in schmalen, von Gebirgen umgebenen Niederungen, Plateaus und Kesseln, oder geradezu in den Einschnitten zahlloser enger

Thäler und auf vielfach sich durchkreuzenden Gebirgen. Der Hauptsache nach kann man hier folgende sieben große süddeutsche Becken und gesonderte Plateaus erkennen: 1) das oberrheinische Becken, ein sehr langes und schmales Hauptthal; 2) das schweizerische Becken zwischen Jura und Alpen, an dem Deutschland nur einen kleinen Antheil hat; 3) das schwäbisch-fränkische Becken, in dem die Gewässer zu den Hauptflüssen, Neckar und Main, zusammenfließen; 4) das baierische oder Donaubecken zwischen den Alpen nnd dem deutschen Jura; 5) der böhmische Kessel; 6) das mährische Becken; 7) das große ungarische Bassin zwischen Alpen und Karpathen, in das Deutschland von Westen her nur noch wenig hinabgeht.

Alle diese großen Becken werden durch zahlreiche Gebirgszüge umgrenzt, welche, wie die Linien der Maschen eines Netzes, in sehr verschiedenen Richtungen gehen und sich an einander anschließen und mit einander verketten. In jedem dieser Becken bilden sich eigenthümliche Flußsysteme aus, die sehr verschieden gestaltet sind und die fast alle eine andere Richtung haben. So fließt der Rhein im oberrheinischen Becken nach Norden. Der Main und Neckar gehen nach Westen. Die Donau im baierischen Becken fließt nach Osten, die Morawa im mährischen nach Süden. Die Gewässer im böhmischen Becken kommen von allen Seiten her und brechen dann nach Nordwesten aus. Da aber nicht nur alle Gewässer des großen baierischen Beckens, sondern auch die des mährischen und des ungarischen und zahlloser deutscher Alpenthäler in die Donau münden, so kann man allerdings sagen, daß die größere Hälfte von Süddeutschland seinen Wasserablauf nach Osten habe und auf dem Wasserwege am meisten mit den östlichen Ländern zusammenhange. Fast ein Viertel des Landes und der Bevölkerung Süddeutschlands steckt in den Thälern, Schluchten und Thalabhängen der Alpen, und fast wiederum ein Viertel in den Einschnitten der übrigen massenhaften süddeutschen Gebirge. Aber auch selbst alles Land, das ins Innere der von diesen Grenzgebirgen umwallten Becken fällt, ist fast durchweg, mit einziger Ausnahme der Ebene des oberrheinischen Thales, nicht Flach- und Tiefland, nicht Niederung, sondern Plateau und Hochebene, und daher von zahllosen, zum Theil sehr tief eingefurchten Flußthälern durchschnitten und in eine Menge Höhen-, Hügel- und Plateaustücke zertheilt. Wohl in einzelnen Flußthälern, selten aber in größeren Massen wird die Oberfläche des süddeutschen Bodens unter eine Höhe von 800 Fuß über dem Meere hinabgedrückt. Man kann daher auch das gesammte Süddeutschland gewissermaßen als ein einiges zusammenhangendes Hochland betrachten, und man hat es daher auch mit Recht im Gegensatze von Norddeutschland, das sich nur hie und da massenhaft bis zu der von ganz Süddeutschland eingehaltenen mittleren Meereshöhe erhebt, oft „Hoch- oder Oberdeutschland“ genannt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ganze Oberfläche der norddeutschen Ebene noch vom Ocean bedeckt war, als die süddeutschen Kessel in ihren Gebirgsrändern längst über dem Wasser hervorragten und in

ihrem Innern große Binnenseen beherbergten. Man könnte daher auch zwischen einem älteren und einem jüngeren Deutschland unterscheiden, und dies wäre ein Unterschied, der wieder mit dem von Süd- und Norddeutschland zusammenfiele. Süddeutschland mochte längst von Pflanzen und Thieren belebt und bewohnt sein, als Norddeutschland nur noch der Boden des Oceans war, auf dessen Oberfläche Eisschollen die erratischen Blöcke herbeitrugen. Erst in Folge weitgreifender Umgestaltungen der Erdoberfläche wurde auch Norddeutschland den belebenden Einflüssen der Sonne und Luft zugänglich. — Bei ihrem Rückzuge blieben die Meeresgewässer in einer mittleren Entfernung von ungefähr 50 Meilen von dem deutschen Centralkamm stehen und legen sich nun in einem west-östlich gerichteten Küstensaume von über 150 Meilen Länge an die norddeutsche Ebene, die sie im Norden begrenzen, an. Das südliche Deutschland ist dagegen durch die gewaltigen Mauern der Alpen fast überall, bloß mit Ausnahme der kleinen Strecke an der Spitze des adriatischen Meeres bei Triest, von den Einflüssen des Meers ausgeschlossen. Wir könnten daher Norddeutschland auch das oceanische Deutschland nennen, Süddeutschland dagegen als das alte vulkanische Deutschland und der Hauptsache nach als Binnenland bezeichnen.

In dem einförmigen Norddeutschland sind auch die hydrographischen Verhältnisse in Folge der einförmigen Abdachungsweise des Bodens ganz anders. Die ganze norddeutsche Ebene hat nur eine Hauptabdachung, nämlich die aus Süden nach Norden, oder genauer aus Süd-Süd-Osten nach Nord-Nord-Westen von den mitteldeutschen Gebirgen zur Küste der Ost- und Nordsee. Alle ihre Gewässer sammeln sich daher in einer Menge von großen Adern, die der Hauptsache nach in jener Richtung parallel neben einander hinfließen. Der Niederrhein, die Ems, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel, sie strömen alle in ihren Hauptsammlern aus Südosten nach Nordwesten. Diese Ströme, deren sämmtliche Mündungen, mit einziger Ausnahme der Rheinmündung, noch Norddeutschland angehören, stellen große schiffbare Wasserlinien dar. Rechnet man alle in ihrem Gebiete liegenden schiffbaren Strecken zusammen, so erhält man für Norddeutschland eine Flußschifffahrtslinie von mehr als 600 Meilen Länge. Im Süden des deutschen Centralrückens gewähren bloß der Oberrhein, die obere Donau, der Main ähnliche Schifffahrtslinien, deren Länge zusammen aber kaum den dritten Theil der Mächtigkeit der norddeutschen Flußschifffahrts-Entwickelung ausmacht.

2) Klimatische Gegensätze.

Der einförmigen Gestaltung seines Bodens gemäß müßte Norddeutschland als eine große, von Osten nach Westen langgestreckte, von Norden nach Süden aber schmale und durch wenige Breitengrade gehende Niederung, die fast überall gleich wenig erhaben über dem Meere ist, auch ein sehr einförmiges Klima haben.

Die Gleichförmigkeit der klimatischen und atmosphärischen Zustände

Norddeutschlands würde noch größer sein, wenn die Verhältnisse der Nachbarschaft im Osten und Westen ganz dieselben wären; allein im Osten steht die norddeutsche Ebene in inniger massenhafter Verbindung mit den kolossalen Ebenen Ost-Europa's, im Westen aber kommt sie in Berührung mit dem westlichen Ocean. Diese beiden Verhältnisse bringen eine sehr merkliche Nuancirung des Klima's hervor. Im Westen strömen mildernde oceanische Einflüsse herein, während im Osten Alles den continentalen Einwirkungen des kalten europäischen Nordostens geöffnet ist.

Das südliche Deutschland muß seiner nach Süden weiter hinabreichenden Lage, seiner Berührung mit wärmeren Ländern, mit Frankreich, mit Italien, mit Ungarn gemäß, so wie auch in Folge seiner Abschließung durch Gebirge nach Norden und Osten, im Ganzen ein wärmeres Klima haben, als das nördliche. In Folge seiner viel mannichfaltigeren Bodengestaltung, seiner hohen Plateaus und seiner noch höheren Gebirgsthäler und Bergspitzen muß es im Einzelnen ein viel mannichfaltiger modificirtes, ein minder einförmiges Klima haben, als Norddeutschland.

Süddeutschland stößt im Westen nicht an Meere und im Osten ist es nicht den großen rauhen polnisch-russischen Ebenen eröffnet, wie Norddeutschland, vielmehr hängt es im Westen mit dem milden mittleren Frankreich zusammen, und im Osten ist es durch Gebirge (Riesengebirge, Sudeten, Karpathen) von jenen östlichen Ebenen getrennt und gegen ihre Einflüsse geschützt. Es machen sich daher weder im Westen die oceanischen Einflüsse, noch im Osten die continentalen Einflüsse des Nordostens in demselben Grade fühlbar, wie bei Norddeutschland.

3) Bodenproducte.

In Bezug auf mineralische Producte geht der Norden dem Süden voran. Fast alle unsere bedeutendsten Bergwerksdistricte liegen im Norden der hercynischen Bodenschwelle, in Schlesien, Sachsen, Thüringen, am Harz, im niederrheinischen Gebiete. Namentlich sind auch dem Süden die für die Industrie und die Handelsbewegung so äußerst wichtigen Steinkohlen nur spärlich zugemessen.

Da der Boden und das Klima Süddeutschlands mannichfaltiger gestaltet und abgestuft sind, als die Norddeutschlands, so sind daher im Ganzen auch süddeutsche Flora und Fauna mannichfaltiger und reicher an Gattungen.

Auf den höchsten Alpen Süddeutschlands sind eine Menge Arten von Pflanzen zu Hause, die in Norddeutschland gar nicht vorkommen. Es herrscht dort auf den höchsten Höhen in der Nähe der Gletscher eine arktische Flora, und von ihr steigt es bis in die tiefsten Gründe der Thäler herab zu der Flora der südlichen Länder Europa's, von den Flechten und Moosen Lapplands bis zu den Granatbäumen, Maulbeerbäumen, Kastanien und Pomeranzen Italiens. Wenn auch die Skala der Vegetationsstufen in den anderen Gebirgen, Bergkesseln und Thälern Süddeutschlands nicht so groß ist, wie in den Alpen, so ist sie doch fast überall umfassender, als durchweg in Norddeutschland.

Man kann eine Menge wilde und auch, was uns hier wichtiger ist, viele Culturpflanzen nennen, welche in ganz Süddeutschland verbreitet sind, und welche gar nicht oder doch nur sehr sporadisch über die deutschen Mittelgebirge nach Norden hinausgehen. Dahin gehört vor allen Dingen der Weinstock. Er gedeiht sogleich in vorzüglichster Fülle und Güte im Mainthale, hart am südlichen Fuße der deutschen Centralschwelle. Die Rebe schlingt sich durch die Thäler fast aller Länder Süddeutschlands, ist durch das ganze mittlere und obere Rheinthal, in dem Moselthal, durch alle Thäler der Zuflüsse des Neckars und des helvetischen Rheins verbreitet. Nur auf dem baierischen Central-Plateau fehlt sie, erscheint aber wieder im Osten an der Donau, in Oesterreich und in allen Alpenthälern, fehlt auch nicht an der Moldau in Böhmen, so wie an der Morawa in Mähren. Im Norden unserer Grenzlinie zeigt sie sich nur sporadisch am Rhein bis Köln, an der Elbe bis Meißen, an der Saale bis Naumburg, an der Oder hie und da.

Weiterhin die Kastanie und der Mandelbaum, die in bedeutender Menge nur im Oberrheinthale, in vielen Alpenthälern, am Main und in einigen anderen Strichen Süddeutschlands vorkommen, in Norddeutschland aber überall nur ganz einzeln und mit großer Mühe gezogen werden können. Aehnliches läßt sich vom Wallnußbaum behaupten.

Es gibt nicht wenige Culturgewächse, Gewerbe-, Handels-, Arznei- und Küchenpflanzen, welche zwar in Süddeutschland an verschiedenen Punkten, am Oberrhein, am Main, an der mittleren Donau vorkommen, in Norddeutschland aber entweder gar nicht oder nur spärlich erscheinen und der Hauptsache nach also als süddeutsche Erzeugnisse bezeichnet werden können. Solche Gewächse sind z. B. der Krapp oder die Färberröthe (am Rhein, an der mittleren Donau), der Safflor, der Tabak (in Oesterreich, in der Pfalz 2c.), der Saffran (in Oesterreich), das Süßholz, der Maulbeerbaum (einigermaßen bedeutend nur in einigen süddeutschen Gebirgsthälern).

Insbesondere gibt es auch einige Getreidearten, welche entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise nur in Süddeutschland und nicht im Norden gedeihen können. Dahin gehört namentlich der Spelt oder Dinkel. Alsdann der Mais, der am Rhein bis zum 49. Grade der Breite hinab, und fast überall in den Alpenthälern gedeiht. Roggen ist in Norddeutschland das Hauptgetreide, in Süddeutschland hat der Weizen mehr das Uebergewicht.

Wenn man also diesem allen nach sowohl die wilde Natur- als die Culturflora Süddeutschlands der Hauptsache nach im Vergleich zu der des Nordens als mannichfaltig und zusammengesetzt bezeichnen muß, so herrscht dagegen in der Flora Norddeutschlands eben so wie in seinem Klima eine große Einförmigkeit, und in den Verbreitungskreisen der Pflanzen ein ebenso großartiges Umsichgreifen, wie in der Bodengestaltung Mangel an Abstufung. Weit wuchernde, gesellige Haidekräuter und Moorpflanzen, große, massenhaft zusammenhangende Wälder und Gehölze von Buchen, Tannen, Eichen, ebenso weit um sich grei-

fende Wiesen (in den Marschen, in Pommern &c.) und ganze, bloß mit Kornwuchs gefüllte Landschaften von vielen Meilen im Umfange sind die charakteristischen Züge des Anblicks, den die Vegetation Norddeutschlands gewährt. Während in Süddeutschland Alles abgestuft, bunt, parcellirt ist, erscheint hier Alles massenhaft, langgedehnt, vergesellschaftet.

Im nördlichen Deutschland wird der Ackerbau mehr im Großen betrieben, im Süden (namentlich im Südwesten) oft auf sehr kleinen Feldstückchen. Man kann Eiche und Buche als charakteristische Bäume von Norddeutschland, nicht so von Süddeutschland bezeichnen.

Auch in der Thierwelt gibt es Erscheinungen genug, welche den Norden und Süden Deutschlands, entweder nur allein, oder jeden von ihnen nur vorzugsweise angehen, und zwar gilt dies sowohl von den wilden, als von den gezähmten, von den großen, wie von den kleinen Thieren. Zunächst sind namentlich den Alpen viele Thiergattungen eigen, welche man im Norden gar nicht kennt, so das Murmelthier, der Siebenschläfer, die Gemse. Die Bären sind im Norden überall ausgerottet, in den südlichen Alpen noch nicht. Dagegen kommen im Norden noch einige große Vierfüßer vor, die im Süden unbekannt sind, z. B. das Elenthier in Ostpreußen. Die Vierfüßer, die der Mensch fast überall zähmte und in seinem Haushalte aufnahm, sind im Norden und Süden ebenfalls auf verschiedene Weise verbreitet. Die Ziegen, die Esel und Maulesel sind im Süden häufiger als im Norden. Die Schafe, insbesondere auch die Zucht der feinen Merinoschafe, sind häufiger im Norden (Sachsen und Schlesien) als im Süden. Die Hauptländer für deutsche Pferdezucht liegen im Norden (das holsteinische, mecklenburgische, hannöverische Pferd). Die Schweinezucht wird am meisten im Norden, im Buchen- und Eichenlande (z. B. Westfalen) betrieben.

Unter den wilden Vögeln gibt es viele, die bloß im Süden, andere, die bloß im Norden vorkommen. Die wilden Gänse und Schwäne erscheinen fast nur auf den nördlichen Seen. Die wilden Enten wandern in großen Massen fast nur längs der Meeresküsten und längs der großen Ströme und der wässerigen Niederungen des Nordens. Ueberhaupt sind alle Gattungen Wasservögel im Norden häufiger und für ihn charakteristisch, und alle deutschen Länder im Süden des hercynisch-karpathischen Rückens stehen ihm darin in hohem Grade nach.

Die Reptilien sind im Süden häufiger als im Norden, namentlich viele Gattungen von Schlangen, desgleichen die Eidechsen; Frösche und Schnecken werden im Süden gegessen, letztere auch gemästet, nicht so im Norden.

Zahlreich sind die Arten der Insecten und Würmer, welche nur im Süden und nicht im Norden erscheinen. Ich hebe wegen ihrer Beziehung zum Menschen nur folgende hervor: die Wanderheuschrecken, die in Süddeutschland in den Donaugegenden zuweilen, in Norddeutschland fast nie erschienen sind; die Bienen, deren Zucht großartig fast nur in den Haidegegenden Norddeutschlands betrieben

wird; der Seidenwurm, dessen Zucht umgekehrt einigermaßen bedeutend nur in Süddeutschland sich ausgebreitet hat.

Der Reichthum an Fischen bildet in Bezug auf Zoographie einen der Hauptunterschiede von Nord- und Süddeutschland. Die langgestreckten Meeresküsten im Norden bringen den Bewohnern Norddeutschlands Seethiere aller Art ganz nahe. Ein großer Theil der Nahrung der Norddeutschen besteht in Fischen. Auch die Anzahl der Gattungen und Individuen der Flußfische ist in Norddeutschland weit größer. Manche Wanderfische kommen aus der Nordsee und Ostsee nur in die norddeutschen Flüsse hinein, so z. B. der Maifisch (eine Häringsgattung), und überschreiten die mitteldeutschen Gebirge nicht, entweder weil hier, wie bei der Weser und Oder, die Wassercanäle vollständig endigen, oder weil ihnen die süddeutschen Gewässer nicht mehr zusagen. Süddeutschland hat nur einen Fluß, in welchem auch große Süßwasserfische, Lachse, Störe, Welse &c. heimisch sind, die Donau, freilich aber auch nicht in so großen Quantitäten, wie im Norden. Auch die zahlreichen kleinen Seen des Nordens (in Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Preußen) bergen eine Fülle von Fischen, wie sie der an Seen ärmere Süden nicht kennt.

Im Durchschnitt kommen jetzt in Norddeutschland beinahe eben so viele Einwohner auf die Quadratmeile als in Süddeutschland, dort nämlich circa 3500, hier circa 3700.

In Norddeutschland ist die Mehrzahl der Städte größer und besser bevölkert als in Süddeutschland. Seit dem außerordentlichen Aufschwunge von Berlin, Breslau, Leipzig, Hamburg, Elberfeld, Stettin &c. liegen die volkreichsten deutschen Städte im Norden.

II.

Moralische und ethnische Contraste zwischen Nord- und Süddeutschen.

Dieselben Unterschiede, die man in der ganzen Welt zwischen nördlichen und südlichen Völkern, zwischen Ebenen und Gebirgsbewohnern, zwischen See- und Binnen-Nationen entdeckt hat, dieselben Unterschiede lassen sich auch wieder in Deutschland bei den Nord- und Süddeutschen nachweisen, natürlich aber in weniger schroffen Schattirungen, da hier von einem nicht sehr großen Erdoberflächenstück und nur von den Hauptkreisen derselben Nation die Rede ist.

1) Dualismus der Sprache.

Wie in Bezug auf geographische, geologische und hydrographische Verhältnisse, so zerfällt vor allen Dingen zunächst auch in Bezug auf die Sprache Deutschland nur in zwei Hauptabtheilungen, in eine süd- oder oberdeutsche und in eine nord- oder niederdeutsche.

Im Ganzen, kann man sagen, tragen die norddeutschen Dialekte das Gepräge des Flachlandes und der Meeresküste, so wie die süddeutschen das Gepräge des Gebirgslandes. Jene haben überall die

weicheren Formen, diese fast durchweg die härteren und schärferen Laute.

Die oberdeutschen Mundarten werden „gesungen“, d. h. es findet in ihnen ein mannichfaltiger Wechsel in Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne statt, ein Anschwellen und Sinken der Stimme, wodurch die Sprache eine weit bedeutendere Modulation für das Ohr darbietet, als die des Niederdeutschen. Es spiegelt sich darin gewissermaßen die Mannichfaltigkeit der Bodenoberfläche und ganzen Natur von Oberdeutschland ab. Der Niederdeutsche spricht mehr glatt weg und eintöniger, ohne die Stimme zu heben und zu senken. Seine Sprachweise scheint ein Spiegelbild der Einförmigkeit seines Landes zu sein. Im Ganzen ist die Sprache des Niederdeutschen weicher, flüssiger, gleichsam wassriger, wie sein Land, die des Oberdeutschen farbiger, saftiger, volltöniger, aber auch rauher.

Es gab eine Zeit, wo in Deutschland sowohl die Masse des Volks als auch die Gebildeten in jenen beiden Hauptdialekten redeten, und wo daher auch zwei Schrift- und Literatursprachen existirten, eine nord- oder niederdeutsche und eine süd- oder hochdeutsche. Doch wurde das Niederdeutsche aus den Kreisen der Gebildeten und der Literatur allmählig vertrieben und hielt sich als Literatursprache nur noch in Holland.

2) Menschenschlag, Körperbau.

Im Ganzen kann man wohl sagen, daß der kräftigere und größere Menschenschlag in Norddeutschland zu Hause ist. Das gesetzmäßige Militärmaß ist in Preußen, Mecklenburg und Hannover etwas größer als in Württemberg, Baiern und Oesterreich. Freilich gibt es im Norden auch mehrere sehr kleine Stämme, z. B. die Sachsen am Erzgebirge, und hie und da in Thüringen, so wie es umgekehrt im Süden sehr kräftige und große Racen gibt, z. B. hie und da in den Alpen, am Schwarzwalde.

Nordische Kraft ist aber noch jetzt kein leeres Wort. Der mecklenburger Bauer, der friesische Marschbewohner, der pommersche Viehzüchter, der norddeutsche Matrose und die Packträger und Waarenverlader (Porter!) in den norddeutschen Hafenstädten leisten Kraftäußerungen, die im Süden ganz unerhört wären.

Der Körperbau der Süddeutschen ist fast durchweg gedrungener. Die süddeutschen Weinculturstriche, Obst- und Gemüsebaugegenden haben namentlich überall ein nicht so starkes Geschlecht, wie die norddeutschen Marschen, Haide- und Ackerbaudistricte.

Die Gesichtszüge sind in Süddeutschland im Ganzen mehr abgerundet, in Norddeutschland länglicher und ovaler, auch sind die Gesichtszüge im Süden markirter, im Norden verwischter, so wie auch der Ton der Stimme im Süden durchweg voller und metallreicher, im Norden matter, feiner und hie und da höchstens etwas rauher und verstimmter ist, als im Süden.

3) Temperament. — Charakter. — Geistige Anlagen. — Religion.

Am meisten aber gehen die Nord- und Süddeutschen in Bezug auf Temperament und Anlagen des Geistes und Gemüths auseinander. Kaltes Blut, Phlegma, melancholisches Temperament, größere Ruhe, Vorherrschen des Verstandes, das sind Dinge und Eigenschaften, welche man überhaupt vorzugsweise dem Norden im Gegensatz zum Süden vindicirt, und diesem schreibt man dagegen ein sanguinisches Temperament, eine regere Phantasie, größere Fröhlichkeit, eine poetischere Natur zu.

Der Nordländer, und so im gewissen Grade auch der Norddeutsche, hat das ganze Jahr hindurch mit den rauhen Einflüssen der Natur zu kämpfen. Er lebt mit ihr fast in einem feindlichen Verhältnisse. Seine ganze Existenz ist eine viel künstlichere und berechnete. Er wird zum Nachdenken gereizt, wie er sich im Hause und am Heerde einen gemächlichen Sitz bereiten, und wie er der dürftigen Natur möglichst große Gaben und Vortheile abtrotzen möge. Darin liegt der Keim zum Erblühen der Künste und Wissenschaften im Norden.

Der Südländer, und so in mehr oder weniger hohem Grade auch der Süddeutsche, lebt in und mit der Natur als ihr Freund. Er wird ein Naturkind und nimmt den leichteren, unbefangeneren und unbedachtsameren Sinn eines solchen an. Der Süddeutsche contrastirt in dieser Beziehung mit dem Norddeutschen fast ebenso stark, wie der Italiener mit dem Deutschen überhaupt.

Dazu kommt nun noch die Einförmigkeit des flachen, sandigen, sumpfigen, neblichen Bodens von Norddeutschland, und der damit scharf contrastirende mannichfaltige Schmuck der süddeutschen Landesnatur. In den Bergen und Thälern von Süddeutschland, welche die Phantasie so mannichfaltig anregen, sind die meisten der schönen deutschen Volkssagen entstanden. Dort sind die Hauptsitze und Quellen der deutschen Volkspoesie. Das Nibelungenlied und überhaupt alle unsere ältesten nationalen Dichtungen haben sowohl ihren Hauptschauplatz als auch ihre Geburtsstätte in Süddeutschland. So lange die deutsche Poesie noch wahre Volkspoesie, ein Gemeingut Vieler war, blühte sie (der Minnegesang, die Meistersänger) vorzugsweise in Süddeutschland. Erst als mit der Ausbildung unserer verfeinerten Schrift und Literatursprache Apollo vorzugsweise unter den Gebildeten und Gelehrten sich seine Jünger erwählte, gingen aus Norddeutschland große Dichter hervor.

Es fehlt dem Norddeutschen nicht an Volkswitz, allein sein Witz ist mehr kritischer und beißender Natur. Der Witz des aufgeweckten und drolligen Schwaben und Oesterreichers ist gemüthlicher, mehr poetischer Natur. Die allgemein bekannten Producte des Berliner Witzes und die eben so allgemein bekannten Erzeugnisse des Wiener Volkswitzes können hier als Repräsentanten des Nordens und Südens gelten. Ein größerer Frohsinn und eine größere Herzlichkeit geht so weit, als die

Rebe in Deutschland rankt. Das Bier und der Branntwein des Nordens fördern für die Dauer mehr Trübsinn und Melancholie. Gesang ist vorzugsweise im Süden zu Hause.

In Bezug auf Verstand ist aber der Norddeutsche dem Süddeutschen weit voraus. Er ist wie des kindlicheren Süddeutschen älterer Bruder, daher auch in dieser Zeit der Herrschaft des Verstandes er ihm in vielfacher Hinsicht überlegen geworden, daher auch dorthin jetzt das Uebergewicht der deutschen Macht gefallen ist.

Eine der folgenreichsten und bleibendsten politischen Spaltungen von Nord- und Süddeutschland bereitete sich im 16. Jahrhundert vor und trat mit der lutherischen Kirchenreformation ins Leben. Luther erhob sein Banner in Norddeutschland. Er riß bald den ganzen Norden mit sich fort, wo die Fürsten schon oft dem im fernen Süden residirenden Kaiser wiederstrebt hatten und in der Kirchenreformation eine vortreffliche Gelegenheit erblickten, sich vom Kaiser, der die Partei der Kirche ergriff, noch unabhängiger zu machen. Es bildete sich bald (zu Schmalkalden) ein norddeutsches Fürstenbündniß, dem der Kaiser im schmalkaldischen Kriege mit süddeutschen Fürsten entgegentrat. Norddeutsche Fürsten (die von Hessen, Sachsen und Brandenburg) hielten zusammen und stellten sich an die Spitze der Bewegung.

Der Norden und Süden rangen und wütheten dreißig Jahre lang gegen einander, der Süden mit Hülfe italienischer, spanischer und anderer südeuropäischer Truppen, der Norden mit Hülfe der Schweden, Dänen und anderer nordeuropäischer Völker. Noch nie hatte sich Deutschland so scharf in zwei feindselige Lager gespalten: die katholische Liga im Süden, die Union der protestantischen Fürsten im Norden.

Der Frieden, welcher zuletzt diesen dreißigjährigen Bruderkrieg endigte und der die Verhältnisse der deutschen Protestanten und Katholiken, so wie die Verhältnisse der Fürsten zum Kaiser festsetzte, zeigte endlich ein dem Wesen nach ganz protestantisches Norddeutschland und ein in der Hauptsache ganz katholisches Süddeutschland. Zwar hatte anfänglich der Protestantismus auch in Süddeutschland weit um sich gegriffen, aber er ward im Laufe des Krieges in Oesterreich, in Böhmen, in Baiern fast völlig ausgerottet.

Nach den Grenzen, die der Protestantismns beim Ausgange des dreißigjährigen Krieges bekam und die er auch bis jetzt der Hauptsache nach festgehalten hat, liegt das Hauptstück des protestantischen Deutschlands zwischen der Weser im Westen und der Oder im Osten, zwischen der Eider, Nord- und Ostsee im Norden und dem Erzgebirge, Riesengebirge, Thüringer- und Frankenwalde im Süden. Innerhalb dieses Stücks, welches zugleich die bei Weitem größere Hälfte Norddeutschlands ist, herrscht ein ganz reiner und fast ungemischter Protestantismus. Es sind die Flußgebiete der Weser, Elbe (mit Ausnahme des großen böhmischen Quellenbeckens) und der Oder (mit Ausnahme des Quellenbeckens).

Umgekehrt herrscht ein reiner und ungemischter Katholicismus im

Süden jener mitteldeutschen Gebirgsscheide bis zu der südlichen Grenze Deutschlands in den Alpen, in den oberen Quellenbecken der Elbe und Oder, und in dem ganzen großen Süddeutschland durchziehenden Hauptthale der Donau bis zu den Quellen derselben aufwärts im Schwarzwalde und in den gesammten Nebenthälern des Donauthales. Es ist dies bei Weitem die größere Hälfte von Süddeutschland.

Gemischt erscheinen Katholiken und Protestanten in den östlichen Provinzen von Norddeutschland, in Schlesien, West- und Ostpreußen. Doch überwiegt auch in diesen nördlichen Gegenden ganz entschieden der Protestantismus.

Am meisten und wunderlichsten gemischt und durch einander geworfen zeigen sich die katholischen und protestantischen Gebiete in Westdeutschland, in dem gesammten Rheinsystem und dem ihm benachbarten System der Ems und der Schelde. Längs des Rheins ragt der Protestantismus tief in Süddeutschland hinein bis zu der Quelle des Stromes, und umgekehrt geht längs des Rheins, der Schelde und Ems der Katholicismus hoch in Norddeutschland hinauf. Es gibt nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa keine zweite Gegend, in welcher die Gebiete beider Religionen sich auf gleiche Weise durchkreuzen, gegenseitig enklaviren, umschließen.

Protestantismus und Katholiscismus sind zwei so verschiedene Religionen, daß sie die Sitten und Gebräuche, die wesentlichen Lebensansichten und den Charakter ihrer Anhänger bedingen. Da das Oberhaupt des Reichs, der Kaiser, katholisch blieb, so führte die religiöse Spaltung auch eine so verschiedene Stellung der protestantischen Unterthanen und Fürsten zum Kaiser herbei, daß man sagen kann, daß Deutschland durch kein Ereigniß entschiedener gespalten wurde, als durch die Durchführung des Protestantismus, und daß, da diese religiöse Spaltung der Hauptsache nach mit der natürlichen Spaltung in Nord- und Süddeutschland zusammentraf, durch kein Ereigniß der Norden und Süden mehr von einander entfernt wurden. Der ganze Norden von Deutschland ging nun nicht nur in religiöser, sondern in Folge dessen auch in vielen anderen Beziehungen einen ganz anderen und eigenthümlichen Culturgang. Die Volksbildung, die Entwickelung der Sprache und Literatur, die ganze Denkweise und der Charakter der Nation wurden andere.

Von der Zeit der Reformation her kann man endlich auch noch die allmählige Entwickelung jener beiden großen und souveränen Staaten datiren, von denen der eine allmählig die größere Hälfte Norddeutschlands, und der andere die größere Hälfte Süddeutschlands mit seinem Territorium vereinigte, und deren Einfluß nach und nach fast ganz Nord- und Süddeutschland unterlag.

Beide entwickelten sich aus Osten und wirkten von da aus nach Westen zurück. Beide entstanden aus alten, gegen die slawischen Nachbarn Deutschlands gestifteten Grenzprovinzen. Beide hatten ihre Wiege auf ursprünglich nicht deutschem, auf erobertem Gebiete stehen,

der nördliche (Preußen) an der Ostsee mitten auf der großen nordöstlichen Colonieenstraße der Deutschen, der südliche (Oesterreich) an der Donau mitten an der großen deutschen Wanderstraße nach Südosten. Beide erstarkten und wuchsen im Kampfe mit den fremden Nachbarn des Reiches, Oesterreich im Kampfe mit den Tschechen, Wenden, Kroaten, Slowaken, Slawoniern, Magyaren und Türken; Preußen im Kampfe mit den Lithauern, Letten, Polen, Russen. Beide hatten anfänglich ihr Schwert und ihr Angesicht bloß gegen Osten gerichtet, bezogen Hülfe und Kraft aus Deutschland, das sie im Rücken hatten, auf das sie sich stützten und wo ihre Wurzeln lagen. Wie Bäume, die auch aus ihren Wurzeln neue Aeste treiben, griffen sie nun aber auch westlich nach Deutschland zurück, und wandten, nachdem sie ihre Mission im Osten vollendet, ihre dort erlangte Macht zur Vermehrung ihres Ansehens im Reiche an.

Zu verbessern:

S. 1 Z. 4 von oben
S. 10 Z. 3 von unten } lies: Kriegk statt: Kriegh.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.